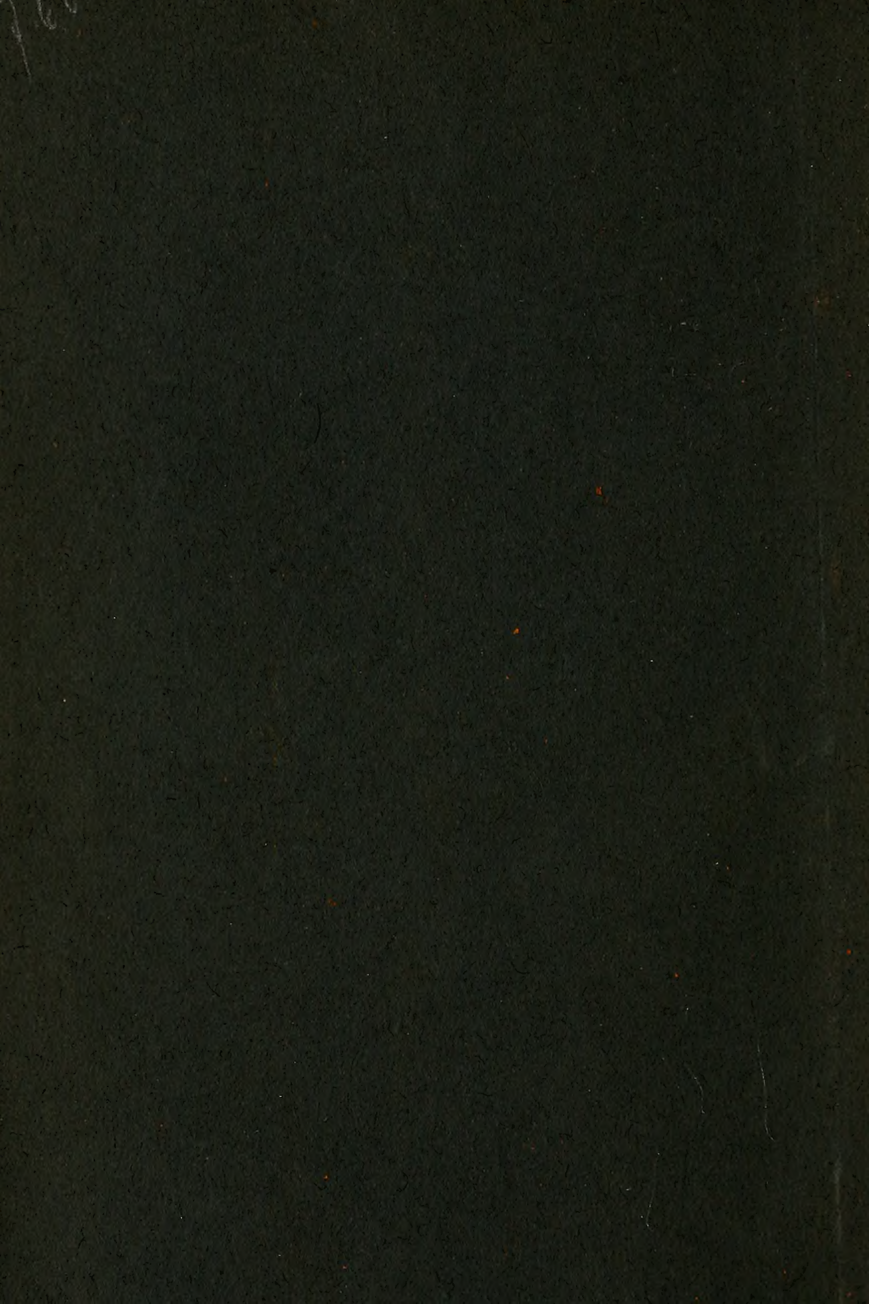






Das andere Leben.

Ernst und Trost der christlichen Welt- und Lebensanschauung.

Von

Dr. Wilhelm Schneider,
Bischof von Paderborn.

Achte, durchgesehene Auflage.

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1905.



Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Zur Saat des Gottesackers muß jedes Haus sein Korn beisteuern: manche Familie hat dort ihr Bestes begraben. Der unerbittliche Tod holt einen nach dem anderen von den lieben Angehörigen und Freunden, die unser Leben erfreuen; noch bevor er den Wunden der Trennung Zeit gelassen, zu vernarben, erscheint er wieder, um neue schmerzliche Wunden zu schlagen. Darum tut es not, die entsprechenden Heilmittel bereitzuhalten.

Der nächste und mächtigste Trost für das vom Trennungsschmerze ergriffene Herz ist die Hoffnung auf eine glückselige Wiedervereinigung in der anderen Welt. Diesen Balsam begehrt die Natur, und der Glaube gewährt ihn. Unsere lieben Toten bleiben unser; sie leben und sollen ewig leben. Sie haben auch nicht aufgehört, für uns zu leben, da sie fortfahren, uns zu lieben. Sie sind nicht fort-, sondern nur vorausgegangen: beim Eintritte in die Ewigkeit sollen wir sie wiedersehen, um nie mehr von ihnen getrennt zu werden.

Der Verfasser war bemüht, die Wünsche der Natur in Einklang zu bringen mit den Verhältnissen des jenseitigen Lebens und die rechte Mitte zu halten zwischen den natürlichen Forderungen des betrübten Herzens und den übernatürlichen Anforderungen an dasselbe: gleich weit entfernt von der mohammedanisch-sinnlichen Anschauung, die den

*

entzückenden Gedanken des Wiedersehens mit unwürdigen Vorstellungen und Bildern füllt, wie von der dürren Auffassung eines kahlen und kalten Unsterblichkeitsglaubens, der ihn seines tröstlichen Inhaltes entleert und nichts davon übrig läßt als einen reizlosen Schatten ohne Licht und ohne Wärme.

Trostgründe, die dem Herzen am nächsten liegen und am ersten den Schmerz in seiner Quelle erreichen, sind auch am leichtesten dem Verdachte ausgesetzt, bloße Eingebungen des Herzens zu sein, von denen der Verstand nichts weiß; sie versagen allen Erfolg, sobald sie vom Zweifel überfallen werden. Der wahre und wirksame Trost muß deshalb in der Vernunft und der Offenbarung eine feste Stütze finden. Den Glauben an das jenseitige Wiedersehen zu beleben, die Hoffnung darauf zu stärken und der Sehnsucht danach in den verschiedenen Todesfällen die vollkommene und dauernde Erfüllung zu zeigen, ist der Zweck des vorliegenden Büchleins, das ich dem Andenken der teuren Verklärten in dankbarster Liebe widme.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die neueren Denkrichtungen, die den Kampf um die Lebensanschauung zu einem Kampfe ums Jenseits gestalten, die christliche Jenseitshoffnung und mit ihr die christliche Weltauffassung verwerfen oder verdächtigen, haben in der vorliegenden Auflage eine größere Berücksichtigung erfahren.

Dem Unsterblichkeitsbeweise aus der Völkerkunde, dem

die Vorliebe unserer Zeit für das beobachtend-vergleichende Forschungsverfahren eine erhöhte Bedeutung verleiht, wurde ein besonderes Kapitel gewidmet. Den sog. Naturvölkern war zur Bekundung ihres Glaubens an die Seelenfortdauer ein längeres Wort zu gestatten, da sie öfters als Zeugen gegen dessen Allgemeinheit angerufen werden. Auch in der Versammlung des Afrikavereins am 25. November 1889 in Cöln hat ein geistlicher Redner den Bewohnern des „dunklen Erdteiles“ den Unsterblichkeitsgedanken mit scharfen Worten abgesprochen; allein „tot ist tot, und mit dem Tode ist alles aus“ ist keineswegs der zutreffende Ausdruck für die Todesanschauung des Negers, geschweige des Naturmenschen überhaupt.

Dem vorherrschend sinnlichen Inhalt der heidnischen Jenseitshoffnungen entspricht deren Armut an sittigender Kraft. Auf der christlichen Lehre vom anderen Leben beruht die rechte Schätzung und Führung des diesseitigen, die echte Sittlichkeit und Menschlichkeit. Die heutzutage beliebte Mißdeutung der christlichen Weltanschauung, als einer kulturscheuen und lebensfeindlichen, rechtfertigt den nachdrücklichen Hinweis unserseits, daß der Geist des Christentums das gegenwärtige und das zukünftige Leben nicht als unversöhnliche Gegensätze, sondern als eine einzige Daseinslinie betrachtet, die von der Anlage zur Vollendung, von der Aussaat zur Ernte hinüberleitet. Und das Gebot der Selbst- und Weltverleugnung zielt nicht auf Selbst- und Weltflucht, sondern auf Überwindung der Selbst- und Weltsucht in jedem Lebensberufe. Der rohe Diesseitscharakter des neuheidnischen

Trachtens und Treibens hat den Gesellschaftskörper zerrissen und in die Gefahr der Auflösung gestürzt; ohne die Rückkehr zum lebendigen Glauben an ein ewiges Leben wird jeder Rettungsversuch vergeblich sein. Die christliche Jenseitsanschauung bringt den Wert des diesseitigen Daseins zur vollen Geltung und verbürgt ihn allen Ständen und Berufsarten.

Die „unabhängige", vom Glauben an Gott und Ewigkeit losgelöste Welt- und Lebensansicht, die den Inhalt der erträumten Zukunftsreligion bilden soll, weiß keinen Ersatz für die christliche Jenseitshoffnung, die allen berechtigten Ansprüchen des menschlichen Geistes und Gemütes vollkommene Befriedigung verheißt. Die Immortelle, in den grünen Kranz gewunden, den die dankbare Liebe auf dem schlichten Rasenhügel wie auf dem prunkvollen Denkmale niederlegt, stimmt das wehmutschwere Herz hoffnungsfreudig, da sie der Seele den Gedanken einhaucht: es gibt ein Land des ewigen Lichtes und des ewigen Friedens, der ewigen Liebe und der ewigen Freude; es gibt eine vollkommene Ausgleichung durch eine gerechte Vergeltung; es gibt ein Wiedersehen ohne Leid und ohne Mißton, eine Wiedervereinigung ohne Trennung.

Die leitenden Gedanken unserer Erörterungen sind in dem Nebentitel angedeutet, der dem gekürzten Haupttitel neu hinzugefügt wurde. Den Einblick in den Gedankengang vermittelt die nachstehende Inhalts-Übersicht. Da das Buch auch in seiner veränderten Gestalt im weiteren Kreise der gebildeten Christen seine Leser sucht, so wurde die Art der Darstellung beibehalten. Möge es auf seiner neuen Wanderung neue Freunde finden!

Vorwort zur vierten Auflage.

Die vorliegende Auflage hat mancherlei Verbesserungen und Zusätze aufzuweisen. Nachdem ich den Unsterblichkeitsglauben der afrikanischen Naturvölker inzwischen in einem anderen Werke ausführlich dargelegt habe, glaubte ich mich hier mit dem Hinweise darauf begnügen zu dürfen. Möge auch dieser Auflage eine wohlwollende Aufnahme zuteil werden.

Vorwort zur achten Auflage.

Auch der gegenwärtigen Auflage hat die verbessernde Hand nicht gefehlt. Möge das Buch noch mancher Christenseele Licht und Trost spenden!

Paderborn, den 15. August 1905.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

I. Leben und Tod nach christlicher und nach heidnischer Auffassung. Das letzte Lebewohl. — Auf Wiedersehen!

V. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung im Jenseits. Die Übereinstimmung der Völker und die Stimme der Menschennatur. Die geläuterte Sehnsucht des Christen.

IX. Verklärung der Liebe und Freundschaft, die auf Erden bestanden. — Die Liebe der Seligen zu Gott, zu sich selbst und zueinander in ungestörter Eintracht.

X. Die Auferstehung des Leibes.

XIII. Die Wohnstätte der Wiedervereinigten. — Das Weltende. Der neue Himmel und die neue Erde.

XVII. Besorgnisse.

1. Das Los der ungetauften Kinder.

2. Zweifel an der Seligkeit Erwachsener. — Plötzliche Todesfälle. — Trost bei Anzeichen eines unseligen Todes.

I.

Leben und Tod nach christlicher und nach heidnischer Auffassung. — Das letzte Lebewohl. Auf Wiedersehen!

„Christus ist mein Leben,
Und das Sterben mir Gewinn."
Phil. 1, 21.

Der Tod ist ein Naturgesetz, behauptet die Philosophie. Die neuere Naturwissenschaft lehrt, er sei keineswegs eine naturnotwendige Unvollkommenheit des Organismus, da dieser keinen Grund darbiete, warum der Stoffwechsel nicht mit ungeschwächter Kraft sich in alle Ewigkeit fortsetzen könne. Ein namhafter Forscher aus der Schule Darwins erklärte in der Versammlung von Naturforschern und Ärzten, die im Jahre 1881 zu Wien tagte, das Sterben sei nicht ein in der Natur des Lebens begründeter Vorgang, sondern nur eine Anpassungserscheinung. Da eine unbegrenzte Lebensdauer sich als ein überflüssiger Luxus darstelle, so sei die Unvermeidlichkeit des Todes im Gange der natürlichen Entwicklung allmählich entstanden oder erworben.

Darum aber hört die Menschheit nicht auf, den Tod wie eine natürliche Notwendigkeit zu empfinden und zugleich als eine Macht zu fürchten, der ihre Natur widerstrebt. „Die ganze Weltweisheit ist Sorge um den Tod," hat Sokrates gesagt. Daher täuschen sich alle, die in der Abwehr des Todesgedankens ein Schutzmittel gegen die Todesfurcht erblicken. Weise ist es, frühzeitig auf den Ruf Abrahams

a Sancta Clara zu hören: „O Mensch, laß dir's gesagt sein, laß dir's geklagt sein, schrei es aus und schreib es aus allen, allen, allenthalben: es muß gestorben sein, nicht vielleicht, sondern gewiß; wann sterben, ist nicht gewiß, wie sterben, ist nicht gewiß, wo sterben, ist nicht gewiß, aber sterben, ist gewiß." Der Mächtigste auf Erden ist nicht unter jenen zu suchen, die über Länder und Meere gebieten, den Völkern Gesetze geben und über ihre Mitmenschen Gericht halten, die mit gewaltigen Heeren glänzende Siege erfechten, die alles, was die Erde an Schätzen besitzt, in ihren Palästen aufhäufen: auch sie sind einem anderen untertan und tragen dessen Joch. Und dieser, von allen gefürchtet, fürchtet niemanden. Bei seinem Namen zittern die meisten, die sonst mutig jeder Gefahr ins Gesicht schauen; wenn dieser eine erscheint, beben sie zaghaft zurück. Seinem Befehle gehorchen, die sonst nur Befehle erteilen, vor ihm verneigen sich, die vor keinem Sterblichen sich beugen, vor ihm fallen zu Boden, die auf erhabenen Thronen sitzen. Ungerufen und unangemeldet tritt er vor die Mächtigen der Erde und fragt nicht erst, ob sie zu sprechen seien. Kein Posten hält ihn an oder ruft ihm „Wer da?" zu: er würde sich auch nicht darum kümmern, sondern ernst und schweigend festen Schrittes vorübergehen und den Zutritt sich erzwingen. Eine ganze Reichsarmee würde ihn nicht aufhalten, sondern vor ihm die Waffen strecken. Er dringt in das Gemach des Gewaltigen und tritt ans Bett heran; kein Kammerherr wehrt ihm oder fragt ihn: was willst du hier? Alle gehen ihm aus dem Wege, alle werden bleich, sobald er sich ihnen naht; er sagt ihnen etwas ins Ohr, das ihnen die Glieder schüttelt und sie zu Boden wirft.

Den einen sucht er im Arbeitszimmer auf, dem anderen pocht er ans Schlafgemach. Diesem erscheint er im Kreise der Seinigen, jenen redet er an auf offener Straße oder

im freien Felde, einem dritten winkt er beim fröhlichen Gelage, und sogleich verläßt er seine heiteren Genossen und folgt ihm. Diesen besucht er am frühen Morgen, jenen am Abend, einen anderen zur Mittagsstunde und wieder einen anderen um Mitternacht. Dem einen kündigt er sich lange vorher an, den anderen überrascht er plötzlich.

Ob du hohe Titel führst, Kreuz und Stern auf der Brust trägst, oder ob du kaum gekannt in zerlumptem Kleide einhergehst, ob du viele Jahre zählst oder wenige, große Reichtümer besitzest oder gar keine, das alles kümmert ihn nicht. Bei ihm hilft auch kein Weinen und Flehen. Vergebens bittest du um Aufschub: siehe doch meine sieben Kindlein an, die ich kaum zu ernähren vermag; wer soll es tun, wenn du mich fortnimmst? Überlaß das einem anderen, spricht er kalt, nach oben deutend — und du mußt mit!

Wie heißt dieser Allgewaltige: Er heißt Tod.

Sei, wer du willst: ist deine Lebenszeit vollendet, so ist auch deine Rolle ausgespielt. Dann heißt es: hinweg von dieser Welt und hinüber in das Land, wo sich alle Lebenden seit Jahrtausenden versammeln, und wo nur ein Herr und ein Richter ist, und dieser Herr und Richter ist Gott! Vor diesem allgemeinen Gesetze schützt nicht Jugend, nicht Tugend, nicht Wissenschaft, nicht Weisheit, nicht Ehre, nicht Macht, nicht Gesundheit, nicht Kraft. Verwelken muß jede Blume des Lebens, sich beugen jeder Stolz, erliegen jede Stärke, herabsteigen jede Größe, fallen jede Krone; vor ihm gibt es keine Günstlinge, keine Lieblinge. Wer lebt, trägt den Mörder des Lebens in sich und nährt ihn, und wenn dieser stark genug geworden ist, verzehrt er den, der an seinem Busen ihn großgezogen hat. Hoch und niedrig, reich und arm, gelehrt und ungelehrt: alles pilgert dem Grabe zu.

Und hier werden alle einander gleich.

1*

All die zahlreichen und bedeutenden Verschiedenheiten, die dem Menschengeschlechte und seinem zeitlichen Dasein ein so buntes Aussehen geben, fallen unter der Sichel des Todes. Er streicht mit seiner eisigen Hand durch die Gesichter und färbt alle bleich, die schönen und die häßlichen. Er rührt die gesunden und die kranken Glieder, sie schütteln sich noch einmal mit fieberhafter Kraft und erstarren. Das Grab verschlingt alles, das Zepter wie den Bettelstab; vor diesem Gefängnisse rettet weder Krone noch Fürstenhut. Der Mächtige findet hier seine letzte Residenz, der Verfolgte sein letztes Asyl, der Obdachlose seine letzte Herberge. Das Grab straft die Tyrannei des Gewalttäters, indem es ihn dem Unterdrückten gleichmacht. Es rächt die Gier des Habsüchtigen, indem es ihn in die tiefste Armut stürzt: die Hand, die stets in Goldhaufen wühlte, ist hier so leer wie jene, die nur Pfennige zählte. Der Gottesacker ist die stille Welt, in der es keinen Unterschied mehr gibt zwischen Glück und Unglück, zwischen Freud und Leid, zwischen Hoheit und Niedrigkeit. Einzig die Eitelkeit der Überlebenden wagt es, durch wetteifernden Luxus die feierliche Ruhe dieser geweihten Stätte zu stören, auf der alle Eitelkeit begraben wird: aus dem Häufchen Asche läßt sich ja nicht bestimmen, ob der gefallene Baum hoch oder niedrig, schlank oder verkrüppelt, schön oder häßlich, eine stolze Pappel oder eine demütige Weide gewesen sei.

Das Todesurteil, das allen Menschen unsichtbar auf der Stirn geschrieben steht, wird an dem einen früher, an dem anderen später vollstreckt, aber auch die längste Gnadenfrist ist bald abgelaufen. Die völlig normale Todesart ist das allmähliche Schwinden der Lebenskraft bis zum gänzlichen Absterben; sie gleicht dem Erlöschen der Flamme, die den Ölvorrat aufgezehrt hat. Aber der Tod des Greises, durch allmähliche Übergänge vorbereitet, ist nicht die Regel;

selbst das eigentliche Greisenalter ist nicht allzu häufig. In den meisten Fällen erfolgt der Tod durch heftige und plötzliche Störungen, die einer noch für Jahre ausreichenden Lebenskraft ein jähes Ende bereiten. „Der Mensch geht auf wie eine Blume und vergeht wieder."[1] „Wie Dinge, die man für nichts hält, so sind des Menschen Jahre. Früh welkt er dahin wie das Gras, des Morgens blüht er auf, um hinzuwelken; des Abends fällt er ab, erstarrt und verdorrt."[2] Mancher Erdensohn atmet einmal und nicht wieder, wandert aus dem Mutterschoße direkt in den Erdenschoß; heute hört man fröhliche Wiegelieder und morgen traurige Grabgesänge. Mag auch die Lebenszeit eine lange Reihe von Jahren umfassen: diese setzen sich zusammen aus einzelnen Tagen, von denen der eine dem anderen auf die Ferse tritt. „Alle unsere Tage schwinden dahin; unsere Jahre sind zu achten wie ein Spinnengewebe."[3] „Unser Leben auf Erden ist wie ein Schatten,"[4] der keine Spur seines wesenlosen Daseins zurückläßt. Wir sehen eine Zeitlang in die Welt, bald sieht man uns nicht mehr und vergißt die Stätte, wo wir gestanden. Bald kommt der Tod, das Grab und die Verwesung: so ruft die ganze Natur, der Wechsel der Tages- und der Jahreszeiten, die auf- und untergehende Sonne, jede Blume des Feldes und jeder Grashalm auf der Wiese. Die Summe der uns beschiedenen Tage wird rasch vollzählig. Schneller als der Schall, schneller als das Licht fliehen die einzelnen Augenblicke an uns vorüber. Die Lebenszeit gleicht dem Tage, wo dem Morgen rasch der Mittag und diesem noch rascher der Abend folgt.

Geschlechter sind gekommen und wieder gegangen, auch das gegenwärtige Geschlecht wird verschwinden, um einem anderen Platz zu machen. Das Haus, in dem wir wohnen, bewohnte vor uns ein anderer. Auch wir haben es nur

zur Miete; wenn unsere Lebensuhr abgelaufen ist, wird uns gekündigt, und wir müssen ausziehen. Die mancherlei Gebrechen und Schwächen, die wir täglich fühlen, sind deutliche Merkzeichen, daß man uns bald hinaustragen werde, wie man unsere Vorfahren hinausgetragen hat. Das Kind wird Jüngling, Mann, Greis und geht zu Grabe. Immer wiederholt sich dasselbe Schauspiel: bald wandert dieser, bald jener fort. Heute mir, morgen dir; heute rot, morgen tot; jung kann man sterben, alt muß man sterben. Mit derselben Leichtigkeit wie den Neugeborenen, der eben anfängt zu atmen, holt der Tod den blühenden Jüngling, den üppige Lebenskraft erfüllt, den matten, müden Greis, der unter der Last der Jahre seufzt, wie den rüstigen Mann, dem die Lebenssonne im Mittage steht.

Die große Mehrzahl der Menschen denkt mit Bangen und Zagen ans Sterben. Der Tod ist ein gefürchtetes Thema. Die Philosophie erblickt in ihm das letzte Rätsel des Lebens. Die Poesie naht sich ihm, um einen Augenblick über ihm zu schweben und dann erschrocken sich wieder zurückzuziehen. Griechische Maler haben wohl den Tod als blühenden, liebenswürdigen Jüngling dargestellt, der dem Sterbenden den letzten Atem von den Lippen hinwegküßt. In der Regel aber ist das Bild des Todes ein grausiger, mit einer Sense bewaffneter Knochenmann, der nur so viel Ähnlichkeit mit der Menschengestalt hat, um in jedem Menschen ein gewisses Grauen gegen sich selbst zu erregen. Wer möchte den Tod schön, lieblich und anziehend finden, da alle vor ihm zurückschaudern? Man redet oft von seiner Majestät: für das leibliche Auge ist sie die Majestät des Königs der Schrecken.

Auf Grund einer alltäglichen Erfahrung darf man behaupten, daß selbst das Alter, dem die zunehmende Gebrechlichkeit das Leben naturgemäß zu verleiden scheint, eine

Verzögerung des Todes in der Regel nicht ungern sieht. Darf, wie oft geschieht, die zähe Anhänglichkeit an ein Leben, das so arm an Lebenswert erscheint, als ebenfalls greisenhafte Schwäche gedeutet werden, als unvermeidliche Folge davon, daß nach dem Schwinden der äußeren Lebensreize das kurzsichtige Auge desto begieriger den matten Schimmer des erlöschenden Innenlebens aufsucht und das verödete Herz sich desto sehnsüchtiger in sich zurückzieht? Wie der müde Arbeiter am Abende sich gern zum Schlummer niederlegt und der Seefahrer nach langer, gefahrvoller Reise freudig in den ruhigen Hafen einlenkt, so müßte sich, scheint es, eine Seele, die vom Diesseits nichts mehr zu hoffen und zu wünschen wagt, um so lebhafter nach dem Jenseits sehnen, je mehr sie hienieden erlebt, erkämpft und erlitten hat. Man unterschätzt aber die Macht der natürlichen Todesfurcht und wird dem Lebenswillen des sprichwörtlich lebensmüden Greises nicht gerecht, wenn man dessen Stimmungsgehalt nach den Empfindungen des kraftvollen und fröhlich schaffenden Mannes beurteilt. Man darf es ihm nicht als Schwäche anrechnen, daß er noch zu leben begehrt, obwohl er sozusagen nur von sich zu zehren vermag, und daß ihm ein Leben als noch lebenswert erscheint, das seinen Inhalt aus Erinnerungen und Ahnungen empfängt. Wer das stürmisch bewegte, tückische Meer glücklich hinter sich hat, wird durch den Donner der Wogen nicht mehr beunruhigt. Wer sich aus dem geräuschvollen Weltgetriebe, in dem man so leicht sich verliert, in sein Selbst geflüchtet hat, steht leidenschaftslos, frei und überlegen den Dingen gegenüber, die vordem seinen Sinn fesselten und sein Herz in heftiges Pochen versetzten. All die tausend Bande, die einst sein Gemüt hin und her zerrten, hat er abgeschnitten. Mit stillem Lächeln blickt er zurück auf die Gaukelbilder der Welt, die ihn nicht mehr zu ängstigen oder zu täuschen

vermögen. Das Leben und seine Gestalten schauen ihn an, wie die Schachfiguren nach geendigtem Spiele, wie Waffen nach errungenem Siege. Sie gleichen den Erscheinungen eines Morgentraumes, dem das durchschimmernde Tagesbewußtsein die Macht, zu betören und zu peinigen, benommen hat. Infolge dieser geistigen Unabhängigkeit und ernsten Ruhe wird die Anschauung der Außenwelt ein reiner Gewinn, da sie das Innere ohne Entgelt bereichert.

Wie es abgelebte, lebensmüde Jünglinge gibt, so gibt es auch jugendfrische, lebensmutige Greise, deren Leben nicht darum als arm und armselig anzusehen ist, weil es wegen seiner Ruhe und Innerlichkeit sich nach außen hin weniger bemerkbar macht. Jene Sammlung, infolge deren der Geist ganz bei sich ist, in sich webt und wirkt, zuweilen große Gedanken faßt, die für die Nachwelt große Taten werden, und in seiner Stille und Einsamkeit sich selbst genügt, da er ein erarbeitetes, erkämpftes und erduldetes Leben in sich trägt, ist ein Gut, das dem Alter noch einen wirklichen Wert verleiht. „Jeder Gedanke," sagt Bogumil Goltz,[5] „jede Kenntnis ist in ihm Geschichte und Erlebnis, ist durch seine Herzkammern gegangen in Freude und Schmerz, in Sorge und Not, in Armut und Mühseligkeit. Seine Augenblicke sind auf Zukunft und Vergangenheit bezogen . . .; so hat sich aus Herzpulsen, aus Geschichte, aus Glaube und Liebe, aus Andachts- und Ewigkeitsschauern ein Gemüt gebildet, auf das der alte Mensch wie auf einen Grundstock alle Lebensaugenblicke und Einzelheiten bezieht." Obwohl ein solches Leben als abgestorben erscheint und stets ans Sterben erinnert, so daß jeder Augenblick desselben gewissermaßen von der Ewigkeit berührt wird, so ist doch derjenige nicht zu belächeln, der nicht aufhört, es zu schätzen und gegen den Tod zu schützen.

Gleicht schon das Leben in seinem gewöhnlichen Verlaufe mehr einem Trauer- als einem Lustspiele, so schließt der letzte Akt eines jeden Lebens mit einem erschütternden Zusammenbruch. Ein in Reichtum und Ehren noch so glänzendes, durch Freude und Spiel noch so erheiterndes, an glücklichen Ereignissen und buntem fröhlichen Wechsel noch so reiches Leben verfällt schließlich dem Tode. In Tränen nimmt es Abschied und hinterläßt Tränen. Man kann den Gedanken an den Tod noch so oft ausschlagen, er kehrt wieder, die Furcht vor dem Sterben noch so tapfer und beharrlich bekämpfen, sie läßt sich nicht vollständig besiegen. Keine Trennung ist so schmerzlich und schwer wie Trennung der Seele vom Körper. Überdies ist der Tod der Abschied von allem, was hienieden uns lieb und teuer ist. Daher begleitet den Gedanken an ihn von selbst das Gefühl der Betrübnis und Furcht.

Nie aber treten die Schrecken des Todes so lebendig uns vor Augen, nie erschüttert das „Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zu Staub werden wirst!“ [6] so mächtig unsere Seele, als wenn wir an dem Sterbebette eines lieben Angehörigen oder eines teuren Freundes stehen. Unser Innerstes erbebt, wenn der grausige Knochenmann seine kalte, dürre Hand ausstreckt gegen ein Leben, das ein Teil von dem unserigen ist, wenn er unerbittlich ein Wesen von unserer Seite reißt, mit dem wir durch die festesten und edelsten Bande vereinigt sind. „Trennst du so, o bitterer Tod? O Tod, wie bitter ist dein Andenken!“ [7] In solchen angst- und schmerzvollen Augenblicken fühlen wir die unwiderstehliche Macht des Todesengels in nächster Nähe, unmittelbar vor unseren Füßen hören wir das schauerliche Schnarren seiner grausamen Sense. Durch nichts läßt er sich stören in seiner Mordarbeit, mit erschreckendem Eifer

vollführt er rastlos sein Werk an denen, die wir durch Flehen und Jammern retten möchten.

Und was macht er aus dem Gegenstande unserer heißesten Liebe? Welch furchtbare Zerstörung und Verwüstung richtet er an in dem engen Kreise, den Verwandtschaft und Freundschaft um unser Dasein geschlungen! Er bricht eine breite Lücke in die Schutzwehr, die eine liebevolle Vorsehung um unser zeitliches Lebensglück gezogen: einsam und verlassen läßt er uns zurück in unserem brennenden Schmerze, er beraubt uns des Schutzes in der Gefahr, des Beistandes in der Not, des Trostes im Leiden.

Mit Entsetzen gewahren wir die Spuren seiner grauenvollen Tätigkeit. Regungslos, kalt, starr und entstellt liegt der Leichnam auf dem Sterbelager. Bald wird man ihn zu Grabe tragen. Im Schoße der dunklen Gruft ruhen dann die teuren Überreste eines ehemals prächtigen Hauses, in dem eine edle, liebe Seele gewohnt: die Seele einer unvergeßlichen Mutter, eines guten Vaters, eines teuren Bruders, einer lieben Schwester, eines treuen Freundes. Ehe man es dachte, war das Haus baufällig geworden. Man versuchte, an ihm zu flicken, es zu stützen und zusammenzuhalten, aber vergebens. Die Balken waren morsch, die Wände gewichen, und schließlich brach die Hütte zusammen. Das Meisterwerk der sichtbaren Schöpfung, der Sitz so vieler Anmut und Freundlichkeit ist nun Staub und Asche. Wo ist das bekannte Antlitz, das die Empfindungen des Wohlwollens und der Liebe gegen dich mit sanftem Lächeln ausdrückte? Noch ist der Schädel da, in dem einst ein unsterblicher Geist, des Schöpfers Ebenbild, große Gedanken spann. Jetzt arbeitet dort die Spinne an ihrem Gewebe. Wo sind die leuchtenden Augen, die einst voll Liebe und Leben dich angeblickt? Noch sind zwei finstere Höhlen da, die nun der Spinne als Fenster dienen. Die Lippen, um

die so oft Freude und Trauer ihren Zug gelegt, sind verschwunden, und an der Stelle des Mundes, der Unvergeßliches dir erzählte, gähnt eine grauenvolle Öffnung. Von den Händen, die so manche Wohltat dir gespendet, sind nur kahle Knochen übrig.

So verändert und verunstaltet ist der König der irdischen Geschöpfe, so verfallen und vermodert der herrliche Kunstbau, der einen denkenden Geist und ein liebendes Herz beherbergte: starrende Ruinen einer ganzen Welt, grausige Trümmer eines Tempels, den Gottes Hauch durchweht, Gottes Geist geweiht hat.

Wenn einer der Unserigen in das düstere Grabesgefängnis hinabsteigt, so greifen wir eifriger denn je zur Fackel der Vernunft und des Glaubens, um in dieser unheimlichen Finsternis uns zurechtzufinden.

Es kommt ein Tröster und spricht: Was von der Erde genommen, muß wieder zur Erde kommen; das ist der Weg alles Fleisches. Niemand darf sich beklagen, wenn, was an ihm irdisch ist, das Los alles Irdischen teilt. Nach einem Gesetze, das allgemein ist und gar keine Ausnahme duldet, muß jeder, der in diese Welt tritt, sie auch wieder verlassen. In demselben Augenblicke, als wir das Leben erhielten, empfingen wir auch das Todesurteil, gleich als ob das Leben ein todeswürdiges Verbrechen wäre. Nur unter der Bedingung ist uns das Leben gegeben, daß wir es zurückgeben: nicht anders wollte es bei uns einkehren, als daß wir seinen unzertrennlichen Begleiter, den Tod, mit aufnähmen. Die Kerze kann nicht brennen, ohne daß sie zugleich verbrennt; sobald sie zu leuchten beginnt, fängt sie an, sich zu verzehren. Auch das Lebenslicht fängt an zu erlöschen, sobald es zu scheinen beginnt. Als das Herz zum erstenmal schlug, ward aus dem Reiche der Ewigkeit der Pfeil des Todes abgedrückt. Sobald dieser trifft, hat

jenes ausgeschlagen. Sterbliche heißen und sind wir alle. Wer also den Tod ablehnt, hat nicht das Recht zu leben. Wozu sich nun sträuben gegen eine eiserne Notwendigkeit, der jeder sich beugen muß? Warum murren, wenn eine finstere Macht, die niemand verschont, auch in unserer Nähe haust und die kleine Schar der Unserigen noch kleiner macht? Trotz allem Widerstreben wird auch uns der Würgengel schonungslos erfassen. Die Vernunft befiehlt, daß man mit Gelassenheit und Starkmut ertrage, was nun einmal nicht zu ändern oder abzuwenden ist. „Denke nicht abfällig vom Sterben," mahnt der stoische Kaiser Mark Aurel,[8] „sondern laß dir dasselbe wohlgefallen, wie eins der Dinge, in denen sich der Wille der Natur ausspricht. Denn von derselben Art, wie das Kindsein und das Altwerden, das Heranwachsen und das Mannbarwerden und alle anderen Tätigkeiten der Natur, wie sie die verschiedenen Lebensalter mit sich bringen, ist auch das Sterben. Daher ist es Pflicht eines verständigen Menschen, weder mit Gleichgültigkeit noch mit heftigen Gemütserregungen an den Tod zu denken, sondern auf ihn zu blicken wie auf eine jener Naturvorrichtungen."

Um dem Tode seinen Schauer zu nehmen, verlegten manche den Standpunkt der Betrachtung aus der Mitte des vollen Lebens in den Hergang des Sterbens. „Wenn ich sterbe," sagt Feuerbach,[9] „stirbt ja nur das, was ich jetzt noch bin . . . Der Tod fällt nicht mit der Tür ins Haus, er wird eingeleitet, bevorwortet, begründet. Er ist eine vermittelte Verneinung; die Vermittelung aber nimmt der Verneinung ihren Stachel. Und diese Vermittelung des Todes ist das Leben selbst. Jede neue Lebensstufe ist der Tod der früheren." Es springt von selbst in die Augen, daß diese Entschuldigung des Todes nur auf Kosten des Lebenswertes gewonnen wird und daher unser Gemüt

ebensowenig mit dem Todesgesetze auszusöhnen vermag wie das von Feuerbach und vielen anderen abgenutzte Wortspiel Epikurs: „Nur vor dem Tode, nicht aber im Tode ist der Tod Tod und schmerzlich; der Tod ist ein so gespenstiges Wesen, daß er nur ist, wenn er nicht ist, und nicht ist, wenn er ist.“ Und doch ergreift dieses Gespenst, das mit seinen schwarzen Fittichen unseren ganzen Lebenslauf überschattet, unser Gemüt mit derselben Wirklichkeitsschärfe, wie es der Lebenswille packt.

Am wenigsten, so läßt sich ein anderer Tröster vernehmen, darf der Christ Klage führen über das ausnahmslose Gesetz des Todes, der mit Sturmeseile bald hier, bald dort seine Opfer holt. Denn er kennt das finstere Unwesen, das der Menschheit den Tod gebar: „durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in einem gesündigt haben.“ [10] „Der Tote hat nichts mehr getan, als seine Schuld bezahlt,“ sagt der hl. Chrysostomus.[11] „Und wie kann man traurig sein, wenn man das abträgt, was man doch einmal schuldig ist? Dies aber ist eine Schuld, die man nicht mit Geld abmachen und von der man weder durch Tugend, noch durch Weisheit, noch durch Macht sich loskaufen kann, eine Schuld, die auch die Könige abtragen müssen.“ Es ist also einigermaßen tröstlich, durch das Opfer des Lebens nicht bloß einem natürlichen Gesetze, sondern auch einer sittlichen Pflicht zu gehorchen, der göttlichen Gerechtigkeit eine Art Sühne darzubringen, die zugleich zur verdienstvollsten Tat werden kann. Und warum trauern? Sterben ist Gewinn, so sprachen schon die Heiden. Sokrates ließ kurz vor seinem Tode dem Gotte der Gesundheit einen Hahn opfern zum Danke für die bevorstehende Heilung von der Krankheit des Lebens, für die nahende Erlösung

aus dem Kerker des Leibes. Das Leben ist armselig und nichtig, der Tod ist das Ende dieser Armseligkeit und Nichtigkeit. Dem geliebten Toten ist wohl. Er hat das beste Los gezogen, ist eingegangen in den ewigen Frieden, wo er ausruht von allen Arbeiten und Mühen, von allen Sorgen und Schmerzen.

Diese Rede klingt zwar vernünftig, entgegnet der Trauernde, aber nicht weich und warm und erhebend genug, um mein vom Schmerze zerrissenes, in Jammer zerflossenes Herz zu heilen. Überdies ruft sie Empfindungen in meinem Gemüte wach, die mir den Lebenswert, den der unersetzliche Verlust bereits gemindert hat, noch mehr zu kürzen drohen. Darf ich durch Geringschätzung des Lebens mir über diesen Verlust hinwegzuhelfen suchen? Das Leben muß mir lebenswert bleiben, soll es nicht eine noch härtere Bürde für mich werden. Wenn zur Wehmut, die an meinem Herzen nagt, noch der Kleinmut sich gesellt, so werde ich gänzlich hilflos sein. Ich bedarf gar dringend einer Stärkung meines geschwächten Lebensmutes. Der „Kampf ums Dasein" ist mir erschwert, da eine wertvolle Waffe, ihn zu führen, meinen Händen entrissen ward. Es muß mir daher unverwehrt sein, den Tod als ein wirkliches Übel anzusehen, als den Räuber eines kostbaren Gutes anzuklagen, da er trennt, was Gott verbunden und ursprünglich zur Einheit ohne Trennung bestimmt hat. Der Tod soll mich die volle Bedeutung des Lebens, jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick desselben als ein unwiederbringliches hohes Gut schätzen lehren, das ich nicht vergeuden darf.

Die einseitigen Lobredner des Todes scheinen nicht zu merken, daß sie dem Trauernden das Leben verleiden und keinen anderen Trost lassen als die eiskalte Ergebung in das Unvermeidliche.

Schon um der lebensfeindlichen Weltansicht willen, die in neuerer Zeit wieder dem Christentum angedichtet wird, ist es nicht ratsam, dem Konzerte des Elendsphilosophen und der Weltschmerzsänger Beifall zu klatschen. Bei einer Lebensanschauung freilich, die über das irdische Dasein nicht hinausgreift und daher dessen Rätsel und Verwicklungen nicht zu lösen vermag, wäre der Tod, der ja, beharrlich im Hintergrunde unseres Bewußtseins lauernd, den Lebenswillen ärgert und den Lebenswert verdächtigt, dem Leben, das nach der Berechnung der Schwarzseher jeden Augenblick einen Überschuß an Unlust abwirft, unbedenklich vorzuziehen.

„Denn wer ertrüg' der Zeiten Schmach und Geißel . . ,
Könnt' er sich selber quitt und ledig sprechen
Mit einem bloßen Dolch? Wer schleppte Lasten
Und schwitzt' und keuchte unter Lebensbürden,
Wenn nicht die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Dem unentdeckten Land, von dessen Ufern
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrte,
Daß wir die Übel diesseits lieber tragen,
Als dort zu andern unbekannten fliehen?“[12]

Eine Todesverachtung aber, die lediglich aus grundsätzlicher Geringschätzung des Leibeslebens entspringt, ist heidnisch, nicht christlich. Und eine Abtötung, die auf Verleidung und Vernichtung des Lebens hinsteuert, ist eine Mißbildung, die das Christentum nie als echte Frucht seines Geistes anerkannt hat, noch je anerkennen wird. Das alte Heidentum hat als Lebensverachtung die freiwillige Tötung verteidigt und verherrlicht. Manche Neuheiden prahlen ebenfalls mit einer Todesverachtung, die ungefähr den Grad jener „eklen Sattheit“ anzeigt, durch die der maßlose Mißbrauch der Lebensgüter und Lebensorgane sich zu rächen pflegt. Es verrät aber eine arge Oberflächlichkeit

des glaubenslosen Denkens, daß man auch die christliche Religion deshalb, weil sie den Schwerpunkt der Interessen aus dem Diesseits ins Jenseits verlegt, als eine Religion des Lebenshasses lästert, die ihr Dasein nur von der Erdennot und einer üppigen Jenseitshoffnung zu fristen wisse und daher in der Zeit des herrschenden Weltsinnes und Weltkultes abdanken müsse. Nicht ohne Schmerz gewahren wir, daß ungezählte Mitglieder aller Stände und Berufsarten die christliche Lebensweisheit verschmähen und bei einer der altheidnischen Lebensanschauungen betteln.

Glücklich, soweit man es überhaupt sein kann, sagen die einen, ist nur derjenige, der, unbekümmert um den morgigen Tag, des heutigen sich freut, nicht durch Zukunftsträume und Zukunftssorgen den Gegenwartsgenuß sich verkümmert; wer, frei von Hoffnung und Sehnsucht, ganz dem Augenblicke lebt, an dem sich genügen läßt, was er hat, ist zufrieden; nur die Lebensfrohen leben; alle übrigen sind tot, auch wenn sie leben. Es lohnt sich zwar nicht, meinen die anderen, dem Genusse des Augenblickes nachzujagen, da das Leben ein Geschäft ist, das die Kosten nicht deckt. Daher ist dem Sein das Nichtsein vorzuziehen und der freiwillige Eingang in das „beseligende (?) Nichts“ als eine Tat höchster Weisheit anzusehen; indessen mag man einem törichten Lebenstriebe zuliebe über die Prellerei, die das Leben sogar an seinen bevorzugtesten Günstlingen verübt, mit einem gewissen Galgenhumor sich hinwegtäuschen und leidlich froh genießen, was die Gegenwart bietet. Die einen wie die anderen predigen das Evangelium der „gesunden Sinnlichkeit“: jene, ohne einen Blick in das für sie interesselose Jenseits zu werfen; diese mit dem Ausblicke auf eine Lebensphosphoreszenz im Nirwana, auf jenen reizlosen, traumlosen Schlummerzustand, welcher der körperlichen, geistigen und sittlichen Schwäche abgelebter Genuß-

menschen entspricht. Und zum Schluß singen sie gemeinsam den Choral des Weltschmerzes und Lebenshasses.

Diese dumpfen Klagetöne verurteilen einerseits die Weisheit jener Lebemenschen, die den Verdacht gegen sich erwecken, daß sie nichts glauben mögen, um alles tun zu dürfen. „Entsaget euren Leidenschaften, und ihr werdet glauben," ruft ihnen Pascal zu. Anderseits ist der Weheruf über die Erdenpilger ein Zeugnis für die Wahrheit der christlichen Anschauung, die das Elend des Daseins vollauf anerkennt, ohne von seiner Bejammerung leben zu müssen und ohne den Lebenswert zu mindern.

Aber fordert denn nicht gerade das Christentum die „Kreuzigung des Fleisches", die Ausrottung der sinnlichen Triebe, die Ertötung des natürlichen Menschen, mithin eine grundsätzliche Verneinung und Vernichtung aller Lebensreize? Manche allerdings beschuldigen die christliche Religion einer durchaus lebensfeindlichen Pflichtenlehre und fügen höhnend hinzu, daß die Himmelshoffnung, die für Kasteiungen und Peinigungen, für die gewaltsame Zerstörung oder Abkürzung des Leibeslebens entschädigen solle, nur eine Verhimmelung des Nichts bedeute und daher auch nicht stark genug sei, ihre Bekenner zum pflichtmäßigen Verzicht auf die Erdenfreuden zu bestimmen. Tugendlehrer, die in der Aufstellung des christlichen Tugendideals fehlgehen, Sittengeschichtschreiber, die das Wesen der christlichen Sittlichkeit verkennen, und die große Zahl von Christen, die sehr nachdrücklich auf irdischen Gewinn und Genuß, wenig dagegen oder gar nicht auf den Erwerb der Himmelsgüter bedacht sind, liefern willkommenen Stoff für diese Anklage.

Edw. Gibbon, Ed. Zeller, D. F. Strauß, W. E. H. Lecky, Theobald Ziegler, Friedr. Paulsen und viele andere behaupten, das Christentum vertrete gegenüber der antiken

naiven Einheit von Geist und Sinnlichkeit eine einseitige, „unsinnliche“ Geistigkeit. „Während der Grieche auch im menschlichen Leben jene schöne Einheit von Geist und Natur anstrebt, die das eigentliche Merkmal der griechischen Sittlichkeit ausmacht, liegt das Ideal des Christen in einer Aszese, die alle Verbindung zwischen Vernunft und Sinnlichkeit abbricht. Statt der kämpfenden und genießenden Heroen hat er Heilige von mönchischer Apathie.“ [13] Demnach wäre die heidnische Sittlichkeit der christlichen überlegen. Apathie aber, stoische Gefühllosigkeit wie quietistische Träumerei oder fatalistische Ergebung, mag der Mönch oder der Weltmann darin versinken, ist nun und nimmer ein Kennzeichen, geschweige eine Eigentümlichkeit der christlichen Tugend. Christliche Religiosität ist kein Morphiumszustand, Gemütskrankheit ist nicht das Merkmal des echten Christen. Wer das Gegenteil ausspricht, weiß nichts von dem Ernste und Eifer, mit dem die hervorragendsten christlichen Geisteslehrer jede geordnete, d. i. der Vernunft unterworfene Gemütsbewegung, Neigung und Leidenschaft in Schutz genommen haben. Wenn das von der Vernunft beherrschte Gefühl Sünde heißen soll, sagt der hl. Augustinus, dann darf man mit Recht das Tugend nennen, was in Wirklichkeit Sünde ist. Wenn wir keine Gefühle haben, so leben wir ganz gewiß nicht, wie wir sollen. Die Unempfindlichkeit gegen Schmerz in diesem Lande des Jammers ist ein Vorzug, den der Mensch nur um einen teuren Preis erkaufen kann, nämlich dadurch, daß er an Leib und Seele zum Tiere wird. Versteht man daher unter Apathie die Freiheit von vernunftwidrigen, den klaren Geistesblick trübenden Gemütsbewegungen, so ist sie freilich ein wahres und wünschenswertes Gut. Soll sie dagegen einen Zustand der Unempfindlichkeit bezeichnen, so ist sie schlimmer als alle Laster. In jenen, die nach dem Fleische und selbst-

gemachten Weisheitsregeln leben, verwandeln sich die Gefühle in schlechte, fieberhaft aufregende Leidenschaften; das Leben des Guten aber wird von guten Gefühlen bewegt. Wenn sich hie und da einige finden, die sich den Anschein der Erhabenheit über alle Gemütsbewegungen geben, so sind das hochmütige Menschen, deren Stolz in geradem Verhältnisse zu ihrem Bestreben steht, den Schmerz von sich fernzuhalten. Und wenn einzelne in einer Aufgeblasenheit, die um so widernatürlicher erscheinen muß, je seltener sie ist, sich als Tugend anrechnen, daß sie von keinem Gefühle sich aufrichten oder beugen lassen, so ist ihnen nicht der wahre Herzensfriede zuteil geworden, sondern alle Menschlichkeit abhanden gekommen. Denn ein Glied ist darum nicht gerade, weil es unbeweglich, und darum nicht gesund, weil es gefühllos ist.[14]

Diese Anschauungen des großen Kirchenvaters finden ihre beste Begründung im Leben und in der Lehre Christi, in dem alles echt Menschliche ohne Makel vorhanden, das Menschheitsideal aufs vollkommenste verwirklicht und dem keine edle Regung des Menschenherzens fremd geblieben ist. Er ist ein sinniger Naturfreund, ein hingebender Menschenfreund und kein Feind reiner Freuden und wahrhaft schönen Lebensgenusses. Er freut sich mit den Fröhlichen und trauert mit den Betrübten. Seinen Lieblingsjünger Johannes läßt er ruhen an seiner Brust. Er hegt Mitleid mit den Hungernden und den Kranken und herzliches Erbarmen mit den Sündern. Er weint über das verblendete Jerusalem und zürnt über die Schänder des Heiligtums. Er ist Löwe und Lamm, voll feurigen Eifers und sanften Friedens, voll glühender Begeisterung und stiller Gelassenheit, stark im Wollen wie im Vollbringen, ein Mann des Wortes wie der Tat, ein Muster des beschaulichen wie des tätigen Lebens. Die Liebhaber einer

genügsamen, träumerisch trägen Beschaulichkeit warnt er: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen des Vaters tut, der im Himmel ist.“ [15] Den Freunden dünkelhafter Werkheiligkeit droht er: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird als die der Pharisäer, so werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen.“ [16] Der Bequemlichkeitsliebe setzt er das tatkräftige Handeln entgegen, und die Lust am äußerlichen Tun mahnt er zur Einkehr ins Innere. „Der Geist ist es, der lebendig macht.“ [17] Nicht anders haben die Apostel gepredigt, da sie einen durch die Liebe lebendigen, durch Werke tätigen Glauben fordern. [18]

Die „mönchische Apathie“ wird schon durch die Kulturgeschichte Lügen gestraft. Jene schöne Ruhe einer sündenreinen gotterleuchteten und gottinnigen Seele ist keineswegs ein Antrieb zu tatenlosem Harren oder dumpfem Hinbrüten, sondern die Quelle sittlicher Entschlossenheit und Tatkraft. Wer sein Innenleben gegen allen Wechsel und Wandel der äußeren Dinge geschützt weiß, darf eher etwas wagen als derjenige, der sein besseres Selbst noch nicht in Sicherheit gebracht hat. „Die Arbeit ist nur eine Seite unserer sittlichen Selbstveredelung“, sagt Riehl. [19] „Die Ruhe und die Einkehr in uns selbst muß sich ergänzend dem Wirken nach außen zugesellen.“ Wer eingedenk des Wortes: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden litte?“ [20] sich Stunden geistiger Sammlung gönnt, sollte wahrlich gegen den Vorwurf der Apathie geschützt sein. Und wer noch an andere Güter glaubt, als der materialistische Zeitgeist begehrt, wird nicht bloß die Werke der Martha, sondern auch das Tun der Maria als eine wahre und wertvolle Arbeit ansehen müssen. Solange durch das Wort „Faulheit“ nicht bloß die Verwesung des Leichnams, sondern auch die sittliche Verwesung

des Müßiggängers höchst anschaulich bezeichnet werden darf, verdienen die Träger und Diener der sittlichen Ideale am allerwenigsten den Namen Faulenzer. Die Gewinnwut des herrschenden Zeitgeistes achtet nur die Arbeit, die Geld einbringt, und gönnt den Menschen, die sie ausbeutet, nicht einmal die christlichen Ruhetage zu geistiger und körperlicher Erquickung. Wie kann sie Verständnis haben für Berufsarten und Beschäftigungen, die nicht dem Mammon dienen?

Man darf es den Gegnern freilich nicht verübeln, daß sie an jenen Anstoß nehmen und ihren Spott auslassen, die aus Arbeitsscheu beten oder gar im Verkehre mit Gott sich selbst, ihr sinnliches Behagen suchen, die imstande sind, mit leidenschaftlichem Gefühle sich in den Schoß des Unendlichen zu begraben, darauf dem Nächsten Leid anzutun und wiederum in inbrünstiger Andacht hinzuschmelzen. Die wonnige Gemütsberauschung, die ein gemeiner, von Sündenhaß und Tugendliebe nicht belebter Sinn im Gebete und in der Beschauung sich bereitet, ist der rohen Sinnlichkeit nahe verwandt und wirkt wie diese sittlich entnervend, gibt nur Kraft zum Bösen. Und da niedrige Selbstsucht gar oft in das Gewand der Frömmigkeit schlüpft, um straflos ihr berechnetes Spiel zu treiben, so ist ein Urteil, das sich um die Unterscheidung der Geister nicht kümmert, sondern sich nach dem bloßen Scheine bildet, schnell zur Lästerung bereit, daß die unsinnliche Geistigkeit der Lehre mit einer sinnlichen Geistigkeit des Lebens wohl vereinbar sei, und daß für die Abtötung in Gedanken und Worten die Schwelgerei des Herzens und der Genuß in Werken vollauf entschädigen.

Das Wesen des christlichen Tugendideals wie der Weg, zu ihm zu gelangen, bleibt auch denjenigen unverständlich, die das zweifache Leben des Christen, sein Natur- und

Gnadenleben, sein weltliches und himmlisches Leben nicht zu unterscheiden wissen. Die christliche Selbstverleugnung ist nicht Selbstverneinung, Weltüberwindung ist nicht mit Weltflucht zu verwechseln, Stand der Vollkommenheit und Zustand der Vollkommenheit sind nicht einander deckende Begriffe. Der echt christliche Selbst- und Weltüberwinder ist ebenso weit entfernt von der Weltlust und Weltsucht der alten und der neuen Epikureer wie vom Weltschmerze und Welthasse eines Heraklit, eines Schopenhauer, eines Ed. von Hartmann. Er sucht sein Vorbild nicht unter den Stoikern, den Säulenstehern, den Nabelbeschauern, den Quietisten, den falschen Aszeten, den finsteren Weltverächtern, den sog. „sonderbaren Heiligen", sondern in Christo, in dessen Fußstapfen wir wandeln sollen,[21] und dem wir hienieden ähnlich werden müssen, wenn wir einst an seiner Herrlichkeit und Seligkeit teilhaben wollen. Christus allein ist die vollkommene Verkörperung der Heiligkeit, der vollendete sittliche Mustermensch, unerreicht und unerreichbar. Selbst in den gefeiertsten christlichen Tugendhelden ist das Vorbild Christus nur bruchstückweise nachgebildet, in dem einen dieser, in dem anderen jener Zug desselben hervorstechend ausgeprägt; daher ist kein einziger unter ihnen ein mustergültiges Vorbild für alle und in allen Stücken. Manches an den Heiligen ist nur zu bewundern und nicht nachzuahmen, und Gegenstand der Nachahmung ist weniger das, was den einzelnen eigentümlich, als vielmehr das, was allen gemeinsam gewesen, nämlich die Anwendung von Christi Wort und Beispiel auf ihre besonderen Lebensverhältnisse. Wer in seinem Stande und Berufe so handelt, wie Christus darin gehandelt haben würde, der wandelt in der Nachfolge Christi. Wie es verschiedene Wege zu dem einen Ziele gibt, so auch verschiedene Nachbildungen des einen Vorbildes; daher sind die Sterne am

christlichen Heiligenhimmel so verschieden an Größe und Glanz. Das Christentum ist eine Religion der Einheit, nicht der Engherzigkeit; es duldet jede Eigenart, solange sie nicht zur Unart wird. Alle, die mit Christo durch den Glauben und die Liebe vereinigt sind, bilden mit ihm einen Leib, von dem er das Haupt ist. Was würde aus dem Leibe werden, wenn alle Glieder dieselbe Gestalt und Anlage besitzen und dieselbe Tätigkeit ausüben wollten? Sie müssen ebenso verschieden sein, als das Haupt nur ein einziges sein kann. Mannigfaltig sind die Gaben, aber es ist nur ein Herr, ein und derselbe Geist, der sie austeilt, regelt und zu einträchtigem Wirken ordnet.[22] Wer als lebendiges Glied der christlichen Gemeinschaft die ihm nach seiner Begabung und Berufsart zugewiesene Stellung würdig ausfüllt, ist Christo ähnlich und daher ein ganzer Mensch, „ein Mensch Gottes", wie der Apostel sagt.[23]

Und diese Verähnlichung mit Christo wird allerdings nicht ohne geistige und körperliche Abtötung erreicht. Zu verwerfen aber ist jene bereits vom hl. Paulus bekämpfte einseitige, „unsinnliche" Richtung, die sich darin gefällt, den Leib und das Leibesleben nur als ein notwendiges Übel zu betrachten, dessen Ende bedingungslos herbeigesehnt werden dürfe, und dessen schädliche Wirkungen durch Schwächung des Körpers abzuwenden seien. In der Regel hat diese vornehme, mit dem Scheine erhabenster Tugendhaftigkeit geschmückte Irrlehre die rohe Sinnenlust entfesselt und den entehrendsten Ausschweifungen als Deckmantel dienen müssen. Sie schilt den Körper einen unwürdigen, niederträchtigen Sklaven, den die Seele, außerstande, ihn zu bändigen, seinen tierischen Trieben und Lüsten ungestraft überlassen dürfe, um nur sich selbst zu leben. Diese noch nicht ausgestorbene lebensfeindliche Anschauung führt auch in ihrer besseren Richtung von selbst zu jener beklagens-

werten Spaltung des christlichen Sittlichkeitsbegriffes, infolge deren wahre Tugend und Vollkommenheit der buchstäblichen Weltentsagung vorbehalten bleibt, als ob das Leben in der Welt sich nicht über die notdürftige Pflichterfüllung erheben und es daher nur bis zur äußeren Gesetzesgerechtigkeit bringen könne. Allerdings dient nach christlicher Auffassung alles Irdische und Zeitliche zum Erwerbe des Himmlischen und Ewigen, daher ist das Leibesleben nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zur geistig-sittlichen Entwicklung und Vollendung. Aber die äußerliche Flucht der Welt, ihrer Güter, Ehren und Freuden ist nicht jedem Christen möglich, nicht einmal erlaubt, geschweige geboten. Und wer redlich denkt und strebt, findet selbst mitten im Weltgetümmel den Weg zur christlichen Vollkommenheit noch nicht versperrt, kann Christo nachahmen, Werke vollbringen, die von Gott nicht befohlen, sondern bloß empfohlen sind, und kann seine Pflichten in einer Weise erfüllen, die über die strenge Verpflichtung hinausgeht. Jene geistige Unabhängigkeit von der Erde und ihren Gütern, vom Leibe und seinen Bedürfnissen, zu der Paulus auffordert, ist allen, die guten Willens sind, erreichbar. Die sittliche Vollkommenheit mag oft genug ein Vorzug derjenigen sein, die den Stand der Vollkommenheit erwählt haben; ihr Vorrecht ist sie nicht. Wie die äußerliche Weltflucht an sich den Weltsinn nicht tötet, sondern oft genug mit sündhafter Weltsucht gepaart ist, so macht auch das Weltleben nicht jeden zum Weltmenschen im Sinne eines verweltlichten Menschen. Niemand kann freilich zwei Herren dienen;[24] ein Doppeldienst aber findet auch nicht statt, oder vielmehr er ist zur Einheit des Gottesdienstes erhoben, wo der Mammon als Mittel zur Gewinnung der geistigen, sittlichen und himmlischen Güter gesucht und gebraucht wird. Wer immer die Erde und ihre Schätze, die Welt

und ihre Genüsse, den Leib und seine Kräfte der ewigen Bestimmung dienstbar macht, der sucht in Wahrheit zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und dient nur einem Herrn. Dieser Dienst erfordert eine unausgesetzte Wachsamkeit und Strenge, ein großes Maß sittlichen Ernstes und Opfermutes und straft die gern gelehrte Ansicht Lügen, daß nur die friedliche Klosterzelle und nicht auch ein unruhiger Posten in der Welt der Schauplatz heldenhafter Tugenden sei. „Es ist vielleicht," bemerkt Linsenmann,[25] „das größte unter den Verdiensten des hl. Franz von Sales, die falsche Trennung zwischen Weltmoral und Klostermoral überwunden zu haben. Seine Schriften, wie namentlich die „Philothea", gehören unter die weltgeschichtlichen Taten; er hat in seiner Art einen Akt der Versöhnung zwischen Welt und Kirche zustandegebracht." Und seine Erhebung zum Kirchenlehrer ist von nicht geringer Bedeutung für die katholische Sittenlehre.

Die finsteren Sittenprediger, die mit Behagen immer das Leibesleben schelten, anstatt, wie Joh. Tauler mahnt, nur die Sünde zu schelten, müßten in peinliche Verlegenheit geraten, wenn sie beim Worte genommen und für ihre unnützen Worte, die das Christentum als Religion des Welt- und Lebenshasses verdächtigen, zur Rechenschaft gezogen würden. Die Erhaltung und Wertschätzung des irdischen Lebens ist ein tief begründetes und unantastbares Gebot der christlichen Sittenlehre. Denn der Körper ist seiner Natur und Bestimmung nach nicht eine drückende Last oder eine unwürdige Fessel des Geistes, sondern dessen Gefährte und Gehilfe während der irdischen Pilgerschaft, zum Zwecke wertvoller und geradezu unentbehrlicher Dienstleistung mit ihm verbunden. Er soll die Güter der Naturumgebung ihm vermitteln, ihn vor übermütigem Fluge und desto tieferem Falle bewahren, ihm Werkzeug sein und

Gelegenheit bieten zur Selbstvervollkommnung und zu unvergänglichem Verdienste. Beim Empfange der hl. Sakramente wird er Träger und Vermittler der Gnade, ein Tempel des Hl. Geistes und ein Glied des Leibes Christi. Infolge der Sünde fällt er zwar dem Tode und der Verwesung anheim; er soll aber nicht eine Beute des Grabes bleiben, sondern in verklärtem Zustande mit der Seele wieder vereinigt werden. Aus diesen Gründen schulden und erweisen wir dem entseelten Leibe noch Ehren, auf die auch der grimmigste Leibeshasser schwerlich verzichten möchte.

Endlich ist nicht im Körper der Grund und Sitz des Bösen zu suchen, sondern im Willen, der verbotene Gelüste duldet oder hervorruft. Der aus der Sünde stammende und zur Sünde reizende Hang, den Geist in seinem Aufschwunge zum Göttlichen und Ewigen zu hemmen und ihn an den Dienst des Irdischen und Vergänglichen zu binden, ist der Feind, dem der Kampf gilt. Die „böse Lust" in ihren verschiedenen Gestalten und Verzweigungen kann allerdings ohne Entsagungen nicht unschädlich gemacht werden. Die körperliche Abtötung aber, da sie nicht Selbstzweck ist, sondern die Ertötung der sündhaften Lust und die Verähnlichung mit Christo zum Zwecke hat, hört auf, diesem Zwecke wie dem christlichen Geiste zu entsprechen, sobald sie das Leibesleben ernstlich gefährdet. Denn ein geschwächter, siecher Körper ist ein im geistig-sittlichen Kampfe weniger brauchbares Werkzeug als ein gesunder. Übrigens ist eine richtig verstandene und geübte Aszese, eine geregelte Leibeszucht der Gesundheit so wenig nachteilig, daß sie selbst von solchen empfohlen und angewendet wird, deren Dichten und Trachten ausschließlich auf das Leibesleben und seine Bedürfnisse gerichtet ist.

Nun wird aber als tatsächlicher Beweis für die falsche, lebensfeindliche Aszese des Christentums eine nicht geringe

Anzahl von Heiligen aufgeführt, die als Lebenshasser gelten, da sie den Leib nicht als Diener und Helfer behandelt, sondern als Sklaven mißhandelt, ihn nicht wie ein gottgegebenes Lehen gebraucht, sondern wie ein unbedingtes Eigentum verbraucht zu haben scheinen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß viele Tugendhelden ungebührlich strenge Herren und Zuchtmeister ihrer Leiblichkeit gewesen sind und sie zu vorzeitiger Entkräftung verurteilt haben. Es ist aber bezüglich mancher unter diesen gelästerten Leibesverächtern nicht zu vergessen, daß sie, wie der hl. Bernhard, ihr Verfahren später bereut und geändert haben, und bezüglich aller braucht nicht verschwiegen zu werden, daß sie nicht wegen, sondern trotz des Übermaßes körperlicher Abtötung heilig geworden und heiliggesprochen sind.

Nichts widerstreitet so sehr dem Geiste des Christentums als eine grundsätzliche Geringschätzung des Lebens und als eine bedingungslose Bevorzugung des Todes.

Was ist denn der Tod in den Augen des Christen? ein Gut oder ein Übel? Man frage einen Soldaten, ob das Ende der Schlacht als ein Glück oder als ein Unglück anzusehen sei. Die Antwort wird verschieden lauten, je nachdem der Kampf mit einem Siege oder mit einer Niederlage endigt. Das Leben ist ein Krieg, und der Tod ist die endgültig entscheidende Schlacht. Sie führt entweder zum Siege mit ewigem Triumphe, oder zur Niederlage mit ewiger Schande: wo der Baum niederfällt, da bleibt er liegen. Der Tod, an sich betrachtet, ist insofern ein Übel, als die Verbindung der Seele mit dem Körper ein Gut ist. Sie aber ist in der Tat ein eigentümlicher und wesentlicher Vorzug der menschlichen Natur, mithin der Tod ein wahres Übel. Jedoch ist diese Verbindung ein Gut nicht unbedingt oder in jeder Hinsicht, sondern nur darum, weil die menschliche Seele dazu bestimmt und geschaffen ist, in einem

Körper zu wohnen und zu wirken. Daher steht der reine Geist, der eines Körpers nicht bedarf, um eine vollständige Natur zu sein, an sich höher als der eingekörperte Geist und hat keine Ursache, den letzteren zu beneiden. Er ist nicht nur in der Lage, die gleiche Aufgabe, nämlich geistig-sittlich zu handeln, mit einfacheren Mitteln zu erfüllen, sondern ist auch im Gebrauch seiner Vernunft und Freiheit nicht von Bedingungen und Umständen abhängig, die dem Erkennen und Wollen hemmend oder feindlich in den Weg treten. Der Mensch aber hat mit solchen Hindernissen zu kämpfen. Denn „der Leib der Verwesung beschwert die Seele, und die Wohnung von Staub zieht erdwärts den aufstrebenden Geist".[26] Im Vergleiche also mit der Natur des reinen Geistes darf der Leib als Bürde, als Fessel, als Kerker der Seele, und unter der Voraussetzung, daß der Eintritt in den leibfreien Zustand ein vollkommeneres Sein und Leben verbürgt, darf der Tod als eine Erlösung angesehen werden. Mit Vorliebe haben heidnische Philosophen und Dichter ihn als Befreier gepriesen; manche aus Mißachtung des Leibeslebens, dem sie die Ruhe und Schmerzlosigkeit eines Schatten- oder Scheinlebens vorzogen, und dem eigenmächtig eine Grenze zu setzen, sie nicht für unerlaubt hielten; andere infolge der krankhaften Vorstellung, daß nicht der Tod, sondern das Leben eine Strafe der Sünde sei; wieder andere, weil ihnen der Leib als der Sitz des Bösen und daher das Zusammenleben der Seele mit ihm als eine Entweihung und Befleckung für jene erschien.

Ganz anders als die meisten heidnischen Lobreden auf den Tod sind ähnlich klingende Aussprüche der Hl. Schrift und der Väter zu deuten. Wenn der hl. Paulus klagt: „Wer wird mich befreien von diesem sterblichen Leibe?"[27] „ich verlange aufgelöst zu werden und bei Christo zu

sein“;[28] wenn Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus, Bernhardus und viele andere in mannigfaltigen Wendungen von einer gleichen Gemütsstimmung Zeugnis ablegen, so sind ihre Worte nicht von Lebensverachtung eingegeben. Es lag ihnen fern, den Tod auf Kosten des Lebens zu feiern, vielmehr schätzten sie das Leben als Vorbereitung auf den Tod und den Tod als Vorbedingung zu einem besseren Leben. Und was sie begehrten, war zunächst nicht die Befreiung von den leiblichen Übeln, sondern die Erlösung vom sittlichen Übel, von der Sünden- und Heilsgefahr, durch die endgültige Befestigung in der Gnade und Liebe Gottes. Und auch diese Vollendung der sittlichen Freiheit verlangten sie nicht eigenwillig, sondern mit Ergebung in den Willen desjenigen, der die Seele mit dem Leibe zu einer Natur verbunden und allein das Recht hat, sie davon zu trennen. Im allgemeinen ist es vermessen, eine Abkürzung des Lebens zu wünschen oder gar von Gott zu erflehen. Nur die von Angst und Abscheu vor der Sünde erfüllten und von Sehnsucht nach Gott erglühenden Seelen sind nicht zu tadeln, wenn sie solches tun. Sie sind vollauf berechtigt, mit Jubel die Stunde zu begrüßen, wo es der Vorsehung gefällt, sie aus der irdischen Herberge in die ewige Heimat zu rufen.

„O haltet nicht im Wahn der Kindesliebe
Die Seelen auf, die schon die Flügel regen
Zum freien Flug ins süße Heimatland!
O gönnt die Heimkehr uns: es krankt das Herz
Vor heißer Sehnsucht nach dem Tag der Freiheit,
Bis endlich fällt des Leibes morsche Hülle,
Bis unverhüllt das Aug' die Gottheit schaut!“ (J. Seeber.)

Der Tod, näher betrachtet, ist nur ein Schatten, ein leerer Begriff, der seinen Inhalt erst von der besonderen Weltanschauung empfängt, ein Bild, das nach unserem

Inneren sich gestaltet, von unserer durch die Jenseitsvorstellung beherrschten Lebensauffassung und Lebensführung Form und Färbung erhält. Der christliche Glaube schaut Leben und Tod im Lichte des Jenseits an, und dieses zeigt ihm ein doppeltes Antlitz, ein heiteres und ein finsteres, Himmel und Hölle. Während der Böse den Tod fürchtet und das Glückskind ihn flieht, begrüßt ihn der Weise und Tugendhafte und der rechtschaffene Christ, der beides ist, als Freund, Tröster und Erlöser. Er ist zu ernst, um mit dem Tode zu scherzen, da er ihn als Folge und Strafe der Sünde, als Ende der Verdienstzeit und als Anfang der ewigen Vergeltung erkennt. Er ist aber auch zu weise, um vor dem Tode zu zittern, da er dessen Schrecken durch Christi Tod überwunden weiß und mit Christi Beistand ebenfalls zu überwinden hofft und im Bewußtsein eines gut vollbrachten Lebens die Aussicht auf eine glückselige Unsterblichkeit und auf eine glorreiche Auferstehung besitzt. Wohl ist auch er noch befangen und bange, wenn der unheimliche Gast bei ihm anklopft; aber er ist nicht ohne Hilfe und Hoffnung. Was er zu fürchten hat, ist nur der Seelentod, die Sünde, deren Bild der leibliche Tod ist. Und wenn beide zusammentreffen, dann führt das Sterben zum ewigen Verderben, der zeitliche Tod zum ewigen Tode. Wir brauchen uns aber, wie der hl. Ambrosius bemerkt, vor dem Ende unseres Lebens nicht zu fürchten, solange wir uns wegen unseres Lebens nicht zu fürchten haben. Der Tod ist das Echo des Lebens, und die Bürgschaft eines guten Todes besitzt jeder, der, im Herzen der Welt und sich selbst abgestorben, jederzeit zu sterben bereit ist.

Allerdings macht der Tod allem verdienstlichen Wirken für immer ein Ende. Daher ist er nicht bloß ein Übel, sondern auch ein unheilbares Unglück für alle, die mit

leeren Händen ihn erwarten müssen. Wer dagegen nach redlich vollbrachter Lebensaufgabe von ihm abgeholt wird, hat keinen Grund, ihn zu schelten, hat vielmehr alle Ursache, ihn willkommen zu heißen. Ist der entscheidende Sieg erfochten, so freut sich der Soldat über das Ende des Krieges. Der Arbeiter, der sein Tagewerk ausgeführt, ist über den Anbruch des Feierabends nicht betrübt. Den Baumeister schmerzt es nicht, daß nach der Vollendung des unsterblichen Baues die Bauhütte abgebrochen wird. „In welcher Weise der Tod kommen mag," läßt Kardinal Wiseman den hl. Sebastian zu Fabiola sagen, „er kommt von einer Hand, die ich liebe. So froh der Schwelger ist, wenn die Türen des Speisesaales weit geöffnet werden und er drinnen die hellen Lampen, den reichbesetzten Tisch und die kostbaren Gerichte sieht; so entzückt die Braut ist, wenn ihr der Bräutigam gemeldet wird, der mit reichen Geschenken kommt, um sie in ihre neue Heimat zu führen: so erfreut wird mein Herz sein, wenn der Tod, in was immer für einer Gestalt, die auf dieser Seite eisernen, auf der anderen Seite goldenen Tore öffnet, die zu einem neuen und ewigen Leben führen. Es liegt mir nichts daran, wie häßlich und finster der Bote ist, der mir das Nahen desjenigen verkündet, der himmlisch schön ist." [29] Daher sind die Blutzeugen der Wahrheit und der Tugend freudig in den Tod gegangen. Viollet, der während der französischen Schreckenszeit die Hinrichtung von einhundertvierundzwanzig Priestern zu leiten hatte, rief aus: „Ich bin außer mir, ich möchte vergehen vor Staunen, ich kann es nicht begreifen: eure Priester gingen mit derselben Heiterkeit zum Tode, als wären sie zu einer Hochzeit gegangen." [30] Warum sollte der Christ, der gewissenhaft sein Werk getan, darüber trauern, daß er zum Eingange in die ewige Sabbatruhe, zum Empfange des verdienten Lohnes abgerufen wird?

Für ihn ist der Tod kein Übel mehr, sondern das Ende aller Übel, der Eintritt in die vollkommene Freiheit und der Anfang der ewigen Freude. In diesem Sinne sagen wir dem Trauernden mit vollem Rechte, der geliebte Tote habe den besseren Teil erlangt, da er ausgerungen und ausgelitten und am Herzen Gottes seine Ruhe und Seligkeit gefunden habe.

Ein solcher Gewinn aber ist das Sterben nur für denjenigen, der das Leben als ein überaus kostbares Gut jederzeit schätzte und benutzte. Was uns mit dem Tode versöhnen kann, ist nicht die Lebensverachtung, sondern die Lebenswertung. Jene täuscht uns nur über den Lebensverlust hinweg, diese aber hilft uns über ihn hinweg. Es ist daher töricht, die Totenklage mit Jammern über die Nichtigkeit und die Not des Lebens stillen zu wollen. Tröstlich dagegen ist es, gerade um der Einbußen willen, die unser Dasein bei schmerzlichen Todesfällen erleidet, neuen Lebensmut schöpfen zu müssen und zu können. Der Christ ist gewohnt, die Werthöhe des zeitlichen Lebens von einer endlosen Ziffer abzulesen. Als Kaufpreis des ewigen Lebens ist es ihm jederzeit und in jeder Lage höchst lebenswert. Die Hoffnung, gegen eine kurze Spanne Zeit eine glückliche Ewigkeit eintauschen zu können: das ist der Kern und der Stern der christlichen Anschauung.

Der rohsinnliche Zeitgeist wird nicht müde, dem Geiste des Christentums K u l t u r f e i n d s c h a f t und W e l t u n t a u g l i c h k e i t vorzuwerfen, da die höchste Pflicht und Tugend des Christen darin bestehe, beharrlich nach der anderen Welt zu streben, die Welt aber, die vor seinen Füßen liegt, zu verachten und zu vergessen. Der antike wie der moderne Kulturmensch, sagt man, ist voll Lebensdrang und Tatendurst. Der Christ dagegen ist unter Strafe des ewigen Todes verpflichtet, sein zeitliches Leben zu hassen, und daher

zur Weltmüdigkeit und Kulturverachtung verurteilt; die Kultur, die köstliche Frucht am Baume der Erkenntnis, ist ihm untersagt. Denn wie kann der für die Welt arbeiten, dessen Herz im Himmel sein soll, der keine Schätze auf Erden sammeln darf, die vom Roste und von den Motten verzehrt werden können, dem sogar die Sorge für die Bedürfnisse des kommenden Tages als heidnisches Trachten verboten ist? Ein echter Jünger desjenigen, dessen Reich nicht von dieser Welt gewesen, muß die Welt hassen und von der Welt gehaßt sein, muß werden wie die Kinder, die den Begriff der Lebensfürsorge nicht kennen.

Nur Mißverständnis oder Mißdeutung der christlichen Weltanschauung kann die Ursache dieser durchaus unbegründeten Verdächtigung sein. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Werken neuerer Kulturgeschichtschreiber und Sittenlehrer liest, Christus und die Apostel hätten durch ihre Predigten der Menschheit keinerlei Gewinn gebracht, keinen neuen Gedanken oder Antrieb zur Wohlfahrtsmehrung gegeben, da sie es unterlassen, ihre Zuhörer zum Kulturfortschritte anzuleiten und anzuhalten. „Es heißt nirgend: bilde die natürlichen Anlagen des Leibes und der Seele zur größtmöglichen Vollkommenheit aus; sorge durch gymnastische Übungen für die Entwicklung des Leibes zu Kraft und Schönheit; sorge für die Bildung der geistigen Kräfte, daß du genießen mögest, was die Kunst Schönes geschaffen, daß du teilhaben mögest an dem, was die Wissenschaft erforscht hat. Dagegen heißt es: so dich eines deiner Glieder ärgert, reiß es aus und wirf es von dir, und: werdet wie die Kinder, sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Es heißt nirgend: gehe hin und nimm ein Weib und ziehe dem Staate tüchtige Bürger auf. Dagegen heißt es, daß sich etliche um des Himmelreiches willen verschnitten haben. Es heißt

nirgend: gehe hin und diene dem Staate mit dem Schwerte oder mit dem Rate. Dagegen heißt es: mein Reich ist ist nicht von dieser Welt. Es heißt nirgend: gehe hin und arbeite für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes; das Wort Glückseligkeit oder ein gleichbedeutendes kommt in den Schriften des N. T. überhaupt nicht vor. Dagegen heißt es: gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie." [31]

Man hat die Bibel ein Buch genannt, in dem ein jeder die Weltanschauung finden könne, die er suchen wolle. Aber trotz solchem Inhaltsreichtume genügt sie den Ansprüchen gewisser Denker nicht. Denn sie erteilt keine Belehrungen über die wirtschaftliche, gesellschaftliche, rechtliche, geistige, künstlerische Kultur. Sie ermahnt nicht zur Pflege des Leibes, der Gesundheit oder der Schönheit, zum Turnen oder Schwimmen, zum Reiten oder Jagen, zum Spielen oder Tanzen. Sie gibt keine Unterweisungen über Gemüsebau oder Kälberzucht, über die Anlegung von Land- oder Wasserstraßen, über die Kochkunst oder die Bierbereitung, noch redet sie überhaupt vom Gewerbe, von der Industrie, von der Technik, vom Handel oder von der Mode. Sie sagt nichts über Staatsverfassung oder Regierungsform, noch fordert sie auf zum Eintritte in den Staats- oder Gemeindedienst. Sie verherrlicht weder die alten Sprachen, noch die Naturwissenschaften, und mit wahrhaft barbarischem Schweigen geht sie über die schönen Künste hinweg. Ein Buch, das so offenkundig die äußere Gesittung wie die geistige Bildung, die Wissenschaft wie die Kunst, mithin jene Güter verachtet, welche die Welt über alles schätzt, muß in der Tat das Erzeugnis eines kulturscheuen und glücksfeindlichen Geistes sein! Und doch wird der Held der zweiten Hälfte dieses Buches noch immer von vielen Millionen als der erste unter allen Menschheitsbeglückern gefeiert.

Die Hl. Schrift ist wahrlich nicht der Ort, wo man ausdrückliche Anleitungen oder Aufforderungen zum Erwerbe der vorhin gekennzeichneten Kulturgüter erwarten darf. Sie verkündet im ersten Kapitel das Gottesgebot an unsere Stammeltern: „Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch untertan“[32] und erklärt somit den Kulturfortschritt als eine menschheitliche Lebensaufgabe, als einen Bestandteil der göttlichen Weltordnung. Christus hat diese feierliche Ermächtigung ebensowenig zurückgenommen, als er das Gesetz und die Propheten aufgehoben hat. Er hat sie freilich auch nicht erneuert. Aber war es denn notwendig, Strebungen anzuregen, zu denen die Natur infolge einer angeborenen Veranlagung von selbst gedrängt wird? Die Antriebe zur wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, rechtlichen, geistigen, künstlerischen Entwicklung sind allgemein, da sie anerschaffenen Bedürfnissen der überall gleichartigen Menschennatur entspringen und letztere zur Benutzung der äußeren Naturgaben mächtig auffordern. Und längst vor dem Eintritte des Christentums in die Welt hatte der Kulturfortschritt an manchen Orten eine Höhe erreicht, die allzeit der Ruhm menschlichen Könnens und Schaffens sein wird. Auch der glühendste Lobredner der Segnungen, die der Geist des Christentums über die Erde ausgegossen, blickt mit neidloser Bewunderung auf die Kulturschätze der Ägypter, der Griechen und der Römer, anderer Völker nicht zu gedenken. Der muß ein schlechter Freund der Kultur sein, der sich an den glanzvollen Schöpfungen des feingebildeten Griechentums, an dem Reichtum seiner Gedanken- und Kunstwelt nicht erfreuen mag oder die bewunderungswürdigen Leistungen des praktischen Römersinnes, seine großartige Staats- und Rechtsbildung gering anschlägt, der weder in der griechischen Bürgertugend, noch in

der römischen Welttüchtigkeit etwas Nachahmungswertes entdeckt.

Das Christentum aber hat der Mahnung seines Stifters gemäß, „zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen“, die höhere Bedeutung des Erwerbslebens und den sittlichen Zweck der Körperarbeit in die heidnische Welt eingeführt. Bei seinem Eintritte in diese fand es keine wahre Menschengemeinschaft vor, sondern eine kleine Minderzahl von Reichen und Freien, welche die große Mehrzahl der Armen und Sklaven als beseelte Werkzeuge oder als Haustiere ansah und behandelte. Während jene kleine Schar „königlicher Seelen“ sich aller Mittel zu einem äußerlich schönen Dasein im Überflusse erfreute, sich den Staatsangelegenheiten widmete oder künstlerischen Liebhabereien nachging und nicht zuletzt schamloser Habgier und unersättlicher Genußsucht frönte, schmachteten alle übrigen in der tiefsten Knechtschaft und Erniedrigung. Und nicht einmal das Gewissen der Weisen, eines Plato und eines Aristoteles, regte sich angesichts dieser schauerlichen Entwürdigung und Mißhandlung der menschlichen Natur: gerade sie kamen dem grausamen Verfahren durch die unmenschliche Lehre zu Hilfe, daß durch ein unabänderliches Naturgesetz die Mehrzahl der Menschen zum Dienste und Nutzen weniger Auserwählten bestimmt sei. Das Christentum hat zwar durch seine Lehre von der Freiheit und Gleichheit aller Menschen den Unterschied der Stände nicht aufgehoben, aber es hat ihn dadurch gemildert, daß es alle seine Bekenner, weil alle zur Freiheit und Erbschaft der Kinder Gottes in Christo berufen, durch das Band der Liebe zu einer großen Gemeinschaft, zu einer einzigen Gottesfamilie vereinigte, deren schwächeren und untergeordneten Gliedern, den Frauen und Kindern, den Sklaven und Armen eine besondere Fürsorge widmete

und den Stand der Handwerker und Arbeiter zu Ehren brachte.

Das lebendige Bewußtsein von der ewigen Bestimmung weckte Gedanken und Strebungen, die von selbst zur Neugestaltung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens führen mußten. Der Glaube an das jenseitige Leben forderte die Beherrschung der irdischen Interessen durch die ewigen Daseinszwecke. Aber die Wirkungen dieser sittlichen Vorschrift lagen nicht, wie oft behauptet wird, in der Richtung einer grundsätzlichen Verachtung der Erdengüter, sondern begründeten die rechte Wertschätzung sowie die Pflicht und die Ehre der Arbeit, die diese Güter hervorbringt oder deren Gebrauchswert erhöht. Es gibt keinen grelleren Gegensatz, als der Unterschied zwischen der heidnischen und der christlichen Arbeitsauffassung ist. In der alten Welt arbeitete der Sklave, in der christlichen arbeitet der freie Bürger; dem heidnischen Bürger war die Arbeit nicht bloß eine Last, sondern auch eine Schande, dem christlichen ist sie nicht bloß eine Lust, sondern auch eine Ehre. Jenem galt die Arbeit nichts, der Gewinn ohne Arbeit alles: dieser sucht Gewinn durch Arbeit und verachtet ein arbeitsloses Dasein. Aber nicht aus Gewinn- und Genußsucht betreibt er die Arbeit, sondern er betrachtet sie als einen gottgewollten und gottgefälligen Dienst, als ein ihm von oben zugewiesenes Amt, als seine eigentliche Lebensaufgabe, für deren Erfüllung er ewigen Lohn erwartet. Die Anerkennung der Arbeit, ihrer sittlichen Pflicht und Würde hat bekanntlich in der mittelalterlichen Zins- und Wuchergesetzgebung den entschiedensten Ausdruck gefunden. Letztere ist öfters mißverstanden und mißdeutet worden, weil sie nicht nach den volkswirtschaftlichen Verhältnissen ihrer Entstehungszeit, sondern nach den Kreditbedürfnissen der Neuzeit beurteilt ward. Aber selbst W. Endemann,[33]

Max Neumann[34] und andere Sozialschriftsteller, die sich über die „Unnatur“ jener Gesetze und die „Unkenntnis“, die „Herrschsucht“ und die „Anmaßung“ ihrer Urheber heftig ereifern, können nicht umhin, sich vor der Kühnheit und Großartigkeit, vor der Folgerichtigkeit und Verdienstlichkeit der volkswirtschaftlichen Grundsätze der Kirche zu verneigen, und halten mit dem Eingeständnisse nicht zurück, daß sie vom Geiste lauterer Gerechtigkeit und edler Menschlichkeit sowie von der liebevollen Fürsorge für die Wohlfahrt der Menschheit, namentlich der wirtschaftlich Schwachen durchhaucht seien. Die christliche Religion hat dem Reichtume gesellschaftliche Pflichten auferlegt und den natürlichen Trieb nach Gewinn und Genuß durch das Gebot der Liebe und Entsagung gezügelt. Sie hat durch ihre Lehren und Gesetze der Gesellschaft Ordnung und Gliederung, Einheit und Festigkeit verliehen, dem einzelnen ein gesichertes Dasein und den Frieden des Herzens gewährleistet.

Dank dem unheilvollen Einflusse, den die ökonomistischen Irrlehren von der ausschließlichen Berechtigung des schrankenlosen Eigennutzes und Wettstreites im wirtschaftlichen Erwerbe und Verkehre auf die Gesetzgebung der Staaten ausübten, fielen die Schutzdämme, die das wogende Leben umgeben hatten. Infolge des freien Wettbewerbes gestaltete sich der „Kampf ums Dasein“, für ungezählte Tausende ein gänzlich hoffnungsloser Kampf, zur wilden Jagd auf die Erdengüter, von denen ein jeder möglichst viel zu erraffen trachtete, und verwandelte den Gesellschaftsorganismus in einen Haufen von Atomen, die einander abstießen und nur durch den Zwang der Not zusammengehalten wurden. Diese zügellose Erwerbs- und Sinnenlust fand eine willkommene Beraterin und Beschützerin an der glaubensfeindlichen Wissenschaft, die ihre

angeblich sicheren Ergebnisse unter die Massen warf und durch eine irreligiöse Halbbildung deren Köpfe berauschte und vollends verwirrte. Die moderne Aufklärung muß als eine Verschwörung nicht bloß gegen das christliche Denken und Leben, sondern auch gegen das Glück der Völker bezeichnet werden. Die wohlfeile Spötterei, daß man mit Bibel- und Sittensprüchen, mit Unsterblichkeitsglauben und Himmelshoffnung weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe bauen könne, fand aufmerksame Ohren. Aber die Lust, „außerhalb des Schattens der Kirche zu leben“, wurde sehr teuer erkauft. Mit der Religion schwand aus dem Erwerbsleben nicht bloß die Sittlichkeit, sondern auch das Ehrgefühl. Nachdem selbst der Begriff des Wuchers, als ein Rest ökonomischen „Aberglaubens“, zu den übrigen „veralteten“ Wirtschaftsgrundsätzen gelegt war, stieß der gierige Mehrungstrieb des Kapitals auf kein Hindernis mehr. Gleich einem entfesselten Dämon erwürgte es erbarmungslos jeden, den es erreichen konnte, machte viele arm, einige wenige reich, und diese wenigen nicht glücklich. Die Besitzenden drohten in der Überfülle von Genüssen zu ersticken, die auch von den Besitzlosen als Menschenrechte beansprucht wurden. Beide Klassen traten einander gegenüber mit dem Vorgefühle eines Kampfes um Sein oder Nichtsein, und die Entschlossenheit, diesen aufzunehmen, war beiderseits von wilden Kriegsleidenschaften begleitet. Auch aus den mittleren Ständen wich mit der Einfachheit der Sitten mehr und mehr die Zufriedenheit. Um die Mittel für die Bedürfnisse einer gesteigerten Lebenshaltung zu gewinnen, wagten sich manche vertrauensselig an den Götzen Mammon heran, der sie mit seinen Fangarmen umklammert hielt, bis er ihnen das Mark ausgepreßt hatte und sie dann ins Proletariat hinabschleuderte.

Nur wer eine Binde vor den Augen trüge, um die

Zeichen der Zeit nicht zu sehen, könnte leugnen, daß die heutige Gesellschaft an schlimmen Schäden schwer zu tragen hat. Wie kann sie gerettet werden? Die Heilmittel müssen der Art und der Ursache des Übels entsprechen. „Wenn man," schreibt der lutherische Oberkonsistorialrat Gerhard Uhlhorn,[35] „aus der Gegenwart den Blick rückwärts richtet ins Mittelalter, dann kann einen eine wahre Sehnsucht ergreifen nach einer Zeit, wo noch keine Lokomotive schnaubte und wohl eine Fülle von Kirchtürmen, aber noch keine Fabrikschornsteine die großen Städte kennzeichneten, in der das Kapital noch nicht seine oft so harte Herrschaft angetreten hatte, noch statt der Massenproduktion unserer Fabriken der Handwerker in seiner Werkstatt jedes einzelne Stück mit Liebe und Sorgfalt vollendete, und noch keine Konkurrenzjagd dem Leben dieses Gepräge atemloser Hast aufdrückte, die so viele auch um den Frieden ihrer Seele betrügt." Keinem Verständigen indes kann es einfallen, die Errungenschaften der modernen Kultur zu verschmähen oder gar zu verwünschen, sowenig sich jemand finden dürfte, der weite Strecken lieber in der Postkutsche als im Eisenbahnwagen zurücklegen möchte. Eine Rückkehr zur mittelalterlichen Wirtschaftsordnung oder gar zur Naturalwirtschaft wäre ein Rückschritt und würde gegen die menschheitliche Bestimmung, die auf Entwicklung lautet, verstoßen. Auch ist nicht die materielle, sondern die moralische Seite dessen, was man die „soziale Frage" nennt, die Hauptursache unserer Leiden. Die durch den Maschinenbetrieb umgestaltete Produktions-, Arbeits- und Verkehrsweise, die Massenproduktion und Arbeitsteilung und der Massenabsatz, die nun unumgängliche Notwendigkeit vermehrten Betriebs- und Leihkapitals, die größere Bedeutung und Macht des Geldes infolge seines Eintritts in Kapitalfunktion: diese Umwälzung des Wirtschaftslebens

stellte allerdings sehr verwickelte Aufgaben an die Neuzeit. Die Völker aber würden ihnen gewachsen gewesen sein, wenn sie deren Lösung nach den christlichen Grundsätzen und Gesetzen über die Bedeutung und die Verteilung des Eigentums versucht hätten. Statt dessen aber stellten sie sich mehr oder weniger auf den Boden der heidnischen Weltanschauung, begingen so Mißgriffe über Mißgriffe, Torheiten über Torheiten und streuten jenen verderblichen Samen aus, dessen bittere Früchte wir heranreifen sehen und zum Teil schon kosten müssen.

Auch die Jünger aus jener Schule, die dem einzelnen wie der Gesamtheit vom freien Spiele der wirtschaftlichen Kräfte Wohlstand und Glück versprach, fangen an, die Wahrheit einzusehen und einzugestehen, daß die Forderungen einer gesunden sozialpolitischen Wissenschaft und Gesetzgebung nicht anders lauten dürfen als: „Arbeit und Gewinn, Arbeit und Geld, nicht aber Arbeit ohne Gewinn, Arbeit wider Geld, auch nicht Gewinn ohne Arbeit, Kapital wider Arbeit.“ In Wirklichkeit aber stehen diese beiden Produktions-Faktoren, die naturgemäß aufeinanderhin- und angewiesen sind, nicht selten in grimmigster Feindschaft zueinander.

Unsere Zeit ist stolz auf ihr Geld und auf ihre Arbeit, ist aber weder zu der einen, noch zu der anderen Art ihres Stolzes berechtigt, da das Geld sich vielfach verächtlich gemacht hat und die Arbeit verachtet ist. „Es ist eine tief eingefressene Lüge,“ sagt Uhlhorn,[36] „daß die heutige Zeit vorgibt, die Arbeit zu ehren, während sie dieselbe doch im Grunde verachtet.“ Die Arbeitskraft gilt nicht mehr als ein Persönlichkeitsgut, und daher die Arbeit nicht mehr als eine Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit, sondern als eine Sache, als eine Ware, die den Marktgesetzen, d. i. dem „Naturgesetze“ von Angebot und Nachfrage, unterworfen ist, die vom Kapital möglichst billig

gekauft und möglichst reichlich ausgenutzt wird. Schon der Sprachgebrauch, daß das Wort Arbeiter nur noch den niederen Lohnarbeiter bezeichnet, ist, wie der gefeierte Wilh. Roscher bemerkt, ein Anzeichen, das jeden mit Schrecken erfüllen muß, der ahnt, was in diesem scheinbar zufälligen Sprachgebrauche ausgedrückt liegt. Denn er deutet hin auf die Scheidung von Kapital und Arbeit, auf den Riß, der durch das Volk geht, in dem doch jeder ein Arbeiter sein sollte, aber bei weitem nicht jeder sein will. Millionen von denen, die das Lob der Arbeit gern im Munde führen, ist das Bewußtsein der sittlichen Pflicht und Würde der Arbeit abhanden gekommen. Ihnen erscheint die Zumutung, die Arbeit als eine Lebensaufgabe anzusehen und sie aus Liebe zu Gott und zum Mitmenschen, mehr um des himmlischen als um des irdischen Lohnes willen willig und freudig zu übernehmen, als törichte Übertreibung oder als frömmelnde Überspanntheit. Von heidnischer Lebensanschauung angekränkelt, betrachtet man die Arbeit nur als ein Übel und bedauert, daß sie für die große Mehrzahl ein notwendiges Übel, weil das unentbehrliche Mittel sei, um zu Gewinn und zu Genuß zu gelangen. Alles will gewinnen und genießen, wenn möglich, ohne Arbeit; mit Arbeit nur, wenn nicht anders als durch sie jener Zweck sich erreichen läßt.

Dieser Arbeitsauffassung huldigen nicht bloß die arbeitsscheuen Spekulanten, die von der Ausbeutung der Mitmenschen lebenden Betrüger, Wucherer, Gründer, Glücksritter und Gewohnheitsbettler, sondern auch die Umsturzfreunde, die mit Karl Marx die Arbeit als die einzige Quelle aller Werte, alles Einkommens preisen. Sie bekennen sich zu den Grundsätzen der materialistischen Gesellschaftslehre und Geschichtsansicht, bekämpfen aber die „kapitalistisch-egoistische“ Eigentums- und Gesell-

schaftsordnung mit Redensarten, die darauf berechnet sind, die christliche Arbeiterwelt zu blenden und einzufangen. Es klingt ja so unverfänglich und echt christlich, daß im „Volksstaate“ der Zukunft die Arbeit zur allgemeinen Pflicht erhoben werden soll: ein jeder soll arbeiten, und zwar nicht für sich, sondern für die Gesellschaft, die ihm nach dem Maße seiner Arbeitsleistung den gebührenden Anteil an den Genußgütern zubilligt. Allein der Egoismus, der durch diesen Sozialismus überwunden scheint, ist gerade dessen Triebfeder. Die Umsturzpartei verkennt durchaus den höheren Zweck, die sittliche Bedeutung, Würde und Ehre der Arbeit. Auch sie will die Arbeit nur aus Eigennutz und so sehr um des Gewinnes willen, daß sie den ganzen Gewinn für die Arbeit beansprucht. Sie betrachtet und schätzt die Arbeit nicht als Gebot und Mittel sittlicher Entwicklung, sondern nur als Gütererzeugerin. Sie erblickt in ihr eine Bürde, die durch gleichmäßige Verteilung auf alle möglichst erleichtert werden müsse. Sie erstrebt eine Vermehrung der Güter und der Genüsse nicht durch vermehrte, sondern durch verminderte Arbeit und erhofft die Lösung dieses Widerspruchs von der Überführung aller privaten Produktionsmittel, alles Grundbesitzes, aller Gebäude, Maschinen, Geldkapitalien in Gemeineigentum. Der sozialistische Arbeitsbegriff entfernt sich ebensoweit vom christlichen, wie der Kollektivismus von der apostolischen Gütergemeinschaft. Schon die Vernunft lehrt den Menschen, daß er nicht arbeiten soll wie das Tier, das feiert, sobald es seinen Hunger gestillt hat, sondern daß er „zur Arbeit geboren ist, wie der Vogel zum Fliegen“,[37] daß er mithin in ihr nicht bloß eine Quelle irdischer Güter, sondern vor allem seine Bestimmung erblicken und daher auch diejenige Tätigkeit als wahre Arbeit ansehen soll, die höhere Genußgüter

schafft, der Ausbildung und Veredlung des inneren Menschen dient. Eine besondere Würde der Arbeit enthüllt sich im Lichte des Christentums. Als Nachahmung des Opferlebens des Erlösers trägt die Arbeit des Christen den Charakter der Sühne und der Erlösung und gewährt die Hoffnung und das Anrecht auf ewigen Lohn.

Ein großer Teil der heutigen Menschheit empfindet nur die Mühe und die Pein, nicht aber den Wert und den Genuß der Arbeit; daher haßt und verachtet er sie und ist mit seinem Lose unzufrieden. Er würde frei sein von Groll und Grimm gegen sein Geschick wie von Neid und Haß gegen die, denen ein bequemerer Weg durch das Leben beschieden ist, wenn er die sittliche Kraft besäße, die Arbeit zu lieben und zu ehren, sich ganz an sie hinzugeben und gleichsam mit ihr zu verwachsen. Woher aber soll ihm diese Kraft kommen, wenn die Arbeit ihre höhere Bedeutung, ihre Ehre und Würde eingebüßt hat? Und wie darf man ihm reden von der sittlichen Bestimmung und Pflicht der Arbeit, nachdem die „Träger der Bildung und Gesittung", Lehrer der Wissenschaften und gelehrte Schriftsteller ihm seinen Glauben an Gott, an die Geistigkeit und die Unsterblichkeit der Seele geraubt haben? Ist der Mensch nur Stoff, so liegen naturnotwendig seine höchsten Daseinszwecke im irdischen Leben und decken sich mit dem Genusse der Erdengüter und der Sinnesfreuden. Der Sozialismus zieht mit unbeugsamer Unerschrockenheit die letzten Folgerungen aus dem rohen Diesseitscharakter des modernen Denkens und Strebens. Darin beruht das Geheimnis seiner Stärke und Anziehungskraft und auch sein Verdienst, falls der Zeitgeist durch die sozialistische Unerbittlichkeit sich angetrieben fühlt, bei der Betrachtung seines Spiegelbildes vor sich selber zu erschrecken und die Rückkehr zum Glauben an

Gott und an ein ewiges Leben zu vollziehen. Roscher[38] betont „die große, eben jetzt viel zu wenig begriffene Wahrheit, daß keine wirtschaftliche Reform gelingen kann ohne sittliche Besserung des Volkes, keine sittliche Besserung ohne reinere und lebendigere Religiosität, und daß alle bloß subjektive Religiosität für die Massen haltlos und wirkungslos ist". Religiosität aber ohne Jenseitsglauben ist ein Luftgebilde.

Nur die Hoffnung auf das andere Leben macht das gegenwärtige erträglich, verleiht ihm Sinn und Zweck, Wert und Würde. Wer leben sagt, sagt arbeiten. Mühe und Schmerz aber werden stets, auch im denkbar vollkommensten Wirtschafts- und Gesellschaftszustande, mit der Arbeit verbunden sein. Wie es zu allen Zeiten Arme geben wird, so auch arbeitende Klassen, die von der Ehre der Arbeit lebhaft durchdrungen sein müssen, um der Versuchung zu widerstehen, sich als niedere und minder geehrte Stände anzusehen und zu schämen. Nur wenigen ist das Glück geistigen Schaffens beschieden, die meisten müssen sich abmühen mit der geistlosen Arbeit ihrer Hände. Das ist immer so gewesen und wird nie anders sein, da die Menschheit mit ihren geistigen und leiblichen Bedürfnissen einen Organismus darstellt, dessen Glieder aufeinander hin- und angewiesen sind und daher mit- und füreinander tätig sein müssen. Außerordentlich verschieden zwar an äußerer Bedeutung ist das Leben des Handwerkers, des Taglöhners, des Fabrikarbeiters vom Leben des Gelehrten, des Künstlers, des Staatsmannes, des Fabrikherrn; gleichwohl sind jene von der Wichtigkeit und dem Werte ihres Tuns ebenso fest überzeugt als diese. Und warum sollten sie es nicht sein? Die Maschine steht still, wenn nur ein Rädchen, eine Spindel, eine Schraube, ein Hämmerchen den Dienst versagt. Die Sorge für den Leib und das Leibesleben ist

uns ebenso unentbehrlich wie die Sorge für die geistigen Güter. Der tatsächliche Wert des Lebens hängt nicht vom Gegenstande der Arbeit, sondern von der Gesinnung des Arbeitenden ab, und sehr häufig wird die Armut an äußerem Lebensinhalte durch einen ungeahnten Reichtum an innerem Lebensgehalte aufgewogen. Jede wahrhaft nützliche Arbeit erfordert Anstrengung und Selbstverleugnung, ist daher von sittigender Kraft und ein würdiger Lebensberuf. Für die sittliche Güte und Größe des Menschen kommt es nicht so sehr darauf an, was er schafft, als darauf, wie er schafft, nicht bloß darauf, was er in der Welt oder für die Welt, sondern auch darauf, was die Welt für ihn, für seine geistig-sittliche Selbsterziehung ist. Carlyle[39] feiert die „großen, stillen Menschen", die im Reiche des Schweigens ihre Lebensaufgabe vollbringen. „Die edlen, stillen Menschen, hie und da ausgestreut, jeder in seinem Gebiete still denkend, still wirkend, von denen keine Zeitung meldet: sie sind das Salz der Erde . . . Wehe uns, wenn wir weiter nichts hätten, als was wir vorzeigen und sprechen können. Schweigen, das große Reich des Schweigens, höher als die Sterne, tiefer als das Todesreich: dieses allein ist groß, alles übrige ist klein."

Der Unglaube, der für alles, was der exakten Beobachtung und Berechnung sich entzieht, kein Auge hat, erkennt in der Weltgeschichte nichts anderes als den äußeren Weltlauf und im einzelnen Menschenleben nur eine Bedingung und Darstellung des Gattungslebens. Ältere Philosophen haben den geistig unentwickelten und rechtlich unfreien Gliedern unseres Geschlechtes, den Kindern, den Frauen und Sklaven, die Unsterblichkeit der Seele oder gar die Seele selbst abgesprochen. Neuere Denker haben diese lieblose Abgeschmacktheit mit der Einschränkung wiederholt, daß nur Gelehrte, Dichter und Künstler den Anspruch auf

ein Fortleben nach dem Tode erheben dürfen. Das Christentum dagegen hat allen Menschen, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, der Rasse und der Berufsart, die volle menschliche Wesenheit und Würde, Bestimmung und Berechtigung, mithin den gleichen natürlichen Lebenswert zuerkannt. „Der eine Satz," sagt der gefeierte Rechtslehrer Rud. v. Jhering,[40] „daß der Mensch als solcher Rechtssubjekt ist, ein Satz, zu dem das römische Recht sich praktisch niemals erhoben hat, wiegt für die Menschheit mehr als alle Triumphe der Industrie." Dieser Satz aber, der die Gleichheit der Menschenrechte ausspricht, ist die Anwendung der Lehre, daß alle Menschen Geschöpfe und Ebenbilder Gottes, Erlöste und Brüder des Sohnes Gottes und Erben des Himmels sind.

Wie die Menschheitsgeschichte nur ein Vorhang ist, hinter dem eine andere, unvergleichlich inhaltreichere Geschichte sich abspielt, die nicht von Menschenhand geschrieben werden kann, so birgt sich auch hinter der Erscheinung des Einzellebens eine reiche Seelen- und Herzensgeschichte, die nur dem Auge des Allwissenden bekannt ist. Jedem Gläubigen, mag ihm eine höhere Stellung oder eine demütige Rolle zugewiesen sein, tönt das ernste Mahnwort ins Ohr: wirket, solange es Tag ist; denn „es kommt die Nacht, wo niemand mehr wirken kann".[41] Der bleibende Erfolg dieses Wirkens aber wird weder nach der Art des Wirkungskreises, noch nach der Dauer der Wirkungszeit, sondern nach der sittlichen Beschaffenheit der Arbeitsgesinnung und Arbeitsleistung berechnet. Daher hat mancher, der früh vollendet, doch viele Jahre erreicht. Nicht die Zahl der Jahre, hat Seneca[42] gelehrt, bewirkt, daß wir lange genug gelebt haben, sondern unsere Willensbeschaffenheit.

Der Christ ergänzt sonach das »Memento mori« durch ein nachdrückliches »Memento vivere« und macht den

Spruch: „Bete und arbeite!“ zu seinem Wahlspruche. Ihm ist das Leben ein Geschäft mit „doppelter Buchführung“ in höherem Sinne als nach kaufmännischem Begriffe; ein sicheres Guthaben zu besitzen im „Buche des Lebens“, ist der Hauptzweck seiner Sorgen und Mühen. Aus der Gewißheit, vom Gebrauche aller seiner Talente einst Rechenschaft geben zu müssen und drüben ernten zu können, wenn er hienieden gesäet hat, empfängt er wahrlich nicht den Antrieb zu einer träumerischen, tatenlosen Beschaulichkeit oder zu einem dumpfen, düsteren Hinbrüten. Es ist uns nützlich und nötig, öfters wie von einer Bergeshöhe auf das Weltgetümmel hinabzuschauen, damit wir uns in ihm nicht verlieren, vielmehr unserer Bestimmung, „zu etwas Besserem geboren“ zu sein, lebhaft bewußt bleiben. Und nachdem wir gewissermaßen Himmelsluft eingeatmet haben, fühlen wir uns neugestärkt zur Weltarbeit. Gerade der Glaube gewinnt im Ausblicke auf das ewige Leben das Vollbewußtsein von der Bedeutung des zeitlichen Lebens, wo hingegen der Unglaube seine Bekenner nicht einmal mit einer Ahnung von wahrem Leben zu beschenken vermag. Oder verdient ein Leben, das nach flüchtiger Erscheinung ins Nichts versinkt, Leben zu heißen? Wie kann der freudig arbeiten, der keine Aussicht auf lohnenden Ertrag hat? Wer hat den Mut, einen Bau zu beginnen, der noch vor seiner Vollendung wieder zerstört werden soll? Wer gewagt hat, an sich zu glauben, und zugleich den Gedanken ertragen will, sich wieder verlieren zu müssen, der führt kein wirkliches Leben mehr. Wer den Drang nach Vollendung und gleichzeitig deren Unerreichbarkeit bejaht, wird sich in der Stunde der Prüfung von seiner Lebens- und Schaffenslust verlassen sehen. Nur die Ewigkeitsbetrachtung verleiht uns Ausdauer in allen Drangsalen, Standhaftigkeit in allen Stürmen.

Verzagtheit oder gar Verzweiflung darf in dem christlichen Lebensprogramm keine Stelle finden. Der Christ begehrt nicht, was Gott ihm vorläufig zu versagen für gut befunden, einen Spiegel nämlich, mittels dessen er sein Geschick und den ganzen Weltlauf in einem einzigen großen Gesamtbilde auffangen könne. Erst vom Ende der Weltzeit erwartet er die Aufhellung aller Dunkelheiten, die Lösung aller Rätsel, die glänzende Rechtfertigung der sittlichen Weltordnung, deren Walten sich in den Geschicken des einzelnen oftmals verhüllt. Eingedenk der Mahnung des heil. Augustin, daß wir an die göttliche Vorsehung *glauben* müssen, da sie unser blödes Auge in vielen Vorgängen nicht zu entdecken vermag, vermißt er sich nicht, die Hand zu tadeln, die auf sein Lebensgemälde die vorläufig unentbehrlichen Schattenstriche aufträgt, deren Bedeutung erst unter jenseitiger Beleuchtung vollkommen gewürdigt werden kann. Ist es nicht unvernünftig und ungerecht, über ein großes Kunstwerk voreilig abzuurteilen, weil das winzige Stück, das der Meister enthüllt, dem unruhigen Auge keine Befriedigung gewährt? Wer nur auf das Einzelne, das erst in der Verbindung mit dem Ganzen verständlich wird, seinen Blick heftet, wird irre am Lenker des Ganzen. Wer die einzelnen Schickungen von oben mit dem Maßstabe menschlicher Einsicht und Empfindung mißt, muß angesichts der ungezählten Übel, die den Gerechten ebenso treffen wie den Gottlosen und manchmal den Unschuldigen für den Schuldigen leiden lassen, an der Liebe, der Weisheit und der Gerechtigkeit des *Allmächtigen* zu zweifeln beginnen. Je rechtschaffener er zu sein glaubt, desto heftiger wird er bei jeder Heimsuchung klagen, der himmlische Vater sei ihm fern und fremd, sei lieblos und ungerecht gegen ihn geworden, obwohl er selbst wie ein törichtes Kind im Gewoge wilder Gefühle und im Gewühle wirrer Gedanken

sich ihm entfremdet hat. „Selig, die nicht sehen und doch glauben.“ Wer in gläubigem, ahnungsvollem Fernblicke auf das Ganze, auf das Ende aller Wege Gottes das Einzelne hinnimmt, sich ohne Furcht und Widerstreben der Führung durch höhere Hand überläßt, wird nicht mißtrauisch noch kleinmütig, wenn sie die Richtung ins Dunkle einschlägt, und manchmal erkennt er alsbald, daß es ihm zum Besten gereichte.

Wie nicht selten dem trüben Tage ein heller Abend folgt, so ist oft am Lebensabend von den Wolken, die den Morgen oder den Mittag verdüsterten, nichts geblieben als eine von der sinkenden Sonne sanft durchstrahlte, in lieblicher Farbenpracht glänzende Umrahmung des lichten Lebensbildes. Was früher als unauflösliches Rätsel, als unentwirrbares Verhängnis, als unglückseliger Zufall erschien, hat sich als eine väterlich weise und liebevolle Fügung von oben erwiesen, und die angstvollen Schmerzensrufe klingen aus in das innige Dankgebet: Gott hat doch alles wohlgemacht und gelenkt. Und diese Versöhnung mit dem vergangenen Leben verleiht dem hoffnungsfreudigen Glauben an das zukünftige eine neue Bürgschaft. „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt,“ schrieb Hamann in einem seiner letzten Briefe, „desto heller wird der Morgenstern in meinem Herzen.“

Die Totenklage tönt zwar noch als störender Mißklang in die Symphonie des Welltalls. Sehr verschieden aber ist das Herannahen des Todes. Dem Ungläubigen winkt er: es geht mit dir zu Ende; dem Gläubigen flüstert er ins Ohr: es ist Zeit und auch gut, daß du hingehst. Und die Hinterbliebenen, wenn sie wahrhaft religiös gestimmt sind, glauben ebenfalls, daß es gut sei, da sie im Tode nicht bloß die Wirkung eines blinden Naturgesetzes erblicken, sondern auch eine Willenskundgebung des Herrn

über Leben und Tod verehren, der nicht verwundet, ohne zu heilen, und nicht nimmt, ohne zu geben. Die Einbuße an einem Gute lehrt dessen Rest doppelt schätzen. Wer mit dem Leben eines teuren Familiengliedes oder Freundes ein Stück seines eigenen Lebens verlor, sieht bei näherer Betrachtung den Wert des letzteren nach dem Maße des erlittenen Verlustes steigen und mit dem Lebenswerte auch den Lebensmut wachsen. Je ärmer ihm das Leben ward an äußerer Stütze, desto reicher soll es ihm werden an innerer Stärke. Er wird sich der Pflicht bewußt, den lieben Toten in seinem eigenen Leben fortleben zu lassen, indem er dessen Platz würdig ausfüllt, die Sorgen und Arbeiten, die er früher mit ihm geteilt hat, von nun an allein trägt, die Aufgaben erfüllt, die ihm zurückgelassen werden. Die Toten sollen lebendige Tote sein und nicht bloß in ihren eigenen Werken, sondern auch in den Werken der Hinterbliebenen fortwirken. Wir finden hierüber ein schönes Wort bei Tacitus in seiner Erzählung des Hinganges seines Schwiegervaters Agricola: „Wenn, wie unsere Weisen glauben, irgend ein Ort den Manen der Frommen bereitet ist, wenn große Seelen nicht zugleich mit dem Leibe vergehen, so ruhe im Frieden und rufe uns, deine Angehörigen, von weibischen Klagen zur Betrachtung deiner Tugenden! . . . Mehr durch Bewunderung und, falls die Kraft hierzu ausreicht, durch Nacheiferung als durch Lobeserhebungen wollen wir dich verherrlichen.“ Unsere Toten bleiben unser, wir haben sie nicht verloren, wenn wir sie nicht verlieren wollen. „Keiner von denen, die wir hier geliebt, ist uns entrissen, wenn wir nur sein Bild und sein ewiges Wesen in unserer Erinnerung festhalten wollen; er ist uns gegenwärtig, wenn wir ihm gegenwärtig sind. Keine äußere Macht, nur unser Wille kann uns trennen. Im Gegenteil kann der Tod eine geistige Gemeinschaft noch

4*

erhöhen, weil der dahingeschiedene Freund, von den Mängeln der Individualität befreit und mit dem Lichtglanze der Ewigkeit umflossen, nur um so herrlicher vor unserem Auge steht." [43]

Wir übersehen nicht, daß diesen Trostgedanken auch der Unglaube für sich in Anspruch nimmt, da er das Fortleben im Andenken oder Herzen der Nachwelt als Ersatz für die preisgegebene Unsterblichkeit anpreist und nach dem Vorschlage von D. F. Strauß den Gottesdienst durch den Kult der Geistesheroen und Volksbeglücker verdrängt wissen will.

Sollte es denn wirklich ernst gemeint sein, den bedrohten Lebenswillen und Lebenswert im Gazegewande eitler Selbsttäuschung wohl geborgen zu wähnen? „Man gedenkt des Weisen so wenig als des Toren," sagt der Prediger des A. T.; „auf gleiche Weise bringt die Zukunft alles in Vergessenheit." [44] Nirgend war die Sehnsucht nach geschichtlicher Unsterblichkeit so oft die Triebfeder ruhmvoller Taten als im alten Rom, aber auch hier ist deren Eitelkeit scharf empfunden und ausgesprochen worden. So läßt Cicero [45] den P. Cornelius Scipio in einer Traumerzählung fragen: „Was liegt denn daran, von denen genannt zu sein, die nach dir geboren werden, da diejenigen, die vor dir lebten, deiner nicht erwähnt haben?" „Unvergeßlichkeit ist ein leeres Wort", hat Mark Aurel [46] gesagt. Ist es vor allem die Erinnerung der Nachwelt, was dem gegenwärtigen Leben Wert und Kraft verleiht, so darf man wie Herostratus seinen Namen berüchtigt machen, wenn die Macht oder die Gelegenheit fehlt, ihn berühmt zu machen. Jene Scheusale, die sich Nero, Marat und dgl. nannten, leben ebenso fort in der Geschichte wie die großen Wohltäter und Beglücker der Menschheit, ein Bonifatius, ein Michelangelo. Wahrhaft große Namen sind selten, und

sie erheben sich wie die Gebirgshöhen durch die Vertiefung alles dessen, was sie umgibt, und sammeln in sich wie in einem Brennglase alle Lichtstrahlen ringsumher; ihre Träger, die sog. Jahrhundertsmenschen, sind auch durch Jahrhunderte voneinander geschieden. Was soll aus der Gesellschaft werden, wenn ein jeder, um der Vergessenheit zu entfliehen, sich in den Kopf setzt, eine Heldenrolle spielen zu müssen? Wo bleibt der Wert einer bescheidenen Lebensstellung oder jener zahlreichen Berufsarten, die uns mit all den Dingen beschenken, ohne die auch die Helden nur Ritter von trauriger Gestalt sein würden?

Lotze[47] hat aus falsch verstandener Hochherzigkeit gemeint, sich selbst möge ein jeder, um die Reinheit seiner Gesinnung zu bewähren, von dem Glücke der Unsterblichkeit ausschließen. „Aber er wird nicht vermeiden können," fügt unser vornehm fühlender Philosoph hinzu, „sie für andere zu verlangen, wenn nicht die Welt mit dem ganzen Aufgebote ihrer geschichtlichen Entwicklung als ein unverständlicher und vergeblicher Lärm erscheinen soll. Weil der Sinn der Welt sich in Widersinn verkehren würde, weisen wir den Gedanken zurück, daß ins Endlose die Arbeit vorgehender Geschlechter nur denen zugute komme, die ihnen folgen, für sie selbst aber unwiederbringlich verloren gehe."

Was man anderen nicht versagen soll, darf man auch für sich begehren. Ist mit dem Tode alles aus, dann ist es die schreiendste, ungeheuerlichste Ungerechtigkeit, daß jemand verpflichtet wird, sein ein und alles für seine Mitmenschen aufs Spiel zu setzen oder gar zum Opfer zu bringen. Was nützt denen, die nicht mehr sind, ein Dasein in unserer Erinnerung? Wie können sie überhaupt fortleben, wenn sie ganz und gar nicht mehr leben, nicht einmal ein homerisches Schattendasein fristen? Sind es

nicht inhaltslose Worte, von Pflichten und Rücksichten gegen ein Nichts zu reden? Der Stoffglaube kennt keine Menschengemeinschaft, sondern nur ein Gewimmel von menschlichen Einzelwesen, die beim Tode in den Kreislauf des Stoffes zurückkehren. Da er eine Menschheit ohne Menschen sucht, vermag er nicht einmal die Lebenden zu einem Reiche zu vereinigen, in dem aus Liebe der eine für den anderen arbeitet und streitet, der eine mit dem anderen leidet und sich freut. Wie kann er also in wahrhafter Verbindung mit den Toten bleiben, da die Hand fehlt, die das andere Ende des Bandes festhält? Leerer Wortschwall, der über die Gräber dahinrauscht, macht die Toten nicht wieder lebendig. „Wenn die Unsterblichkeit des Namens," sagt Oerstedt,[48] „nicht von einer höheren Unsterblichkeitshoffnung getragen würde, wenn sie nicht ein irdischer Widerschein des ewigen Lebens wäre: was wäre sie dann anderes als ein leeres Luftgebilde, ein Schatten, der von keinem Körper käme, ein Regenbogen ohne Verheißung?" Das Christentum versteht besser die Bedürfnisse des menschlichen Herzens, dem es mehr zu bieten weiß als die eitle Aussicht auf das Ruhmesgeflüster der Nachwelt, das bald in Vergessenheit ausklingt. Niemand schließt es vom wahren Lebensglücke aus und verheißt den größten Anteil daran nicht den glänzendsten, sondern den tugendhaftesten Handlungen, einem Wandel in Bescheidenheit, uneigennütziger Liebe und Wohltätigkeit. Und da ein solcher auch oder vielmehr ein solcher erst recht in einer niedrigen und der großen Welt verborgenen Stellung geführt werden kann, so ist es niemand gestattet, seinen Posten willkürlich zu verlassen.[49]

Die christliche Weltanschauung hat durch die Versöhnung des Todes mit dem Leben, des Todesgesetzes mit dem Lebenswillen der trostlos leidenden Menschheit eine unschätzbare Wohltat erwiesen. Der Christ trauert nicht wie diejenigen,

„die keine Hoffnung haben“ und daher auch dem Scheidenden keine Hoffnung mitgeben können. Kalt und düster wie das Grab ist die Todes- und Jenseitsvorstellung der gesamten Heidenwelt, selbst der höchstgestiegenen Kulturvölker des Altertums. „Die Poesie hatte es versucht, das Grab zu erhellen und selbst zu verherrlichen, aber in der Tat war sie doch nur an der Tür stehen geblieben, als ein Genius mit gesenktem Haupte und umgekehrter Fackel. Die Wissenschaft war hineingetreten, aber schnell wieder herausgekommen, voll Schrecken, mit beschmutzten Flügeln und ausgelöschter Lampe; denn sie hatte dort nur ein Beinhaus entdeckt. Die Philosophie hatte kaum gewagt, um das Grab herumzugehen, ängstlich hineinzublicken und dann zurückweichend zu stammeln oder zu schwätzen und, die Schultern zuckend, zu gestehen, das Problem sei noch nicht gelöst, der Schleier noch nicht gelüftet.“ [50]

Wer in die Katakomben Roms hinabgestiegen und durch die Gräberstraße von Pompeji gewandert ist, hat auch den scharfen Gegensatz zwischen der christlichen und der heidnischen Todesanschauung in unauslöschlichen Eindrücken mitgenommen. Der Geist, der in den Inschriften der christlichen Katakombengräber zu uns redet, haucht uns Trost und Zuversicht ins Herz. „Ausdrücke, die irgend welche Unsicherheit inbezug auf das Fortleben der Seele enthielten, fehlen vollständig. Ebensowenig finden wir solche Zurufe, die irgend einen Zweifel über den Zustand der Glückseligkeit des in dem Bekenntnisse des christlichen Glaubens Verstorbenen ausdrückten. Die rein natürlichen Gefühle und Gedanken sind darum nicht verschwunden; der Schmerz der Trennung, die Liebe zu den Hingeschiedenen, das harte Urteil des Todes, dem kein Mensch entgehen kann, die Klage über das frühe Verscheiden eines in der Kraft der Jugend oder des Mannesalters Verstorbenen und ähnliche

allgemein menschliche Empfindungen finden auch in den Acclamationen christlicher Grabschriften häufig beredten Ausdruck. Das ‚Lebewohl' in der Anschauung der Christen war nicht trostlos, da sie die feste Hoffnung hatten, daß der Verstorbene mit den Seligen in Christo das ewige Leben besitze.“ [51] Dagegen kann nichts einen betrübenderen Eindruck auf das Gemüt eines christlichen Altertumsfreundes machen als der Anblick der leichtfertigen und schlüpfrigen Grabschriften, in denen die Stoffanbeter des alten Rom beim Abschlusse eines hoffnungslosen Daseins sich von ihren lustigen Genossen verabschiedeten. Z. B.: „Der du dies liesest, genieße dein Leben; denn nach dem Tode ist weder Lachen noch Spiel noch irgend eine Wollust.“ „Freunde, mischet einen Becher Wein und trinket ihn, das Haupt mit Blumen bekränzt, das übrige verzehrt nach dem Tode die Erde und das Feuer.“ „Ich habe gelebt und über das Leben hinaus nichts geglaubt. Halte alles für Trug, Leser, nichts ist unser.“ [52] Das sind Ausbrüche eines verzweifelten Galgenhumors, mit dem das sinkende Heidentum gegen die Todesangst kämpfte.

Es wäre freilich sehr ungerecht, nach solchen Roheiten die Weltanschauung der heidnischen Völker insgesamt zu beurteilen, da der Unsterblichkeitsglaube, wenigstens eine Unsterblichkeitsahnung religiöses Gemeingut der alten Welt gewesen ist. Auch bilden vielleicht die Grabschriften, die das Fortleben leugnen und das Epikureertum empfehlen, eine Minderheit jenen gegenüber, die von der Unterwelt oder den Seligkeitsinseln reden. Die meisten Jenseitsbilder des Heidentums aber sind grau in grau gemalt. Karl Maria Kaufmann hat den Widerspruch der Fachgelehrten herausgefordert durch seine Behauptung: „Der fröhliche Sinn des Griechenvolkes offenbarte sich auch auf seinen Grabschriften.“ [53] Richtiger urteilt R. Herkenrath. [54] Das

Totenreich ist ein kalter, dunkler, stiller Ort, der seinen Bewohnern nichts bietet, was ein Menschenherz erfreuen könnte. Die Seelen führen entweder ein tatenloses, traumhaftes, vereinsamtes Dasein, oder sie setzen die Beschäftigungen des Erdenlebens zwecklos und erfolglos fort: im einen wie im anderen Falle ist ihr Leben ein Schattenleben, wie sie selbst nur Schattenwesen sind. Der düstere Charakter der heidnischen Jenseitsvorstellung ist am schärfsten im Glauben des Griechenvolkes ausgeprägt. Nach der Anschauung Homers, Hesiods wie der tragischen Dichter herrscht volles, wirkliches Leben nur auf der Oberwelt. Die Bewohner der Unterwelt sind zu einem Dasein verurteilt, das aller Reize entbehrt. Als kraftlose, nebelhafte Gebilde irren sie im lichtlosen Reiche des Hades umher und blicken mit wehmutsvoller Sehnsucht zurück nach dem Erdenleben mit seinem Wechsel von Tag und Nacht, von Arbeit und Ruhe, von Anstrengung und Erfolg, von Freude und Leid, aber sie werden mit unerbittlicher Gewalt in ihrer finsteren, freudlosen Behausung festgehalten. Wer einmal in Charons Nachen dem Orkus überliefert ist, findet den Rückweg für immer versperrt. Mit Ungestüm verlangen die armen Gefangenen nach dem Blute der Totenopfer, dessen Genuß ihnen wenigstens auf kurze Zeit die Lebenskraft und das Lebensbewußsein erhöht. Ihr Zustand ist ein so betrübender und trostloser, daß Achilles, nächst Herakles der ruhmreichste unter den griechischen Helden, das elendeste Erdenleben gegen sein jenseitiges Los eintauschen möchte. Er antwortete dem Odysseus, der ihn zu trösten versucht hatte:

„Nicht mehr rede vom Tode ein Trostwort, edler Odysseus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen."

Ein Lichtpunkt auf dem griechischen Jenseitsgemälde

ist allerdings das Elysium. Allein wie die Walhalla, das Paradies unserer heidnischen Vorfahren, nur die in der Schlacht gefallenen Helden aufnahm, so waren auch die elysischen Gefilde nur für die Geweihten von Eleusis und für die Helden bestimmt, und zwar nach Homerischer Darstellung nicht einmal für alle Helden, da ja Achilles und andere berühmte Kämpfer gegen Troja unter den übrigen Schatten angetroffen werden. Den in die Mysterien Eingeweihten war allerdings die Aussicht auf ein glückseliges Leben nach dem Tode eröffnet. Daher preist sie Homer im Hymnus an Demeter:

„Selig, wer sie geschaut von den erdgeborenen Menschen!
Denn nicht gleich ist das Los des Geweihten und der nicht geweiht ward,
Wenn er gestorben einst weilt in dem modererfüllteten Hades."

„Selig," singt Pindar, „dreimal selig," ruft Sophokles, „die Sterblichen, welche die Weihen von Eleusis geschaut haben; für sie allein ist Leben in der Unterwelt, für alle anderen Drangsal und Not." Der Chor in den „Fröschen" des Aristophanes singt: „Uns allein ist Sonnenschein und frohe Tageshelle, die wir eingeweiht sind und uns edel benehmen gegen Fremde und Mitbürger." „Die Einweihung in die Mysterien," schreibt Cicero, „haben wir wirklich als den Anfang zum Leben erkannt, und wir haben darin nicht allein das erhalten, daß wir mit Vergnügen leben, sondern auch, daß wir mit einer besseren Hoffnung sterben können." „Sei gegrüßt, Bräutigam, sei gegrüßt, junges Licht!" so lautete der eleusinische Gruß an Jakchos, der als blühender Jüngling mit der Fackel in der Hand die Tiefen der Unterwelt erleuchtet und siegreich durchdringt und den Eingeweihten den Weg zeigt aus dem Haine der Persephone zum Reigentanze der leuchtenden Gestirne. Jedenfalls war es nur wenigen beschieden, zu jenen Auserwählten zu gelangen, die in

einem Lande des ewigen Frühlings in verfeinerten Sinnesgenüssen schwelgten. Die große Menge der übrigen Seelen mußte hinabsteigen in das sonnenlose Reich des verhaßten Totenbeherrschers, nach altdeutschem Glauben in das kalte Niflheim der Todesgöttin Hel.

Die Vorstellung vom Jenseits ist es, die der Lebensanschauung ihr charakteristisches Gepräge aufdrückt. Der Fernblick in die andere Welt flößt dem Christen Ernst und Trost ein. Der Gedanke „an die letzten Dinge“ spornt ihn an zu freudiger Pflichterfüllung und bewahrt ihn vor Verzagtheit und Verzweiflung. Das Leben erscheint ihm weder als ein Spielzeug, das man nach Belieben wegwerfen darf, noch als eine Fessel, die man eigenmächtig abschütteln kann, sondern als ein unermeßlich wertvolles Gut, von dessen Gebrauche er sein Schicksal in der Ewigkeit abhängig weiß. Daher bilden Ernst, gepaart mit Frohsinn, und trostvolle Hoffnung, begleitet von heilsamer Furcht, die Gemütsstimmung, die dem christlichen Werturteil über das zeitliche Dasein zugrunde liegt.

Man will indessen die Entdeckung gemacht haben, daß die Jenseitslehre des Christentums den Lebenswert nicht erhöht und den Lebenswillen nicht gestärkt habe, da bereits das griechische Volk trotz seinen schreckhaften Hadesbildern mit einer harmlos heiteren Lebensführung vertraut gewesen, von Kleinmut und Schwermut verschont geblieben sei. Der „lebensfrohe Grieche“ gilt den Lebemännern als Mustermensch und den Männern der Forschung als eine so gewisse geschichtliche Erscheinung, daß er ihnen als Hauptstütze bei der Lösung der Kulturfragen dient. Mit Unrecht, obschon man einräumen darf, daß der geistreiche Gelehrte Ernst v. Lasaulx, der das Altertum durch eine christlich gefärbte Brille anzusehen pflegte, dessen Lebensanschauung zu düster geschildert hat.[55]

Eine derb realistische, tellurisch-klimatologische Geschichtsauffassung behandelt nach dem Vorgange des gern gelesenen und glanzvollen Buckle die Menschheitsgeschichte als einen Teil der Natur- oder Erdbeschreibung und deutet die besondere Geistesrichtung und Gemütsstimmnug eines Volkes als ausschließliches und unvermeidliches Ergebnis der Naturbedingungen, unter die es gestellt ist. Die neuere Anthropo-Geographie versucht, das Problem der Wechselbeziehung zwischen dem Menschen und der Natur, zwischen der Geschichte und ihrem Schauplatze im Geiste Karl Ritters, aber unter Annäherung an die atomistisch-monistische Weltanschauung zu lösen. Der Begründer der neueren Erdkunde glaubte, daß der Gang der Völkerentwicklung durch die Gestaltung der Länderräume vorgezeichnet und vorherbestimmt sei. Dem großen Gelehrten schienen die einzelnen Erdteile, durch schöpferische Weisheit geordnet und gegliedert, wie „große Individuen“ aufzutreten, die mit geheimnisvoller und mächtiger Parteinahme in die Geschichte der Menschheit eingreifen, hier ein Volk zur Kulturhöhe hinaufhebend, dort ein anderes auf niederer Gesittungsstufe festhaltend, so daß unser Planet, als der eigentliche, vom Schöpfer bestellte Völkererzieher, für die Reife oder für die Roheit seiner Zöglinge das Verdienst oder die Verantwortung trage. Die neuere Rittersche Schule setzt an die Stelle des mißliebigen Schöpfers das blinde Naturgesetz und sagt mit Buffon, der nur wiederholte, was Theodektes zweitausend Jahre vor ihm in poetischer Form gesagt hatte: „Die Völker tragen nur die Livree der von ihnen bewohnten Gegenden.“ Die Völkerpsychologie endlich, die alle auf den Menschen bezüglichen Wissenszweige zur höheren Einheit verbindet, betrachtet ebenfalls das gesamte Geistes- oder Gemütsleben der Menschheit unter dem Gesichtspunkte eines organischen, der Herrschaft natürlicher

Gesetze und Kräfte unterworfenen Wachstumsprozesses der „Gesellschaftswesenheit", wie A. Bastian sich ausdrückt, deren „Wurzeln in den physikalischen Agentien der geographischen Provinzen verschlungen sind".

Ist nun jedes Volk in seinem Denken, Streben und Empfinden, in seinem Glauben, Lieben und Leben der willenlose Aus- und Abdruck des Erdraumes, den es bewohnt, so darf freilich an der heiteren Weltanschauung des Griechenvolkes nicht gezweifelt werden. In der Zone des lichten, blauen Himmels, der linden Lüfte, der lachenden Fluren und des Meeres mit seinem munteren Wellenschlage mußte das Auge frei zur Sonne emporschauen und das Herz mit voller Kraft dem Lebensgenusse entgegenschlagen. In einer so reizvollen und reichen Naturumgebung mußte eine empfängliche Volksseele zu regsamem Bildungs- und Kunstsinne, zu feiner Denkungs- und Lebensart emporblühen und im Wechsel von emsigem Schaffen und fröhlichem Spiel, von Kampfeslust und Sinnesfreuden, von munterer Geselligkeit und einsamen Träumen das Leben auskosten. Und da nach der herrschenden Anschauung auch die Religion ein Erzeugnis der physikalisch-geographischen Verhältnisse ist, so konnte das religiöse Ahnen und Glauben der Griechen nichts anderes sein als der Ausdruck einer zufriedenen und heiteren Seelenstimmung. Dem gesegneten Ländchen mit einem so bildsamen, betriebsamen, beglückten Völkchen durfte weder der Olymp noch das Elysium fehlen, und im lustigen Leben des Götterberges und des Heldenparadieses fand das fröhliche Welttreiben eine ätherische Verfeinerung und Vollendung.

Ist es denn aber wahr, daß das Lebensgefühl der hochbegabten und feingebildeten Griechen wirklich ihren günstigen Naturbedingungen entspricht? Ist die Erscheinung dieses Volkes in der Tat der getreue Abdruck eines Landes, über

das der Schöpfer das Füllhorn seines Segens ausgegossen, und zeigt sie keine Spur von Wehe und Wehmut, von Erschöpfung und Erstarrung? Es will uns bedünken, das Schattenreich des gefürchteten, grimmigen Hades habe einen sehr düsteren Schatten auf das lichte Weltbild geworfen, das unverdienterweise den Neid der heutigen Lustlehrer und Lustverehrer erregt. „Die Hellenen," sagte einer der besten Kenner des Altertums, „waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher, als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden."[56] „Es ist eine verbreitete Ansicht," schreibt Ludwig Friedländer, „daß für die Menschen des Altertums dieses Leben deshalb einen höheren Wert gehabt habe, weil ihre Hoffnungen auf das Jenseits weder so felsenfeste, noch so hellleuchtende sein konnten als die der Christen. Aber der Gesamteindruck der griechischen und der römischen Literatur bestätigt diese Ansicht keineswegs. Die angeborene, an der ewig neuen Herrlichkeit der Welt wie an der Größe und Schönheit des Menschenlebens genährte Lust am Dasein ist allerdings echt antik. Aber sie ist nur der eine Pol der antiken Weltanschauung, dem als der andere eine aus tiefster Empfindung menschlichen Elends und menschlicher Hilflosigkeit entspringende Resignation gegenübersteht, deren bald schmerzliche, bald erhebungsvolle Äußerungen sich wie ein roter Faden durch die ganze antike Literatur ziehen."[57] Das Griechentum wie die alte Welt überhaupt trug schwer am Dasein. Wie auf der Stirn des Christen eine trostvolle Jenseitshoffnung sich abspiegelt, so verrät das Antlitz des „lebensfrohen Griechen" die Wirkungen einer peinlichen Hadesfurcht.

Es ist überaus bemerkenswert und verhältnismäßig wenig bekannt, daß dieser Grundton der altgriechischen

Volksseele noch in den neugriechischen Volksliedern deutlich nachklingt. Hermann Lübke, der den Versuch gemacht, diese ihrem ganzen Umfange nach unserer Kenntnis und Empfindung zu erschließen, schreibt in der Einleitung zu ihnen, daß „ein Zug tiefer Wehmut durch den griechischen Volksgesang geht“. Diesen Zug verraten und erklären zugleich am besten die sog. Charonlieder, die der unerbittlichen Todesmacht gelten. Ein trübsinnig-beschauliches Grübeln, zu dem der Todesgedanke immer wieder anregt, stört den heiteren Naturgenuß und mischt in jeden Freudenbecher Wermut hinein.

„Wie glücklich die Berge, wie selig die Au'n,
Die von Charon nichts wissen, den Tod nicht erschaun!“

Ein starker Wille zum Leben ringt beständig mit der Todesfurcht, die in der Gestalt des Charon die Volksseele beherrscht. Sogar der Lebende ruft im Scherze den grimmen Totengott herbei, um sich an der Spröden zu rächen. Je mehr das Gemüt sich in sein unbezwingbares Lebensgefühl versenkt, je fester es sich an das Erdendasein klammert und je begieriger es nach den Freuden der Welt lechzt, desto schriller tönt ihm die Mahnung an das Ende entgegen. Und durch diesen quälenden Gedanken läßt es sich zum Übermaße und zur Eile im Genießen versuchen.[58]

Den gleichen abstoßenden Beweggrund benutzt Horaz in seinen Liedern, um die erschlafften Nerven einer übersättigten Gesellschaft wieder zu beleben und zum Freudentaumel beim üppigen Gelage anzustacheln. Auch die bildende Kunst bedient sich der packenden Erinnerung an den Tod, um zu ausgelassenem Frohsinne aufzufordern. Beim Gastmahle des Trimalchios, das Petronius schildert, macht das gelenkige silberne Gerippe seine Runde bei den Gästen der Tafel. Der prächtige Silberschatz, der im

Jahre 1895 in Boscoreale bei Pompeji aufgedeckt wurde, enthält ein Becherpaar, das inmitten von sieben, bezw. acht Skeletten den bekannten Wahlspruch Epikurs und ihm entsprechende Mahnungen zeigt: „Freue dich, solange du lebst!“ „Genieße, solange du noch kannst!“ Eines dieser Gerippe setzt sich einen Blütenkranz auf den Schädel. Ein anderes hält ein Blumengewinde in der einen Hand und betrachtet einen grinsenden Schädel, den es in der anderen trägt. Ein drittes hält in der einen Hand einen gefüllten Beutel mit der Aufschrift „Schätze“ und in der anderen Hand einen Schmetterling, das Sinnbild der Seele, mit der Beischrift „Genuß“. Eine sehr sinnreiche Bildersprache predigt den Verfall der Erdengüter, zu deren Genuß in so empörender Weise eingeladen wird.

Infolge solcher merkwürdigen Mischung von Lebensluft und Todesangst hat der griechische Geist inmitten der Weltfreuden den vielbewunderten Schöpfungen seines Talentes so viel Weltschmerz eingehaucht, daß selbst die scheinbar Glücklichen unter den Sterblichen ein von unheilbarer Schwermut umflortes Gesicht zeigen. Oder wer könnte die Ilias lesen, ohne die tiefe Traurigkeit mitzuempfinden, die das Herz des berühmten Achilles bewegt? Selbst in Gesängen zum Preise des Lebens tönt als Mißklang der Schmerzensseufzer über das Elend des Daseins. Das griechische Volk hat bereits in seiner Jugend die Klage einer trostlosen Betrübnis angestimmt und seitdem nicht mehr verstummen lassen, sondern gerade in seinem goldnen Zeitalter durch den Mund seiner begabtesten und edelsten Geister am lautesten erhoben. Einen gern gehörten Ausdruck hat diese Wehklage in dem bekannten Worte des Theognis[59] gefunden: „Nicht geboren zu werden, ist das allerbeste; das nächstbeste ist, so früh als möglich zu sterben.“ Zu Homers Zeiten wurde der Tod nur darum

mehr gefürchtet als das Leben, weil dieses trotz aller Mühsale und Leiden dem unsteten Umherirren im Schattenlande vorzuziehen war. Gerade infolge einer trostlosen Jenseitsanschauung läßt der Dichter den höchsten Gott sagen: Das jammervollste Wesen auf Erden ist der Mensch. Wer aber mit Solon [60] vom Ende des Lebens auch nur das Ende der zeitlichen Übel und in diesem Sinne den Eingang zur ewigen Ruhe erwartete, stellte den Tod über das Leben. Die Götter rufen ihre Lieblinge jung aus der Welt, heißt es bei Menander, dem geistreichsten Dichter der alexandrinischen Epoche. Die orphischen Seher und die Philosophen der pythagoreischen Schule, die von einem lebhaften Schuldbewußtsein und Sühnebedürfnisse mächtig ergriffen, den Leib als Kerker der Seele und die Einkerkerung der letzteren als Strafe und Sühne einer alten Schuld ansahen, mußten selbstredend den Tod als einen Erlöser begrüßen, der die gereinigte Seele zu ihrem Gotte zurückführen werde. Diese durch Wahrheitsahnungen erleuchtete Vorstellung von der Bedeutung des irdischen Daseins und seiner ungezählten Übel ließ auch ein elendes Leben als ein noch lebenswertes gelten und dessen eigenmächtige Vernichtung als ein törichtes und hassenswürdiges Verbrechen erscheinen. Sie aber blieb das Eigentum weniger, stieß durch ihren sittlichen Ernst die Massen ab und erfreute sich auch nicht lange des Beifalles der Weltweisen.

Andere Versuche wurden gemacht, die Rätsel des menschlichen Daseins zu lösen, aber alle mißlangen. Die hervorragendsten Denker zerbrachen sich die Köpfe an der Aufgabe, die Leiden des Lebens mit dem gebieterischen Glückseligkeitstriebe zu versöhnen, und schlossen ihre Erörterungen mit einem großen Fragezeichen. Ein jeder von ihnen wußte zwar und wies auch einen Weg zum Glücke,

aber niemand konnte den seinigen als einen sicheren beweisen. Sie alle verhießen dem schmachtenden Herzen Befriedigung, verrieten aber durch ihre eigenen Vorschläge, daß sie ihm statt eines Brotes einen Stein dargeboten hatten. Wie die Prediger des Weltschmerzes, so liebäugelten auch die Philosophen des heiteren Lebensgenusses mit dem freiwilligen Tode und straften so die Weisheit des Meisters Lügen, der durch das seichte Wortspiel: „Wenn der Tod ist, sind wir nicht, und wenn wir sind, ist er nicht“ die Todesfurcht gebannt zu haben sich einbildete. Selbst die stoischen Tugendhelden, die sich in ihre Innerlichkeit wie in eine uneinnehmbare Festung zurückzogen und von hier aus ihre Selbstherrlichkeit allen Schlägen und Stürmen des Lebens gegenüber unangefochten behaupten zu können sich rühmten, fanden es vernünftig, für die Fälle der Not einen rettenden Ausweg aus dem Leben frei zu halten. Es ist eine beherzigenswerte Erscheinung der antiken Lebensanschauung, daß die Schmerz- und Lebensverächter der kynischen, der kyreneischen und der stoischen Schule sich mit den weltfreudigen Epikureern in dem Gedanken begegneten, das Leben sei ein Gastmahl, von dem man nach Belieben sich entfernen könne, ein Theater, in dem man nur so lange verweile, als es erfreue.

Selbst der sittlich hochstehende Seneca[62] tröstet sich in jeder trüben Stunde durch den Hinblick auf die dunkle Todespforte, die jedem, der von harten Schicksalsschlägen betroffen oder bedroht werde, einen rettenden Notausgang gewähre. Er preist die gütige Natur, die nur einen Eingang ins Leben, aber viele Ausgänge aus ihm geschaffen habe: „Es steht gut um die Menschheit; niemand ist unglücklich, es sei denn durch eigene Schuld. Behagt dir das Leben, so bleibe; gefällt es dir nicht, so kannst

du dahin zurückkehren, woher du gekommen." Sogar in solche Torheit verirrt sich dieser Weise, daß er diejenigen Toren schilt, die den natürlichen und gewöhnlichen Tod einen schönen Tod zu nennen wagen. „Vergiß nie," mahnt Epiktet,[62] „daß das große Tor zur Freiheit als letzte Zuflucht offen steht. Mögen auch Verwandte und Freunde klagen und dadurch ihre Feigheit an den Tag legen: willst du ein Feigling sein? Laß das weibische Klagen und wirf die sterbliche Hülle ab." Es haben zwar selbst diese begeisterten Lobredner des Selbstmordes ihn nicht unbedingt gutgeheißen oder empfohlen. Lebensmüdigkeit, unglückliche Liebe, unerträgliche Körperleiden erscheinen ihnen nicht als hinreichende Gründe, die Flucht in Charons Nachen zu rechtfertigen. Immerhin aber behält der Widerspruch zwischen der stoischen Sittenlehre, die zur unbedingten Ergebung in den Weltlauf auffordert, und der Erlaubnis, diesem Weltlaufe durch freigewählten Tod zu entfliehen, einen schrillen Ton. Wir sollen, mahnt Mark Aurel unser Lebensende mit der heiteren Ruhe eines Philosophen abwarten, ohne über die lange Verzögerung zu klagen. Sollen wir aber, fügt er hinzu, gezwungen werden, etwas Unwürdiges zu tun, so ist es unsere Pflicht, durch den freiwilligen Austritt aus dem Leben der Vergewaltigung des Gewissens zuvorzukommen oder ein Ende zu machen. Ähnlichen Anschauungen huldigten Plutarch und die Neuplatoniker.

Allerdings haben auch heidnische Philosophen, Schriftsteller und Dichter den Selbstmord rücksichtslos verurteilt. Treffend hat der Weise von Stagira den einen weichlichen Feigling genannt, der Hand an sich legt, um den irdischen Übeln zu entfliehen. Wahre Seelengröße, lehrt Terentius Varro, bewährt sich in der geduldigen Ergebung und Entsagung, nicht in dem eigenmächtigen

Abschütteln drückender Sorgen und Lasten. Euripides erblickt im Selbstmordgedanken ein Anzeichen von Geistesschwäche und sittlicher Ohnmacht; ein vernünftiger Mensch, meint er, werde sich dessen auch in schmerzhaften Krankheiten, unter der Wucht herber Schicksalsschläge und bei Anwandlungen von Lebensüberdruß erwehren. Wahren Mannes- und Heldenmut legt nach dem Ausspruche Martials der an den Tag, der in allen Unglücksfällen und Leiden standhaft bleibt und selbst durch schwere Ehrenkränkungen sich nicht fortreißen läßt, ein Leben, das in den Augen der Mitmenschen ehrlos und wertlos geworden, eigenmächtig zu vernichten.

Selbst die dem Neuheidentum abhanden gekommene Wahrheit des göttlichen Obereigentumsrechtes über das Leben ist von manchen Geistern des Altertums erkannt oder geahnt worden.[63] Die orphischen Seher und Theosophen, Pythagoras und die Pythagoreer, Sokrates, Plato und Cicero, Homer, Euripides und Vergil sehen im freigewählten Tode einen frevelhaften Eingriff in die Rechte der Gottheit, der im Jenseits auf das härteste bestraft werde. Bekannt ist der schöne Ausspruch des Pythagoras, man dürfe ohne das Geheiß des obersten Heerführers, d. h. Gottes, den Wachtposten dieses Lebens nicht verlassen. Mit Worten, die eines christlichen Mundes nicht unwürdig wären, erklärt Sokrates:[64] „Der Mensch ist Eigentum der Gottheit und Gegenstand der göttlichen Vorsehung und darf den ihm angewiesenen Lebensposten ebensowenig eigenmächtig verlassen, als ein Sklave ohne den Willen seines Herrn sich selbst morden darf.“ Plato nennt zwar den Körper das Gefängnis der Seele und das Leibesleben ein Übel, von dem nur der Tod erlöse; nichtsdestoweniger verbietet er den Selbstmord als einen gewaltsamen Eingriff in die Bestimmung des Schicksals, der nur in

Ausnahmefällen, zum Beispiel auf Befehl der Gottheit, zulässig sei.

Die Mehrzahl aber hat nach dem Vorgange Zenos, des ältesten Kritikers, den unter gewissen Bedingungen selbstgewählten Tod als „einen vernünftigen Ausgang aus dem Leben“, sogar als eine ehrenvolle, tugendhafte und gebotene Handlung gepriesen und bereits alle Verteidigungsgründe vorgebracht, die bei Eugen Dühring und anderen Selbstmordverherrlichern der Neuzeit zu lesen sind.

Der Ratlosigkeit der Weisen entsprach die Trostlosigkeit der Massen, denen nach dem Beispiele ihrer Lehrer nur die Wahl blieb zwischen stummer Ergebung in das Geschick und gewaltsamer Durchbrechung desselben. Das diesseitige Leben wurde gehaßt, und das jenseitige nur von jenen geliebt, die es als ein glückseliges sich ausmalten. Nachdem aber das Elysium ein Gegenstand des Zweifels oder gar, wie zu Ciceros Zeiten, allgemeinen Spottes geworden war, konnte der Tod bestenfalls nur noch eine äußerst bescheidene und fragwürdige Seligkeit in Aussicht stellen, eine Art Nirwana, ein Aufhören des Erdenjammers, die ewige Ruhe in einem schmerzlosen, traumlosen Schlummer. Cäsar und Cato erklären in ihren Reden bei Sallust übereinstimmend, mit dem Tode sei alles aus. Lukrez jubelt, daß die Furcht vor einer jenseitigen Verantwortlichkeit kopfüber hinausgetrieben sei. So blieb schließlich nur die Wahl zwischen dem Leichtsinne eines Persius: „Lasset uns die Süßigkeit des Augenblickes durchkosten!“ und dem Trübsinne eines Tacitus: „Alles ist nur Posse!“ Auf die Naturausbeutung zum Zwecke frohen Lebensgenusses, auf die Vermehrung und Verfeinerung der sinnlichen Bedürfnisse wie der Mittel, sie zu befriedigen, haben sich die Griechen wie die Römer sehr wohl verstanden. Aber mit der Verbesserung der äußeren Daseinsbedingungen hat die Daseinslust

keineswegs gleichen Schritt gehalten. Die Griechen des goldenen Zeitalters waren weniger lebensfroh wie die Zeitgenossen Homers. „Vor dem Tode ist niemand glücklich zu preisen“, sagt Sophokles. Gerade während der klassischen Zeit lagerte auf den Gemütern wie ein Bleigewicht der schaudervolle Gedanke, daß das zeitliche Glück nicht bloß flüchtig, sondern auch gefährlich sei, da es den Neid der Götter errege. Früher ließen diese den Armen erst schuldig werden, um ihn der Pein zu überlassen; jetzt verfolgen sie mit ihrer Eifersucht und Schadenfreude den Unschuldigen, der sich erlaubt, glücklich zu sein oder zu scheinen. „Der Mensch ist den Göttern ein Spielball“, lästert Plautus. Das römische Kaiserreich schien während der beiden ersten Jahrhunderte seine Hauptaufgabe darin zu erblicken, die Bevölkerung der Hauptstadt zu speisen und zu belustigen. Uhlhorn veranschlagt die jährlichen Geldspenden an das Volk auf sechs Millionen Mark. Die Zahl wie die Pracht und die Großartigkeit der öffentlichen Spiele nahm von Jahr zu Jahr zu; unter Augustus waren ihnen jährlich 66, unter Tiberius 87 Tage gewidmet. Dazu kamen die häufigen Gladiatorenkämpfe und Tiergefechte und die großen Feste bei außergewöhnlichen Anlässen. Die Einweihung des Flavischen Amphitheaters unter Titus nahm 100, die Feier des zweiten dacischen Triumphes unter Trajan 123 Tage in Anspruch. Nicht selten wurde bei solchen Gelegenheiten das Volk zugleich mit den Senatoren und Rittern vom Kaiser aufs üppigste bewirtet. Was nur immer die Sinne kitzeln und berauschen konnte, wurde im Zirkus, auf der Arena und auf der Bühne geboten. Wer aber daran zweifeln möchte, daß ein solches Leben in Unbehagen und Überdruß unterging, kennt nicht die Klagen der damaligen Weltweisen.

Den Alten also ist es keineswegs so wohl ums Herz

gewesen, wie sie durch ihre Lust an fröhlichen Festen und Spielen den Anschein erwecken. Wer wüßte nicht, wie oft ein betrübter Sinn sich geflissentlich hinter äußerlicher Seligkeit versteckt, wie häufig ein verödetes, verwundetes, zerrissenes Herz sich in lärmenden Vergnügungen zu vergessen trachtet, wie gern ein gemartertes Gewissen sich in ausgelassenem Jubel betäubt, wie selbst vollendete Hoffnungslosigkeit einen Galgenhumor gebiert! Diesem gleicht die Lebenslust, zu der sich Theognis erhebt, nachdem er das Nichtsein als das allerbeste und das Totsein als das nächstbeste Los erklärt hat:

„Kein Mensch, welchen das Grab einmal einschließend bedeckt hat,
Daß er zur Hölle hinabging in Proserpinas Haus,
Freut sich des Klanges der Leier hinfort mehr oder der Flöten,
Oder genießet in Lust noch Dionysens Geschenk.
Solches betrachtend, tu' ich mir gütlich, solange die Kniee
Frisch sind, der Kopf noch fest, ohne zu wanken, mir sitzt.“ [65]

Hienieden kein Friede und drüben keine Seligkeit; das Leben ertragen ist bitter; ihm entsagen, ist es nicht minder: das war der Lebensprospekt des alten Heidentums, der weder die Todesfurcht der Lebensfrohen bannen, noch den Lebensmut der Lebensmüden aufrichten konnte. Wer mit allen Fasern seines Wesens am irdischen Dasein haftete, mußte mit dem Tode sein Bestes verlieren. Und wer nichts mehr zu verlieren hatte, konnte vom Tode höchstens einen negativen Gewinn erhoffen. Daher der unheilbare Daseinsschmerz, der zur Verzweiflung und Selbsttötung trieb, wo er nicht durch den blinden Schicksalsglauben oder die Furcht vor jenseitigen Strafen zu dumpfer Ergebung und Entsagung sich zwingen ließ. Nicht anders als im Vorgefühle der Ewigkeit gewinnt man das Vorgefühl des Lebens. Von der Erkenntnis, daß das irdische Dasein an sich mit allen seinen Gütern und Genüssen eitel und nichtig sei, waren die alten Griechen und Römer nicht minder lebhaft

durchdrungen als die Christen. Trotz aller Anstrengungen aber, dieses Leben reich und schön und lebenswert zu gestalten, wurden sie immer lebensmüder.

„Über die, welche schlafen, will ich euch nicht in Ungewißheit lassen, meine Brüder, auf daß ihr nicht traurig seid",[66] schreibt der Apostel. An diese Worte knüpft der hl. Chrysostomus[67] folgende Mahnung: „Trauere, aber nicht wie ein Ungläubiger, der nichts von der Auferstehung weiß und am künftigen Leben zweifelt. Ja, wir erröten, wenn wir bei Christen nicht selten die heftigsten Ausbrüche unverständiger Trauer wahrnehmen müssen. Was werden die Ungläubigen sagen, wenn sie solches sehen? Sind das diejenigen, so werden sie sagen, die von einer Auferstehung so schön zu sprechen wissen? Ja, ja: ihr Benehmen stimmt mit ihren Worten gar nicht überein. Mit Worten reden sie viel Weises und Tröstliches über die Auferstehung, im übrigen aber betragen sie sich, als ob sie gar nicht daran glaubten. Wären sie von der Wahrheit der künftigen Auferstehung überzeugt, sie würden sich nicht so benehmen. Wenn sie wirklich glaubten, daß der Zustand der Verstorbenen besser sei, sie würden nicht so wehklagen. Das und viel mehr sagen die Ungläubigen, wenn sie bei den Christen übermäßige Trauer um den Verstorbenen bemerken. Darum wollen wir uns hierin mäßigen, um dem christlichen Glauben an die Auferstehung keine Schande zu bereiten."

Die Bürgschaft der künftigen Auferstehung benimmt allerdings dem Tode seine Schrecken. Soll doch die Seele mit ebendemselben Leibe einst wieder vereinigt werden, den sie auf Erden bewohnt, und dem sie auch während der Trennung ihre Zuneigung bewahrt. Der Tod ist eine nur vorläufige und vorübergehende Entkörperung der Seele. Er hat das unvollkommene und schadhafte Gefäß der Seele

zerbrochen, und die Verwesung hat es gänzlich aufgelöst in Staub. Diese Zerstörungsarbeit aber ist ja nur die notwendige Vorbedingung und Vorbereitung für das kommende Wunderwerk der göttlichen Macht, die aus demselben Stoffe ein neues und unvergleichlich schöneres Gefäß wiederherstellen wird. Ist es denn zum Weinen, wenn der Landmann den Samen in die Furche streut und der Fäulnis anheimgibt, oder wenn der Geschäftsmann sein Geld in die Sparkasse legt? Beim Tode leiht die Seele der Erde ihr leibliches Kapital, und am jüngsten Tage empfängt sie es mit reichlichen Zinsen nicht an Masse, sondern an Wert zurück. Dafür bürgt der allmächtige Gott mit seinem wahrhaftigen Worte und seiner untrüglichen Handschrift.

Es darf also der Schmerz des Christen auch bei den betrübendsten Todesfällen nicht zu kleingläubiger Unruhe oder zu wildem Ungestüm sich fortreißen lassen. Vom Schmerzgefühle überwältigt zu werden, geziemt nur denen, die den Toten für ewig tot halten: dieser hat dann mit dem Leben alles, und jene haben am Toten viel verloren. Wo der Unsterblichkeits- und Auferstehungsglaube geschwunden ist, muß die ganze Leichenfeier ausschließlich das Gepräge der Trauer annehmen, und es fehlt noch die Wiedereinführung von Klageweibern, die mit bezahltem Heulen und Weinen dem Schmerze der „Leidtragenden“ zu Hilfe kommen oder unter Umständen ihn ersetzen. Es ist aber ein sehr unpassendes Zugeständnis an den modernen Unglauben, wenigstens ein Zeichen von Gedankenlosigkeit oder Unklarheit, wenn man auch in christlichen Kreisen nur von „Trauerfeierlichkeiten“, „Trauerreden“, sogar „Trauerämtern“ redet. Das christliche Leichenbegängnis ist eine gottesdienstliche Handlung, ein Bekenntnis des Glaubens an Christi Lehre, ein

Ausdruck der Hoffnung auf Christi Verheißungen. Und die Teilnehmer an diesem Gottesdienste sollen nicht bloß Leidtragende, sondern mehr noch Helfer der Armenseele sein. Sehr tiefsinnig nannte das Mittelalter die hh. Messen, Fürbitten, Almosen zum Troste des Abgestorbenen „Seelengerät", d. i. Mittel, den noch nicht vollkommen geläuterten Seelen zur Anschauung Gottes zu verhelfen.

Indes soll das Recht der Trauer nicht verkümmert werden, und wer es verteidigt, verdient keineswegs den Vorwurf unmännlicher Tränenseligkeit. Und selbst eine weinerlich rührselige Richtung unterscheidet sich noch immer auf das vorteilhafteste von der düsteren, trostlosen Lebensansicht. Während jene in ihre Elegien außer der Wehmut auch viel edle Herzensliebe haucht, trägt diese eine kalte Herzlosigkeit zur Schau. Der folgerichtig empfindende Lebensverächter darf am Sterbebette eines teuren Lebens nicht trauern, er muß Freuden- und Dankestränen weinen darüber, daß das geliebte Wesen von der Welt und der Qual des Daseins erlöst wird, mag diese Befreiung auch unter den erschütterndsten Umständen vor sich gehen; hellauf jubeln müßte er mit Schopenhauer, so oft jemand durch freiwilligen Tod in den dunklen Abgrund des „Absoluten" hinabgleitet.

Die Tränen, die beim Verluste lieber Angehörigen oder teurer Freunde fließen, sind nicht Zeichen von Unvollkommenheit oder Schwäche. Sie sind vielmehr vernünftig, gerecht und Gott wohlgefällig. Sie sind der Ausfluß einer Quelle, die von Gott selbst entspringt, der Ausdruck eines liebenden, gefühlvollen Herzens. „Es ist, denke ich," schreibt der hl. Franz von Sales,[68] „niemand in der Welt, der herzlicher und zärtlicher liebte und daher lebhafter und schmerzlicher die Trennung von lieben Freunden empfände als ich, da ich Gott gebeten habe, mein Herz so zu bilden."

Der Gottmensch selbst hat den Betrübten das Beispiel der Tränen hinterlassen. Er weinte über den Tod des Lazarus und gestattete dem Volke, daß man an seinen Tränen seine Freundesliebe messe: „Sehet, wie lieb er ihn hatte!“ [69] Maria, „das starke Weib“, hat kein Bedenken getragen, ihrem natürlichen Schmerzgefühle den vollen Tribut zu zahlen. Und jene heiligen Männer, wie Ambrosius, Augustinus, Basilius, Bernardus rc., waren weit entfernt von einer Gefühllosigkeit, die zuweilen mit Seelenadel und Gottergebenheit verwechselt wird. Auch der Christ ist Mensch, und gerade im Trennungsschmerze darf er ganz Mensch sein, ohne aufhören zu müssen, ganz Christ zu sein.

Der Art des Schmerzes muß die Art des Trostes entsprechen. Unzeitige Trostmittel verfehlen nicht bloß ihren Zweck, sondern verschärfen die Wunde, die sie lindern wollen. Der Dulder Job wurde von seinen Freunden mit kalten Vernunftgründen sozusagen überhäuft. „Derlei habe ich oft gehört,“ gab er zur Antwort, „lästige Tröster seid ihr alle.“ [70] Recht zu derselben Klage haben alle Trauernden, die das Unglück haben, für die Sprache ihres Schmerzes nicht das rechte Verständnis bei ihren Mitmenschen zu finden. Der Hinterbliebene aber trauert vor allem über den Verlust der geliebten Person. Von ihr den Geist ablenken zu wollen, um mit Gewalt die Wunde zu verstopfen, wäre töricht und grausam. Das hieße, dem liebenden Herzen Feigheit und Verrat zumuten in dem Augenblicke, wo es durch innere Notwendigkeit zur reinsten und uneigennützigsten Liebe sich hingerissen fühlt. Vielmehr entspringt der erste Tropfen Trost dort, wo auch die Quelle der Tränen fließt: in dem steten Gedanken an den unvergeßlichen Toten.

So sehr es ein jedem Menschenherzen anerschaffenes

Bedürfnis ist, zu lieben, so sehr ist es ihm natürliche Notwendigkeit, zu leiden, wenn es vom Gegenstande seiner Liebe entfernt wird. Es sträubt sich mit Gewalt gegen die Leere und Verlassenheit, worein es versetzt worden, und es sucht zunächst nicht Ersatz für den erlittenen Verlust, sondern strengt sich mit allen Kräften an, das festzuhalten, was ihm entrissen worden, das gewissermaßen ungeschehen zu machen, was geschehen ist. Es ist nicht zu sagen, mit welch betrübendem Heldenmute das vom Schmerze ergriffene Herz eine Zeitlang den Verzweiflungskampf gegen die traurige Wirklichkeit führt. Die Kräfte der Seele und selbst die Sinne des Leibes stellt es ganz in seinen Dienst. Der Geist darf an nichts denken als an das geliebte Wesen, das nicht mehr da ist, das Gemüt sich nach nichts sehnen als nach dessen Nähe; überall soll das Auge sein Bild erblicken, das Ohr immer die bekannte Stimme vernehmen, der Mund nur von ihm erzählen. Der Trauernde hält es für selbstverständlich, daß auch alle Leidtragenden nur von dem Verstorbenen reden, den er beweint. Oft ruft er seinen Namen, glaubt seine Tritte zu vernehmen, meint, er müsse an seinem alten Platze sitzen, müsse eintreten, wenn die Tür sich öffnet. Stets von neuem beginnt er diese schmerzlichen Täuschungen, und es ist ihm, als ob ihm mit heftiger Gewalt der Verband von einer schweren Wunde gerissen würde, so oft er aus seinen wehmütigen Träumen aufschrickt. Der hl. Ambrosius [71] schildert in einer Leichenrede auf seinen verstorbenen Bruder Satyrus mit den lebhaftesten Worten seinen geistigen Verkehr mit dem unvergeßlichen Toten. In der Nacht weilt er bei ihm, hört seine bekannte Stimme, ergötzt sich an seinem teuren Angesichte, schließt ihn in seine Arme, küßt ihn auf die Wangen und spricht mit ihm; selbst am hellen Tage glaubt er ihn überall zu sehen und zu hören. Der Hinterbliebene

lebt ganz bei dem teuren Toten, mehr denn je fühlt er sich eins mit ihm, unaufhörlich gedenkt er des Glückes, das er mit ihm genossen und das er nun mit ihm begraben hat. So sehr ist er mit ihm allein beschäftigt, daß die Umgebung für ihn gleichgültig zu werden beginnt.

Man darf weder erwarten noch verlangen, daß das Auge, das am Sterbebette und am Grabe sich müde geweint, nach diesen Schmerzenstränen sogleich Freudentränen vergieße über die ungeahnte Seligkeit der teuren Seele, die nun ausgelitten und, so hoffen wir in allen Fällen, den Siegespreis erstritten hat; daß das Ohr, das so sehr an den Laut des Jammers gewöhnt worden, sich plötzlich sozusagen den Tönen ihres himmlischen Jubels öffne; daß das verlassene Herz über der Freude an der neuen Gesellschaft, die der Hingeschiedene genießt, auf einmal seine eigene Leere vergesse. Der Hinterbliebene ist anfangs tot für alle Freude, er liebt die Trauer und mag sich von ihr nicht trennen; ohne sie findet er keine Ruhe oder Zufriedenheit. Was fühlte selbst Maria, die Schmerzensmutter, am Karfreitage! Ihr Bildnis verrät trotz aller künstlerischen Verklärung die ganze Wucht des natürlichen Mutterschmerzes. Gewiß hat sie ihren geliebten Sohn nach dessen Tode beglückwünscht, daß er nun seine martervolle Laufbahn beendet. Aber ihr mütterliches Herz war zugleich von solch unaussprechlichem Leid und Wehe erfüllt, daß sie, wie die hl. Birgitta behauptet, am liebsten mit ihm lebendig ins Grab hinabstiegen wäre, wenn es nur sein Wille gewesen wäre; sie ruhte auch gleichsam bei ihm, der ihr ein und alles war, im Grabe.

Die Hoffnung auf die unauflösliche Wiedervereinigung im Jenseits vermag am leichtesten den ersten Schmerz der Trennung in seiner tiefsten Wurzel zu erreichen und ihn zu lindern. Diese Erwartung spricht den

großen Gedanken aus, daß der Tod nicht eine eigentliche Trennung ist, und so macht sie die Quelle der bittersten Trauer zur Quelle des reichsten Trostes. Zwar ist der Tod der Abschied auf Nimmerwiedersehen in diesem Leben, und daher ist er so bitter. Die seine schonungslose Hand auseinandergerissen, werden aber nicht ewig getrennt sein, sie werden sich wiederfinden in jenem seligen Lande, wo alle Guten sich versammeln, und wo es keine Trennung mehr gibt.

Welch ein mächtiger und süßer Trost in dem erschütternden Augenblicke, wo das nasse Auge dem Sarge nachsieht, der samt den teuren Überresten, die er birgt, in der dunklen Gruft verschwindet! Gewissermaßen als Widerhall des dröhnenden Schaufelwurfes ertönt aus des Grabes Tiefe der letzte freundliche Scheidegruß des Abgeschiedenen an die weinenden Hinterbliebenen: Lebet wohl, ihr Lieben alle! Auf Wiedersehen! Ihr folget bald nach! Diese Stimme durchzückt das vom ersten Schmerze erschütterte Gemüt, und indem sie dessen zarteste Saiten rührt, bringt sie die tröstlichsten, edelsten und selbst religiösesten Empfindungen hervor. Die Stimme aus der Tiefe wird bestätigt durch die Stimme von oben, die der natürlichen Sehnsucht die vollkommene und dauernde Erfüllung mit übernatürlicher Gewißheit verheißt und so sanft und zuversichtlich dem Weinenden ins Ohr spricht: Der geliebte Tote ist nicht tot, er lebt und wird ewig leben. Er ist dir bereits vorausgeeilt in das Land der Lebendigen; dort, im gemeinsamen Vaterlande, erwartet er dich, um unzertrennlich mit dir vereinigt zu werden. Diese Vereinigung wird stattfinden, wenn auch dein Leib in den Todesschlummer sinkt, und sie wird ganz vollkommen werden beim Anbruche des jüngsten Tages.

Gedulde dich noch kurze Zeit, dann wird der Herr über

Leben und Tod auch deine morsch gewordene Hütte abbrechen und dich umziehen heißen in deine neue Heimat. Du befindest dich wie auf einem Bahnhofe oder an einem Hafen und blickst mit tränenfeuchten Augen den Zügen oder Schiffen nach, die dir einen nach dem anderen aus der Reihe deiner Lieben entführen. Noch eine kleine Weile, und auch du wirst gerufen zur Abreise. Du steigst dann ein, und nach kurzer Fahrt durch Nacht und Nebel, durch Sturm und Lärm bist du drüben und daheim. Man streckt dir die Arme entgegen und haucht dir zu: Willkommen im Lande ewiger Liebe und Wonne!

Er ist unsterblich, spricht der Christ, dem ein lieber Anverwandter oder Freund so recht vom Herzen weggestorben ist. Dem Auge des Körpers ist er entzogen, aber dem Auge des Geistes bleibt er nahe. Der Leib nur starb, der Freund selbst lebt und lebt ewig, und ich sehe ihn wieder, und das Wiedersehen ist ewig wie ich. Nur das schadhafte Gewand wurde ihm durch die kalte Hand des Todes ausgezogen; aber auch dieses ist ihm nicht für immer geraubt: gebessert, gereinigt und ganz erneuert soll es ihm einst wieder angezogen werden.

Für die Kraft solchen Trostes liefert der folgende Vorfall einen treffenden Beweis. Der französische Beamte Naudau-Desislets in Basse-Terre auf Guadeloupe mußte bei dem furchtbaren Erdbeben, von dem diese Antilleninsel im Jahre 1843 heimgesucht wurde, das entsetzliche Unglück erleben, in weniger als zwei Minuten seine Gattin, seine sieben Kinder und seine Schwägerin zerschmettert zu sehen. Der christliche Glaube und die christliche Hoffnung haben diesem neuen Job die Worte eingegeben, die er bald nach dem Unglücke an einen Zweifler richtete, an denselben, für den Nicolas seine berühmt gewordenen „Philosophischen Studien“ schrieb:

„Meine Trauer,“ sagt er in dem Briefe, „ist nicht so bitter, wie einige denken. Es sind Glaubenslehren da, die uns Trost verschaffen, es gibt Hoffnungen, die uns Entschädigung bieten. Die einen wie die anderen liegen so tief, daß ich den Verkehr mit den Meinigen noch nicht aufgegeben habe. Ich fragte sie um Rat; das Herz, das unser einziges Organ geworden, sieht ihre Entschließungen, hört ihre Antwort, und mein Gewissen gibt bei meinem Urteile den Ausschlag. O glauben Sie mir, D . . . .! der Mensch besteht nicht allein aus dem Staube der Erde. Als ich es sehen mußte, wie in weniger als zwei Minuten mir entrissen wurden alle jene Lieben, so reich an bewunderungswürdiger Schönheit, nicht jener irdischen Schönheit, die im Tode so schnell zerstört ist, sondern einer Schönheit, über die Tugend und Weisheit einen himmlischen Widerschein geworfen haben; ja, als ich sehen mußte, wie die Meinigen, ihrem leiblichen Bestandteile nach, in den Staub zurücksanken: wahrlich, ich wäre verloren gewesen, hätte ich das Nichts für das Ende des Menschen gehalten! Heute bin ich gefaßt, ruhig, ergeben. Mit Ehrfurcht beuge ich mich unter die Hand, welche die Dinge so gewendet hat. Ich gehe noch weiter, ich bezeige ihr meinen Dank; denn sie ist geleitet von den Grundsätzen einer strengen, vollkommenen, ewigen Gerechtigkeit. Ja, als ich anfing, all das Große, Edle und Himmlische recht zu schätzen, das in der Wiedervereinigung liegt mit denen, die mir entrissen waren, da hat Gott zu mir geredet: Ich gebe es dir anheim, so töricht oder ungerecht zu sein, von mir zu glauben, ich hätte kein Ziel, das edel und meiner würdig wäre! D . . . .! glauben Sie es Ihrem Freunde: Luise ist unsterblich; Viktorine und Stephanie sind unsterblich; meine Kleinen, so voll Unschuld und Anmut, sind unsterblich; diese tugendhafte Malvine, eine Heilige und Märtyrin, ist

unsterblich. Anderer Meinung sein hieße alle auf der Tugend beruhenden Empfindungen mit Füßen treten, um an ihre Stelle die hohlen Meinungen und die törichten Urteile eines unwissenden und aufgeblasenen Verstandes zu setzen . . .“

Schon am ersten Jahrestage des Unglückes ging der beraubte Gatte und Vater zu den Seinigen heim.[72]

So ist das Grab nicht nur ein ernstes Memento mori, sondern auch ein hoffnungerweckendes und herzerhebendes Vergißmeinnicht. Die hehren Wahrheiten der Unsterblichkeit und der Auferstehung neigen sich zur gebeugten Seele hernieder und kommen ihrem natürlichen Bedürfnisse und Verlangen entgegen: sanft senken sie die tröstliche Hoffnung auf das jenseitige Wiedersehen als lindernden Balsam in das verwundete Herz. Sie wollen dem Weinenden den liebgewordenen Schmerz nicht nehmen, sondern ihn erheben und zu stiller Wehmut verklären; sie löschen seine Sehnsucht nach dem Abgeschiedenen nicht aus, noch verwerfen sie diese: sie setzen sie vielmehr voraus und billigen sie. Sie bilden die Grundlage für den Glauben an das künftige Wiedersehen, den als Torheit zu lästern nur der vollendete Unglaube den grausamen Mut besitzt.

Was für einen Ersatz aber für jenen angeblich törichten Glauben weiß denn die neumodische Lebensweisheit zu bieten? „Ein wahrer Ersatz,“ schreibt ein Wortführer derselben, „kann dem nicht gewährt werden, welchem der Zufall das Liebste entrissen hat. Es ist nicht möglich, das individuelle Band, welches eine lange andauernde Lebensgemeinschaft geknüpft hatte, jemals wieder in gleicher Weise hervorzubringen. Der Verlust ist im strengen Sinne des Wortes unersetzlich. Es wäre Torheit, auf Mittel sinnen zu wollen, die ein solches Schicksal auszugleichen vermöchten. Das Gefühl muß seiner eigenen Gesetzlichkeit und der

versöhnenden Macht der Zeit überlassen werden. Es leitet von selbst zu dem einzigen Standpunkte, auf welchem sich der herbe Schmerz in eine mildere Trauer auflöst. Es erhebt den Menschen über das Besondere und Einzelne zur Betrachtung des Ganzen; es richtet den Blick auf das Menschliche überhaupt und erweckt eine Teilnahme, deren das ungestörte Haften an der Einzelheit des Daseins nicht fähig ist. Das besondere Schicksal sucht sich in die Unendlichkeit der Dinge zu versenken und seinen individuellen Schmerz in dem großen Ganzen des Weltverhängnisses aufzulösen."[73] Ein Kuß der ganzen Menschheit, der ganzen Welt! so lautet das von immer neuem Wortschwall umrauschte Zauberwort, das Heldennaturen schaffen soll. „In uns erfreut sich die Natur ihrer selbst," predigt Georg von Gizycki, „in uns erblüht sie selbst ja zum Bewußtsein; und der Grund, welcher beständig neue Blüten hervortreibt, bleibt ewig erhalten. Laßt uns unsere Selbstsucht, unsere Eitelkeit und Unbescheidenheit aufgeben: die unwahre absolute Scheidung von uns und der übrigen Natur; tauchen wir mit unserm Gemüt ein in das unendliche Auf- und Niederfluten der physischen und geistigen Entwicklungen, erweitern wir unser Ich, bis es die ganze Welt umschließt, und wir werden ihre Ewigkeit erleben." Wenn der Jünger eines solchen Lehrmeisters stirbt, „so tröstet ihn der Gedanke an sein wohlverbrachtes Leben und seine Liebe zu den Überlebenden und deren Kindern und fernsten (!?) Kindeskindern. Wenn der Tod die ihm teuersten Wesen von seinem Herzen reißt, so weiß er, daß die ganze Menschheit der Gegenstand seiner Liebe sein sollte." Der Tod lehrt uns lieben. „Und um so heißer läßt er uns lieben, wenn er wirklich Tod, ein letztes Ende ist, dem kein Wiedersehen folgt."[74]

Und dieser Gedanke soll uns erquicken? Gleichen Schritt

nämlich mit einer durch den drohenden Abschied auf Nimmerwiedersehen gesteigerten Liebesglut hält die marterpolle Angst, das geliebte Wesen auf ewig verlieren zu müssen; das Herz dürfte wünschen, weniger heftig lieben zu können, um weniger hart gepeinigt zu werden. Und der angepriesene Gewinn zerrinnt vollends, da die vermehrte Innigkeit der Liebe nur durch Entwertung des geliebten Gutes erkauft wird. Gerade darum sind uns unsere Lieben so überaus kostbar und liebenswert, weil sie nicht wie flüchtige Schatten in unser Dasein hineinspielen, sondern es dauernd umgeben, erfreuen und bereichern. Ein Trost, der den Trennungsschmerz in das Meer des Weltschmerzes auszugießen befiehlt, hängt ganz im Blauen und läßt allen Schmerz im Herzen sitzen. Wie kann „der Blick auf das Menschliche überhaupt“ ein tröstender Lichtblick sein, da dem ganzen Geschlechte dasselbe Verhängnis bevorsteht, von dem der einzelne im Tode betroffen wird? Diese Frage erregt freilich nur das Mitleid und den Spott jener weisen Tröster. Ihnen gilt das Menschheitsganze alles, der Einzelmensch nichts als eine vorübergehende Erscheinung und Gestaltung der Weltseele, in der er beim Tode wieder verschwindet, um mit ihr dem Grabe des Weltalls zuzueilen. Sie wollen uns also sagen, wo die Menschheit sein werde, nachdem sie selbst und alle, die eines Sonderdaseins sich erfreuen, durch dessen Verlust sich selbst werden verloren haben. Sie mögen Nullen auf Nullen häufen und zusammenzählen: sie können ihnen keine Wertziffer vorsetzen und daher kein Ergebnis herausrechnen. Man darf jedoch diese Überflieger nicht zu schroff herausfordern; einem Scharfsinne gegenüber, der die Menschheit ohne die Menschen zu finden weiß, kann man für nichts gutstehen.

In der Tat hat August Comte, der Begründer und erste „Hohepriester“ der positivistischen Religion, die

Menschheit als „das große Wesen“ eingesetzt. Die Grundlage dieser neuen Weltanschauung ist die Lehre, daß alles, was über die Sinneserfahrung hinausgeht, mithin auch die Unsterblichkeit, durchaus unerkennbar sei. Trotz diesem grundsätzlichen Nichtwissen inbezug auf die Seelenfortdauer richten die Positivisten in ihren Versammlungen die inbrünstigsten Anrufungen an verehrte Tote, namentlich an ihren Meister Comte und dessen Vertraute, Chlotilde de Vaux. Comte selbst widmete seiner „heiligen Gefährtin“ und „Hauptpatronin“, seiner „himmlischen Chlotilde“, der „Priesterin der Menschheit“, der „Jungfrau-Mutter“, die in seiner „Kirche“ eine ähnliche Stellung einnehmen sollte wie das hl. Altarsakrament samt der allerseligsten Jungfrau in der katholischen Kirche, alsbald nach deren Tode täglich drei längere Herzensergüsse. J. Lagarrique sprach über dem Grabe Chlotildens: „Dein Name, o Chlotilde, und der Comtes werden für alle Zeiten den bereits mit Ehrfurcht genannten Namen Lauras und Petrarcas, Dantes und Beatrix' sich anreihen. . . . Dir hat es Comte zu verdanken, daß er in das Heiligtum der edleren Gefühle eintrat, die ihm die Quelle heiligen Glückes und menschlicher Sittlichkeit entdeckten. . . . Lebe wohl, edle Patronin, empfange die Huldigungen unserer aufrichtigen Dankbarkeit. . . .“ [75] Die überschwenglichsten Ergüsse aus dem Herzen eines Nichtwissers oder Zweiflers aus Überzeugung sind nur eitles Gerede, da sie einem bloßen Namen oder Erinnerungsbilde gelten. Wer dagegen mit gläubigem Sinne für einen geliebten Toten fleht: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm!“ fühlt sich durch ein festes Band an ein Wesen geknüpft, von dem er weiß, daß es lebt und nicht aufgehört hat, ihn zu lieben.

Auch abgesehen von dem düsteren Ende, das die stoffliche Weltanschauung dem Drama der Menschheitsgeschichte

prophezeit, fehlt der unpersönlichen Fortdauer aller Lebenswert, aller Todestrost und Sittlichkeitsgehalt. Weder das leibliche Fortleben in den Nachkommen, noch das geistig-sittliche Fortwirken in der Nachwelt wird dem Bewußtsein und dem Bedürfnisse des Geistes gerecht. Denn das eine wie das andere ist nicht ein innerliches, selbsteigenes, sondern ein rein äußerliches und fremdes Leben, ist ein Sein nicht für sich, sondern nur für andere und in anderen und nur so lange, als diese es dulden wollen. Es trägt keinerlei Gewähr der Dauer in sich, da es ganz und gar von äußeren Bedingungen, von der Gunst des unberechenbaren Naturwaltens und von der Laune des wankelmütigen Menschenwillens abhängt. Wer bürgt den Wohltätern der Menschheit dafür, daß der Samen aufgeht, den sie ausgestreut, daß die Früchte ihrer edlen Taten reif werden und neue Frucht erzeugen? Die Geschichte ist nicht arm an Beispielen, daß ein Volk seine besten Söhne verlassen, verraten und vergessen hat. Manche der Unsterblichkeit würdige Namen wären samt den Schöpfungen, die sich an sie knüpfen, für immer erloschen, hätte nicht eine höhere Hand sie in das Buch des Lebens eingetragen.

Die Geschichte erteilt uns ferner die Lehre, daß die Kulturentwicklung sich nicht in einer stetig aufsteigenden Linie bewegt, sondern häufig durch einen Rückschritt unterbrochen wird, der mühsam errungene Schätze der Vergangenheit mit rohem Tritte zermalmt. Die Erde ist nicht weniger das Grab toter Kulturreiche als das Grab toter Menschen, und der regsame Erfindungsgeist, der uns mit der Druckerpresse und der Dampfmaschine beschenkte, hat auch das Petroleum und das Dynamit beschafft. Der englische Geschichtschreiber Gibbon hat zwar gemeint, daß die heutige Kultur nicht mehr untergehen könne, da es an Barbaren fehle, welche die Macht besäßen, unsere Länder

zu verwüsten. Unser hochgesittetes Geschlecht aber hat solche aus seiner Mitte erstehen und mit Waffen ausgerüstet gesehen, die den alten Barbaren unbekannt waren. Die Kommunards in Paris arbeiteten mit Petroleum, die Nihilisten in St. Petersburg mit Dynamit und Nitroglyzerin. Vor diesen Mächten der Zerstörung ist keine Stadt und keine Festung sicher, und man kann nicht ohne Schrecken an die Frage denken, welche Spuren unsere Kultur hinterlassen würde, wenn sie den Todeskampf durchmachen müßte, der das Ende jeder früheren Kultur begleitet hat. Auf dem Grunde der Volksseele schlummert ein kulturhassender, zerstörungssüchtiger Dämon, der, entfesselt, die Geistesarbeit von Jahrhunderten mit blinder Wut und teuflischer Freude vernichtet, und gerade die unverständigen Aufklärer, die der Menschheit den Trost des Unsterblichkeitsglaubens aus dem blutenden Herzen reißen, lösen dem lebensfeindlichen Unhold die Bande.

Der Fortschritt der Gesittung: die Verbesserung des Wirtschaftslebens, die Ausbildung der Kunst und Wissenschaft, die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung und Gliederung, die Verfeinerung und Veredelung der Sitten, die Verbindung aller Lebensinteressen und Berufsarten zu einem harmonischen Ganzen ist allerdings die Folge des Zusammenwirkens, gewissermaßen Zusammenwachsens der ungezählten Persönlichkeiten, die in der Menschheit leben und weben. Stehen diese aber alle oder auch nur zum größeren Teile auf jenem erhabenen Überflieger-Standpunkte, wo sie des Bewußtseins inne und froh werden, durch ihr Lebensfünkchen den Glanz des menschheitlichen Gesamtlebens erhöhen zu können? Es ist eine allzu bekannte Erscheinung, daß die große Masse der Menschen in die geistigen Bewegungen mit blindem Glauben und Gehorsam oder mit blindem Widerwillen und Hasse einzutreten pflegt,

daß sie nicht sieht mit eigenen Augen und nicht hört mit eigenen Ohren, sondern wie eine willenlose Herde Führern folgt, die sie nicht einmal kennt und von ihnen sich in Drangsal, Elend und Tod treiben läßt.

So verschwindet bei der „Betrachtung des Ganzen“ zugleich mit dem „besonderen Schicksal“ auch der letzte Tropfen Trost in der „Unendlichkeit der Dinge“. Damit ist auch die Frage des protestantischen Theologen Hermann Schultz[76] hinreichend beantwortet: „Kann es dem einzelnen Menschen nicht genug sein, ein Glied zu bilden in jener unendlichen Kette und als Individuum zu sterben mit dem Hoffnungsgedanken, daß er unsterblich ist in dem Ganzen der Menschheit, daß alles, womit er sie bereichert, sie ihrem Ziele näher geführt hat, nicht sterben wird, daß sie selbst nicht sterben wird und in unendlicher Reihenfolge ihrem unendlichen Ziele sich nähert? Ist dazu persönliche Unsterblichkeit nötig, wenn doch jeder, sei es in seinen Kindern, sei es in dem, was er der Menschheit gewesen ist, fortlebt und sich so mitbeschlossen weiß in dem unendlichen Fortschritte der Menschheit?“

Nicht einmal alle Stoffanbeter sind so kalte Leichenredner. Der bekannte Kulturgeschichtschreiber Buckle hat das aus der Liebe entspringende Unsterblichkeitsgefühl als den besten Beweis für die Wirklichkeit eines künftigen Lebens hingestellt. Der leichtherzige Unsterblichkeitslästerer B. Carneri[77] kann nicht umhin, auf die Einwendung zu hören, „daß wir um unserer Liebe willen der Unsterblichkeit bedürfen; denn wäre nicht die Liebe, das beseligendste Geschenk des Lebens, bloß zur Qual in unser Herz gelegt, wenn wir nicht hoffen sollten, unsere Lieben im Jenseits wiederzufinden?“ Neidlos gönnen wir dem Manne seinen Trostgedanken: „Sterbend fließen wir, fließt unser Geist wie unser Körper und alles, was wir lieben, in die ewige

Werkstätte zurück, aus der unser Ich, das winzige, hervorgegangen ist. . . . Es liegt etwas Unendliches in diesem Gedanken, und der in ihn sich zu versenken gelernt hat, wird darin einen unerschöpflichen Born der Beruhigung finden." Diese „Beruhigung" kann nur ein Vorgefühl ewiger Grabesruhe sein, da jener „ewigen Werkstätte" ein Zustand ewiger Erstarrung in Aussicht gestellt wird. „Auf materialistischem Standpunkte", sagt der Darwinianer C. du Prel,[78] „erscheint das irdische Leben, in Todesfurcht verfließend und mit der sicheren Perspektive des Grabhügels für uns und alle, die wir lieben, als eine brutale Naturtatsache." Der gekrönte Freidenker Friedrich II. nannte sich gern einen Stoiker, fand aber in den Lehren der Stoa weder Schutz gegen den Weltschmerz, noch Linderung in dem Wehe, das der Tod seiner Angehörigen und Freunde seinem Herzen schlug; für seinen verstorbenen Freund Voltaire ließ er ein Totenamt halten. Fr. Jodl,[79] der bereits im lebendigen Gefühle des großen natürlichen Zusammenhanges der Menschheit schwelgt, meint doch: „Nur wenige Naturen haben die Kraft, auf jeden anderen Glauben zu verzichten als den an die Macht und Majestät der Menschheit."

Daher die Erscheinung, daß selbst Ungläubige am offenen Grabe eines lieben Toten „ein längst entwöhntes Sehnen nach jenem ernsten, stillen Geisterreich" ergreift; mancher sinkt nieder und lernt wieder glauben, sobald er anfangen muß, über das Grab hinaus zu lieben. Niemals vielleicht ist das menschliche Gemüt für den Samen des Glaubens so empfänglich, als wenn es vom Trennungsschmerze erweicht worden. Immer zwar stehen und leuchten die Sterne am Himmel, aber nur nachts erblickt man sie; so sucht auch das geistige Auge die ewigen Sterne lieber und sieht sie leichter, wenn beim Tode teurer Angehörigen die

irdische Lebenssonne sich verfinstert und Tränen das leibliche Auge umschleiern. Wenigstens kann, wer nicht alles Gefühles bar ist, beim letzten Abschiede von einem geliebten Wesen sich der Frage nicht entziehen: was wird aus ihm? Ramses soll seinen Sohn an die Spitze eines Obelisken haben binden lassen, damit die aufrichtenden Arbeiter ein wertvolleres Leben als ihr eigenes zu wagen hätten. Der Glaube an Unsterblichkeit, Auferstehen und Wiedersehen ist der Obelisk, an dem das Leben aller Unsrigen hängt; lassen wir ihn stürzen, so müssen wir unsere Liebsten und Besten vor unseren Augen zerschmettert sehen und ohne Trost und Hoffnung, auf Nimmerwiedersehen von ihren Gräbern scheiden.

„Jede Religion," sagt Gustav Jäger,[80] ein sehr bekannter und begeisterter Jünger Darwins, „muß Rechnung tragen diesem Gefühle der persönlichen Zuneigung, das zunächst die Glieder der Familie und später die Kinder der ganzen Gesellschaft verknüpfen soll, und das kann durch keinerlei nüchterne Unterweisung zustandegebracht werden, sondern nur durch die Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit." Den Leugnern und Lästerern der Religionswahrheiten ruft er zu: „Sie sind Forderungen des Selbsterhaltungstriebes, und denen könnt ihr euch durchaus nicht entziehen. Mögt ihr sie nun formulieren, wie ihr wollt, mögt ihr sie als menschliche Erfindungen belächeln und bespötteln, die Formulierung bemängeln, sie mit der Schere der Kritik kurz und klein schneiden und in euren philosophischen Töpfen sieden und braten: die praktischen Konsequenzen der christlichen Religion sind und bleiben auch für euch rechtsverbindlich."[81] Die sich ihnen entziehen, haben nur die Wahl zwischen stumpfer Ergebung und knirschender Verzweiflung. Moritz Wagner,[82] der vielgenannte Urheber des „Migrationsgesetzes" der Organismen,

wußte sich in gesunden Tagen über das grausame Spiel der Vergänglichkeit zu trösten. Das „infame Altwerden" aber, diesen „Spitzbubenstreich der Natur," konnte er nicht ertragen, sondern er griff zum Revolver, um aus einem elenden Dasein ins All hinüberzugleiten. Ganz anders empfindet und handelt, wer in der besseren Welt sein Heimwesen sucht und Heimatsrecht besitzt. Der Minister Freiherr vom Stein, vom deutschen Volke gefeiert als „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein," pflegte im Greisenalter seine Augen an dem prächtigen Farbenspiel des Abendhimmels zu weiden und dabei zu seinen Begleitern zu äußern: „Wie prächtig schon hier, wieviel schöner muß es drüben sein; freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Ziele so nahe bin!" Eine Zurückweisung der Todesgedanken nahm er übel: „Meinen Sie, ich fürchte mich, zu sterben? Wann Gott über mich verfügt, so ist mir's recht." An seinem Sterbetage ließ er alle seine Beamten und Diener der Kirche einzeln vortreten. „Sein hellklarer Geist siegte noch einmal über die Schwächen des Körpers. Mit ernsten und des edlen Geistes würdigen Worten deutete er auf die herannahende Stunde; die seltene Kraft und Reinheit seines Geistes, seines Willens, seines Herzens strömten in Wort und Miene aus. Nie hatte man ihn mit mehr Beredsamkeit und Klarheit reden gehört: das kleinste Verdienst jedes einzelnen berührte er und bat, dieselbe Diensttreue seinen Kindern zu halten; es bestehe eine Gemeinschaft zwischen den Toten und den Lebenden; er werde sich freuen, wenn sie seiner eingedenk blieben." Dieser große und unvergeßliche Staatsmann war ein tief gläubiger Christ. Der Ewigkeitsgedanke, der seinen Lebenswandel geleitet hatte, leuchtete ihm auch durch die dunkle Todespforte hindurch. „Er nahm Abschied in der Hoffnung auf ein künftiges Wiedersehen." [83]

II.

Unsterblichkeitsbeweise.

„Dessen blinder Sinn die Zukunft leugnet,
Verdammt sich selbst: Es steht in deiner Brust
Geschrieben ein unsterblich Leben, — oder
Natur, betrügend ihre Söhne, schrieb
Nur Fabeln, und der Mensch ist Lüge!"
(Edward Young, Nachtgedanken. 7. Nacht.)

Jedes lebende Wesen liebt sein Leben. Während aber das Tier von Todesfurcht nichts weiß, entsetzt sich der Mensch vor dem Sterben. Keine Frage packt ihn mit solcher Gewalt, keine hält ihn so fest sein ganzes Leben lang als die: was wird aus mir nach dem Tode? werde ich fortleben oder nicht? Das ist die Frage, von deren Entscheidung allein es abhängt, ob das irdische Leben ein wertvolles Gut oder eine arge Prellerei ist.

Der Zweifel in dieser allerwichtigsten Angelegenheit ist ein Unrecht und vielleicht mehr noch ein Unglück, weil eine Schwäche, eine Krankheit des Geistes. „Wo Zweifel nah dem Herzen wohnt, da wird der Seele schlimm gelohnt", heißt es im Parzival. Völlige Gleichgültigkeit aber inbezug auf das Jenseits neben dem lebhaftesten Interesse für alles Diesseitige ist ein unnatürlicher Seelenzustand, der nur darum weniger Erstaunen und Entsetzen hervorruft, weil er häufiger geworden ist. Vollends mit dieser Gleichgültigkeit prahlen oder der wissenschaftlichen Mode zum Gefallen sie zur Schau tragen, ist die

unbegreiflichste Mißbildung des ganzen inneren Menschen. Wer solch traurigen Mut heuchelt, hat kaum noch ein Anrecht auf Mitleid, das jedoch, als das allermenschlichste Gefühl, auch dem schuldbar irrenden Mitmenschen nicht versagt werden darf.

Blaise Pascal sagt in der „Allgemeinen Vorrede“ zu den „Gedanken“: „Die Unsterblichkeit der Seele geht uns so gewaltig an, berührt uns so tief, daß man aller Vernunft ledig sein müßte, wollte man sich ihr gegenüber gleichgültig verhalten. All unser Tun und Denken muß so verschiedene Wege einschlagen, je nachdem es eine Hoffnung auf ewige Güter gibt oder nicht, daß es unmöglich ist, mit Vernunft und richtigem Urteil einen Schritt zu tun, wenn man ihn nicht von dem Standpunkte aus regelt, der unser letztes Ziel sein muß.“ Pascal unterscheidet sehr zwischen denen, die über diese Frage ins reine zu kommen suchen, und jenen, die sich keine Mühe geben. Die einen bemitleidet er; über die anderen ist er mehr erstaunt und erzürnt als durch gemeinmenschliche Teilnahme bewegt. „Es ist wahrlich ein großes Unglück, im Zweifel zu sein; es ist aber auch zum wenigsten eine unerläßliche Pflicht, im Zweifel zu forschen, so daß derjenige, der zweifelt, ohne zu forschen, beides ist: sehr unglücklich und sehr ungerecht. Wer sich aber dessen noch rühmt, handelt über alle Beschreibung unvernünftig. Wie können wir uns über ein unheilbares Übel freuen, wie auf unsere Unwissenheit eitel sein?“

Die Vernunft antwortet auf die Frage nach meinem Endschicksale: „Nicht ganz werde ich sterben, da ich nicht ganz Stoff bin.“ [1] Nur „der Staub kommt wieder zur Erde, von der er war, der Geist aber kehrt zu Gott zurück, der ihn gegeben hat“.[2] Bloß auf das Irdische an mir legt der Tod seine Hand und trägt es als Beute ins

Grab; über das, was mein eigentliches Sein und Wesen ausmacht, über mein Ich hat er keine Macht. Meine Seele soll nicht sterben, sondern ewig leben: welch ein erhebender und erquickender Gedanke! Der Tod also, der mir hier einen lieben Angehörigen, dort einen teuren Freund entreißt und auch schon an meine Tür anklopft, er bedeutet nicht den Untergang des Lebens, sondern den Übergang zum wahren Leben, er ist nur das Ende des irdischen, unvollkommenen Daseins, dagegen der Anfang eines höheren, vollkommenen Daseins, die Geburt zu einem neuen Leben.

Jede Geburt ist schwer und schmerzvoll, das wissen alle Mütter. In der ersten Geburt werden die Bande gelöst, die den erwarteten Weltbürger an den Mutterschoß knüpften; in der zweiten Geburt werden die Ketten zerrissen, die den Erdenpilger an die Scholle binden. An der Schwelle der neuen Heimat wirft der unsterbliche Geist alles lästige Gepäck von sich, um frei und ungehindert im Reiche der Ewigkeit zu wohnen. Diese selige Hoffnung ist dem Menschen in den Schoß gelegt. Wer sie bewahrt, betrachtet den Tod nicht nach dem finsteren Räubergesichte, mit dem er das leibliche Auge schreckt, sondern nach dem lichten Antlitze, mit dem er den helleren Blick des unsterblichen Geistes erfreut.

Der hl. Gregor von Nyssa begab sich nach dem Tode seines hl. Bruders, des Erzbischofs Basilius von Cäsarea, zu seiner Schwester, der hl. Makrina, um mit ihr sich über den herben Verlust zu trösten. In Form eines Zwiegespräches mit dieser gottgeweihten Jungfrau hat er uns eine herrliche Abhandlung über die Seele und die Auferstehung hinterlassen, worin er voll Demut sich als Schüler seiner Schwester vorstellt.

„Ist es nicht bis zum Weinen betrübend," wendet er

seiner Lehrmeisterin ein, „einen Menschen, der soeben noch redete, sich regte und dir antwortete, auf einmal stumm und bewegungslos, des Bewußtseins und der Sinne beraubt, daliegen zu sehen? Die Lebenskraft ist plötzlich verschwunden, und man weiß nicht, wohin sie entwichen, wo sie sich verborgen hat, ähnlich der erloschenen Flamme, die nicht im Dochte bleibt, noch anderswohin entflieht, sondern aufhört zu sein: ist das nicht überaus traurig? Wenn die Seele sich vom Leibe trennt, so sehen wir nur, was zurückbleibt und der Verwesung anheimfällt; aber wir sehen nicht, wo sie selbst geblieben, worin sie sich verwandelt hat; sie wird doch wohl weder in der Luft, noch in der Erde, noch im Wasser, noch in irgend einem anderen Wesen wohnen." Nach diesem Einwande gab ihm Makrina ein Zeichen zu schweigen und fragte: „Fürchtest du etwa, die Seele möchte beim Tode verfliegen und verschwinden?" [3]

Die Seele kann nach dem Tode des Leibes fortdauern. Nicht aus dem Stoff gebildet, sondern ihrer Natur nach unkörperlich und einfach, ist sie dem Gesetze der Auflösung entzogen, kann nicht in Teile zerfallen. Ebensowenig kann sie durch allmähliches Abnehmen vergehen, wie Kant gegen Mendelssohn behauptet hat. Denn sie ist nicht eine „intensive Größe" von der Bedeutung einer Kraft ohne selbständiges Sein und Wesen, sondern eine kraftvolle Wesenheit. Ihr Tod also könnte nur in einer gänzlichen Vernichtung bestehen. Die Seele müßte gänzlich aufhören, in irgend welcher Weise zu sein, müßte in das reine Nichts zurücksinken; das aber wäre ein Tod ohnegleichen.

Dem Leugner der Unsterblichkeit ist keine Redensart geläufiger als diese: alles andere vergeht, warum sollte denn die Seele fortbestehen? Jedoch gerade das Gegenteil von dem, was man allgemeine Erscheinung und Wahrnehmung

nennt, ist wahr. Das Seiende kann ebensowenig durch sich zum Nichtsein gelangen, als das Nichtseiende von selbst ins Sein treten kann. Die Naturwissenschaft belehrt uns, daß alles Vergehen und Verwesen nichts anderes ist als ein Wechsel des Stoffes, eine Auflösung desselben in seine Grundelemente. Nichts in der Natur entsteht aus nichts, und nichts vergeht in nichts; nichts geht zugrunde, sondern alles nimmt nur andere Formen an, so daß in der Natur immer dieselbe Menge von Stoff und Kraft sich befindet. Daher haben neuere Forscher das Sterben eine Anpassungserscheinung genannt. Nichts in der Natur, nichts im ganzen Weltall verschwindet: nirgend, auch nicht in dem winzigsten Atome tritt eine vollständige Vernichtung ein. Das erlöschende Licht z. B. geht keineswegs zugrunde: die brennenden Teilchen, welche die Flamme bilden, hören nur auf zu glühen, und während sie erkalten, fliegen sie in die Luft und gehen dort andere Verbindungen ein. Was wir Tod nennen, ist nichts weiter als die Auflösung des Leibes in seine Teile, von denen aber kein einziger verloren geht. Wo wäre die Macht, die ein Sandkörnchen vernichten könnte, so daß nichts davon übrigbliebe? Sie besitzen, hieße Gott sein; denn aus nichts etwas schaffen ist kein größeres Werk, als etwas ganz wieder zu nichts machen. „Aller Tod in der Natur ist Geburt," sagt J. G. Fichte,[4] „und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tötendes Prinzip in der Natur; denn die Natur ist durchaus lauter Leben. Nicht der Tod tötet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt und sich entwickelt. Tod und Geburt ist bloß Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Es ist gar kein möglicher Gedanke, daß die Natur ein Leben vernichten sollte, das aus ihr stammt:

die Natur, um derentwillen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt. . . . Was der Sterbliche Tod nennt, ist die sichtbare Erscheinung einer zweiten Belebung. Die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst und einer Natur für mich hinübergleitet." Neuestens nimmt C. Teichmüller die Hypothese des Physikers Mayer (Heilbronn) zu Hilfe, um seine Behauptung zu stützen, daß kein Verlust des gewonnenen Lebensinhaltes stattfindet.

Die Seele sollte auf einmal und für immer aus der Ordnung der Geschöpfe hinausgestoßen und schlechter behandelt werden als der armselige Leib, der noch einige Zeit nach dem Tode der Verwesung trotzt, schlechter als die vergänglichen Spuren des zeitlichen Daseins, die erst allmählich verschwinden? Unser Andenken sollte länger dauern als unser Wesen? Ihr großen, edlen Männer, die ihr mit dem Ruhme eurer Taten die ganze Welt erfüllet und durch den Glanz eurer Tugenden wie Sterne leuchtet, die ihr von allen Geschlechtern bis zum Ende der Welt mit Bewunderung und Dank genannt sein werdet: ihr seid nicht mehr? Ihr lieben Toten, unvergessen und unvergeßlich: ihr habt aufgehört zu sein? Euer Name lebt fort in unserem Herzen, und ihr selbst lebt nicht mehr? Plötzlich aus der ganzen Menge der Lebenden hinausgeworfen, tief unter alles, was Wesen und Leben hat, hinabgeworfen, weniger als ein Wurm im Staube, weniger selbst als ein dürrer Grashalm am Wege, ganz und gar nichts zu sein: welch ein ungeheuerlicher Gedanke!

Das darf nicht sein. Den denkenden und wollenden Geist kann das Schicksal des Leibes nicht treffen, es müßte denn die luftige Annahme der Stoffgelehrten Wahrheit sein. Ihnen ist ja die menschliche Seele gleichwie Licht und Wärme ein Erzeugnis der Naturkräfte, das Seelenleben

eine bloße Naturerscheinung, die Seelenkunde nichts als ein Hauptstück der Naturkunde: lauter Entdeckungen, auf die ein Jünger aus der „Herde Epikurs“ seine ganze Lebensweisheit in den bekannten Worten aufbaut: „Der Mensch entsteht aus Morast und watet eine Weile im Morast und macht Morast und geht wieder zusammen in Morast.“[5] Nicht minder berüchtigt ist der Ausspruch Cabanis': „Der Mensch ist eine an beiden Enden offene Verdauungsröhre.“ Der rohe Spötter hat nicht daran gedacht, daß der Magen durch ein Stück Brot, das Herz aber nicht durch alle Güter der Welt gestillt werden kann.

Stoff und Stoffwechsel liefern diesen sonderbaren Forschern die Schlagwörter, mittelst deren sie die tausendfachen Rätsel des menschlichen Wesens und Lebens zu lösen versuchen. Wie sonderbar! „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes,“ sagt Lotze,[6] „ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, daß er dahin kommen konnte, sein eigenes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln oder es sich als Erzeugnis einer äußeren Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, durch das vermittelnde Wesen eben des Geistes zu erkennen vermögen, den wir leugneten.“ Aber auch ungelöst und unlösbar ist das Rätsel, das Feuerbach, Moleschott, Häckel u. a. sich aufgegeben: wie es denn möglich sei, daß das Selbstbewußtsein, in dem ein jeder sich nicht als Vielheit, sondern als Einheit erfaßt, sich heute als denselben erkennt, der er gestern gewesen, der Greis sich als dasselbe Ich ausspricht, als welches er sich in seiner Jugend empfunden hat, das Ergebnis ungezählter Atome, bezw. ihrer ebenfalls ungezählten Schwingungen sein könne.

Sagt man, die Seele sei die Harmonie verschiedener mechanischen Kräfte und Sinnenreize, so muß man auch ein einheitliches Wesen annehmen, das die verschiedenen

Töne zum Einklange verbindet, die verschiedenen Sinneneindrücke nicht bloß sammelt und aufbewahrt, sondern auch zusammenfaßt, vergleicht, unterscheidet, in Begriffe auflöst und letztere zum Urteile verbindet, ein Wesen mithin, das dem Gesetze und dem Wechsel des Stoffes nicht unterworfen ist. Wer dem Stoffe, dem Gehirn, die Kraft zuweist, die jeden Augenblick einander jagenden Wahrnehmungen der Sinne nicht bloß zu ordnen, in seine einzelnen Zellen zu verteilen, gegen jede Störung seitens eines neuen Eindringlings zu verteidigen, nach freiem Belieben zu erneuern, sondern sie auch wieder so zu mischen, daß gesunde Begriffe und Urteile entstehen; wer gar dem Gehirn das Vermögen zuschreibt, Übersinnliches zu denken, ferner trotz dem Widerstreite sinnlicher Gefühle sich für Sittliches, rein Geistiges in freier Selbstbestimmung zu entscheiden, trotz seiner eigenen steten Veränderlichkeit dieselben Gedanken und Strebungen, dasselbe Wissen und Bewußtsein zu bewahren und endlich inmitten der millionenfältig wechselnden Bewegungen und Zustände sich selbst als Träger aller dieser Bewegungen und Zustände zu erkennen und wiederzuerkennen: ein solcher leitet aus dem Widerwillen gegen die göttliche Schöpfermacht die Berechtigung ab, der Hirnmasse eine geradezu widersinnige Wunderkraft beizulegen.

Schon die Erscheinung des körperlichen Organismus, dieses harmonischen Gefüges ineinandergreifender Glieder und einander bedingender und ergänzender Tätigkeiten, kann weder in seinem Entstehen, noch in seinem Bestehen durch das Spiel der physikalisch-chemischen Kräfte des Stoffes allein begreiflich gemacht werden. Diese Einsicht galt den berühmtesten Physiologen in der Mitte des 19. Jahrhunderts, denen neuere Trompeter der Wissenschaft die Schuhriemen aufzulösen unwürdig sind, als ein

unanfechtbares Ergebnis ernster Forschung. Th. Bischoff in München, Joh. Müller in Berlin, Rud. Wagner in Göttingen, Schmidt in Dorpat, Nees van Esenbeck in Breslau rc. und die Mehrzahl ihrer englischen und französischen Kollegen haben ebenfalls ihr Auge für die Tatsache offen gehalten, daß die Kräfte: Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus nicht bloß in der anorganischen, sondern auch in der organischen Natur wirken. Aber sie haben nicht aus diesen Kräften allein die wunderbare Erscheinung des organischen Lebens abgeleitet, sondern eine von ihnen verschiedene „Lebenskraft" zu Hilfe genommen, obwohl sie besser daran getan hätten, direkt nach der Seele zu fragen, die eine besondere Lebenskraft entbehrlich macht. Neuerdings hat die organische Chemie sich von dem physikalischen System zu der seit Lotze geschmähten Lebenskraft zurückgewendet. Der bekannte Chemiker E. F. von Gorup-Besanez[7] erklärt, „nicht umhinzukönnen, im lebenden Organismus noch ein anderes Tätiges anzunehmen, durch welches dem Wirken selbst der bekannten physikalischen und chemischen Kräfte der eigentümliche Stempel aufgedrückt wird, der das organische Leben kennzeichnet. Dieses Tätige, dem lebenden Organismus Eigentümliche, diesen letzten Grund der Summe von Erscheinungen, die wir Leben nennen, bezeichnen wir mit dem Worte Lebenskraft". Der komplizierteste Mechanismus, die großartigste und schnellste Lokomotive ohne Heizer und Führer: wie ist es nur möglich, daß es dem Gehirn beim Anblicke solch blauen Wunders nicht beständig schwindelt! Der Geist allein gibt den Schlüssel zur Erklärung jener Vorgänge: „es ist der Geist, der sich den Körper baut". „Ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharrt im Wechsel ein ruhiger Geist". Mit Recht ist den Anbetern des stofflichen All-Einen der bekannte Vortrag E. du Bois-Reymonds „über die

Grenzen des Naturerkennens" als Gorgoschild entgegengehalten worden. Es gab eine Zeit, wo diesem Gelehrten erst bei der Erklärung der Selbstbesinnung und Selbstbestimmung der Faden der mechanistischen Naturerklärung abriß. Später hat er bereits den Eintritt der Empfindung als den Punkt bezeichnet, wo wir unsere Unwissenheit, und zwar unsere bleibende Unwissenheit, bekennen müssen.

Persönliches Leben im Gegensatze zum unpersönlichen Stoffe, Einheit des Selbstbewußtseins als „fester Pol in der Erscheinungen Flucht", freie Selbstbestimmung gegenüber den sinnlichen Trieben sind die beiden Urtatsachen unserer inneren Erfahrung, die der Materialismus in keiner Weise aus dem Mechanismus wirkender Kräfte zu erklären vermag. Durch sie, durch sein Denken und Wollen spricht der Mensch den großen Unterschied aus zwischen seinem persönlichen Ich und jedem bloß stofflichen Sein und Wesen. Ist nun die Seele dem Stoffe gegenüber selbständig, so ist sie auch dessen Auflösung nicht unterworfen. Da sie ihr Leben nicht dem Leibe verdankt, braucht sie es auch nicht durch den Tod des Leibes zu verlieren. „Ist man darin einig," sagt der dänische Physiolog Eschricht,[8] „daß das Körperliche zum Geistigen sich wie das Werkzeug zum Wirkenden verhält, dann, aber auch erst dann stimmt, wie mir scheint, auch die Erfüllung jener Hoffnung nach einem Bestehen des Geistigen nach dem Tode des Körpers mit den Gesetzen der lebenden Natur; denn mit dem Werkzeuge vergeht nicht auch der Meister."

Nun gar begehren, einst wieder zu nichts zu werden: welch ein entsetzlicher, unmenschlicher Wunsch! Wo alles, was lebt, für die Fortdauer kämpft und mit Erfolg gegen die gänzliche Vernichtung ankämpft, da sollte der über die ganze Natur erhobene Menschengeist den Wunsch ertragen, sich sterben zu sehen? Nur eine unselige Verblendung oder

das verzweiflungsvolle Bewußtsein, nichts getan zu haben, was der Unsterblichkeit wert ist oder sie wertvoll macht, kann die Ursache von einer bis zum Verlangen nach Selbstvernichtung schreitenden Selbsterniedrigung sein. Aber auch dieses unwürdige und vermessene Verlangen, das am besten den aburteilenden Hochmut der Aufklärung beschämt, ist nicht immer ganz ernst und wahr. Sogar dem Selbstmörder, der zu feige ist, des Lebens Last und Leid zu tragen, liegt, wie der hl. Augustinus[9] bemerkt, die Absicht fern, sich ins Nichts zu stürzen. In dem Augenblicke, wo er Hand an sich legt, mag zwar sein in Finsternis eingesponnener Geist an völligen Untergang denken; das Herz aber begehrt keineswegs die Vernichtung: es will nur den Frieden finden, den es hienieden vergeblich suchte.

„Denn den Frieden der Brust, welchen die Welt entweiht
Und die Sorge geraubt, bringt uns der Tod zurück,
Und der kettenbeschwerten
Seele löst er den Sklavenring.." (Leuthold.)

Die Seele kann nicht bloß fortdauern, sie **wird** auch fortdauern und zwar **ewig**. Je tiefer der Hinterbliebene in Trauergedanken sich versenkt und sich dabei bewußt bleibt, **daß er denkt**, desto klarer erkennt er am Rande des Grabes die gewaltige Kluft, durch die Stoff und Seele voneinander geschieden sind. Was aber kann der Geist sich selbst noch gelten, wenn er nicht ewig leben soll? Wozu hat der Verstand die Kraft, an die Ewigkeit zu denken, wenn dieser Gedanke Torheit ist? wozu das Gemüt die Anlage, sich nach der Ewigkeit zu sehnen, wenn diese Sehnsucht Täuschung ist? Die Erde erneuert ihr Antlitz jedes Jahr; seit Jahrtausenden laufen die Gestirne ihre Bahn; aber die Sterne über uns, die Erde unter uns, sie denken nicht, empfinden nicht, wollen nicht, sie erkennen weder Gott noch sich selbst, weder hoffen, noch ahnen sie

das Ewige. Der Mensch aber denkt, empfindet und hofft; er erkennt Gott und sich selbst, ahnt und hofft das Ewige. Und er, die Krone der Schöpfung, sollte nur für ein paar flüchtige Stunden bestimmt sein, hingegen ungezählte Geschöpfe für eine lange Reihe von Jahrhunderten sogar ihre äußere Gestalt ziemlich unversehrt behalten dürfen? In diesen wenigen Stunden kann er so vieles erreichen und in so manchen Stücken sich vervollkommnen; gedrängt von dem natürlichen Unsterblichkeitsgefühle, das die Triebfeder zu allen großen Taten ist, arbeitet, kämpft und leidet er unaufhörlich: und dies alles sollte umsonst sein und er samt seinen Werken auf ewig zugrunde gehen?

„Gott hat den Menschen unsterblich geschaffen und nach seinem Bilde und Gleichnisse ihn gemacht."[10] Er allein könnte durch seine unbegrenzte Macht den Hauch seines Mundes wieder vernichten. Täte er es, so wäre dies von allen seinen Werken das wunderbarste und unbegreiflichste, der grellste Widerspruch mit seiner weisen Weltregierung und seiner liebevollen Vorsehung. Darum irrt Méric,[11] wenn er schreibt, daß der Mensch rücksichtlich seiner wichtigsten Lebensfrage zu einem Zweifel verurteilt sei, der seiner Angst gleichkomme. „Unsere Seele ist zufällig, endlich, unvollkommen und, wie sie einen Anfang gehabt, kann sie gleich jeder anderen belebten Kreatur das geheimnisvolle Ende der Vernichtung haben, in das Nichts zurückfallen." Das ist nur richtig vom Standpunkte der göttlichen Macht. Der Mensch ist unsterblich, aber nicht ewig im strengsten Sinne. Die Ewigkeit an sich ist eine Dauer, die eines Zuwachses nicht fähig ist, wohingegen die Dauer, die der Mensch zu erwarten hat, darum nie aufhört, weil sie fortwährend und über jede bestimmbare Grenze hinauswächst. Die menschliche Seele ist nicht ewig, wie Gott ewig ist, da sie den Grund ihres Seins nicht

in sich selbst hat. Es ist aber eine Streitfrage von untergeordneter Bedeutung, ob ihre Fortdauer durch den göttlichen Schöpfungswillen oder durch den göttlichen Erhaltungswillen bewirkt werde. Da die menschliche Seele nicht ein Teil, sondern nur ein Abbild der göttlichen Wesenheit ist, so beruht ihre Lebensfähigkeit auf dem Schöpfungswillen, und diese deckt sich mit der Empfänglichkeit für die Einwirkung seitens der göttlichen Lebenskraft. Und da sie anderseits als einfaches Wesen durch die Auflösung des Körpers nicht in Mitleidenschaft gezogen werden kann, so besitzt sie in ihrer Natur die Bedingungen der Fortdauer. Kants Halbheiten, denen gemäß die Einfachheit der Seele weder streng bewiesen, noch geradezu bestritten werden kann, haben die in der gebildeten Welt verbreitete Abneigung gegen die Unsterblichkeitsbeweise aus der Natur der Seele verschuldet. Weniger hervorragende Geister in großer Anzahl, die in unwissenschaftlicher Verblendung sich grundsätzlich in die Erscheinungswelt vergafften, sind einen bedeutenden Schritt weiter gegangen und haben mit allerlei Scheingründen den Unsterblichkeitsgedanken als einen ungeheuerlichen und gar unsittlichen zu verdächtigen gesucht.

Die Möglichkeit der Seelenfortdauer wird durch die Erwägung, daß Vernichtung überhaupt nicht im Plane des Schöpfers liegt,[12] zur Gewißheit erhoben. Überdies hat Gott der Seele einen Freibrief gegen den Tod mitgegeben, ihr ein Siegel der Unsterblichkeit aufgedrückt, von dem das allgemeine Menschheitsbewußtsein ein unwiderlegliches Zeugnis gibt. Auf Grund dieser natürlichen Lebensbürgschaft haben die größten Philosophen der christlichen Jahrhunderte mit Entschiedenheit die Meinung verfochten, daß die Vernunft durch ihre natürlichen Kräfte und Hilfsmittel die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen imstande sei.

Das Tier, das in abgegrenzter Zeit sein Ziel erreicht, mag sterben; denn es ist fertig. Der Mensch dagegen mit seiner unbegrenzten Entwicklungsfähigkeit, mit der endlosen Spannkraft seiner Anlagen darf nicht gänzlich sterben können; Vernichtung wäre für ihn Unnatur. Seine Seele trägt Wünsche, Triebe, Bedürfnisse in sich, die, weil allen Menschen gemeinsam, als angeborene und im Wesen der Menschennatur wurzelnde angesehen werden müssen. Sie sind unaustilgbar und wirken unwiderstehlich, werden aber anderseits nie und nirgend in diesem Leben vollkommen befriedigt. Darum fordern sie die Aussicht auf ein anderes Leben, das die Beruhigung gewährt, die das gegenwärtige versagt. Denn gäbe es ein solches Leben nach dem Tode nicht, so wären allerdings all die bitteren Ausfälle gerechtfertigt, mit denen die Daseinsverächter den Schöpfer der Menschennatur lästern. Dieser Beweis, den wir mit einem philosophischen Kunstausdrucke den psycho-teleologischen nennen können, liegt allen Unsterblichkeitsbeweisen zugrunde und faßt alle in Kürze zusammen. Die übrigen, aus dem Unsterblichkeitsbewußtsein, dem Wahrheits-, Tugend- und Vergeltungsbedürfnisse geschöpften Beweise sind nur verschiedene Formen dieses einen und allgemeinen und laufen sämtlich in ihn wieder zurück.

Der herrschende Trieb, der jedes menschliche Herz bewegt, ist der Drang nach einer vollkommenen und darum ewig dauernden Glückseligkeit. Seligkeit ist das Bedürfnis und das Ziel jeder Menschenseele. Um ihretwillen plagen sich der Handwerker und der Fabrikarbeiter, der Gelehrte und der Künstler; um ihretwillen trägt der Herrscher die Krone auf dem Haupte oder legt sie nieder; nach ihr trachtet der Tugendhafte wie der Verbrecher. Das Tier weiß nichts von diesem Triebe, der Mensch dagegen will glücklich sein, er muß so wollen und kann nicht anders.

Dieser Drang aber kann durch kein irdisches Gut, durch kein zeitliches Glück gestillt werden. Alle Erdengüter und Lebensfreuden besitzen ihren großen Reiz, solange sie aus der Ferne gesehen und begehrt werden; in der Nähe betrachtet und glücklich erhascht, verlieren sie ihren verlockenden Zauber. Der Gewinn erträumter Millionen läßt arm und kalt, der Genuß ersehnter Vergnügungen macht schnell satt, der Besitz erjagter Ehren stachelt mit neuer Begierde. Der Genuß erzeugt den Überdruß, der Lust folgt die Unlust, die öde Leere und Langeweile; im Schoße der Freuden sitzt die Betrübnis, und „die Fröhlichkeit verzehrt uns", hat Montaigne gesagt. Wer sich einige Jahre durch das Leben gerungen, bedarf auch bereits der Aussöhnung mit seinem Schicksale, und wer am Ende seiner Tage die Bilanz zieht zwischen Soll und Haben, hat, wenn er die *irdische* Lust zum Wertmesser nimmt, trotz aller Gunst, die ihm die Vorsehung erwiesen haben mag, ein starkes Defizit zu verzeichnen; er hat nicht den Anteil an innerem Lebensglücke empfangen, den der Prospekt verhieß. Trotz aller Abneigung gegen Rührseligkeit und Weltschmerz wird er in das Salomonische Urteil von der Eitelkeit alles Irdischen einstimmen müssen. Sein Glücksbarometer stand nicht immer auf „schön Wetter", und der Tag, an dem sein Glück aufs höchste stieg, brachte es auch wieder zum Sinken. Ob Tiberius, der Erfinder widernatürlicher Lüste, oder ob seine Schlachtopfer mehr gelitten, ist eine von den Geschichtsforschern noch nicht gelöste Frage. Zu keiner Zeit aber ist die Klage verstummt, die aus des Sophokles altgriechischem Chorgesange ertönt:

„Für vergangene Zeit und Zukunft
Und jetzo besteht
Dieses Gesetz: nimmer nahet
Im Leben das Glück lauter und frei vom Leide!"

Jenem Philipp von Mazedonien ward es unheimlich und bange, als drei glückliche Ereignisse auf einmal ihm gemeldet wurden. So sehr ist das Gemüt trotz seinem beharrlichen Seligkeitsdrange von der Unbeständigkeit alles Erdenglückes oder fast von der Unvermeidlichkeit beständigen Wehes durchdrungen, daß es, wie von dunklem Instinkte gewarnt, die ganz seltenen Augenblicke ungetrübten Glückes als Vorboten nahenden Mißgeschickes fürchtet und mit wehmutvollem Ahnen zu sich sagt: Ich bin auf einmal zu glücklich gewesen, als daß ich es lange bleiben könnte.

Den Glücksrittern, die, von der Verirrung des modernen Zeitgeistes fortgerissen, den überweltlichen und überzeitlichen persönlichen Gott dem „All-Einen" von Kraft und Stoff geopfert, den Schwerpunkt, Wert und Zweck ihres Daseins aus dem Jenseits ins Diesseits verlegt und auf dem flüchtigen Erdensande ihr Seligkeitsgebäude aufgerichtet haben, hat der Pessimismus eine jähe und grausame Überraschung bereitet. Mit triumphierendem Hohne hat er sie aus dem Eden ihrer Einbildung in die Sandwüste der öden, rauhen Wirklichkeit, in Not und Tod gejagt. „Das Leben stellt sich dar als ein fortgesetzter Betrug im kleinen wie im großen. Hat es versprochen, so hält es nicht, es sei denn, uns zu lehren, wie wenig wünschenswert das Gewünschte war. Der Zauber der Entfernung zeigt uns Paradiese, welche wie optische Täuschungen verschwinden. Das Glück liegt stets in der Zukunft oder in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer dunklen Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonnte Fläche treibt; vor ihr und hinter ihr ist alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten."[13] „Das Leben ist ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt,"[14] so lautet das Motto dieser Lebensansicht.

Wir hören, wie meisterhaft die pessimistischen Philosophen der Neuzeit sich darauf verstehen, das Erdenelend in grellen Farben zu schildern. Sie haben aber keine Ursache, auf dessen Entdeckung zu pochen. Die tausendfache Not des Lebens war bereits den Alten recht wohl bekannt. Heraklit hat über sie geweint, und sie ist zu allen Zeiten Gegenstand rührender Klage und ernsten Nachdenkens gewesen. Das Leben selbst schon sorgt rechtzeitig genug dafür, daß jeder auf seiner Wanderschaft durch dieses Jammertal seinen Anteil an Jammer empfängt. Und bei den wenigen, welche die Vergünstigung anhaltenden Wohlseins genießen, gehört ein grenzenloser Leicht- und Stumpfsinn, verbunden mit der Herzlosigkeit eines neumodischen Pessimisten, dazu, Auge und Ohr für fremde Leiden offenzuhalten, um, wie zur Steigerung eigenen Wohlbehagens, darüber spotten zu können.

Welchen Ersatz etwa bieten denn die Apostel des Unglaubens dem armen Menschen, dem sie mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit und auf die jenseitige Ausgleichung zwischen Anlage und Entwicklung, Trieb und Befriedigung, Streben und Ziel zugleich das Vertrauen auf Gott und die göttliche Vorsehung aus dem Herzen gerissen haben?

Hören wir zuerst deren langjährigen Heer- und Wortführer in Deutschland, David Friedrich Strauß, der im Gegensatze zu den „Halben" als „Ganzer" mit ehrlicher, aber erschreckender Kühnheit die letzten Folgerungen des „neuen Glaubens" zieht. Nachdem er von der Bibel nichts übrig gelassen als den Einband, von Christus nichts als einen zwar edlen, aber schwärmerischen Menschen, und vom Menschen nichts als ein Atom des zur Gottheit erhobenen Weltalls, zog er wenige Jahre vor seinem Tode das Ergebnis seiner vieljährigen fruchtbaren und nicht minder furchtbaren kritischen Zerstörungsarbeit und legte

es in einer Art von Testament nieder. Und die Bilanz zwischen dem „alten und dem neuen Glauben"?

„Der Wegfall des Vorsehungsglaubens gehört in der Tat zu den empfindlichsten Einbußen, die mit der Lossagung vom christlichen Kirchenglauben verbunden sind. Man sieht in die ungeheure Weltmaschine mit ihren eisernen gezahnten Rädern, die sich sausend umschwingen, ihren schweren Hämmern und Stampfen, die betäubend niederfallen; in dieses ganz furchtbare Getriebe sieht sich der Mensch wehrlos und hilflos hineingestellt, keinen Augenblick sicher, bei einer unvorsichtigen Bewegung von einem Rade gefaßt und zerrissen, von einem Hammer zermalmt zu werden. Dieses Gefühl des Preisgegebenseins ist zunächst wirklich ein entsetzliches. Allein was hilft es, sich darüber eine Täuschung zu machen? Unser Wunsch gestaltet die Welt nicht um, und unser Verstand zeigt uns, daß sie in der Tat eine solche Maschine ist."[15] Als „linderndes Öl" gießt Strauß in die „unbarmherzigen Räder" die stumpfsinnige Unterwerfung unter das eiserne Joch des vernunftlosen, herzlosen und willenlosen Naturgesetzes. Und diese Hingabe an die blinde, grausame Notwendigkeit führt „zuletzt unvermerkt durch die freundliche Macht der Gewohnheit" zur Glückseligkeit.[16] Mit dem Hinweise auf das „Gesetz der Notwendigkeit" und die „Macht der Gewohnheit" den notleidenden Erdenpilger trösten, heißt seiner Not spotten.

„Gewöhne dich, Katze, gewöhne dich dran,
's kommt alles auf die Gewohnheit an;
So sprach der Bäcker, weise belehrend,
Mit der Katze den glühenden Ofen kehrend."

An Entschädigung für den Unsterblichkeitsglauben, der „diese ganze trübe Erdennacht durch den Ausblick auf ein unsterbliches himmlisches Leben erhellt",[17] ist Strauß noch ärmer. „Über den Ersatz, den unsere Weltanschauung

für den kirchlichen Unsterblichkeitsglauben bietet, wird man vielleicht die längste Ausführung von mir erwarten, sich aber mit der kürzesten begnügen müssen. Wer hier sich nicht zu helfen weiß, dem ist überhaupt nicht zu helfen, der ist für unseren Standpunkt noch nicht reif . . ., den müssen wir an Mosen und die Propheten zurückverweisen."[18]

Das ist doch das nackte Geständnis der hellsten Verzweiflung. Wer darum sich selbst nicht helfen kann, tut besser daran, an Gott einen Helfer zu suchen, als seine Seele dem Dämon des Unglaubens zu verschreiben. „Der Genuß des Schönen in Natur und Kunst", interessante Reisen zu machen, die Spenden der Musen und Lustgötter zu genießen, ist ohnehin das Vorrecht der „oberen Zehntausend", dessen volle Ausbeutung jedoch in der dürren und dürstenden Wüste des weiten Herzens nicht mehr Wirkung tut als der Tropfen, der auf den heißen Stein fällt. Strauß findet in den wissenschaftlichen und ästhetischen Genüssen „eine Anregung für Geist und Gemüt, für Phantasie und Humor, die nichts zu wünschen übrig läßt". „So leben wir, so wandeln wir beglückt."[19] Ob er jemals ganz glücklich gewesen ist? Und der „Äther, worin unsere großen Dichter uns erheben, und das Meer von Harmonie, das unsere großen Tonsetzer um sich ergießen", diese beiden Sphären, „wo jedes irdische Weh verschwebt und sich löst, und auch wie durch einen Zauber alle Flecken hinweggetilgt"[20] werden, sind wiederum verhältnismäßig nur wenigen zugänglich. Den Millionen schwieliger Hände entflieht auch dieser Zauberschatten, den Arbeitern treten unsere hohen Dichter- und Künstlergestalten noch nicht „bis zum Knie" in Sicht. Müßten sie, die Unbemittelten und Ungebildeten, vom „Wahnglauben" der Unsterblichkeit lassen: warum sollten sie nicht ein anderes Programm ihres Lebens entwerfen, auf dessen Etat Strauß

nur Arbeit, Sorge und Entbehrung, Leid und Krankheit zurückläßt?

Mit Strauß erteilen E. Dühring, Joh. Scherr, B. Carneri, F. Jodl, G. v. Gizycki, F. Förster und die anderen Wortführer der „ethischen Kultur“ auch hier den wohlfeilen und rührseligen Rat, aus dem Ganzen der Menschheit, aus dem Gefühle der großen Zusammenhänge Trost zu schöpfen in den bitteren Wechselfällen des irdischen Daseins: der einzelne soll sich glücklich schätzen, für das Gedeihen und Behagen der kommenden Geschlechter arbeiten und darben zu können. Es fragt sich aber, ob das unserer Gattung in Aussicht gestellte Endziel und Endschicksal als eine angemessene Belohnung solcher Opfer angesehen werden dürfe. Ein fanatischer Bekenner der modernen Weltanschauung, F. v. Hellwald, schließt seine zweibändige Kulturgeschichte, in welcher der gesamte Kulturfortschritt aus den Antrieben des Hungers und der fleischlichen Liebe abgeleitet wird, mit folgendem düsteren Ausblicke auf die Zukunft: „Die Wissenschaft hat den Schleier der Zukunft zerrissen und auch das Ende der Menschheit erschaut. . . . Wenn auch in unendlich ferner Zunkunft, aber unfehlbar, so lautet der Spruch der Wissenschaft, werden mit dem Verbrauche der Kohlensäure und des Wassers gleichzeitig die Organismen und der Mensch mit ihnen verschwinden; das Ringen der Naturkräfte und Elemente, der Kampf ums Dasein unter den belebten Wesen wird schließlich aufhören. . . . Dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen wie zuvor; das Menschengeschlecht aber, seine Kultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?“ [21] Mit diesem letzten Wörtchen hat der Fragesteller selbst, da er die Antwort schuldig geblieben, die bündigste Bankerotterklärung über seine nihilistische

Weltvorstellung ausgesprochen und die Trostquelle trocken gelegt, zu der die Unsterblichkeitsleugner in wortreichen Predigten über ein bekanntes Dichterwort einladen.

„Vor dem Tode erschrickst du! Du wünschest, unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt."

„Er würde," meint R. Rocholl,[22] „besser getan haben, nicht mit jenem ‚Wozu' zu schließen. Es könnte auch im arglosesten Leser nur Verdacht gegen die wohlfeile und träge Sättigung dieser Geschichtsanschauung erregen."

Wundt[23] findet den Gedanken unerträglich, „daß die Menschheit mit ihrer gesamten geistigen und sittlichen Arbeit spurlos verschwände, und daß von allem dem absolut nichts, nicht einmal in irgend einem Bewußtsein eine Erinnerung zurückbliebe. Darum richten wir überall, wo dem Einzeldasein Grenzen gezogen sind, unseren Blick über dieses hinaus und erfreuen uns an der Hoffnung auf die Zukunft der großen sozialen Gemeinschaften, denen wir angehören, und mit denen wir an bleibenderen sittlichen Zwecken arbeiten; und wo auch diese Gemeinschaften unserem in die Zukunft gerichteten Blicke verschwinden, da leben wir der Zuversicht, daß die humanen sittlichen Zwecke, in denen endlich alles einzelne aufgeht, niemals verschwinden werden". Gleichwohl mahnen einige Tröster, das umflorte Auge solle vom Grabe des lieben Toten hinweg in das unermeßliche Grab des Weltalls schauen, damit wieder Ruhe in die Seele einkehre. Gegen die Schwindelgefahr bei solchem Tiefenblicke weiß Bern. Carneri[24] ein Schutzmittel, das vielleicht noch nicht so bekannt geworden ist, wie es verdient. „Der sein Liebstes, der seine eigene Welt schon zu Grabe getragen hat und weiß, daß auch sein Volk, daß diese ganze schöne Erde, das ganze System, dem sie angehört, einmal untergehen muß; der in der ausnahmelosen Unparteilichkeit des Kausalgesetzes für das tiefste

Herzleid Beruhigung zu schöpfen gelernt hat: der steht mit dem Tode, dessen Unerbittlichkeit er begreift, auf so gutem Fuße, daß er ihm ohne Widerstreben das Universum mit in den Kauf gibt." Nicht ohne Überraschung sehen wir diesem Heilmittel auch die wohltätige Wirkung beigelegt, daß es uns Mut einflößt, „allen Widerwärtigkeiten zum Trotze die Fahne des Lebens hochzuhalten" und den Selbstmord als „feige Fahnenflucht" zu verdammen. Was für immer ein Ende nimmt, soll ein würdiger Endzweck des menschlichen Strebens sein? Muß nicht aller Lebensmut und Lebenswille ins Weltgrab versinken?

„Dem menschlichen Geiste, der durch den Tod hindurchgehen muß, soll dieser nichts anhaben können," fordert G. Claß „im Namen des Denkens". „Denn ein persönliches Leben, welches unter der Ägide des Gedankens in freiem Gehorsam vollzogen wird, darf nicht dem Untergange geweiht sein. Wenn nun dieser Geist doch unterginge, was wäre dann von dem Universum zu halten? Eine Wirklichkeit, in welcher das geschehen kann, taugt nichts, ist sozusagen schlechter als gar keine. Vom Standpunkte des Denkens aus muß eine solche Wirklichkeit geradezu verurteilt werden. Das Denken ist seiner Sache gewiß und läßt sich von seinen Forderungen nichts abdingen."[25] Die nihilistische Lebensvorstellung treibt notwendig zur Lebensverachtung und ist der Mutterboden der Selbstmordgedanken, gegen die in den Schwächezuständen „ekler Sattheit" oder zehrenden Kummers die fatalistische Resignation nicht standzuhalten vermag.

Wenn wir aufgehört haben zu sein, geht uns der Weltlauf so wenig an, als er uns vor unserem Dasein berühren konnte. Der alte Lukrez dachte folgerichtiger als seine neueren Nachbeter:

„Wie es dereinst gleichgültig uns ließ, als zum Kampfe Karthagos
Heere sich drängten heran und der Erdkreis bebte vor Kriegslärm,
So wird, wenn wir dahin, wenn der Geist und der Körper zerfallen,
Draus wir bestehen, uns nichts anfechten, und sollte die Erde
Sich mit dem Meer und das Meer mit dem Himmel selber vernichten."

Der Philosoph des „Unbewußten", Ed. v. Hartmann, weiß ebensowenig einen Ersatz für den Unsterblichkeitsglauben. Im Gegensatze zu Strauß schätzt er den Glückswert der Kulturerrungenschaften, die Bedeutung der wissenschaftlichen, ästhetischen, technischen, politischen und sozialen Fortschritte für das menschliche Glück äußerst gering und behauptet, „daß Naturvölker nicht elender, sondern glücklicher als Kulturvölker sind, daß die armen, niedrigen und rohen Stände glücklicher sind als die reichen, vornehmen und gebildeten, daß die Dummen glücklicher sind als die Klugen, überhaupt, daß ein Wesen um so glücklicher ist, je stumpfer sein Nervensystem ist, weil der Überschuß der Unlust über die Lust desto kleiner und die Befangenheit in der Illusion desto größer wird".[26]

Nach Ed. v. Hartmann besteht die anscheinend beneidenswerte Eigenart der modernen Pessimisten darin, daß diese „stärker beanlagten Naturen" sich in einen „heiligen (!?) Unwillen" hineinreden, in einen „Grimm, der in einen mephistophelisch angehauchten Galgenhumor überschlägt, der mit halb unterdrücktem Mitleide und halb freigelassenem Spotte sowohl auf die in der Illusion des Glückes Befangenen, als auf die in Gefühlsjammer Zerflossenen mit gleich souveräner Ironie herabblickt", höhnend, wenn „das mit dem Verhängnis ringende Gemüt nach einem letzten befreienden Ausweg aus dieser Hölle späht"[27]: in einen Grimm, dem jene „stärker beanlagten Naturen" hinreichend gewachsen sind, um ihrerseits „den Karneval der Existenz gemütlich mitzumachen", auf dieser „langweiligen Lehmkugel"

die widerwärtige „Alfanzerei“, die Leben heißt, mit „Juchhepessimismus“ zu ertragen.

Welcher Lebenstrost aber bleibt den Millionen, die „an der Hoffnung Narrenseil“ von einer Täuschung in die andere und somit von einer Enttäuschung in die andere geraten, aber nicht in der Lage sind, ihren „die Zähne zusammenbeißenden Manneszorn“ durch „mephistophelischen Galgenhumor“ und „souveräne Ironie“ zu mildern? Herzlos überläßt der Prophet der Zukunftsreligion alle diese Trostlosen ihrer Pein, und dem „All-Einigen Unbewußten“ zum Gefallen, dessen blinder Wille nach seiner Meinung „das Dümmste ist, was man sich denken kann“, versperrt er ihnen „den letzten befreienden Ausweg aus dieser Hölle“. Da bekunden doch die alten Pessimisten, die „einen Ausweg aus der allgemeinen Verzweiflung“ freihielten, mehr Folgerichtigkeit und Mitleid. Ed. v. Hartmann treibt seinen mephistophelischen Hohn auf die Spitze, wenn er diese erfolglos nach Glück ringenden Menschen mit der Frage anredet: „An wen richtet ihr eure Forderung auf Glück? Wodurch begründet ihr sie? Habt ihr denn ein Recht auf Glück? Nein, ihr habt keines, sowenig ihr eine Pflicht habt, Leid und Qual widerstandslos zu tragen, . . . ihr wollt das Glück, weil ihr es wollt; solange ihr Wollende seid, seid ihr Glückwollende; denn so lange seid ihr Willensbefriedigung Suchende. Und ihr begreift nicht, daß der vernunftlose Wille eure Vernunft dabei zum Narren hat. . . . Entweder ein Paradies mit Houris, oder Nirwana.“ [28] Ein solch herzloser Hohn wäre einem heidnischen Spötter kaum zu verzeihen.

Und was ist das Nirwana? Ein Zwitterding von Sein und Nichtsein, so recht nach dem Bedürfnisse und dem Geschmacke übersättigter, mit Abgelebtheit und Lebensverleidung geschlagener Lebemenschen erdacht. Dem trüben

Lebensflämmchen entspricht die Aussicht auf einen jenseitigen Lebensschimmer; gesundes Denken, Wollen und Empfinden hat nimmer genug daran, wie es auch künstlicher Mittel nicht bedarf, durch die eine erloschene Üppigkeit über ihre elende Greisenhaftigkeit sich hinwegzutäuschen und den Rest eines ausgemergelten Daseins zu einem Scheinleben zu gestalten trachtet. Daher haben auch die Anhänger des Buddhismus das Nirwana nicht mehr als einen Sturz ins Nichts, sondern als seliges Ausruhen in der anderen Welt gedeutet.

Ed. v. Hartmann ist aber ehrlich genug, der christlichen Religion und Tugend auf dem Seligkeitstarif vor allen anderen Gütern die erste Stelle anzuweisen. Jedoch sind nach seiner Meinung alle, die in der Hoffnung auf ein ewiges Leben Trost suchen, in das Netz selbstsüchtiger Täuschung verstrickt: „Der Wechsel auf das Jenseits, welcher für die Misère des Daseins schadlos halten sollte, hat nur einen Fehler: Ort und Datum der Einlösung sind fingiert.“[29]

Woher aber weiß das der selbstbewußte Philosoph? Die exakte Beobachtung hat doch einen Blick in das here-after noch nicht zu tun vermocht. Dem gläubigen Christen ist es darum nicht zu verargen, wenn er solche Behauptungen als tollkühne Sprünge über die Hürden sicherer Forschung hinab in den düsteren Abgrund des „Unbewußten“ verachtet und verlacht. Er für seine Person trägt die Bürgschaft in sich, daß der Wechsel, den er auf das Jenseits zieht, einst eingelöst werden muß. Hat er doch bereits eine Abschlagszahlung in der Hand: es ist die innere unversiegbare Seligkeit der Unsterblichkeitshoffnung selbst, die sich als Andenken und Mitgift eines höheren Ursprungs ihm ankündigt, die ihn stützt und stärkt in allen Stürmen, die ihn nie verläßt und ihm als

Wegzehrung dient, die gleich dem Mehle im Topfe und dem Öle im Kruge jener Witwe von Sarepta nicht abnimmt. Aus Liebe zu einer Mode, die sich Wissenschaft nennt und, ihre Waren anpreisend, bald im Philosophenmantel gravitätisch ernst einherschreitet, bald im leichten Balletkleide frivol daherhüpft, wird der Christ nimmer seine köstliche Himmelsgabe gegen das „erlösende Nichts" vertauschen. „Der Einfluß der Religion," schreibt der bekannte Naturforscher Humphry Davy,[30] „überlebt alle irdischen Freuden, er nimmt zu an Kraft, während die Organe altern und der Körper seiner Auflösung entgegengeht; sie gleicht dem hellen Abendstern am Horizonte des Lebens, der, wie wir sicher sind, in einer anderen Zeit Morgenstern wird und seine Strahlen durch Schatten und Dunkel des Todes sendet."

Das Nirwana im Allstoffe der Materialisten oder im alleinigen Unbewußten der Pessimisten oder im Allgeiste der Pantheisten vermag den scharfen Widerstreit zwischen dem unaustilgbaren Lebenswillen und dem unerbittlichen Todesgesetze nicht auszugleichen. Was nützt, müssen wir abermals fragen, die Vertröstung auf eine zeitliche Unsterblichkeit, „mitten in der Endlichkeit eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick"?[31] Was hilft die Hoffnung, in den Werken und Verdiensten, im Andenken der Freunde und Landsleute fortzuleben? „Die Unsterblichkeit des einzelnen ist die Unsterblichkeit seiner Tat", hat Diderot behauptet. Was aber nützen mir meine Werke, wenn sie mir nicht nachfolgen? was hilft mir aller Ruhm bei der Nachwelt, was die größte zukünftige Ehrung, wenn ich sie nicht empfinde und genieße, wenn meine Person, mein Ich nicht fortdauert? Der Lebenswille hat die Erhaltung, der Vollendungs- und Seligkeitstrieb die Läuterung, Erweiterung und Bereicherung

des eigenen Selbst zum Gegenstande. Wer mit ganzer Seelenruhe den Gedanken beherbergen kann, in der Unendlichkeit des Weltganzen oder der Gottheit sich verlieren zu müssen, wie der Wassertropfen im Meere verschwindet, der ist noch nicht zu sich selbst gekommen. Wer sich seines Lebens vollbewußt geworden, muß dessen ewige Fortdauer begehren. Wer den Anfang seines Seins wahrhaft bejaht, darf dessen Fortsetzung nicht verneinen. Wer an sich selbst zu glauben wagt, kann nicht umhin, auch an seine Ewigkeit im Sinne einer persönlichen Fortdauer zu glauben. Der Glückseligkeitsdurst, der genau so allgemein, so unwiderstehlich und so ungestüm sich kundgibt wie der Lebenswille und das Todesgesetz, ist eine unsinnige Marter, wenn er nicht nach der Quelle des lebendigen Wassers, sondern nach ausgetrockneten Zisternen spähen soll. Nicht die Zerstörung, sondern die Reinigung und die Vollendung des Ich, die Erhebung der Individualität zu der bereits grundgelegten Idealität ist das Ziel des anerschaffenen Strebens.

Ohne die Gewißheit der persönlichen Fortdauer wird das Leben zur Qual, die Welt zur Wüste, der Kosmos zum Chaos. Arbeit und Wohltun, das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und der Lohn natürlicher Tugend mögen auch dem Ungläubigen den Gang durchs Leben erleichtern und verschönern. Was aber an dieser inneren Lebensfreude wahr und von Dauer ist, weist hin auf eine bessere Welt und auf ein unsterbliches Dasein. Nur der Seligkeitsglaube kann die Schwermut des Lebens zwingen, daß sie einer frohen Lebens- und Weltanschauung weicht. Es gibt kein anderes Heilmittel gegen die Verzweiflung, keine andere Rettung für den verlorenen Sohn als die Rückkehr in das Vaterhaus, als die Ruhe am Vaterherzen Gottes.

So dringlich und entschieden das persönliche Fortleben vom Bewußtsein gefordert wird, ebenso gern wird dagegen

die Ähnlichkeit des sonstigen Naturwaltens geltend gemacht. Die Natur, die, nur um die Erhaltung der Gattung besorgt, die Einzelwesen sterben und neue an deren Stelle treten läßt und selbst manche Tiergattungen für immer vernichtet, dürfe auch die Einzelwesen der Menschengattung dem völligen Untergange preisgeben. In der Tat muß der einzelne vom Schauplatze seines Wirkens abtreten, ohne gefragt zu sein, ob er seine Entwicklung erreicht habe oder nicht, ob er seine Anlagen und Kräfte vollkommen verwertet, seine Pläne und Ideen verwirklicht habe oder nicht. Wird ihm der Lebensfaden zu früh abgeschnitten, so kann er, wie Strauß meint, doch nur auf eine so lange Fortdauer Anspruch machen, als er an seinem irdischen Leben verkürzt ist.

Wäre der Mensch nur ein Naturerzeugnis, so wäre er gleich den anderen Naturwesen auch den Gesetzen des Naturlebens unterworfen und könnte keine andere Verwirklichung selbst seiner wichtigsten und wesentlichsten Zwecke erwarten als die, die auf dem engbegrenzten Gebiete seines irdischen Daseins und innerhalb des Naturprozesses möglich ist. In diesem Falle aber wäre er unvergleichlich schlimmer daran als alles andere, was lebt. Er, die Krone der Schöpfung, hätte von allen Geschöpfen das traurigste Los, wäre von der Mutter Natur am stiefmütterlichsten behandelt. Dem Kreislaufe des Werdens und Vergehens preisgegeben, wäre er in den denkbar gräßlichsten Widerspruch hineingestellt, ein Marterwesen ohnegleichen. Während in jedem anderen Wesen Trieb und Ziel miteinander harmonieren, bestände im Menschen ein andauernder greller Widerstreit zwischen dem, was er mit Naturnotwendigkeit erreichen will, und dem, was er erreichen kann und wirklich erreicht. Sein stetes Sehnen und Streben zielte auf das Vollkommene und Unendliche, sein Können und Wirken aber bewegte

sich in der niederen Sphäre des Unvollkommenen und Endlichen.

Das Tier ist fertig, sobald es ausgewachsen; der Mensch kann hienieden nicht vollkommen auswachsen. Die Tierseele lebt ohne Vernunft und Freiheit, erkennt und erstrebt nur das, was auf die Erhaltung und die Fortpflanzung des leiblichen Lebens Bezug hat, empfindet nicht den Trieb nach Vervollkommnung und Vollendung, weiß nichts von Entwicklung und Fortschritt und hat daher keine Geschichte. Der Menschengeist ist auf das Übersinnliche und Unvergängliche angelegt, schaut in der Ferne ein leuchtendes Ziel, nach dem er in unwillkürlichem Drange sich sehnt und in freier Tätigkeit strebt. Das Tier erfaßt sich nicht als Einzelwesen und erfreut sich nicht eines persönlichen Lebens; und dieser Mangel an wirklicher Selbständigkeit ist ein bedeutsamer Fingerzeig, daß die Tierseele auf Grund ihrer Natur einen Anspruch auf Unsterblichkeit nicht besitzt, wie auch durch ihre Vernichtung die Vollständigkeit des Weltganzen nicht beeinträchtigt wird. Der menschliche Geist dagegen fühlt sich als „Entelechie", als Werkmeister, Beweger, Lebensspender und Gebieter des Körpers, führt trotz seiner Abhängigkeit vom Naturleben ein wahres Einzelleben, behauptet im Wellenschlage der Erscheinungswelt eine selbständige und beständige Wirklichkeit, bleibt selbst inmitten aller Veränderungen und Wechselfälle seiner über die Endlichkeit und Zeitlichkeit hinausstrebenden Innerlichkeit sich bewußt und froh. „Die Seele," schreibt Burdach,[32] „ist anfangs in ihrem latenten Zustande mit dem leiblichen Leben verschmolzen, und wie ihr erstes Erwachen eine anfangende Erlösung davon ist, so besteht auch ihre Entwicklung während des ganzen Lebenslaufes darin, daß sie immermehr von dem Leibesleben sich entbindet und sich im Selbstbewußtsein ihm immer bestimmter entgegensetzt;

und diese Scheidung nimmt zu bis in das Greisenalter, wo die Organe der Seele nicht mehr Folge leisten; der höchste Gipfel aber muß die Befreiung von demselben im Tode sein. Wenn der Mensch im rohen Zustande nur mit der Außenwelt beschäftigt ist, so gelangt er bei seiner Ausbildung zur Besonnenheit, zur Unterscheidung seines Ich vom Leibe und dadurch zu dem Gedanken seiner physischen Fortdauer nach dem Tode ... In jenen einzelnen Momenten eines höheren Aufschwunges in der tiefen Meditation und Ekstase, wo die Seele sich ganz in sich versenkt, tritt die Scheidung vom leiblichen Leben und von der Sinnenwelt noch entschiedener hervor."

Unser Geist fordert, wie wir sahen, auf Grund seines natürlichen Wesens und Strebens die Unsterblichkeit. Woher aber empfängt er die vollkommene Bürgschaft der Erfüllung? Aus seinem Verhältnisse zu Gott. „Die Seele ist das Leben deines Leibes, das Leben deiner Seele ist Gott", sagt der hl. Augustin.[33] Die Religion, d. i. die Welt- und Selbstanschauung im Lichte des Gottesgedankens, des Bewußtseins von Gott als dem Urheber und Vollender unserer Natur, ist der Mutterboden, in dem die Unsterblichkeitsgewißheit ihre tiefsten Wurzeln hat. Für die Abhängigkeit von den Bedingungen des Naturlebens entschädigt uns das Bewußtsein der Gotteskindschaft, die unserem eigentümlichen, auf dauernde Selbsterhaltung und allseitige Selbstvollendung zielenden Selbstgefühle Befriedigung verheißt. Und da die Erkenntnis, daß Gott der Urgrund und das Endziel alles Seins, der Vater der Menschen ist, allen Völkern gedämmert hat, so ist auch in allen Volksreligionen wenigstens die Ahnung des ewigen Lebens zum Ausdruck gekommen. So wuchs und wächst überall mit dem Gottesbewußtsein die Unsterblichkeitsgewißheit, wie umgekehrt der Gottesleugnung der Modergeruch des

Menschheitsgrabes folgt. Wer an den persönlichen, lebendigen Gott glaubt, mithin sein eigenes persönliches Leben aus dem schöpferischen Urquell alles Lebens ableitet, kann sich selbst nicht verneinen; bekennend, daß Gott das Abbild seiner selbst gewollt habe und daher auch dauernd wolle, behauptet er seinen geistigen Wesensbestand. Unsere Bestimmung weist nicht auf die Natur, sondern auf den Schöpfer der Natur, und sobald wir unseren Urheber zugleich als unser Ziel anerkennen, gewinnen wir eine Unsterblichkeitsgewißheit, die uns kein Zweifel mehr zu erschüttern vermag.

Gott, der Unveränderliche und Getreue, der Gütige, Liebevolle und Gerechte, kann sein Verhältnis zum Menschen nicht lösen, kann sein Kind auf Erden nicht verleugnen. Nicht für immer kann der gütige Vater im Himmel das heiße Verlangen, das von ihm stammt, die freudige Hoffnung, die er selbst eingepflanzt, unbefriedigt lassen. Das erste Schreien, mit dem der Säugling in die Welt tritt, wird von der liebenden Mutterbrust gestillt. Und der Schrei nach Glückseligkeit, der ohne Unterlaß vom Beginn des Daseins das ganze Leben hindurch dem tiefsten Gemüte aller Sterblichen entsteigt, sollte niemals gestillt werden? Oder das freudenleere, schmachtende Herz, das mitten im Genusse dem Dürstenden gleicht, der Salzwasser trinkt, sollte nach einer langen Reihe schmerzlicher Enttäuschungen und donnernder Schicksalsschläge durch nichts anderes zur Ruhe gebracht werden als durch drei Schaufeln voll Erde? das ganze Dasein nichts weiter sein als eine ununterbrochene Kette vereitelter Wünsche, zerstörter Hoffnungen, erfolgloser Arbeiten und verdienstloser Leiden? die arme Seele ein Spielball von Hoffnungen und Gefühlen, die sie beständig necken und zerren, ohne jemals sie ganz zu erfreuen? der Seligkeitstrieb ein langer, stöhnender Seufzer,

der ungestillt und zwecklos mit dem letzten Todesröcheln im unermeßlichen Weltenraume verhallt? Dann wäre die größte aller Täuschungen die Unsterblichkeitshoffnung selbst, dieser letzte Wahn wäre der grausamste Spott mit dem gemarterten Menschenherzen. Gott ist nicht ein solcher Vater, daß er seinen Kindern, die vor der Tür seines Hauses darben und schmachten, einen Stein statt des Brotes, eine Schlange statt des Fisches in den Schoß gelegt hätte. Der Glaube an Gott erteilt die kräftigste Antwort auf die Unsterblichkeitsfrage, jener Glaube, daß Gott in seiner Weisheit und Liebe eine Welt will, die Sinn hat, daß der Grund dessen, was ist, in dem gesucht werden muß, was sein soll. Müßte die Frage verneint werden, so wäre das Leben für alle ein unlösbares Rätsel und für die meisten ein unsägliches Unglück, ein Trauerspiel ohne Versöhnung. Dann wäre der Ausspruch, den Homer[34] dem Zeus in den Mund legt, daß nämlich unter allen Wesen auf Erden der Mensch das bedauernswerteste sei, volle Wahrheit, und Schopenhauers „Pansatanismus", wie Otto Liebmann in seiner „Analysis der Wirklichkeit" drastisch bemerkt, oder E. v. Hartmanns Pessimismus wäre die beste Lebensweisheit.

Und was bliebe vom Gottesbegriffe übrig? Ein Wort ohne Inhalt, ein Name ohne Persönlichkeit. Ohne Jenseitshoffnung würde, wie Max Müller[35] treffend sagt, „die Religion einem Strebebogen gleichen, der auf nur einem Pfeiler ruht, einer Brücke, die in einen Abgrund ausläuft". Daher bildet in allen Religionen der Unsterblichkeitsgedanke eine wesentliche Ergänzung und eine ungezwungene Äußerung des religiösen Bewußtseins, dessen Klarheit und Lebendigkeit sich in jenem abspiegelt. Es gibt nämlich keine Religion, die nicht ihren Bekennern irgend einen Ausgleich zwischen ihrem Lebenswillen und ihren Lebensschicksalen darbietet

und sie über ihr Mißverhältnis zur Welt dadurch hinwegträgt, daß sie das menschliche Dasein über die Grenzen der Welt hinaus erweitert und es in eine Lebensgemeinschaft mit der lebendigen Gottheit einmünden läßt.

„Was soll mir im Leben dieser Gott, den ich nur nenne, um ihn nicht zu leugnen, der nichts ist als ein dem Gemüte mehr zusagender Ausdruck für das Walten des Kausalgesetzes, ein Ausdruck, der dem Wissen durch das Bekenntnis, daß dem Menschen noch unendlich viel unbewußt ist, einen Anstrich von Demut gibt, aber ohne an der Sache, an der Unsterblichkeit des Geschehens, das mindeste zu ändern?“ Carneri[36] fühlt das Schwergewicht dieser Worte und weiß keinen besseren Rat als: „Wer glauben kann, der glaube.“ In der Tat steht und fällt der Glaube an einen persönlichen, lebendigen Gott mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit. Wer sie aufgibt, begibt sich des Rechtes, sich als Geschöpf und Ebenbild eines gütigen und weisen Geistes zu betrachten.

Daher hat das Christentum, das den Gottesgedanken wie den Begriff des persönlichen Geistes überhaupt am tiefsten erfaßte und am höchsten würdigte, der Unsterblichkeitshoffnung einen so festen Grund verliehen, daß Leibniz sagen konnte, Christus habe den Glauben an ein anderes Leben mit der Kraft eines Gesetzgebers festgestellt und somit die Religion der Menschlichkeit geschaffen. Und da die Überzeugung von der Seelenfortdauer im Gottesbewußtsein ihre tiefsten Wurzeln hat, so wird die Erscheinung begreiflich, daß das christlich gestimmte Gemüt der Beweise für diese Lebenswahrheit kaum bedarf. Es ist eine seit der Gründung des Christentums nachweisbare Tatsache, daß die Aufnahme des christlichen Glaubens mit der vollen Zuversicht des ewigen Lebens belohnt ward, und ebenso ist in der Gegenwart aus allen Kundgebungen des Zeitgeistes

deutlich zu erkennen, daß mit der mehr oder minder freundlichen Stellung zur christlichen Heilslehre die Überzeugung vom persönlichen Fortleben sich hebt oder senkt. Unter den heidnischen Weltweisen hat es manche gegeben, die die Seelenfortdauer als eine Forderung der Menschennatur und als eine Folgerung des gesunden Denkens anerkannt haben, aber nur wenige, die zu einer vollendeten, jeden Zweifel und alles Schwanken ausschließenden Gewißheit in dieser allerwichtigsten Angelegenheit gelangt sind. Und die nichtchristlichen Völker sind über mehr oder weniger unbestimmte Jenseitsvorstellungen nicht hinausgekommen. Wer sich aber als Ebenbild des göttlichen Geistes, mithin als ein persönliches, über alle Naturwesen erhabenes Wesen erkennt, als ein Wesen, das nicht bloß für andere, sondern auch für sich selbst da ist, das überhaupt nicht bloß ist, sondern auch seiner selbst bewußt ist, wer den Hauch des göttlichen, ewigen Lebens in sich verspürt, der kann nicht zweifeln, daß auch sein eigenes Leben ein ewiges sein werde. Der gottinnige Bischof Fenelon war von dieser Gewißheit so mächtig ergriffen, daß er den Ausspruch wagte: „Selbst wenn die Seele materiell wäre, so würde das kein Hindernis ihrer Unsterblichkeit sein.“ [37] Mit einer solchen Festigkeit ist der christliche Seelenglaube ausgestattet. Die Religion Jesu durchweht der warme Hauch des vollen Lebens. Das Wort vom ewigen Leben ist der Grundton der neutestamentlichen Weltanschauung, der Inhalt der christlichen Heilsverkündigung. Gott ist das Leben, und der Christ hat das Leben und wird es haben immerdar. Wer den Sohn sieht und an ihn glaubt, der hat das ewige Leben.[38] „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird, auch wenn er gestorben ist, leben, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ [39]

„Wir hoffen auf den lebendigen Gott", schreibt der hl. Paulus.[40] So wird infolge der Lebensgemeinschaft mit Christo die Überzeugung von der persönlichen Unsterblichkeit sozusagen zu einer Tatsache der inneren Erfahrung erhoben.

Über das harte Gesetz des Lebens vermag nur eine Aussicht hinwegzuhelfen: „Zu etwas Besserem sind wir geboren." „Das Herz erlangt den wahren Frieden, wenn es nicht mehr schlägt." Der Mensch soll ewig leben; nun gibt es für ihn kein Rätsel mehr ohne Lösung, keinen Widerspruch ohne Versöhnung. Im Glanze des ewigen Lichtes erscheint das menschliche Dasein als ein von wahrer Glückseligkeit strahlendes Gemälde, auf dem die düsteren Leidensstunden dieser Zeit die unentbehrlichen Schattenstriche bilden. Im Gegensatze zum Sirenengesange in der heidnischen Fabel, der die Seele in die Sinnlichkeit hineinzaubert, erhebt das Geisterklingen der Unsterblichkeitsmelodien die Seele über die Sinnenwelt hinauf, so daß sie hoch über den dumpfen Talgründen die frische, reine Gebirgsluft atmet.

Nicht beneidenswert, sondern überaus bedauernswert sind darum die Ungläubigen, „die bei sich unrecht denken und sagen: kurz und mühselig ist die Zeit unseres Lebens, und keine Erquickung ist am Ende des Menschen, auch kennt man keinen, der aus der Unterwelt zurückgekommen; denn aus nichts wurden wir geboren, und bald darauf sind wir, als wären wir nicht gewesen. Ist das Fünklein unseres Herzens erloschen, so wird unser Leib Asche, und der Geist verfliegt wie dünne Luft. Darum kommet und lasset uns des Guten genießen, das noch ist, und eilends des Geschaffenen uns bedienen, solange wir jung sind. Wir wollen köstlichen Wein und Salben in Fülle gebrauchen, und nicht soll die Blüte der Zeit uns entgehen. Wir wollen uns mit Rosen bekränzen, ehe sie verwelken. Keiner

von uns gehe leer aus in unserem Prassen; überall wollen wir Zeichen der Freude hinterlassen; denn das ist unser Teil und unser Los. Lasset uns den armen Gerechten unterdrücken und der Witwe nicht schonen, noch Ehrfurcht haben vor den grauen Haaren hochbetagter Greise. Unsere Stärke gelte für das Gesetz der Gerechtigkeit. Darum lasset uns den Gerechten hintergehen; denn er ist uns unnütz und fällt uns lästig, widerspricht unseren Werken, und die Sünden wider das Gesetz verweiset er uns. Schon sein Anblick fällt uns schwer. Lasset uns also sehen, ob seine Reden wahr sind. Mit Schmach und Qual wollen wir ihn versuchen, zum schimpflichsten Tode ihn verdammen, dann wird man ihn beurteilen nach seinen Worten. . . . So denken sie und irren; denn ihre Bosheit verblendet sie. Sie wissen die Geheimnisse Gottes nicht, hoffen nicht auf die Belohnung der Gerechtigkeit und achten die Ehre heiliger Seelen nicht. Denn Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen und nach seinem Bilde und Gleichnisse ihn gemacht."[41]

Nie kann der Leugner der Unsterblichkeit ruhig und zufrieden sein, da er sich nie vor der Todesangst zu schützen vermag. Zweifelt er an der Wahrheit seiner unvernünftigen Anschauungen, so leidet er die qualvolle Furcht vor der einstigen Verantwortung. Zweifelt er nicht daran, so erblickt er überall den Schatten des grausigen Knochenmannes, der ihm auf jedem Schritte mit gänzlicher Vernichtung droht. Wer nicht an die ewige Fortdauer der Seele glaubt, ist im Unglücke ohne Trost, im Glücke ohne Freude. Leuchtete nicht die Sonne der Ewigkeit in dieses Erdental voll Unwissenheit, Elend und Sünde, so wäre nicht bloß für den Armen, den Kranken, den Verfolgten das Leben ein Fluch, sondern auch den wenigen Glückskindern würde das Gespenst mit der furchtbaren Hippe die geringen

Lebensfreuden verbittern; jeden Genuß müßten sie sozusagen wegstehlen unter der Sichel dieses erbarmungslosen Schnitters. Wer nicht mehr auf das Jenseits hofft, ist ärmer und armseliger als das Tier, das nicht besorgt ist um sein Ende. Willig und furchtlos folgt das Lamm den übrigen Schlachtopfern und schaudert nicht vor dem blanken Messer, das bald auch seinem Leben ein Ende machen wird. Ahnungslos leckt es das Blut, das seine röchelnden Gefährten verspritzen, bis die starke Hand des Schlächters es von seiner Galgenmahlzeit fortreißt und ebenfalls auf die Schlachtbank wirft. „Der Mensch, da er in Ehren war, hat es nicht begriffen, den unverständigen Tieren hat er sich gleich gemacht und ist ihnen ähnlich.“ [42]

* *
*

Schauen wir noch ein Weilchen ringsum in die schauerliche Leere, die der Gedanke an unseren gänzlichen Untergang vor unserem Blicke auftut: so viele Abgründe von Trostlosigkeit unser Auge dort entdeckt, so viele Gründe des Glaubens empfängt der Geist. Ohne die Bürgschaft der Unsterblichkeit wäre unser Verlangen nach vollkommener Erkenntnis und Sittlichkeit eine Marter, unser Gewissen eine Unnatur, unsere Furcht vor Vergeltung eine Lächerlichkeit und endlich die durch den Völkerglauben bezeugte Allgemeinheit und Beharrlichkeit, Unentbehrlichkeit und Wirksamkeit des Unsterblichkeitsgedankens eine unerklärbare Erscheinung.

Die Wahrheit ist das Brot des Geistes, hat Malebranche gesagt. Den Hunger nach diesem Brote scheint freilich die Mehrzahl der Menschen bei weitem nicht so heftig zu empfinden wie den Hunger nach dem leiblichen Brote, und verhältnismäßig sind es nur wenige, welche die Wahrheit um ihrer selbst willen erstreben und nicht

aufhören, nach ihr zu verlangen, wenn sie auch müde werden, sie zu suchen. Durch die Sorge für das Leibesleben und seine Bedürfnisse wird der Wissensdrang so stark in Anspruch genommen, daß das Interesse an den übersinnlichen Dingen oft ungebührlich zurücktritt. Je mehr der Sinn auf die geräuschvolle Außenwelt mit ihren Geschäften und Genüssen gerichtet ist, desto mehr verarmt die innere Welt, das bessere Selbst. Und es ist eine unbestrittene und unvermeidliche Erscheinung, daß beim rastlosen Rennen und Jagen nach den Erdengütern die höheren Güter, die man nicht sehen, tasten und schmecken kann, mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Manche scheinen zu glauben, daß der Kopf nur des Magens wegen dem Rumpfe aufgesetzt und der Küchenherd auch der Herd aller Wissenschaft und Kunst sei, und sie feiern die Frau von Deffant,[43] die ein gutes Mittagsmahl als einen der vier letzten Zwecke der Menschheit bezeichnet, der sie die drei anderen vergessen mache. Allein auch solche armselige Menschen, deren „Gott ihr Bauch ist", werden das eine oder das andere Mal das Sprichwort: „Ein hungriger Magen hat weder Augen noch Ohren" Lügen gestraft haben. Oder sollten sie nie erfahren, daß eine heftige Wißbegier den bellenden Magen beruhigt, den größten Schmerz stillt, den Schrei der Not erstickt?

Dem Wissenstriebe gehorcht nicht bloß der ernste Denker und Forscher, sondern auch das Kind, das den Märchen der Amme lauscht, die Weltdame, die nach Verspeisung der Tagesneuigkeiten sich in die Träume der Romanschreiber versenkt oder im Theater Zerstreuung sucht, und die ganze Schar der Müßiggänger, die wohl ohne Arbeit, nicht aber ohne Zeitungen und Unterhaltungsschriften leben kann. Und vielleicht würden sie auch auf jenes einzigartige, himmlische Schauspiel gespannt sein, das durch seine Neuheit, seine Großartigkeit und seinen Glanz in beharrlicher Entzückung

zu erhalten vermag, wenn die Eintrittskarte nicht am Zahltische der Tugend gelöst werden müßte. Die Anlage aber und der heimliche Trieb zu edlerer Erkenntnis, zum Nachsinnen über das Übersinnliche wohnt in jedem Wesen, das ein menschliches Antlitz trägt, mag auch das äußere Leben in sorglos träumerischem Nichtstun, in Spiel und Scherz vertändelt oder in wilder, ruheloser Erwerbssucht verbraucht werden. Beim Genußmenschen, der scheinbar keine andere Bestimmung kennt, als die Langweile zu bannen, wie beim armen Taglöhner, den die Sorge um das tägliche Brot jeden Morgen weckt und jeden Abend zudeckt, melden sich in stillen Stunden die Welt- und Lebensrätsel an, die gebieterischen Fragen nach des Menschen Ursprung und Ziel, nach dem göttlichen Dasein und der menschlichen Fortdauer. Gott, Seele, Unsterblichkeit, Vergeltung sind Mahnworte, die auch im Lärm des alltäglichen Lebens mit seinen Mühen und Klagen, seinen Genüssen und Gesängen sich Gehör verschaffen und selbst in geistig verflachten und sittlich verödeten Menschen einen Widerhall finden. Und sie packen oft den Geist und das Gemüt um so ungestümer, je gewaltsamer sie zum Verstummen gebracht werden sollen. Selbst der Naturmensch, der vielleicht durchschnittlich mehr phantasiert als philosophiert, ist nicht, wie viele glauben, so gänzlich in die Schranken der Sinnenwelt gebannt, daß ihm das Nachdenken über das Woher? und das Wohin? ungeläufig oder gar unmöglich wäre; auch er schaut nach oben, nach einem höheren Wesen, und späht nach einer besseren Welt. In diesem Leben aber wird der Durst nach den höchsten Wahrheiten mehr gereizt als gestillt. Mithin muß er im anderen vollkommen befriedigt werden.

Lessing[44] hat zwar den Ausspruch getan: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in der Linken den

einzig immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, auf immer und ewig zu irren, verschlossen hätte und spräche zur mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Der französische Zweifler Jouffroy wagt die widersinnige Behauptung, der Mensch könne dadurch zur Seelenruhe gelangen, „daß er klar erkennt, daß und warum die Wahrheit ihm unzugänglich ist". Man versuche einmal, einen Kranken durch die Belehrung zu trösten, daß und warum seine Krankheit unheilbar sei. Wäre Lessings Ausruf der richtig verstandene und unverfälschte Laut des Erkenntnistriebes, so wäre der Menschengeist zu einer jammervollen Bestimmung verurteilt. Er müßte in einem ewigen Sehnen und Suchen sich verzehren und könnte in Ewigkeit nicht zur Ruhe kommen; er würde forschen in endlosem Fortschritte und immer gleich weit entfernt bleiben vom Ziele. Sein ganzes Ziel wäre ein zielloses und darum sinnloses Streben, gleich einer ewigen Jagd auf ein Gespenst, einem erfolglosen Haschen nach einem Schatten, einem Kampfe mit Windmühlen. Überall das Licht suchen und stets in der Finsternis tappen, immer arbeiten und nimmer ruhen, den Becher der Wahrheit an den Lippen und immer dürsten, eine Plage ohne Lohn und ein Kampf ohne Sieg: das wäre unserer Seele Seligkeit! „Sollte ich nicht zum Besitze der Wahrheit zugelassen werden, es wäre für mich nicht der Mühe wert, geboren zu sein", sagt Seneca.[45] „Wir können," so schrieb der geistvolle Dichter H. v. Kleist, den die Modephilosophie in die Nacht des Zweifels gestürzt hatte, kurz vor seinem traurigen Ende an seine Angehörigen, „mit unserem Verstande nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist

damit versunken.“ Er zerfiel mit Gott, mit der Welt und mit sich selbst, zweifelte und verzweifelte an allem und endete durch Selbstmord.[46]

Hienieden aber gelangt niemand zum Besitze und Genusse der vollen Erkenntnis. Bloß wenige Tropfen können wir schöpfen aus dem großen Ozean der Wahrheit, und während wir sie nehmen, werden sie in unserer Hand getrübt, und nachdem wir unsere Lippen damit benetzt haben, lechzen diese noch mehr. Die edelste und zugleich bitterste Frucht alles zeitlichen Wissens ist die Erkenntnis, daß man nichts wisse. „Bei vieler Weisheit ist viel Bitterkeit, und wer die Wissenschaft mehrt, vermehrt die Mühe.“[47] Bekannt ist das bescheidene Bekenntnis Newtons:[48] „Ich weiß zwar nicht, wie ich in der Welt erscheine; aber mir selbst komme ich vor wie ein Kind, das am Ufer des Meeres spielt und sich damit belustigt, daß es dann und wann einen glatten Kiesel oder eine Muschel, schwerer als gewöhnlich, findet, indes der Ozean der Wahrheit unerforscht vor mir liegt.“ Zwar ist die ganze sichtbare Natur mit den Fußstapfen des Allmächtigen bezeichnet und trägt mit Jubelton sein Bild dem denkenden Menschen entgegen. Der hehre Name, der in der Sprache aller Völker aus ältester Überlieferung der erste ist, der Name Gott, tönt bei jedem Schritte und Tritte ins Ohr. Aber dichter Nebel lagert an den Spuren des göttlichen Wirkens und Waltens, schwarze Wolken verhüllen das Gottesbild, und böse Stürme heulen in die zarten Klänge der Gottesstimme. Hienieden ist alles Wissen Stückwerk, und diese Unzulänglichkeit wird um so heftiger empfunden, je heller das Licht der Vernunft und des Glaubens leuchtet. Einmal also muß die Stunde kommen, wo das Ebenbild dessen, der die Wahrheit selber ist, gänzlich und für immer in das Lichtmeer der göttlichen Wahrheit eingehen darf. Käme diese

Stunde nie, so würde das Ebenbild durch sein Urbild verleugnet.

Sobald der Tod den Vorhang zerreißt, der vom ewigen Lichte trennt, wird der Geist den höchsten Gegenstand seiner Erkenntnis schauen, nicht mehr wie durch einen Spiegel, sondern von Angesicht zu Angesicht,[19] nicht mehr im Bilde, sondern unmittelbar, nicht mehr von ferne, sondern in allernächster Nähe, nicht mehr bloß im Werke der Schöpfung und im Worte der Offenbarung, sondern in seinem innersten Wesen, wie er ist, nicht mehr rätselhaft, sondern wahrhaft. Dann wird aller Nebel zerfließen und jede Wolke verfliegen; dann ist das Antlitz des Allerhöchsten immer dem Geiste unmittelbar gegenwärtig. Der Urheber aller Dinge, der Urgrund aller Vollkommenheit, der Urquell aller Glückseligkeit läßt die Seele hineinschauen in die unergründlichen Tiefen seiner Wesenheit, in den unausmeßbaren Abgrund seiner Geheimnisse, so daß sie wie in einem Spiegel auch sich selbst und die ganze Schöpfung erkennt. Welch ein Überraschen, welch ein Entzücken muß es sein, wenn an die Stelle der armseligen Notbehelfe, der Bilder, Gleichnisse, Vorstellungen und Folgerungen die volle Erkenntnis tritt, wenn das Ahnen und Glauben in Schauen sich verwandelt!

Nicht bloß zum Besitze der Wahrheit, sondern auch zum Erwerbe der Tugend fühlt sich der Mensch bestimmt, wiewohl er infolge der Erbsünde zum Bösen geneigt ist. Das Gewissen, das die böse Tat rächt, noch bevor sie geschehen, die Heuchelei, d. i., wie Bossuet sagt, „die Huldigung, die das Laster der Tugend darbringt", die Ehrfurcht, die ihr Engelbild überall sich erzwingt, beweisen deutlich genug die sittliche Seite unserer Bestimmung. Auch sie wird auf Erden nicht vollkommen erreicht und ruft deshalb laut nach einem Leben in sittlicher Vollendung.

Die stoische Sittenlehre, die den menschlichen Willen

ganz einseitig auffaßte und den Naturtrieben gegenüber mit einer Unabhängigkeit schmückte, daß jede störende oder trübende Einwirkung der Sinnlichkeit auf ihn als unmöglich in Wegfall kommt, muß als moralisierende Ziererei abgewiesen werden. Im Gegensatze dazu betont Kant, dessen moralischer Unsterblichkeitsbeweis am bekanntesten ist, daß der sittliche Wille bei seiner Verwicklung mit dem sinnlichen Streben immer nur unvollkommen sich verwirkliche. Wenn er aber daraus den Schluß zieht, daß die sittliche Entwicklung in einem *unendlichen* Prozesse *fortschreiten* müsse, so können wir ihm nicht beistimmen. Denn ein Fortschritt ohne Ende ist ein Fortschritt ohne Ziel und deshalb kaum mehr wert als gar kein Fortschritt. Ist die Bestimmung durchaus unerreichbar, so ist es gleichgültig, ob das Ringen nach ihr mit dem letzten Pulsschlage für immer aufhört, oder ob es sich in einem endlosen und darum erfolglosen Fortschritt verliert.

Der schmerzliche Widerstreit zwischen Wollen und Sollen, zwischen Pflicht und Trieb, der Stachel der Sinnlichkeit und die ungezählten Hindernisse, die das niedere Begehren der sittlichen Entwicklung des vernünftig-freien Menschengeistes in den Weg legt, lassen sich nur unter dem Gesichtspunkte erklären und ertragen, daß sie als Erziehungsmittel und als Sporn dienen sollen, das Streben nach den höheren und besseren Gütern, nach jenen „Schätzen, die nicht vom Roste und von den Motten verzehrt werden“, vor Erlahmung zu schützen.

Der selige Tote seufzt nicht mehr unter den Anfechtungen der dreifachen bösen Lust. Er hat den „Leib der Sünde“ abgelegt und ist befreit von „dem Gesetze in den Gliedern, welches dem Gesetze des Geistes widerstreitet“. Aller Hader ist verstummt, und der peinliche Zwiespalt zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Pflicht und Neigung hat sich

aufgelöst in die wonnigste Eintracht aller Kräfte und Wünsche. Allen Kämpfen und Gefahren entronnen, aus allen Anfechtungen und Versuchungen erlöst, ist der Gerechte für immer in der vollendeten Heiligkeit fest begründet. Er kann nie mehr straucheln oder fallen, sich durch keinen Makel mehr beflecken. Seine Liebe ist so groß wie seine Erkenntnis. Er will alles, was Gott will, und nur um Gottes wegen. Er liebt alles, was Gott will, und nur um Gottes willen. Ein Tag muß kommen, wo dieser vollkommene Gottesdienst beginnt, der die Fortsetzung, Vollendung und Belohnung des irdischen ist.

Wird die Frage nach der Fortdauer der Seele als eines persönlichen, selbstbewußten Wesens verneint, dann hat ferner die Furcht vor einer gerechten Vergeltung und das Verlangen nach einem vollkommenen Ausgleich zwischen Sittlichkeit und Seligkeit keinen Sinn mehr; dann ist das Gewissen, das auf einen jenseitigen Richter und Rächer hinweist, eine Selbsttäuschung und eine Widernatürlichkeit. „Das sittliche Bewußtsein ist es denn auch, welches gerade bei den Völkern den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele aufrecht erhält.“ [50]

Es ist in demselben Sinne ein ursprüngliches und unverlierbares Gemeingut der Menschheit wie das Gottesbewußtsein, mit dem es unzertrennlich verbunden ist. Und sowenig es den Agenten des Atheismus gelungen ist, ein religionsloses Volk zu entdecken, [51] ebensowenig ist je ein glaubwürdiger Reisender einem Volke begegnet, das ohne Gewissen, ohne alle Sittlichkeitsbegriffe und Sittengesetze dahinlebte. Die Geschichte wie die Völkerkunde zeigt eine von der Religion getragene, vom Gottes- und Unsterblichkeitsgedanken beratene Sittlichkeit als einen menschheitlichen Tatbestand auf. Völlige Sittenlosigkeit, verbunden mit offener Verachtung und Verleugnung des Gewissens, ist

nicht ein Ergebnis oder Anzeichen der Kulturarmut, sondern, wie völlige Religionslosigkeit, das Erzeugnis einer die echte Menschennatur verbildenden und verzerrenden Überkultur. Der sog. Wilde ist gewiß kein Tugendengel im Rousseauschen Sinne, aber ebensowenig ist er jener Teufelsmensch, zu dem flüchtige Forschungs-Reisende ihn gestempelt haben. Er hat seine besonderen Tugenden wie seine besonderen Laster, und gerade durch die Weigerung, jeden Europäer als einen Tugendhelden anzusehen, legt er Zeugnis ab von seiner Fähigkeit, über sittliche Dinge zu urteilen. Ein Farbiger, der ein schwarzes Buch über den weißen Mann schreiben könnte, würde diesen auch solcher Fehler und Verbrechen beschuldigen dürfen, die nach einer weit verbreiteten Meinung nur dem Naturmenschen eigentümlich sein sollen. Selbst in den gesittetsten Völkern des Altertums, in den berühmtesten Tugendlehrern und in den gefeiertsten Tugendhelden der heidnischen Welt war stellenweise das sittliche Bewußtsein verdunkelt und das sittliche Gefühl verkehrt. Allein die Vorstellung von einem übermenschlichen Urheber, Wächter und Vollstrecker der sittlichen Ordnung ist auch den tiefstgesunkenen Menschenstämmen geblieben.[52]

Im Gewissen vernimmt ein jeder die Stimme eines überweltlichen Herrn und Gesetzgebers, Anklägers und Zeugen, Richters und Vergelters. Dieser Gesetzgeber bindet unbedingt, duldet kein Wenn und keinen Widerspruch. Dieser Ankläger beschuldigt unnachsichtig, und dieser Zeuge bekundet unparteiisch. Dieser Richter erklärt sich für unabsetzbar und gestattet keine Berufung. Dieser Vergelter ist unerbittlich. Das Gewissen fesselt, quält und martert die schuldige Seele trotz ihrer Auflehnung und Widersetzlichkeit. Will sie ihm entfliehen, so hält es sie fest, wehrt sie sich, so spannt es sie auf die Folter: eine so jammervolle Rolle

spielt die von Kant als selbstherrlich gepriesene Vernunft. Diese stolze Selbstherrscherin fühlt sich überwacht von einem Auge, das alles sieht, spürt über sich eine Hand, die alles bucht, zittert vor einem Gerichte, das an den Gestaden einer anderen Welt wartet.[53]

Die lasterhafte Seele ist ein Schuldbuch, in das der Engel des Gerichtes zwar hienieden schon fortwährend einträgt, und der Knecht des Bösen muß seinen Henker stets mit sich herumschleppen, so daß in etwa schon hienieden „alle Schuld sich rächt". Es gibt aber Mittel, ihn zu bestechen oder zu besänftigen. Zwar wohnt in der Seele des Gerechten der beseligende Friede. Soll er aber die einzige Entschädigung sein für all das erlittene Unrecht, für die Schmähungen und Kränkungen, für die zahllosen Opfer und Entbehrungen, Kämpfe und Heimsuchungen, in denen die Tugend großgezogen, geläutert und geprüft werden mußte? Solange die Befriedigung des auf Ausgleichung gerichteten Gerechtigkeitsbedürfnisses unsicher oder unvollzogen ist, bleibt das Gemüt unruhig und durch einen schmerzhaften Stachel gepeinigt.

Die irdische Gerechtigkeit aber hat nur einen Arm; sie straft, jedoch sie ist nicht gewohnt zu belohnen; mit diesem einen Arme erreicht sie öfters die äußere Sündentat, aber niemals die Wurzel des Bösen, die schlechte Gesinnung. Also muß die Seele nach dem Tode fortleben, um die volle Strafe oder den ganzen Lohn zu empfangen. „Ist die Seele unkörperlich," schreibt Rousseau im vierten Buche des ‚Emil', so kann sie den Leib überleben, und überlebt sie ihn, so ist die göttliche Vorsehung gerechtfertigt. Hätte ich auch keinen anderen Beweis als den Triumph des Bösen und die Unterdrückung des Gerechten in dieser Welt, so würde er allein mich gegen den Zweifel schützen. Ein so störender Mißton in der allgemeinen

Harmonie würde mich die Auflösung desselben suchen lassen. Ich würde mir sagen: es ist nicht alles mit dem Leben zu Ende für uns, alles kommt nach dem Tode wieder in Ordnung."

Dem Gerechten wird sein Lohn zuteil, sobald der Glaube ins Schauen und die Hoffnung in den Besitz übergeht und jene Liebe waltet, die ihr Endziel erreicht hat und in ihm den Frieden und die Freude, so daß die Seele, unvergleichlich glücklicher als das Kind an der Mutterbrust, ausruht im Schoße ihres Gottes und hier tausendfach entschädigt wird für die verlorene Welt und die in ihr erduldeten Sorgen und Ängste, Mühen und Leiden. Des Menschen Herz, fähig, den Unendlichen zu lieben, kann nur durch den Besitz und Genuß des Unendlichen vollkommen ausgefüllt und befriedigt werden. Gott, das Ziel des tugendhaften Strebens, wird auch dessen Lohn. Das erst ist der vollkommene Einklang zwischen Tugend und Glück.

Einige Vertreter der jenseitslosen Lebensansicht suchen dem Mißverhältnisse zwischen Tugend und Glückseligkeit durch die Lustlehre eines Aristipp, Epikur, Lukrez, Helvetius, Jeremias Bentham, Herbert Spencer usw. beizukommen. „Wissenschaft ist Mut", hat einer von ihnen gesagt. Leider genügt in unseren Tagen ein geringes Maß von Mut dazu, den unsittlichen Gedanken zu wiederholen, daß die Selbstsucht in ihren verschiedenen Verzweigungen oder der persönliche Nutzen in seinen zahlreichen Gestalten die einzige Triebfeder und die höchste Richtschnur des sittlichen Handelns, die Grundlage jener echt menschlichen Sittlichkeit sei, die der Religion nicht bedürfe. Und mit dem Mute bewaffnet, den das Vertrauen auf die Oberflächlichkeit und die Sinnlichkeit der gegenwärtigen Zeitrichtung einflößt, mag man sich getrost an die Aufgabe wagen, die hier gestellt ist. Die deutschen Kleinhändler des ausländischen

Großgeschäftes bemächtigen sich ihrer mit fröhlicher Betriebsamkeit. B. Carneri, dem ein Lobredner „einen ganz besonderen Beruf zu Reden über die Sittlichkeit an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ zuerkennt,[54] sagt mit dem englischen Ethiker Sidgwick: „Durch die Umkehrung des Verhältnisses zwischen Tugend und Glückseligkeit, wodurch jene erst aus dieser sich ergibt, verwandelt sich die Verpflichtung zur Tugend in eine Nötigung zur Glückseligkeit. Was zu dieser uns nötigt, ist unser erweiterter Selbsterhaltungstrieb; und unser reflektierendes Bewußtsein, das all unser Handeln begleitet, läßt uns diese Nötigung im Lichte einer Verpflichtung erscheinen: das Wollen des Glückseligkeitstriebes wird uns zum Sollen der Tugend.“ So gestaltet sich der „Kampf ums Dasein“ oder der „Kampf ums Glück“ zum Kampfe um die Sittlichkeit, und das sittliche Ideal ist der wahrhaft glückliche Mensch. „Es liegt in der Art des Menschen, der uns da vorschwebt,“ meint Carneri, „daß, wie sein ganzes Wesen, so all sein Wirken in Harmonie sich auflöst und ohne Gewinn niemand ihm naht. Seine Liebe gehört dem Leben, nie hat er nach Unmöglichem verlangt, und gedenkt er des Sterbens, so leuchtet's auf in seinem Blicke, aus dem es dankbar lächelt: ich habe gelebt. Ihm ist der Widerstreit zwischen Verstand und Willen zum Kindermärchen geworden; die Natur ist mit sich selbst versöhnt. Und dieser sittliche Mensch sollte unter den Tugendhaften der letzte sein? Möglich, aber der erste ist er unter den Glücklichen.“

Diese stilvollen Wendungen erwecken den Eindruck, der Mißklang zwischen Tugend und Glück solle durch schöne Worte hinweggeredet werden. Dieser aber bleibt in seiner ganzen Schärfe bestehen, wenn der letzte unter den Tugendhaften der erste unter den Glücklichen sein kann. Das von Carneri neu aufgeputzte Tugendbild bedeutet weder für die

Sittlichkeit noch für die Glückseligkeit einen Gewinn, ist ebenso wertlos wie Diderots dürrer Satz: „Glück und Tugend sind eins und dasselbe." Wäre in der Tat der Glücklichste auch der Tugendhafteste, so gäbe es ebenso viele einander widersprechende Sittlichkeitsbegriffe und Tugendarten, als es verschiedene Güter gibt, in deren Besitz und Genuß die Glückseligkeit gesetzt werden kann. Dann ist die Freiheit des Fleisches nicht minder sittlich als dessen Unterjochung, der rohe Lüstling ebenso tugendhaft als derjenige, der seinen Seelenfrieden in der Selbst- und Weltentsagung sucht; dann lebt auch jenes Tier, von dem die Israeliten nicht essen dürfen, höchst sittlich, wenn es mit Behagen im Moraste sich wälzt. Den Selbsterhaltungstrieb zum alleinigen Beweggrunde des Sittlichen erheben heißt die schrankenlose Selbstsucht zur vollendeten Tugendgesinnung stempeln. Demnach ist ein vollkommener Mensch, wer das eigene Ich, den persönlichen Nutzen oder Genuß über alles setzt. Der fahnenflüchtige Feigling, der sein Leben und Lebensglück in Sicherheit gebracht, ist an sittlichem Werte dem tapferen Streiter überlegen, der auf dem Felde der Ehre verblutet. Folgerichtig handelt dann auch der Hund, der nicht bloß seinen Knochen verteidigt, sondern auch den schwächeren Geschlechtsgenossen die ihrigen abjagt, desgleichen der große Fisch, der die kleinen Fische verzehrt, sittlich gut. Dagegen sind alle, die den Selbsterhaltungstrieb dem Gemeinsinne unterordnen und ihr persönliches Wohl der gesellschaftlichen Wohlfahrt zum Opfer bringen, arm an Sittlichkeit. Auf diesem Standpunkte wird die Harmonie des inneren Menschen entweder durch eine sophistische Erschleichung oder durch die Annahme gewonnen, daß die rohe Sinnlichkeit ebenso sittlich ist wie deren Gegenteil.

„Der Widerstreit zwischen Verstand und Willen ist zum Kindermärchen geworden, die Natur ist mit sich selbst

versöhnt": welch eine kostbare Entdeckung! Könnte sie vor dem Urteile der Wirklichkeit bestehen, sie müßte ihrem Urheber unsterblichen Ruhm einbringen und mehr gepriesen werden als alle Errungenschaften der Technik und der Industrie. Man möchte ihr um so lieber vertrauen, als ein Sittenlehrer sie gemacht hat. Allein nicht erst der Apostel Paulus hat uns darüber belehrt, wie es um die erträumte Harmonie des inneren Menschen, um die Eintracht von Denken und Wollen, um den Ausgleich zwischen dem sittlichen Haben und dem sittlichen Sollen bestellt sei. «Video meliora proboque, deteriora sequor»: so lautet das betrübende Geständnis des scharfen Widerstreites, den bereits jede heidnische Seele um so schmerzlicher empfunden hat, je ernster sie nach dem Edlen strebte. Durch unser Seelenleben geht ein peinlicher Zwiespalt, der in der verworrenen Welt und selbst in der unbeseelten Schöpfung seinen Widerschein findet. Es gibt einen Gewissenszustand, in dem die Sünde infolge der Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden ist, ohne daß die Achtung der Tugend aufgehört hat.

Ein Streit aber besteht nicht bloß zwischen der Erkenntnis des Guten und der Neigung zum Bösen, sondern auch zwischen dem guten Willen und der Unsicherheit des sittlichen Urteiles. Was die Sittenlehre Pflichtenstreit nennt, macht sich schon in den gewöhnlichen, täglichen Obliegenheiten bemerkbar. Die Pflege des Leibes und die Sorge für die Seele, das Gebot der Selbsterhaltung und die Rücksichten gegen die Familie, die Gemeinde und den Staat, Gemüt und Verstand, Nachsicht und Strenge, Milde und Gerechtigkeit geraten miteinander in Streit. Und je zarter das Gewissen, desto größer pflegt die Beängstigung zu sein, die der Entschließung vorhergeht oder folgt. Schlaflose Nächte aber sind die unvermeidliche Zugabe zur

Tagesarbeit gerade der Edelsten und Besten, welche die Verbreitung von Tugend und Glück unter den Menschen als Lebensaufgabe übernommen haben und als heiligste Gewissensangelegenheit behandeln und daher in Fragen und Fällen, von deren Entscheidung das Wohl und Wehe Tausender abhängt, oft von Gewissensnot heimgesucht werden.

Die weitere Redensart der Positivisten, daß man in jeder Lebenslage glücklich, mithin sittlich leben könne, vermag weder unser Menschlichkeitsgefühl, noch unser Sittlichkeitsinteresse zu beruhigen, da einerseits ungezählte Millionen unter der Ungunst der äußeren Glücksbedingungen vergebens um eine menschenwürdige und halbwegs glückliche Lebenshaltung ringen, und anderseits manche von den „oberen Zehntausend" nichts weniger als zufrieden und tugendhaft leben. Und die Vertröstung, daß eine Verbesserung der Lebensverhältnisse durch den stetigen Kulturfortschritt einem jeden zum glücklichen und sittlichen Dasein verhelfen werde, kann nur Träumern und Schwärmern genügen. „Wozu aber zuletzt," fragt der gefeierte Sozialpolitiker Schäffle,[55] „diese ganz ungeheure, von Wehe und Triumphgeschrei begleitete Bewegung des Aufsteigens und des Niederganges? Zu höherer Beglückung, sagen die meisten. Allein ebenda stimmen die besten Völkerkundigen in der Verneinung überein, soweit ihre Meinungen sonst voneinander abweichen mögen. . . . Aber wozu denn sonst? Diese Frage wird auch der letzte echte Kulturmensch, in dessen Haupte die untergegangene Hochkultur noch glühen wird wie der Strahl der untergegangenen Sonne am Scheitel der Hochalpen, nicht wissenschaftlich, sondern nur im Ahnen und Glauben beantworten können." Die Kulturgeschichte hat ihre Sturm- und Drangperioden, der Kulturfortschritt wird durch heftige Krisen und Katastrophen unterbrochen, infolge deren das Lebensglück wie die

Tugend von Millionen auf die härteste Probe gestellt wird; und das „neue Leben“, das „aus den Ruinen erblüht“, trägt wieder Todeskeime in sich. Die menschheitliche Entwicklung verläuft allerdings insofern in aufsteigender Richtung, als mit dem Untergange der Kulturträger die einmal gewonnenen Kulturgüter nicht ebenfalls zugrunde gehen, sondern von absterbenden Völkern auf lebenskräftige vererben und von selbst zur Vermehrung drängen. Der durch das einträchtige Zusammenwirken aller Kulturkräfte bedingte Kulturfortschritt verdient aber nur dann diesen Namen, wenn die Kulturgüter in der rechten Ordnung, nach dem Maße ihrer Notwendigkeit und Bedeutung für die Gesamtkultur geschätzt und gesucht werden. Materialistische Philosophen, Ethiker, Ästhetiker, Wirtschaftslehrer und Politiker, die den Glauben an Gott und Unsterblichkeit als Pfaffentrug und Ammenmärchen lästern, die sittlichen Ideale leugnen, die Selbstsucht als die einzig vernünftige Triebfeder und die Lust als das ausschließlich berechtigte Wertmaß des Handelns hinstellen, pochen auf ihre Verdienste um Kultur und Menschenbeglückung. Die sittliche Lebensanschauung aber erblickt in einer ökonomisch-technischen Naturausbeutung, die durch sittliche Naturbeherrschung nicht gezügelt und veredelt wird, in einem wirtschaftlichen Aufschwunge, der wenige auf Kosten der übrigen bereichert, in einer seichten, wortreichen Halbbildung, die unberechtigte Lebensansprüche weckt, in einer Wissenschaft und Kunst, durch welche die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit geschädigt und geschändet werden, schwere Kulturgefahren und untrügliche Anzeichen von Kulturverfall.

Die Glückseligkeits- und Tugendhoffnungen der sog. Wirklichkeitsphilosophen werden durch die Tatsachen der Geschichte und durch die Erfahrungen der Gegenwart Lügen gestraft. Eine materielle Überkultur, der eine moralische

Halbkultur oder Barbarei zur Seite geht, erzeugt jenen Kulturüberdruß, den Rousseau mit phrasenreichen Reden, Robespierre mit schreckensvollen Taten gepredigt hat. „Gehet in die Wälder und werdet Menschen!" rief jener; dieser hat seinen Traum von einer Tugend- und Wohlfahrtsrepublik dadurch zu verwirklichen unternommen, daß er die Reichen arm und die Großen um einen Kopf kleiner machen ließ. Die Menschen werden nicht dadurch glücklicher und sittlicher, daß ihnen anhaltend vorgeredet wird, wie herrlich weit sie es in der Verfeinerung der sinnlichen Bedürfnisse, in der Vermehrung der Gebrauchs- und Genußgüter, in der Verbreitung der Bildung und Freiheit gebracht haben. Der farbige Sohn der Wildnis, der als Freiherr in seinen Jagdgründen umherstreift, lebt zufriedener und vielleicht auch sittlicher als der weiße Proletarier, den man gelehrt hat, von Gott und einem anderen Lebens nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten, und den man nötigt, sich nur als Diener oder Anhängsel der Maschine anzusehen.

Gerade die glaubensfeindliche Weltauffassung, die in kindlicher Vertrauensseligkeit vom Kulturfortschritte, dessen Hauptträgerin zu sein sie sich rühmt, die Versöhnung von Sittlichkeit und Glückseligkeit und eine Verbreitung beider erwartet, trägt die Hauptschuld an den schweren Gefahren, die beide bedrohen. Sie verwirrt die Gedanken und schwächt die sittlichen Kräfte; sie gebiert den Zweifel und steigert ihn zur Verzweiflung; sie verhöhnt den Glauben an eine höhere Bestimmung und das Streben nach ihr; sie verführt die Massen zur Aufgeblasenheit und Unzufriedenheit, zur Verrohung des Gemütes und der Sitten, entzündet in ihnen den Haß gegen alles Bestehende, und nachdem sie ihnen den letzten sittlichen Halt geraubt, überläßt sie mit kaltem Lächeln sie dem Elende. Die religionsfeindliche Denkrichtung, mag sie nun unter dem Schilde

der Weltweisheit, der Naturforschung, der Sittenwissenschaft, der Kulturgeschichte oder der Wirtschaftslehre ihre Waren feilbieten, ist die Mutter der inneren Zerrissenheit und der äußeren Spaltungen, der Hoffnungslosigkeit und der Empörung, des Lebensüberdrusses und des Selbstmordes. Sie fühlt der Menschheit den Puls, und wenn sie in ihr keine Regung einer Sehnsucht nach Gott und dem ewigen Leben mehr verspürt, so erklärt sie mit vergnügtem Lächeln: es steht gut um die Menschen; sie befinden sich in einer gesunden Geistes- und Gemütsverfassung. Und die vom gleichen Geiste beseelte Dichtkunst singt zu den massenhaften Selbstmorden, denen in der Regel ein allmähliches Absterben des besseren Selbst vorausgegangen ist,[56] die Totenklage.

Die Wissenschaft rechnet sich's zu unsterblichem Verdienste an, die Entwicklung der Menschheit von der einheitlichen und versöhnenden Lebensanschauung, die auf der Religion beruht, befreit und den Antrieben des Hungers und der fleischlichen Liebe, dem Darwinschen Gesetze der Zuchtwahl und der erblichen Übertragung unterworfen zu haben. Dieser Lehre gemäß nötigt der „Kampf ums Dasein" die Menschen zu immer neuen Anstrengungen, ihre Lebensbedingungen zu verbessern, befestigt und steigert die erworbenen Vollkommenheiten durch Vererbung und gestattet nur den tüchtigsten Menschen, Völkern und Rassen, sich auszuleben und fortzupflanzen, weiht dagegen die Schwachen dem Untergange. Das Malthusianische „Bevölkerungsgesetz" ist ein Ausfluß dieses angeblichen „Naturgesetzes". „Der auf Vermehrung zielende Naturtrieb strebt seiner Energie nach ein Unmögliches an, die Tendenz zum Leben jagt den Bedingungen des Lebens meist voraus, das Elend und der allzu frühzeitige Tod sind darum notwendige Begleiter des Lebens. Groß ist die Zahl der menschlichen

Wesen, die sich in das Leben drängen, und nur klein die Zahl derjenigen, die sich erhalten und ausleben können. So ist es der Will eder Natur. Man nenne sie barbarisch oder unbegreiflich, diese große Isis, aber ihren Geboten müssen wir doch Folge leisten. Sie befiehlt, daß vieles, was ins Leben tritt, schon vor der Reifezeit den Platz wieder verlasse, weil der Raum zu enge wird. Und geschieht das Weichen nicht bald genug, so ist ein Siechen und langsam elendes Vergehen ein um so allgemeineres Los. O geheimnisvolle Mutter Natur, wie grausam drückt uns dein Herz! Je erbarmungsreicher unser Gemüt, je mehr wir der Armen und Elenden uns annehmen wollen, desto trauriger gestaltest du unser aller Sein und Leben. Unsere Milde machst du zur Quelle des weitesten und breitesten Elendes. Durch deine Gesetze wird die Mildtätigkeit zur ärgsten Grausamkeit. Die Natur will nicht viele Menschen mit dem Notwendigen und Gemeinen, aber auch wohl nur wenige mit dem Überflüssigen und Feinsten in Fülle versehen. Trotzdem hat uns die Natur den Trieb und die Fähigkeit zu rascher Vermehrung eingepflanzt. In diesem Widerspruche redet eine erhabene Offenbarung zu uns. Durch die Not und das Elend einer nach Existenz drängenden Masse will sie das Aufsteigen einer Minderzahl zu den Gipfeln der körperlichen wie der geistigen Kultur bewirken. Sagt, die Natur sei blind; das entwickelte Gesetz bleibt dennoch bestehen. Das tiefste Elend aller, oder ein schönes Leben weniger und daneben relatives Bedrängtsein vieler: nur diese beiden Möglichkeiten sind gegeben. Ihr müßt euch fügen."[57] Die Ergänzung dieses „Bevölkerungsgesetzes" ist das „eherne Lohngesetz", dem zufolge der Arbeitslohn sich nicht über die Mittel zur Befriedigung der Lebensnotdurft erheben kann, solange die arbeitende Klasse es unterläßt, die Zahl ihrer Mitglieder oder ihrer

Hände, wie man lieber sagt, nach der Höhe des als Lohn zu verwendenden Kapitals zu regulieren, mit anderen Worten: die Gründung der Familie zu beschränken.

Die Manchesterpartei hat die Offenbarung dieser „Naturgesetze“ mit Vergnügen vernommen und deren Entdecker durch Ehren und Dotationen ausgezeichnet. Ist, wie Malthus sich ausdrückte, „an dem großen Gastmahle der Natur für den Besitzlosen kein Couvert gedeckt“, so ist die Natur oder er selbst für sein trauriges Los verantwortlich. Der Sozialismus ist der gelehrige Schüler des Darwinismus. Die „Enterbten“ glauben mit voller Überzeugung an das angebliche „Naturgesetz“ der Auslese im Daseinskampfe, den der Selbsterhaltungstrieb unvermeidlich mache, aber sie wollten die Rollen getauscht wissen: der Voraussetzung gemäß, daß der größeren Tüchtigkeit und Kraft die Entscheidung zufallen müsse, sollen aus dem unerbittlichen Ringkampfe um irdisches Wohlleben nicht die wenigen Reichen, sondern die Massen der Besitzlosen, „die schwieligen Fäuste der Arbeiterbataillone“, als Sieger hervorgehen.[58] Wie einst der dritte Stand den schrankenlosen Wettbewerb als die Quelle aller Wohlfahrt und Sittlichkeit gepriesen hat, so gründet die Sozialdemokratie eine neue Ära des Glückes und der Tugend auf die gänzliche, unter Umständen gewaltsame Umwälzung der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordung. Und dieser Umsturz würde für die Menschheit eine noch unvergleichlich härtere Geißel sein, als die drückende Kapitalherrschaft jemals gewesen ist oder sein kann.

Jedes Geschlecht hat vom Kulturfortschritte eine Verbesserung der materiellen und moralischen Verhältnisse erwartet und ist mit unerfüllten Hoffnungen ins Grab gesunken. Nach so vielen schmerzlichen Enttäuschungen, von denen die Völkergeschichte zu erzählen weiß, sollten

endlich Philosophen und Politiker, Wirtschafts- und Sittenlehrer zu glauben beginnen, daß trotz möglichst vollkommenen Lebensbedingungen der Ausgleich zwischen Tugend und Glück hienieden ein frommer Wunsch bleiben muß. Und die den Beruf in sich empfinden, sich unserer kranken, zerfahrenen, zum Teil in der Auflösung begriffenen Gesellschaft als Helfer und Retter anzubieten, dürften vor allem ins Auge fassen, daß die schlimmen Übel, mit denen unsere Erziehungs- und Staatskunst so schwer zu ringen hat, Erscheinungen der kranken Gesellschaftswesenheit oder Volksseele sind. Daher können auch die zweckmäßigsten sozialpolitischen Reformen, wenn sie nur die Außenseite berühren, das Übel nicht in der Wurzel treffen. Die Möglichkeit, ein bißchen mehr Geld, Bildung und Freiheit zu erlangen, söhnt die Menschen mit dem Leben nicht aus, erhöht nicht den Lebenswert und hält den Lebensüberdruß nicht fern. Christus war weder Staatsmann noch Nationalökonom, sondern er hat durch sein Wort und Beispiel, durch seinen Geist und seine Gnade das Antlitz der Erde erneuert. Er hat die Welt moralisch und materiell dadurch verbessert, daß er die einzelnen Menschen gebessert, ihren Geist genährt, ihr Herz getröstet, ihren Willen gestärkt und ihren Charakter veredelt hat. Die moderne Gesellschaft kann nur durch eine aufrichtige Rückkehr zum lebendigen Glauben an Gott und an das ewige Leben gerettet werden. Die Religion muß nicht bloß gelehrt, sondern auch geliebt und geübt werden. Die Mahnungen der Geschichte würden wirksamer sein, wenn die Menschen infolge eitler Selbsttäuschung nicht immer wieder von vorn anfangen wollten, zu lernen und in der Schule des eigenen Lebens durch bittere Erfahrungen klüger zu werden.

Am allerwenigsten aber sind Sittenlehrer zu begreifen, die den Widerstreit zwischen Tugend und Glück durch

Vertröstungen auf die Früchte eines religionsfeindlichen Kulturfortschrittes besänftigen zu können wähnen. Solche Heilkünstler reichen statt des Brotes einen Stein, und die Menschheit würde Ach und Wehe schreien müssen, wenn dieser vermessentlich ausgestellte Wechsel auf eine glaubenslose Zukunft wirklich eingelöst werden sollte. Herbert Spencer, W. H. Rolph, B. Carneri, Alfr. Barratt und andere Sittenprediger der entwicklungsgeschichtlichen Schule belehren uns, daß die Verpflichtung zur Tugend sich in eine Nötigung zur Glückseligkeit verwandle und der „Kampf ums Dasein“ sich zu einem Kampfe um die Sittlichkeit gestalte. Das angebliche „Naturgesetz“ aber, auf dem diese neue Weisheit fußt, fordert, wie wir hörten, erbarmungslos einen Vernichtungskampf, da es nur zwei Möglichkeiten gestattet: entweder das tiefste Elend aller, oder ein Wohlleben weniger. Die Natur, die einerseits einem jeden den unzerstörbaren Selbsterhaltungstrieb einpflanzt und anderseits den Gehorsam gegen jenes grausame „Gesetz“ befiehlt und erzwingt, erscheint im schroffsten Widerspruche mit sich selber. Nichtsdestoweniger spricht Carneri das große Wort aus: „Die Natur ist mit sich selbst versöhnt.“ Die lächelnde Selbstverleugnung, im Angesichte des Todes sagen zu können: „ich habe gelebt“, paßt wohl zum Finale der geistleugnenden Kulturbewegung, reizt aber die „Enterbten“ nur zu neuer Erbitterung und verschärft die Lebensmüdigkeit der Genußmenschen, ist Lebensweisheit für Kandidaten des Wahnsinnes und des Selbstmordes. Die Gelassenheit unseres Sittenlehrers ist die würdige Ergänzung der wissenschaftlichen Sattheit Emil du Bois-Reymonds:[59] „Der unverrückbaren Grenzen kundig, die dem menschlichen Verstande nun einmal gesteckt sind, verlangt er nicht darüber hinaus. Schwindelfrei auf dieser Höhe des Pyrrhonismus verschmäht er es, die Leere, die um ihn gähnt, mit Gebilden

seiner Phatasie auszufüllen, und blickt furchtlos in das erbarmungslose Getriebe der entgötterten Natur."

Der Beweis, der aus dem diesseitigen Mißverhältnisse von Tugend und Glück auf einen jenseitigen Ausgleich schließt, ward und wird mit Vorliebe von den Gegnern angefochten. Am schroffsten ist es geschehen von D. F. Strauß,[60] der den Unsterblichkeitsglauben als den letzten Feind betrachtet, den die zerstörende Kritik zu überwinden habe. Seine Hauptwaffe entlehnt er der stoischen, schon von Spinoza, Bayle, Kant, Hegel u. a. angenommenen Tugendlehre, nach der die Tugend ganz allein um ihrer selbst und um der Seligkeit willen, die von Natur mit ihr verbunden sei, geübt werden müsse; noch eine anderweitige Belohnung zu erwarten, sei schon ein Zeichen von Unsittlichkeit. Denn „was ist Unsittlichkeit anders, als daß eben die Tugend und die Glückseligkeit in einem Menschen noch zweierlei sind? Wer die Behauptung noch in den Mund nehmen mag, daß eine künftige Ausgleichung notwendig sei, der zeigt nur, daß er das Äußere vom Inneren, den Schein vom Wesen noch nicht unterschieden hat; der ist geistig unreif und unwürdig und hat kein Recht, über eine Frage wie die hier verhandelte mitzusprechen. Ebenso, wer für sich selbst noch der Aussicht auf künftige Vergeltung als einer Triebfeder bedarf, der steht noch im Vorhofe der Sittlichkeit." Ed. v. Hartmann begleitet den Fistelton der stoischen Ethik mit dem Trauerbaß der „opfermutigen Hingabe an den Weltprozeß", d. i. an die allgemeine Selbstvernichtung, in der das unbewußte Absolute seine Erlösung sucht; „die Sittlichkeit ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges". Philosophierende Spaziergänger in großer Zahl sprechen, jeder in seiner Weise, nach, der Verzicht auf die persönliche Fortdauer sei ein Hauptgebot der Sittlichkeit.

Unsere überspannten Sittenlehrer, die, vom Stoizismus und Jansenismus angekränkelt, nur die aus „reiner", „selbstloser", von der eigenen Seligkeit gänzlich und unbedingt absehender Gottesliebe geübte Tugend als eigentliche, echte oder vollkommene Sittlichkeit wollen gelten lassen, tun gut daran, die Sittenprediger sich etwas näher anzusehen, unter deren Führung sie in das Allerheiligste der Sittlichkeit einzutreten wähnen, um beim Verzichte auf die persönliche Fortdauer anzulangen. Denn, so lehrte Spinoza,[61] das Unsterblichkeitsverlangen ist der Abfall vom Sittlichkeitsideal, von der vollkommenen Gottesliebe, da man Gott lieben muß, ohne Gegenliebe von ihm zu erwarten, geschweige zu fordern.

Werde ich aber dadurch selbstsüchtig, daß ich ewig leben will, so bin ich schon selbstsüchtig, wenn ich nur hienieden leben will. Und ist der allgemeine Lebenswille Selbstsucht, so ist das Leben aller ein Akt der Selbstsucht, und diese Sucht hat aufgehört, ein Laster zu bezeichnen. Ist anderseits der Verzicht auf das ewige Leben Selbstverleugnung, so ist der Verzicht auf alles Leben, der überlegte Selbstmord, die höchste Selbstverleugnung. Es sollte nicht unbekannt sein, daß die Einseitigkeit des stoischen Grundgedankens, die Auffassung der Tugend nämlich, als vollendeter Gleichgültigkeit oder Selbstherrlichkeit des Willens gegenüber der Außenwelt, gegenüber allen äußeren Mißerfolgen und Mißgeschicken schon an dessen Urhebern sich gerächt hat. Die Glückseligkeit, die aus jener schauspielerischen Tugendhaftigkeit floß, war nicht stark genug, unter der Wucht herber Leiden die Selbstmordgedanken abzuwehren. Die Erlaubtheit des Selbstmordes war ein Glaubenssatz der Stoa. Der Stoiker hatte leicht prahlen mit einer Schmerzlosigkeit, die er sich äußerstenfalls durch einen Salto mortale bequem erkaufen konnte, und es ist bekannt, wie häufig von dieser Praxis in weniger

kritischen Lagen, als Catos Bedrängnisse waren, Gebrauch gemacht worden. Die stoischen Tugendhelden waren stolz auf einen Sieg über die Leiden, der durch die Flucht vor ihnen erkauft wird; sie preisen als Seelengröße, was, näher besehen, nur Geistesschwäche ist. Durch eine eindringliche Belehrung darüber, daß der freigewählte Tod nichts anderes als ein Anzeichen und ein Werk geistiger Torheit und sittlicher Ohnmacht ist, weiß der Theseus des Euripides den schwermütigen Herakles von seinen Selbstmordgedanken zu heilen.

Das Gebot: tue das Gute um des Guten willen, erfülle die Pflicht lediglich um der Pflicht willen, liebe und übe die Tugend einzig und allein um der Tugend willen! klingt sehr erhaben und ist in der Tat so erhaben, daß es in der Luft schwebt, da es auf unwahren Voraussetzungen beruht und des Menschen Streben von dessen Wesen trennt. Jede Tugendlehre muß dem Grundtriebe der menschlichen Natur und dem Grundgesetze ihrer Tätigkeit gerecht werden. Das Endziel aller Bestrebungen und Mühen aber ist vollkommene Glückseligkeit. Auch die hochherzigste Gesinnung, das uneigennützigste Handeln und die reinste Tugend stehen unvermerkt unter den Antrieben der Selbstliebe, die nach Glückseligkeit späht. Wir würden nicht einmal Gott wahrhaft lieben können, wenn er nur an sich, nicht auch für uns das höchste Gut wäre. Unser Gemüt ist nun einmal so eingerichtet, daß es nur das zu lieben vermag, was zu unserem Sein und Wohlsein in Beziehung steht, unserem unaustilgbaren Glückseligkeitsdrange eine Befriedigung gewährt oder verheißt. Es ist leicht, auf dem Papiere jegliche Erwartung oder Beanspruchung eines jenseitigen Lohnes als niedrigen und unwürdigen Antrieb und Sittlichkeit zu verschmähen und dementsprechend die christliche Glückseligkeitshoffnung und Glückseligkeitslehre als egoistisch und unphilosophisch zu verachten; im Leben aber rächt sich der Verstoß gegen

ein psychologisches Grundgesetz. Auch der „unabhängigen Moral“, die so stolz auf eigenen Füßen stehen will, ist diese Züchtigung nicht erspart geblieben. Sie hat am lautesten nach dem Polizeistocke gerufen, um dem „kategorischen Imperativ“ der selbstherrlichen Vernunft den notwendigen Nachdruck zu verleihen und die „selbstlose“ Sittlichkeit einzubleuen.

Das Leben schreitet über philosophische und asketische Utopien rücksichtslos zur Tagesordnung. Während die Prediger der gerügten Richtung in Träumen von ätherischer Sittlichkeit schwärmten, verkündeten Neuepikureer eine sittliche Lustlehre und eine lustige Sittenlehre. Lebensförderung und Lebensfreude sei die höchste Bestimmung, der Erwerb und Gebrauch der Lebensgüter die einzige natur- und pflichtmäßige Beschäftigung eines jeden. Das Eigentumsrecht sei nichts anderes als das Recht zu genießen, da das Eigentum den Genuß ermögliche und sichere. Ein jeder sei naturrechtlich, vermöge seiner persönlichen Freiheit, befugt, möglichst viel Eigentum zu erwerben, um sich die größtmögliche Summe von Genußgütern zu verschaffen. Der Endzweck aller staatsbürgerlichen Gesetze, die das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben regeln, sei der Schutz der persönlichen Freiheit im Erwerbs- und Genußleben. Das »Laissez faire, laissez passer!« ist eine unheilvolle, aber unvermeidliche Folgerung aus diesen Grundsätzen. Diejenigen, die ihnen zum Hohne der „uneigennützigen“ Moral huldigten, führten mit Vorliebe die Worte Sittlichkeit und Tugend im Munde, aber sie fälschten deren Bedeutung und verstanden darunter nichts anderes als die Gesetze des Genußlebens. Tonangebende Wirtschaftslehrer des letzten Jahrhunderts haben die schrankenlose, herzlose Selbstsucht unter der weniger abstoßenden Bezeichnung „wohlverstandenes Selbstinteresse und persönliche Freiheit“ als wissenschaftliches Axiom gelehrt, und das Wirtschaftsleben

gestaltete sich getreu nach den Gesetzen der Selbstsucht und Sinnenlust: der nackte, nach Gewinn und Genuß spähende Egoismus wird die Triebfeder des ganzen Getriebes.

Wird das Feldgeschrei: „Zurück zur selbstlosen Moral!“ die Menschheit zur Pflicht der Entsagung und der Nächstenliebe zurückrufen, die Gesellschaftsglieder wieder zu einem Gesellschaftskörper verbinden, die einander auf Leben und Tod bekämpfenden Massen versöhnen? Wir fürchten, daß sie nur taube Ohren für dieses Losungswort hat. Es ist ein Ärgernis, daß Männer, die sich für berechtigt halten, die Unsterblichkeitshoffnung im Namen der Wissenschaft als eine unnütze und unsittliche Gesinnung zu verhöhnen und dem Volke seinen Glauben an alles Ideale zu rauben, mit heuchlerisch-frommer Miene in die Kutte kriechen und „reine“ Sittlichkeit predigen.

Jedenfalls stehen im stoischen Systeme Sittlichkeit und Seligkeit nicht im Einklange miteinander. Wenn aber auch ein leidlicher Ausgleich zwischen beiden nachgewiesen werden könnte, so wäre dieses Ergebnis doch nur unter der Bedingung von Wert, daß die stoischen Begriffe von Tugend und Glück mit der wahren Idee beider sich decken. Das aber ist keineswegs der Fall. Denn jener verdient doch unmöglich den Namen eines Tugendhaften, der sich in stolzer Selbstgenügsamkeit in sein liebes, wenn auch noch so leeres Ich zurückzieht und alles außer sich und um sich entweder gänzlich übersieht oder verächtlich ansieht, der auf unnahbarer Wolkenhöhe über die ganze Welt zu Gerichte sitzt, allerdings unempfindlich gegen fremde Beleidigungen, aber auch herzlos gegenüber fremden Leiden, der für seine Mitwelt keinen anderen Gruß hat als das »Odi profanum vulgus et arceo« und in dieser hochmütigen Welt- und Menschenverachtung die höchste Tugend und Seligkeit sucht. Es liegt auf der Hand, daß mit einer solchen Hoheit des

unaussprechlich wertvollen Ich die größte sittliche Hohlheit und Armut sehr wohl zusammenbestehen kann, daß damit tatsächlich eine viel „unsittlichere“ Selbstsucht verbunden ist, als jener hartgescholtene „Egoismus“ ist, der sich an der Erwartung eines jenseitigen Lohnes erfreut.

Der wahrhaft Tugendhafte sucht den Begriff der sittlichen Gutheit durch vollkommene Unterwerfung des eigenen Willens unter den göttlichen Willen zu verwirklichen. Es ist ihm aber nicht genug, sein eigenes inneres und äußeres Leben mit den Geboten Gottes in Einklang zu bringen, sondern er wünscht sehnlichst, daß das Gute überall und von allen geschehe. Er betrachtet die Menschheit nicht als eine Menge von Einzelwesen, die nur äußerlich zusammenleben, sondern als einen lebendigen, innerlich geeinten Organismus, der als Ganzes von der Idee der Tugend durchdrungen und nach dem Ideal der Tugend gestaltet sein soll. Der Christ erblickt die Vollendung des sittlichen Gesetzes in der Liebe zu Gott und zum Mitmenschen, daher seine Bestimmung nicht bloß in der Rettung seiner eigenen Seele und Seligkeit, sondern auch in der Arbeit am Heile des Nächsten, und fühlt sich bereit, nach dem Beispiele desjenigen, den der himmlische Vater ihm zum Bruder gegeben, sein Leben einzusetzen für seine Brüder. Diese Liebe enthüllt das Geheimnis eines Opfermutes, der allzeit der Ruhm des Christentums sein wird. Der stoische Tugendheld sucht den Tod, um sein selbstherrliches Ich von der Erdennot zu erlösen, der tugendhafte Christ harrt aus in den Leiden und sucht sie auf, um für seine Mitmenschen zu leben. Er darf und kann nicht in spröder Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit sich in sich selbst zurückziehen, unbekümmert darum, ob die Welt im argen liege und zugrunde gehe, wenn nur sein teures Ich in Sicherheit gebracht. Je inniger er sich an den göttlichen

Willen hingegeben hat und eins mit ihm geworden ist, desto peinlicher empfindet er den Widerstreit zwischen der Welt, die sein sollte, und der Welt, die wirklich ist. Und darum wird gerade der Tugendhafte trotz dem beglückenden Bewußtsein, mit dem treue Pflichterfüllung ihm lohnt, am härtesten von dem Gegensatze zwischen seinem besten Willen und den verkehrten Zeitrichtungen betroffen. Je redlicher und eifriger er für das Gute kämpft, desto mehr hat er unter dem Widerspruche und Widerstande des Bösen zu leiden. Bedürfte diese Behauptung noch einer erfahrungsgemäßen Bestätigung, so genügt der Hinblick auf die ernste, tief elegische Grundstimmung jener Tugendhelden, die es nicht bloß mit dem Munde, sondern auch durch die Tat gewesen sind. Was sie aufrecht hielt, war der Glaube an die unbesiegbare Macht des Guten, die Hoffnung auf dessen endlichen Sieg und die feste Zuversicht, daß einem redlichen Kämpfer die Krone nicht entgehen kann.

Wie aber steht es um die Wahrheit jenes Glaubens und dieser Hoffnung und Zuversicht unter der Voraussetzung einer bloß diesseitigen, wenn auch endlosen, im Fortschritte des Weltprozesses sich vollziehenden Entwicklung? Das Gute gelangt hienieden nirgend zum vollen Siege oder zur verdienten Anerkennung. Auf die Wortlosigkeit eines endlosen Fortschrittes, der, als diesseitiger gedacht, erst recht vom Endziele immer gleich weit, nämlich unendlich weit entfernt bleibt, wurde schon oben hingewiesen. Nur insofern, behaupten die Gegner, wird der einzelne sittlich und glücklich, als er für die werdende Weltharmonie tätig und dieser Tätigkeit sich bewußt ist. Wie wenige aber tragen in nennenswertem Maße zu dieser Harmonie bei! und wie wenige von diesen wenigen kommen inmitten der täglichen Plackereien und Quälereien des Erdenlebens zum vollen Genusse ihrer harmonisierenden Arbeit! Die das

größte Kapital eingeschossen, empfangen manchmal die geringsten Zinsen.

Was aber den Wert alles für die Weltharmonie gemachten Aufwandes an Kraft und Mühe vollständig in Frage stellt, ist der Umstand, daß eingestandenermaßen positive Glückseligkeit ja in keinem Stadium des Weltprozesses erreicht wird, sondern jederzeit ihr Gegenteil: Elend und Unseligkeit. Und da mit der zunehmenden Harmonie gleichmäßig die Zahl der Illusionen wächst, so wird das Bewußtsein immer reicher an bitteren Enttäuschungen, mithin das Mißverhältnis zwischen Tugend und Lohn immer schroffer und schmerzlicher. Überdies hat der Mensch nicht bloß Zweck und Bedeutung als Gattungswesen, als Teil des Weltganzen. Weil er im bewußten Denken und freien Wollen sich in seiner Besonderheit erfaßt und bejaht, ist er nicht bloß ein Glied des Ganzen, sondern auch für sich selbst ein Ganzes. Ihm zumuten, daß er von dem Rechte seiner Persönlichkeit absehe und abstehe, sein eigenes Sein und Selbst aufgebe, heißt, ihm den Selbstmord als höchstes Ziel anpreisen. Solange er aber an sich selbst, als an ein persönliches Einzelwesen, glaubt, darf er sich auch von seiner besonderen Bestimmung, an sich selbst die Idee des Guten zu verwirklichen und an anderen verwirklichen zu helfen, nicht lossagen. Ist aber ein Kampf für die Tugend, der mit bewußter Hoffnungslosigkeit begonnen und geführt wird, nicht geradezu zwecklos und sinnlos? Ist das Gefühl, an der ewig werdenden, also nie wirklichen Weltharmonie mitarbeiten zu dürfen, der einzige Lohn für eine lebenslängliche Arbeit, die einzige Entschädigung für die anhaltenden Mühen und Entbehrungen, dann lohnt es sich kaum, noch einen Finger zu rühren.

Dieser Einsicht können sich auch diejenigen nicht gänzlich verschließen, welche die Erwartung einer persönlichen Fort-

dauer als krankhafte Selbstsucht schelten. „Bei den meisten Menschen," gesteht A. Spir,[62] „ist gerade der Unsterblichkeitsglaube die Stütze und das Vehikel alles höheren Strebens. Ohne diesen glauben sie unter die Herrschaft der sinnlichen Gelüste und der Naturtriebe unrettbar versinken zu müssen. Daher erscheint ihnen die Zumutung, gerade im Namen des höheren Strebens und Bewußtseins auf den Unsterblichkeitsglauben zu verzichten, fast wie eine Ungeheuerlichkeit." Über diese Ungeheuerlichkeit weiß der genannte Denker sich durch die Entdeckung hinwegzuhelfen, daß „wir keine wirklichen Substanzen sind, kein wahres Selbst, keinen uns wahrhaft eigenen Inhalt besitzen", daß „unsere Individualität innerlich leer, ohne eigenen Inhalt und durch Täuschung bedingt ist". Man tut einer „innerlich leeren Individualität" nicht unrecht, wenn man auch ihre Worte unsagbar leer findet.

„Die Freude am Dasein scheint uns, wenn wir den Gesamteindruck unserer Ausstellungen überschlagen, beinahe abhanden gekommen zu sein. Es ist, als lastete etwas auf der Menschheit." So schrieb Hermann Grimm aus Anlaß des zweihundertjährigen Bestehens der Berliner Akademie der Künste (1896). Nachdrucksvoll einstimmend in diese Klage des Kunstforschers, hat Albert Eulenburg, Professor der Nervenheilkunde an der Berliner Hochschule, im Hörsaale der Berliner Gewerbe-Ausstellung dem heutigen Geschlechte ein Spiegelbild vorgehalten, das niemand erfreuen kann. „Eine Menschengeneration, die bei unendlich gesteigerter Empfänglichkeit und Aufnahmefähigkeit doch ihres Daseins, ihres Besitzes, ihrer Gaben, ihres Schaffens selbst nicht froh zu werden vermag, ohne Glauben an sich und an die Zukunft, ohne rechtes Vertrauen auch in die von flachen Köpfen immer noch als höchstes Leitziel verkündete natürliche Entwicklung. Eine Menschheit, der vor

ihrer eigenen Gottähnlichkeit bange wird; der Katzenjammer der so frohlockend aufgenommenen mechanischen Weltanschauung, die Spätfrucht des in allen besseren Köpfen allerdings längst überwundenen, aber in den niedrigen Regionen geistigen Philistertums noch sein Dasein fristenden scheinwissenschaftlichen Materialismus." [63]

„Das große Sphinxrätsel," so schloß Johannes Scherr [64] seine letzte Vorlesung, „warum der Mensch, und wozu die Weltgeschichte? wird nie gelöst werden. Auch dann nicht, wenn mit dem Aufhören der Lebensfähigkeit des Erdballes das Aufhören der Menschheit von selbst gegeben sein wird. Wir müssen das eben mit Resignation hinnehmen und die uns auferlegte Arbeit tun, wie sie unsere Vorfahren tun mußten und unsere Nachfahren werden tun müssen. Und das wäre das Resultat, das der Trost, welchen die Kulturgeschichte zu gewinnen und zu spenden vermag? Ich weiß kein anderes Resultat und keinen anderen Trost." Ein vernichtendes Urteil über diese trostlose Weltanschauung hat Scherr [65] selbst gefällt, da er sich also über den Materialismus ausläßt: „Diese Lehre pflanzt, ohne es zu wollen, eine niederträchtige Resignation dem Menschen ein und müßte, wenn herrschend geworden und befolgt, schließlich eine vollständige physische und moralische Versumpfung der Menschheit herbeiführen. Denn wer wollte und sollte sich noch irgendwie mühen, wer wollte streben und ringen, wenn die Geschicke der Menschheit mit der eintönigen, mechanischen Regelmäßigkeit und unerbittlichen Stetigkeit des Auf- und Niedergehens der Gestirne sich erfüllten?" Ähnliches schrieb der belgische Freidenker, Professor Emil de Laveleye, nicht lange vor seinem Tode in »The Contemporany Review«: „Ist der Mensch nichts anderes als eigentümlich zusammengesetzte Materie: wie kann eine solche Masse von Kohlen-, Stick- und Sauerstoffatomen

Pflichten zu erfüllen haben? Welche Pflichten hat denn der Löwe, die Molluske, die Seepflanze, der fallende Stein oder der Sturmwind zu erfüllen? Der Materialismus wird nie imstande sein, den Sittengesetzen eine Grundlage zu geben. Ich kann mir Sittlichkeit denken ohne eine der besonderen Formen der Gottesverehrung, nicht aber ohne allen Glauben an Gott und an die Unsterblichkeit der Seele. Halte ich nicht fest an diesen beiden Wahrheiten, so gibt es nichts mehr, das mich vernünftigerweise hindern könnte, meine Lust und meinen Nutzen zu suchen auch auf Kosten meiner Mitmenschen."

Wo das Unsterblichkeitsbewußtsein schläft, da ist der Trieb nach dem Erwerbe idealer Güter beständig gelähmt. „Umgekehrt," so schreibt C. du Prel,[66] „muß uns der Unsterblichkeitsglaube in hohem Maße antreiben, dieses Leben nicht zum einseitigen Vorteile unserer irdischen Erscheinungsform auszunützen, sondern zum Nutzen des transzendenten Subjektes. In dieser Hinsicht ist das Wort Goethes, daß kein tüchtiger Mann je an seiner Unsterblichkeit gezweifelt habe, ganz zutreffend; denn diese Tüchtigkeit können wir nicht erreichen, wenn wir unser Wesen zu niedrig und nur auf eine kurze Zeitspanne berechnet ansetzen." Der Darwinianer Gustav Jäger[67] hat den Wert des Unsterblichkeitsglaubens für die persönliche Vervollkommnung wie für den Bestand der Gesellschaft mit mehr Eifer als Folgerichtigkeit verteidigt. Er weiß kein wirksameres Mittel zu dem einen wie zu dem anderen Zwecke als die christliche Jenseitslehre mit ihrer Forderung, jeder müsse für seine unsterbliche Seele sorgen, daher arbeiten, als solle er ewig leben, und leben, als müsse er heute sterben. Er scheut sich nicht, die materialistische Redensart, man müsse die Tugend um ihrer selbst willen üben, mit dem rechten Namen zu nennen, nämlich als eine „lahme und lächerliche Phrase" zu bezeichnen.

III.

Die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens.

„Für die Behandlung der Unsterblichkeitsfrage ist die Übereinstimmung der Menschen, die ein künftiges Leben entweder fürchten oder hoffen, von nicht geringem Gewichte.“
(Seneca.)

Die Seele wird fortleben: so lautet endlich das Zeugnis der Menschheit zu allen Zeiten und unter allen Zonen.

Die ältesten Kulturvölker: die Inder, Perser, Chinesen, Ägypter, Babylonier und Assyrier, hätten sich des niedrigen Ursprunges wie des elenden Unterganges geschämt, auf den ein Teil des gegenwärtigen Geschlechts so stolz ist. Jene Völker gründeten ihre Geschlechtsregister auf einen göttlichen Adelsbrief, und ihre religiösen Überlieferungen verkünden übereinstimmend den Glauben an die ewige Fortdauer der Seele und an eine jenseitige Seligkeit. „Man hat oft behauptet, daß der Totendienst in Indien nur wenig vertreten ist. Nichts ist irrtümlicher. Auch in Indien wie fast überall haben die Gefühle und Gedanken, welche die Trennung von denen, die wir mit ganzer Seele geliebt, in uns wachruft, den mächtigsten Einfluß auf die Bildung religiöser Ideen geübt: ja, man kann nachweisen, daß der Glaube der Inder seine früheste Nahrung aus

jenen Hoffnungen eines künftigen Lebens und Wiedersehens zog, die in den Augen der Väter unseres Geschlechtes ihre Wahrheit durch ihre Unwiderstehlichkeit zu bezeugen schienen."[1] „Für diesen Glauben," schreibt Cicero,[2] „spricht das ganze Altertum, das, je näher es dem Ursprunge und der göttlichen Abstammung war, desto besser vielleicht die Wahrheit schaute." Die Inschriften der Grabkammern legen hiervon beredtes Zeugnis ab. Sie sagen uns, daß die alten Ägypter sich das Jenseits als das Land der „seligen Inseln" dachten, die der Tote nach der Fahrt über große Seen erreiche. Vor dem Throne des Osiris findet das Gericht statt, und wenn der Verstorbene beim Wägen nicht zu leicht befunden worden, so gelangt er zu den Seligen, die ihre Augen an den Lichtstrahlen des Sonnengottes Ra weiden dürfen. Hier führt er allerdings ein Leben, das dem irdischen ähnlich ist: er pflügt und erntet, aber in unvergleichlich angenehmeren Verhältnissen und beglückt durch die Nähe Gottes. Der Glaube an die Seelenwanderung ist späteren Ursprunges. Ciceros Ausspruch scheint der Annahme günstig zu sein, die heidnische Unsterblichkeitslehre, die überall als ein wesentlicher Bestandteil der Religion auftritt, sei ein Erbstück der Uroffenbarung. Richtiger jedoch wird das Unsterblichkeitsbewußtsein als ein naturwüchsiges erklärt und auf die anerschaffene Anlage, Gefühls- und Denkweise der vernünftigen Menschennatur zurückgeführt.[3]

Und trotz dem sittlich-religiösen Rückschritte, den die vorchristliche Geschichte zu verzeichnen hat, haben die alten Kulturvölker berühmte Vertreter des Unsterblichkeitsglaubens aufzuweisen. Kongfu-tsè, Lao-tsè, Zarathustra, Sokrates, Plato, Cicero u. a. haben sich zu ihm bekannt. Und durchgehends hatte er noch festere Wurzeln im Herzen des Volkes geschlagen als in den Köpfen der Philosophen.

Erst die Philosophie hat in die homerische Vorstellung von einem besseren Leben in den seligen Gefilden, dem der Rechtschaffene entgegensah, den Zweifel hineingetragen. Es war die aufklärerische Richtung, die sich in Athen und Alexandria Bahn gebrochen hatte und nicht bloß die Schule Epikurs beherrschte, sondern auch die jüngere Stoa nachteilig beeinflußte. „Man konnte ein Stoiker bleiben und doch bestimmt aussprechen, daß mit dem Leibe zugleich die Einzelseele sterbe und vergehe“, schreibt E. Rhode.[4] Die Lebens- und Todesanschauung der Epikureer findet einen kurzen Ausdruck in der Grabschrift. „Dem Lebenden verbleibt der Trank, dem Toten die Grabschrift.“[5] Die Väter und mehrere Scholastiker zählen auch Aristoteles zu den Unsterblichkeitsleugnern. Der Philosoph von Stagira hat jedoch nur die vegetative und sensitive Seele für materiell und zerstörbar erklärt, nicht aber die intellektive Seele. Für sie nimmt er in seinen Büchern über die Seele das Fortleben in Anspruch, ohne es indes genügend zu beweisen. Von diesem Glauben legen ferner Zeugnis ab die Kelten, die Slawen und besonders unsere heidnischen Vorfahren, die Germanen. Der letzteren Himmelreich hatte verschiedene Wohnungen: Gimil, Brimir, Sindri. Die Helden oder Einherier haben Zutritt zu Walhall, wo der Gott Odin mit dem süßen Met der Ziege Heidrun und mit dem leckeren Fleische des Ebers Sährimnir sie bewirtet. Endlich haben auch die Völker der niedrigsten Kulturstufe die Unsterblichkeitshoffnung als erquickende Wegzehrung auf der irdischen Pilgerreise sich gerettet. Selbst die Höhlenbewohner der Vorzeit haben Denkmäler eines Totenkultus hinterlassen, der jedenfalls vom Gedanken an ein jenseitiges Fortleben beeinflußt war. „Die megalithischen Bauten der jüngeren, neolithischen, Steinzeit, zweifellos in ihrer Mehrzahl Grabdenkmäler von Häuptlingen

und Vornehmen, sind unbestritten die großartigsten Zeugen aus jener uralten Kulturperiode Europas. Sie bedurften zu ihrer Errichtung des planmäßigen Zusammenarbeitens einer größeren Anzahl von Menschen, denen die Ehrung der Verstorbenen Gefühlsbedürfnis oder heilige Pflicht war."[6]

Die „Starkgeister" des 18. Jahrhunderts haben Agenten ausgeschickt, ein Volk ohne Gottesfurcht und Unsterblichkeitshoffnung zu suchen. Vergebens. Auch die geistig ärmsten, sittlich verwildertsten Stämme hatten wenigstens ihre Fetische, zu denen sie riefen: ihr seid unsere Götter oder: in euch wohnen die Seelen unserer Ahnen. „Keine Nation verscharrt die Ihren, wie man ein Tier verscharrt; jeder Wilde geht sterbend ins Reich der Väter, ins Reich der Seelen. Religiöse Tradition hierüber und das innige Gefühl eines Daseins, das eigentlich von keiner Vernichtung weiß, geht also vor der entwickelnden Vernunft voraus. . . . Und so ist der allgemeine Menschenglaube an die Fortdauer unseres Daseins die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Menschheit."[7]

Da der Unsterblichkeitsglaube unter den Anhängern der heutzutage bevorzugten und vorherrschenden empirisch-induktiven Forschungsmethode seine gelehrtesten, heftigsten und lautesten Gegner hat, so ist der geschichtlich-völkerkundliche Beweis besonders zeitgemäß und von hervorragender Bedeutung. Nicht minder wichtig aber und für manche vielleicht interessanter als die bereits öfters und ausführlich dargelegten Unsterblichkeitsideen der heidnischen Kulturvölker[8] sind die Jenseitshoffnungen der Naturvölker. Die Natur der Sache gebietet, daß wir bei der Mitteilung der einschlägigen Zeugnisse diejenigen Völker zu einem längeren Worte kommen lassen, denen bisheran oder bis vor kurzem jede Ahnung eines Fortlebens nach dem Tode abgesprochen ward. Und der Beweiskraft ihrer

Stimme muß die moderne Vorliebe für das empirische Beweisverfahren zugute kommen.

Obwohl die buntfarbigen Bilder des Unsterblichkeitsglaubens, entsprechend dem Geistes- und Gemütsleben, das sie erzeugt, ein vorherrschend derb sinnliches Gepräge tragen, so fehlen ihnen doch auch wohltuende Züge nicht gänzlich. Zu ungezählten Malen ist gesagt worden: „In seinen Göttern malt sich der Mensch."

„Wie einer ist, so ist sein Gott.
Darum ward Gott so oft zum Spott."[9]

Mit demselben Rechte ist zu sagen, daß der Mensch sich in seinen Jenseitshoffnungen male. Man darf die Ansprüche an den Unsterblichkeitsglauben wie an die Gottesidee eines Volkes nicht ohne Rücksicht auf dessen gesamten Kulturzustand bemessen. Vom Naturmenschen die natürliche Religion in ungetrübter Reinheit verlangen, heißt fast Übernatürliches von ihm fordern, und von ihm erwarten, was nicht ein einziges der altheidnischen Kulturvölker trotz allem Fortschritte in der äußeren Gesittung wie in der geistigen und künstlerischen Bildung errungen hat. Die Sinnlichkeit der heidnischen Vorstellung vom Jenseits ist auch in der Unsterblichkeitslehre der hochgebildeten Griechen nicht überwunden, sondern nur verfeinert. Wo nun vorwiegend sinnliche Bilder den Geist beschäftigen und beherrschen und der auf die Befriedigung der niedrigen Bedürfnisse und Wünsche gerichtete Lebenswille den Hauptinhalt des Strebens und Schaffens ausmacht, da tragen naturgemäß auch die Gemälde von der anderen Welt ein derb realistisches Kolorit. Ein gesunder Kern aber ist auch in solch rauher Schale zu finden, und in der Unsumme kindischer und abgeschmackter Vorstellungen, die den Unsterblichkeitsglauben der Naturvölker umhüllen, ist der wahre Gedanke noch deutlich genug erkennbar. Der glückliche Besitz der christlichen Unsterblich-

keitshoffnung stumpft den Blick für eine gerechte und billige Beurteilung unwürdiger Wünsche und Erwartungen nicht ab, sondern erhebt ihn auf jene Höhe, auf der allein eine ebenso gründliche als unbefangene und liebevolle Prüfung möglich ist. Daher kann der Christ auch am Hoffen und Sehnen des armen Naturmenschen sich erbauen.

Auf der untersten Stufe der Menschheit stehen nach dem Urteile hervorragender Völkerkundiger die Australier, und unter ihnen am allertiefsten die Westaustralier. Die Behauptung Sir John Lubbocks, daß unter ihnen keinerlei Spur eines Glaubens an Gott und die Seelenfortdauer vorhanden sei, ist durch Mitteilungen der zuverlässigsten Reisenden und Missionare längst widerlegt worden.[10]

Msgr. Salvado, der Begründer der Benediktinermission Neu-Nursia in der Schwanenfluß-Kolonie, Oldfield u. a. haben diesen Glauben auch unter den Eingeborenen des Westens vorgefunden. Die abgeschiedene Seele sitzt singend und klagend auf einem Baume und läßt sich durch den Lockruf eines Lebenden bewegen, in dessen Mund einzukehren. Die Mutter glaubt in den Klagetönen eines Nachtvogels die Seele ihres verstorbenen Kindes zu vernehmen; sie eilt hinaus und lockt sie mit den zärtlichsten Einladungen in ihren Mund. Mehrere Stämme hegen geläutertere und mit dem Vergeltungsgedanken bereicherte Anschauungen. Nur gute Menschen gelangen in den Himmel („Kadidscha"), an einen Ort von entzückendem Klima und paradiesischer Schönheit; hier herrscht nur Friede und Freude; Wild gibt es im Überflusse: und die bösen Geister haben keine Gewalt. Wer kein würdiges Begräbnis erhält, muß in alle Ewigkeit als Spukgeist auf der Erde umherirren. Einige Stämme halten die Milchstraße für eine Abspiegelung des Darlingstromes, an dessen Ufern die verklärten Menschen Fischfang treiben. In den Magelhâesschen Wolken

aber glauben sie zwei alte Zauberinnen zu erblicken, die wegen ihrer Verbrechen an den Himmel geheftet wurden. Die Stämme an den Mc Donnel-Bergen meinen, zwei bartlose Jünglinge hätten das Wasser von dem im Norden gelegenen Paradiese („Laia") fernzuhalten. Nach der Vorstellung der Wellington-Australier wohnen die weißen Engel („Balumbal"), unter denen wohl die Seelen der Abgeschiedenen zu verstehen sind, auf südwestlichen Bergen und erfreuen sich an Honig. Die Narrinyeri am Murrayflusse hoffen, daß Norrundere oder Martummere, der die Menschen erschaffen und sie die Jagd gelehrt, von den Wyierrewarre-Sternen aus den Sterbenden ein Seil zuwirft, um sie zu sich zu ziehen. Die Wailwun glauben, daß die Guten oder Murruba-murri zu Baiame in den Himmel, die Bösen aber oder Kugil-murri (Lügner) zugrunde gehen. Den Glauben an die Seelenfortdauer bezeugt auch die verbreitete Annahme einer Seelenwanderung, die ihren kurzen Ausdruck in den Worten findet: „Stirb als Schwarzer, steh als Weißer wieder auf." Ein Eingeborener von Port Lincoln, der zu Adelaide gehängt werden sollte, tröstete sich mit der festen Hoffnung, bald als Weißer wiederzukommen. Manche Kolonisten und entlaufene Sträflinge, wie der „weiße Häuptling" Buckley, haben aus diesem Glauben der australischen Eingeborenen große Vorteile zu ziehen gewußt, da sie sich für zurückgekehrte, in den Lichtregionen des Himmels gebleichte Angehörige des schwarzen Mannes ausgaben. In Westaustralien werden Europäer und Gespenster durch dasselbe Wort „Djanga" bezeichnet. Die Australier rechnen auf den hilfreichen Beistand der Abgeschiedenen, denen sie es zuschreiben, wenn an der Südküste ein Walfisch strandet. Die Seele des ersten Menschen, den jemand erschlägt, wird Schutzgeist des Mörders und nimmt Wohnung in ihm.

Jedoch rekrutiert sich auch das Heer der Plage- und Quälgeister („Igua, Mani") aus den Seelen der Abgestorbenen, die nachts auf den Gräbern erscheinen und den Magiern die schlimmen Zaubermittel verleihen. Man vermeidet es, den Namen eines Toten auszusprechen, aus Furcht, dessen Geist herbeizurufen.

Die ausgestorbenen oder vielmehr von den Briten ausgerotteten Tasmanier teilten im allgemeinen die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der rassenverwandten Australier. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß auch sie an ein Fortleben nach dem Tode glaubten.[11] Sie hofften auf die Wiederkehr ihrer verstorbenen Angehörigen und Freunde und vertrauten auf deren wirksames Eingreifen in die Verhältnisse der Hinterbliebenen. Sie pflegten die Kranken neben eine Leiche zu legen in der Erwartung, daß der Tote nachts erscheinen und den Krankheitsteufel austreiben werde. Ein Tasmanier schrieb seine Errettung aus großer Gefahr der schützenden Fürsorge seines verstorbenen Vaters zu. Angesichts dieser und ähnlicher Tatsachen wird man nicht umhin können, der Behauptung A. de Quatrefages'[12] beizupflichten: „Mit den Tasmaniern verhält sich's wie mit anderen rohen Völkern: näher betrachtet, sind sie weder Materialisten, noch Atheisten, wie man anfangs geglaubt hat."

Wie die Gottesidee der Papua oder Melanesier, so ist auch deren Jenseitsvorstellung arm an würdigem Inhalte und sittlichem Gehalte. So roh sie aber immerhin sein mag, sie enthält außer dem Glauben an ein Fortleben der Seele den Gedanken an eine jenseitige Vergeltung, bei der freilich mehr die körperliche als die sittliche Tüchtigkeit in die Wagschale fällt. „Die Eingeborenen von Port Moresby glauben, daß die Seele, sobald sie den Körper verlassen, nach Elema sich begibt, wo sie Tag und

Nacht in endloser Freude mit Essen, Betelkauen und Tanzen verbringt. Die Seelen schlechter Menschen werden nach Poava und Idia, zwei kleinen Inseln bei Boëra, verbannt, wo sie so lange bleiben müssen, bis die Göttin nach ihnen sendet."[13] Manche Stämme Neuguineas glauben an die Seelenwanderung. O. Finsch glaubt, den Bewohnern Neubritanniens (Neupommerns) jede Ahnung von einem Fortleben nach dem Tode absprechen zu müssen. Allein was er selbst über die Begräbnisfeierlichkeiten und Totenopfer erzählt, dient nicht zur Bestätigung seiner Ansicht. Wilfred Powell[14] fand bei Stämmen des Binnenlandes die Sitte, dem Verstorbenen ein Ruder mitzugeben: „der Tote bekommt es mit ins Grab, damit er sich über das Wasser hinweg zum Himmelsgewölbe rudern könne; letzteres liegt den Eingeborenen da, wo ihrer Einbildung nach der Himmel das Meer berührt." Der Duck-Duck, eine in den Zauber des Geheimnisvollen gehüllte Persönlichkeit, weiß, ob der Verstorbene zum Boinoman oder zum Bo-Boinoman, zum guten oder zum bösen Geiste gelangt ist; im ersteren Falle darf die Leiche neben der Hütte begraben werden, im anderen Falle muß sie im Busche verscharrt werden.[15] Nach der Vorstellung der Salomoinsulaner folgt die Seele des Abgeschiedenen der Sonne und steigt ihr nach in den Ozean.[16] Die Bewohner der Neuhebriden verlegen die Unterwelt ebenfalls in den Westen. Am Eingange sitzt ein Keulenschwinger, der die Ankommenden, falls sie sich nicht vorsehen, auf den Kopf schlägt. Die Rechtschaffenen gelangen in das Paradies, wo sie sich an schönen Früchten erfreuen und Tabak rauchen, Geizhälse und Mörder aber werden an einem Orte der Qual aufbewahrt.[17] Ähnlichen Anschauungen huldigen die Eingeborenen Neukaledoniens. Sie halten das Paradies für eine Gegend, wo der Fischfang und die Yamsernte

stets reichlich ausfallen, wo es vollauf zu essen und zu trinken gibt, wo viel gescherzt und getanzt wird, wo die Weiber ewig jung und schön sind, Kinder und Greise zu Jünglingen werden. Die Gottlosen aber kommen an einen Ort, wo sie mit gigantischen Dämonen sich herumbalgen müssen und Geißelhiebe empfangen.[18] Näheres über den Glauben der Belepinsulaner erfuhr der Maristen-Missionar Lambert[19] aus dem Munde eines alten Zauberpriesters auf der Insel Pott. „Die abgeschiedenen Seelen schlagen den Weg nach Tsiabilum, dem Lande des Doibat, ein. Das Los aller, sowohl der Guten als der Schlechten, ist, dort zu verweilen. An das äußerste Ende der Insel Pott hat die Phantasie der Wilden einen bösen Geist versetzt, eine Art Cerberus, den sie Kiemua nennen. Er beherrscht das Land Tsiabumbon. Er ist weder ein Mensch, noch irgend ein menschlicher Geist. Sein Ursprung ist unbekannt. Er thront auf einem Felsen und steht, die Lanze in der Hand, beständig auf der Lauer, um die vorübergehenden Seelen in seine Netze zu verstricken. Sind diese Seelen einmal in das verhängnisvolle Netz hineingeraten, so quält sie Kiemua mit mancherlei Leiden. Hat er aber seine Wut an ihnen gekühlt, so läßt er sie ihren Weg nach Tsiabilum fortsetzen. Tsiabilum ist ein großes Land, das unsere Eingeborenen auf den Meeresgrund im Südosten der Insel Pott versetzen. Seine Schönheit und Fruchtbarkeit übersteigt jeden Ausdruck: Ignamen, Taro, Zuckerrohr reifen dort fortwährend, ohne daß der Mensch eine Hand zu rühren braucht. Es gibt auch wilde Orangenwälder, deren Früchte den glücklichen Bewohnern dieser Orte als Spielzeug dienen. Im Verhältnisse zur Zahl der Seelen, die sich hier vereinigen, erweitert sich dieses Land, und nach der Meinung unserer Insulaner wird es bald ihr Gebiet berühren. Der Dunkelheit ist es nicht gestattet, die

Lieblichkeit dieses Aufenthaltes zu trüben, und niemals unterliegen die Augen den Forderungen des Schlafes. Tsiabilum steht unter einem Oberhaupte; wie Kiemua ist dieses weder ein Mensch, noch ein menschlicher Geist. Sein Name ist Doibat . . . Doibat ruft die Seelen gar nicht zu sich; sie fühlen sich von selbst zu ihm hingezogen. Denn alle Bewohner dieses seligen Landes schwelgen in Wonnen, wie sich unsere Eingeborenen keine höheren denken können. Die früher ankommenden Mitglieder einer Familie harren freudig ihrer Verwandten, die Eltern ihrer Kinder, die Kinder ihrer Eltern, der Gatte seiner Gattin, die Gattin ihres Gatten. Beständig haben sie den Gandie-mawon, einen wohlgefüllten Tragkorb, zur Hand, um den ankommenden Freunden Erquickung zu bieten. Langweile, Traurigkeit, Zwietracht, Krankheit, Altersschwäche sind hier völlig unbekannt. Gegenseitig betrachtet und bewundert man sich. Alle spielen Ball mit Orangen. Die Verschiedenheit des Alters erkennt man nur an den Früchten, die man zwischen den Fingern rollt. Die ersten Ankömmlinge spielen mit trockenen Orangen, die späteren mit reifen und die jüngsten mit grünen. Die Seelen aber bringen nur die Nacht in Tsiabilum zu. Bei Tagesanbruch gehen sie in das Land ihrer Verwandten zurück und bewohnen die Friedhöfe, auf denen sie geehrt werden; bei einbrechender Nacht kehren sie zurück. Nur auf der ersten Reise fürchtet man die Netze des Kiemua." Den Melanesiern also erscheint das Jenseits nicht als ein Land, aus dem es keine Rückkehr gibt. Die Bewohner der Humboldtsbai erblickten in den ersten Europäern gebleichte Vorfahren, aus dem Geisterreiche zurückgekehrt; sie hielten sie für Göttersöhne und weigerten sich daher, Speise von ihnen anzunehmen; wer Götterspeise berührt, muß sterben. Auf den Torresinseln und auf Erromanga (Neuhebriden) werden Geister und zu

Schiff ankommende Fremdlinge durch ein und dasselbe Wort bezeichnet.

Die Erwartung des Papua, daß man in demselben Zustande in der anderen Welt anlange, in dem man die diesseitige verlassen, erzeugt auf mehreren Eilanden den Wunsch, frei von körperlichen Gebrechen hinüberzuscheiden, und den Brauch, der Altersschwäche zwar nicht eigenhändig, aber durch die Hand der Angehörigen zuvorzukommen. Der Weg zur Unterwelt ist lang, mühsam und gefahrvoll. Ein altersschwacher, gebrochener Mann wird nicht ans Ziel kommen, sondern dem ersten Angriff des gewaltigen Hadeswächters kampflos erliegen. Um also nicht der Unsterblichkeit verlustig zu gehen, pflegt derjenige, der den Zenith des Lebens überschritten hat, den Seinigen anzukündigen, daß er zu sterben begehre. Unterläßt er es, so halten sich letztere verpflichtet, die Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen und durch rechtzeitige Abkürzung der „zweiten Kindheit" das ewige Leben sicherzustellen. Es findet eine Familienberatung statt, der Todestag wird festgesetzt und das Grab bereitet. Der Todeskandidat hat nur die Wahl, sich entweder erdrosseln oder lebendig begraben zu lassen. In Aroma, an der Südküste Neuguineas, werden die Alten bereits wie Tote behandelt. Matina sah, wie ein Enkel seine Großmutter ungeachtet ihrer Tränen und ihres schwachen Widerstandes ins Grab setzte. „Sie ist schon so gut wie tot," bemerkte er entschuldigend. Darauf warf er das Grab mit Erde zu, trat diese fest und ging wohlgemut heim.[20]

Der Viti-Missionar Hunt[21] schildert eine ähnliche Schauderszene, von der er selbst Zeuge gewesen. Der Einladung eines jungen Mannes, dem Begräbnisse seiner Mutter beizuwohnen, leistet er gern Folge, entdeckt aber bald zu seiner größten Überraschung, daß gerade die Leiche

im Leichenzuge fehlt. Er wendet sich an den Leidtragenden, und dieser deutet auf seine Mutter, die ganz gesund und heiter neben ihm geht. Neues Erstaunen des Fremden. Der Wilde aber erwidert, sie hätten bereits den Totenschmaus zu Ehren der Mutter gehalten und wollten sie nunmehr ins Grab legen, da sie bereits recht alt sei. Sein Bruder und er wären der Meinung, daß sie lange genug gelebt habe, und daß es an der Zeit sei, sie zu töten; sie selbst sei vollkommen damit einverstanden. Er fügt hinzu, daß nichts anderes als die kindliche Liebe ihn treibe, ihr diese Ehre zu erweisen, und daß niemand außer ihm und seinem Bruder diese heilige Pflicht vollziehen könne und dürfe. Alle Beredsamkeit Hunts, die tragische Szene zu verhüten, scheitert an der Macht dieser seltsamen Pietät. Am Grabe setzt sich die Mutter nieder. Die Kinder, die Enkel, die übrigen Verwandten nehmen herzlichen Abschied. Dann wird sie von ihren Söhnen mittels eines Tapastrickes erdrosselt und unter den üblichen Zeremonien beerdigt. Williams erzählt, wie ein alter Häuptling der Vitiinsel Somo-Somo lebendig begraben, und dessen Frauen gleichzeitig erdrosselt wurden. Der junge Häuptling beweinte den Vater schon vorher als einen Toten. Auf Viti war diese Sitte vor der Einführung des Christentums, des „Lotu", so allgemein, daß Kapitän Wilkes in einem Dorfe von mehreren Hundert Einwohnern nur mehr einen vierzigjährigen Menschen bemerkte; die älteren waren sämtlich getötet. Und von den Missionaren erfuhr er, daß sie während ihres ganzen Aufenthaltes nur einen einzigen Fall eines natürlichen Todes kennen gelernt hatten.[22] Dieselbe Sitte herrscht jedoch nicht bloß im Vitiarchipel, sondern auch auf den Aruinseln, den Neuhebriden, auf Ruk und Kunai und in Neukaledonien, wo die Exekution „das Fest der Greise" heißt. Auch hier versehen Verwandte oder

Freunde das Henkeramt. Dem Fieber läßt man nicht Zeit, die Lebenskraft vollends aufzuzehren, sondern man hilft nach, wenn der Kranke seit drei Tagen keine Nahrung mehr zu sich genommen hat. Der Tote wird alsdann bitterlich beweint und mit allen ihm gebührenden Ehren bestattet.[23]

Den Glauben der Papua an ein jenseitiges Fortleben bezeugt ferner der Brauch, dem Toten nicht bloß Speisen, Waffen und Geräte, sondern auch Geleitseelen nachzusenden. Da man die irdischen Bedürfnisse und Wünsche auf das andere Leben überträgt, so geht die Hauptsorge der Hinterbliebenen dahin, dem teuren Toten alles mitzugeben, was Gegenstand seiner besonderen Neigung hienieden gewesen. Man legt ihm seine Lieblingswaffen und Geräte ins Grab, damit er sich in der neuen Welt bequem ansiedeln und ernähren könne. Weiber, Verwandte und Sklaven ziehen mit ihm, damit er nicht ohne Gesellschaft und Bedienung sei.

Entsetzliche Belege dieses grausamen Brauches liefert der Vitiarchipel.[24] Die Seelenstraße, die der Vitiinsulaner zu passieren hat, um nach Mbulu, dem Himmel, zu gelangen, ist weit und beschwerlich und von feindlichen Wegelagerern unsicher gemacht. Wehe dem Hagestolzen! Auf ihn lauert unterwegs das „große Weib“, die Göttin Bewalevu, die einen unversöhnlichen Ingrimm gegen alle Junggesellen hegt und jeden, der ohne Weiberbegleitung die Reise ins Jenseits anzutreten wagt, zerreißt. Und sollte er auch so glücklich sein, ihr zu entrinnen, so wird er unfehlbar von dem Schreckensgotte Nangga-Nangga in Atome zerschmettert werden. Eine Frau dagegen darf getrost allein reisen, falls der Gatte bei ihrem Tode den Bart sich abschneidet und ihr unter die linke Schulterhöhle legt. Damit nun der Tote vor dem unterirdischen Rächer

der Ehelosigkeit sich als Ehemann ausweisen könne, müssen ihm seine Weiber in den Tod folgen. Diese erwartet er an einem bestimmten Orte, um in ihrer Begleitung die Wanderung in der anderen Welt fortzusetzen. Die Leichen des „Loloku" oder Totenopfers werden „Streu für das Grab" genannt. Als Katu Mbithi, der Stolz von Somo-Somo, auf dem Meere umgekommen war, wurden alle seine Frauen, nach einigen 30, nach andern 70 bis 80, getötet. Nach dem Blutbade unter der Bevölkerung von Namena im Jahre 1839 wurden 18 Weiber ihren ermordeten Gatten in die Ewigkeit nachgeschickt. Bis vor kurzem hatte auf Viti der Bruder der Witwe die besondere Pflicht, seine Schwester gleich nach dem Tode ihres Gemahls mittels eines Tapastranges zu erdrosseln. Eine Frau, die sich diesem Opfer entzogen hätte, würde ihre eheliche Treue in schweren Verdacht gebracht haben. Beim Leichenbegängnisse des Königs Ulivou wurden seine fünf Weiber und eine Tochter erdrosselt. Die Hauptfrau zögerte etwas beim Abschiednehmen und wurde deshalb vom neuen Könige, ihrem Neffen, gescholten. Dieser legte ihr selbst den Strick um den Hals und half sie erdrosseln. Denselben Dienst hatte er, wie er sagte, früher seiner eigenen Mutter geleistet. Die Regel ist, daß die Gattin freiwillig und freudig in den Tod geht. Sie läuft zu ihrem Bruder oder nächsten Verwandten und ruft: „Ich wünsche zu sterben, damit ich meinen Gemahl nach dem Lande begleiten kann, in das sein Geist gegangen ist; erweise mir die Liebe, mich schnell zu erdrosseln, damit ich ihn noch einhole!" Wenn niemand ihr zur Erfüllung dieser letzten Pflicht behilflich sein mag, so legt sie selbst Hand an sich. Ist es doch vorgekommen, daß eine von den Missionaren in Sicherheit gebrachte Witwe nachts wieder entfloh, durch einen Meeresarm zu ihren Verwandten zurückschwamm

und die Tötung als ein heiliges Recht verlangte. Whippi wurde von einem solchen Weibe, das er gerettet hatte, beschimpft und zeitlebens gehaßt. So tief war die grausame Gewohnheit eingewurzelt, daß selbst christlich gewordene Vitiinsulaner sich heimlich darüber freuten, als gleichzeitig mit ihrem aus dem Hinterhalte tödlich getroffenen Häuptlinge ein junger Mann zu Boden gestreckt wurde. In Neukaledonien hat oft genug über das strenge Verbot seitens der französischen Regierung die alte Volkssitte gesiegt. Noch im Jahre 1866 wurden Matamoe, dem ältesten Sohne des Häuptlings Waton, zwei seiner Frauen ins Grab nachgeschickt, und die Regierung mußte sich mit der Ausrede begnügen, sie hätten sich selbst erdrosselt. Nicht bloß die Witwen, sondern auch wohl die Mutter, andere nahe Anverwandte, die vertrautesten Freunde und die treuesten Diener steigen freiwillig mit dem Toten ins Grab. In Aneithum wird ein besonders geliebtes Kind von seiner Mutter oder Tante ins Jenseits begleitet. Es wird erzählt, daß hier die Frauen schon vom Hochzeitstage an um den Hals den Strick tragen, mit dem sie nach dem Tode des Ehemannes erdrosselt werden sollen.

Eine weitere Kundgebung des melanesischen Unsterblichkeitsglaubens ist die Ahnenverehrung. Obwohl von allen heidnischen Völkern das jenseitige Leben als eine mehr oder weniger sprunglose Fortsetzung des diesseitigen gedacht wird, so knüpft sich daran doch etwas mehr als die Erwartung einer bloßen Ortsveränderung. Überall ist mit dem Gedanken an die andere Welt die Aussicht auf eine höhere Daseinsstufe in ihr verbunden. Die Abgeschiedenen rücken in der Vorstellung fast aller Naturvölker näher zur Gottheit hinauf und erlangen den Rang von niederen oder Halbgöttern, wenigstens von Mittelwesen, die an der Leitung der irdischen Geschicke einen hervor=

ragenden Anteil nehmen und als Schutzgeister verehrt werden. Der heidnische Unsterblichkeitsglaube hat überhaupt nirgend die Neigung verleugnet, Könige und Fürsten, die schon bei Lebzeiten als bevorzugte Lieblinge oder gar als leibhaftige Söhne der Götter verehrt wurden, nach ihrem Tode durch einen mehr oder minder hohen Grad von Apotheose auszuzeichnen, deren unvermeidliche Folge der Manenkult war. Die Opfer beim Tode und beim Begräbnisse von Fürsten und Vornehmen sind manchmal als Akte dieses Kultus zu deuten. Auch das Hinschlachten der Kriegsgefangenen geschieht nicht bloß aus Rachedurst, sondern zugleich in der Absicht, die Geister der Gefallenen gebührend zu verherrlichen. Die Seelen der Tugendhaften wurden von den heidnischen Römern unter den Namen Laren, Penaten, Genien als familiäre Schutzgeister angerufen und zu Familien- und Halbgöttern erhoben, wohingegen die Seelen der Bösen als Quäl- und Plagegeister, von den Römern Larven oder Lemuren, von den alten Deutschen Gespenster, Kobolde, Polter-, Klopf- oder Spukgeister genannt, sehr gefürchtet waren.

Den Naturvölkern vollends ist die Totenverehrung so eigen und wesentlich, daß ihre religiösen Gebräuche zum großen Teile in ihr aufgehen. Daher urteilt Theodor Waitz[25]: „Die Religion des Naturmenschen ist ein durchaus roher Geister- und Gespensterglaube ohne inneren Zusammenhang, durch den alle Unbefangenheit in der Betrachtung der natürlichen Dinge aufgehoben und das menschliche Herz von dem ausgedehntesten Aberglauben immer nur aus einer Unruhe in die andere geworfen wird." In der Vorstellung der Naturmenschen steigen die Toten in die Sphäre der Elementargeister auf, denen die Macht gegeben, fördernd oder störend in den gewöhnlichen Lauf der Dinge einzugreifen; in solcher Stellung haben

sie Anteil an der göttlichen Macht. Als menschliche Seelen aber, die nach wie vor menschlich fühlen, gebrauchen sie jene zum Besten ihrer irdischen Brüder. Mit der einen Hand reichen sie nach oben, mit der anderen nach unten, von hier die Opfergaben in Empfang nehmend und von dort himmlische Geschenke zurückgebend. Vor seinen Göttern hat der Naturmensch mehr knechtische Furcht als kindische Ehrfurcht; zu ihnen, die in unnahbaren Regionen thronen, wagt er kaum aufzublicken, geschweige zu ihnen in unmittelbare Beziehung zu treten. Die Seelen seiner Lieben aber betrachtet er als die natürlichen Mittelspersonen, die er in seiner Hilfsbedürftigkeit anrufen darf. Ohne Zweifel hat außer der Naturvergötterung der übertriebene Ahnen- und Heroenkult, die Vergötterung verstorbener Familien- und Stammeshäupter, Fürsten und Helden die Vielgötterei im Altertume mitbegründet und begünstigt. Auf diese Tatsache haben neuerdings nach dem Vorgange Egw. B. Tylors und Herbert Spencers mehrere Forscher, wie O. Caspari, Jul. Lippert, Frohschammer u. a., die Berechtigung gestützt, den verschollenen Euhemerismus wieder zu erwecken und den Ursprung aller Religion aus der Ahnenverehrung abzuleiten, die ihrerseits nach entwicklungsgeschichtlicher Methode auf das Gefühl zurückgeführt wird, mit dem die Herde dem Leittiere folgt. Den Kern der Lehre des Kyrenaikers Euhemeros bildete die Ansicht, die Götter seien ursprünglich nichts anderes gewesen als hervorragende Menschen, denen lediglich die Verehrung der Mit- und Nachwelt zum Range von Göttern verholfen habe; Zeus z. B. sei ein kluger König gewesen, der seinem königlichen Großvater Uranos einen Altar errichtet habe. Bei den Philosophen geriet der Urheber dieser neuen Göttergenealogie wegen der Inkonsequenzen seines Systems in Mißkredit. Kallimachus

nennt ihn „einen alten Schwindler, der verruchte Bücher schmiert". Das Volk aber ward aufs höchste entrüstet über die schnöden Angriffe gegen seine poesiereiche Mythologie und blieb dem Glauben an die Götter treu. Euhemeros hat auch übersehen, daß der Ahnenkult die Gottesidee, den Glauben an eigentliche Götter, zur notwendigen Voraussetzung hat. Mag der Naturmensch an sie selbst selten denken und noch seltener von ihnen reden; die Hoffnung, die er zu den Mittlern hegt, setzt den Begriff von höheren und mächtigeren Geistwesen voraus. An die verklärten Ahnen wendet er sich, und von ihnen erwartet er Hilfe, da sie den Göttern nahe stehen, bei ihnen wohnen, vertraulich mit ihnen verkehren und über deren Schätze verfügen. Die Salomoinsulaner glauben, daß die Ataro, die Seelen ihrer Vorfahren, zum Gotte Yona gegangen sind und von ihm die Mana, die übernatürliche Lebenskraft, empfangen haben, die sich auch den von ihnen bewohnten Bildern mitteilt. Aus diesem Verhältnisse erklärt sich auch der verbreitete Brauch, die Göttertempel auf oder neben den Gräbern der Verstorbenen zu errichten.

Der Papua Neuguineas hockt vor seinem Korwar (Karwar, Karowar), einem hölzernen Bildnisse, in dem er die Seele eines teuren Toten als Schutzgeist wohnend wähnt; ihn fragt er um Rat, ihn ruft er um Beistand an, ihm opfert er Tabak, Baumwollenzeug, Glasperlen u. dgl. Sind der Figur die Augen eingesetzt, so wird sie gerüttelt und angeredet, da nun die Seele des Verstorbenen in ihr Wohnung genommen. Ein solches Götzenbild mit großem Kopfe, breitem Munde, vorspringender Nase findet sich im Hause eines jeden Dorehsen; es spielt eine wichtige Rolle bei Geburten, Eheschließungen und Sterbefällen, auf der Jagd und im Kriege. Die Arfaken und andere Stämme

im Innern der großen Insel besitzen nicht wie die Makoresen Totenfetische; aber sie fürchten sich vor den abgeschiedenen Seelen, die in den Wäldern umherstreifen, und jede Familie hat ihren heiligen Ort, wo sie ihnen Opfer darbringt.[26] Eine in Neuguinea beliebte Form der Ahnenverehrung ist der Schädelkult. Die Papua von Doreh weihen den Totenkopf zum Hausgötzen (Korwar), nachdem sie ihn zuvor mit Augen, Ohren und einer Nase versehen haben.[27] Auch im übrigen Melanesien pflegt man die Schädel verstorbener Angehörigen und Stammesgenossen, namentlich der Häuptlinge, nicht selten auch der Feinde, zu Talismanen oder Fetischen zu erheben. Ohne Widerspruch befürchten zu müssen, darf man behaupten, daß keinem Stamme der weitverzweigten Papuarasse die religiöse Ahnenverehrung fremd sei. Auf Baladea (Neukaledonien) wird Gott „Dianua", Geist „Dianu" und Leichnam „Diu" genannt. Vor den Penaten werden täglich Gebete verrichtet und sowohl vor, als auch nach jedem wichtigen Unternehmen Opfer dargebracht. Auf Tanna, einer der Neuhebriden, bedeutet „Aremha" sowohl Götter als Ahnengeister. Der als Priester fungierende Häuptling richtet nach dem Opfer der Erstlingsfrucht vor der andächtig schweigenden Versammlung folgendes Gebet an den Schutzgeist: „Erbarmender Vater! Hier ist etwas Speise für dich; verzehre sie und sei uns gnädig um dieser Gabe willen!" Die Vitiinsulaner unterscheiden von den Kalou-vu, den ursprünglichen, unerschaffenen Göttern, die Kalou-yalo, die Seelengötter oder Ahnengeister, zu denen sie beten und bei denen sie schwören.

Nach dem einstimmigen Urteile aller unbefangenen Forscher ist in Polynesien und in Mikronesien die Gottesverehrung durch den Manenkult so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß der Einblick in den älteren

Götterhimmel erschwert ist. Außer den Götterbildnissen, in denen die Atua verehrt wurden, gab es überall sog. Tii oder Tiki, roh geschnitzte Bilder oder vielmehr größere oder kleinere Stäbe, auf denen oben ein Kopf oder auch nur ein Gesicht ausgeschnitzt war zur Erinnerung an die Verstorbenen. Sie galten als Träger göttlicher Kräfte und dienten an manchen Orten, namentlich auf Neuseeland, zur Bezeichnung der öffentlichen Tabu. Wie die Tempel, so wurden auch die Begräbnisplätze, die auf Tamoa, Tonga und Neuseeland zugleich als Tempel dienten, heilige Orte genannt. Könige, Häuptlinge und Priester, die schon bei Lebzeiten in unmittelbarem Verkehre mit der Gottheit gestanden, wurden selbstverständlich beim Eintritte in das Reich der Urnacht (Po) unter die Götter aufgenommen. Sollten aber die abgeschiedenen Seelen, die ohne Hilfe der Hinterbliebenen an die Erde gebannt blieben, in den Götterhimmel gelangen, so mußten zuvor Sühnopfer für sie dargebracht werden. Nachdem dies geschehen, wurden sie von den Göttern gegessen und so, der göttlichen Natur teilhaftig, zu den Sitzen der Seligen zugelassen. Sie kehren jedoch auf die Erde zurück, um zu lustwandeln, eine Schale Kava zu trinken und mit den Lebenden in Verbindung zu treten.

Die Bewohner Samoas, das neben Tonga als Ursitz der polynesischen Bevölkerung in ihrer neuen Heimat angesehen wird, sind wegen Vernachlässigung sowohl der höheren Gottheiten als auch des Götzendienstes bei den Vitiinsulanern in den Ruf der Gottlosigkeit gekommen und infolgedessen von einigen Reisenden und Völkerkundigen voreilig zu Gottesleugnern gestempelt worden. Sie verehren namentlich die Ahnenseelen und bekennen sich auch ausdrücklich zum Glauben an ein zukünftiges, glückseliges Leben in einem natürlich mit mohammedanischen Farben

ausgemalten Paradiese, das von einigen auf ihre eigene Insel, von anderen aber auf entferntes Eiland, für die Häuptlinge in die Götterwohnung Bolotu, eine im Westen gelegene Insel, verlegt wird. Die Toten erscheinen nachts in Feuerfunken auf der Oberwelt, besuchen ihre früheren Hütten und verschwinden wieder bei einbrechender Morgendämmerung.[28]

Auch daran ist zu erinnern, daß der betrübende Heroismus, mit dem Angehörige einem geliebten Toten freiwillig ins Grab folgen, in Polynesien, z. B. auf Tonda, Tahiti, in Neuseeland und auf Hawaii, häufig geübt wurde. Gerland[29] ist der Meinung, daß die auf manchen Südseeinseln, namentlich auf Tahiti, herrschende Sitte des Kindermordes in religiösen Anschauungen, nämlich in der Hoffnung wurzele, durch Absendung von Kinderseelen, die als besonders heilig gelten, vermittelnde Schutzgeister bei den Göttern zu gewinnen. Daß eine solche Absicht auf himmlische Fürbitte vielfach zum Kindesmorde verleitet hat, ist schwerlich zu bestreiten.

Auf den Marschallinseln heißen die zu Schutzgeistern erhobenen Seelen Anis (Anij, Anit, Alinche); auf den Karolinen werden sie unter dem Namen Tahu-tup oder Tau-tup, d. i. schützende Ahnenseelen, durch Opfer und Gebete angerufen; sie verleihen Erntesegen und Jagdglück. Sie sind nicht ins Jenseits gebannt, sondern kehren am vierten Tage nach dem Tode zu den Lebenden zurück, um deren Verehrung entgegenzunehmen. Auch können sie eine Wanderung durch Tierleiber unternehmen. Es gibt einen Himmel für die guten und eine Hölle für die bösen Seelen.[30]

Den Glauben der Palau(Pelew)insulaner an die Seelenfortdauer bezeugt Kapitän Wilson,[31] der den Prinzen Li-bu nach England brachte. „Der Kapitän sagte diesem eines Tages, der Zweck des Betens in den Kirchen sei, die

Menschen besser zu machen, damit sie, wenn sie stürben und begraben würden, droben (er zeigt gen Himmel) wieder leben möchten. Li-bu antwortete ihm sogleich mit großem Eifer: Es ist ebenso in Pelew; die bösen Menschen bleiben in der Erde, die guten gehen in den Himmel und werden sehr schön. Dabei hob er seine Hand in die Luft und bewegte seine Finger auf und ab, ein Flattern anzudeuten." Und auf ebendiesen Wilson beruft sich Sir John Lubbock,[32] um die Pelewaner den Gottes- und Unsterblichkeitsleugnern beizuzählen!

Im indischen Archipel herrscht wiederum die grausame Sitte, dem Verstorbenen Seelen zur Begleitung und Bedienung mitzugeben. Den Sklaven, die bei den Leichenfeierlichkeiten eines angesehenen Dajaks auf Borneo geopfert werden sollen, wird zuvor von dessen Angehörigen eingeschärft, daß sie auch in der anderen Welt ihren Herrn eifrig bedienen, ihn frottieren, wenn er unwohl sei, und stets in seiner Nähe bleiben; darauf werden sie „gespeert". Beim Begräbnisse Tomongung Tundans wurden 40 Sklaven geschlachtet. Stirbt ein Rajah von Long Wahou, so wird eine große Kopfjagd veranstaltet, und die Pfähle um das Grab herum werden mit Menschenköpfen geziert.[33] Die Idaanen glauben, an jedem, den sie hienieden töten, einen Diener für das andere Leben zu gewinnen; daher bezahlen sie einen Sklaven mit dem vierfachen Preise, um ihn eigenmächtig hinrichten zu dürfen. „Wir selbst erlebten es noch im Jahre 1871 in Manado," schreibt A. B. Meyer,[34] „daß, als ein früherer Häuptling starb, unsere Diener nach Dunkelwerden sich weigerten, auszugehen, aus Furcht, daß ihnen der Kopf abgeschlagen werden könne." Mit derselben Vorstellung steht das „Kopfschnellen" in Zusammenhang. Man glaubt nämlich, durch den Erwerb eines Menschenkopfes den Geist, der ihn bewohnte, sich dienstbar

gemacht zu haben; je mehr Köpfe also man erbeutet, desto größer wird das Gefolge sein, mit dem man in der anderen Welt auftreten kann. Die Trauer um einen geliebten Toten hört auf, sobald zu dessen Bedienung ein Kopf gefallen ist. Ein Vater, der sein Kind durch den Tod verloren hatte, ging auf die Kopfjagd und tötete den ersten besten, der ihm begegnete.

Von dem uralten Herkommen, daß die Frau nach dem Tode ihres Mannes sich lebendig begraben oder verbrennen läßt, haben selbst die kultivierten Hindu nicht ablassen wollen. Noch im Jahre 1803 opferten sich in Calcutta und 30 englische Meilen im Umkreise 370 Witwen, und von 1818—23 allein in der Grafschaft Canton 3068. Siebenmal umschreitet dabei die Gattin den von der Hand des eigenen Sohnes oder des nächsten Verwandten angezündeten Scheiterhaufen und stürzt sich dann in die Flammen, ihr Gewissen zum Zeugen anrufend, daß sie ihrem Gatten folge. Satya! Satya! Satya! d. i. gute Frau, sind ihre letzten Worte. Vor nicht langer Zeit hat ein hochgebildeter Hindu in englischer Sprache ein Buch verfaßt und darin die erschütternde Szene geschildert, wie seine über den Tod ihres Mannes trauernde Tante eine „Suttee“ ward, d. h. freiwillig den Scheiterhaufen bestieg, nachdem sie zuvor durch Feuerproben ihren Todesmut gestählt hatte.

Eine Liebe, die im Tode nicht erlischt, kennen auch die Mincopie, ein klein gewachsener und in Wanderhorden zersplitterter Stamm auf den Andamanen, der an die äußerste Grenze des Menschentums gesetzt und des religiösen Nihilismus bezichtigt zu werden pflegt. Die Witwe trägt den rot bemalten und mit Fransen verzierten Schädel („Chattada“) ihres verstorbenen Mannes mit sich herum, bis sie wieder heiratet. Ein Zeichen rührender Pietät ist jener beliebte Schmuck der Frauen, Halsbänder nämlich

aus den aufgereihten Finger- und Schenkelknochen der Vorfahren.[35] Die Mincopie hoffen auf ein Leben nach dem Tode, und unter dem Gerüste, auf dem der Leichnam eines Häuptlings ruht, zünden sie ein Feuer an, um den mächtigen Geist des Verstorbenen zur Ruhe zu bringen. Oberstleutnant Titler, der Gouverneur auf den Andamanen war, bezeugt, daß die Schädel der Häuptlinge »comme des talismans« aufbewahrt werden.[36]

Wir wenden uns jetzt nach Madagaskar, das geographisch zu Afrika, ethnographisch aber noch zu Ozeanien und Ostasien gehört. Denn die Madagassen bekunden nach dem fast einstimmigen Urteile der Anthropologen und Ethnologen sowohl durch ihre körperliche Beschaffenheit, wie durch ihre geistige Eigenart, durch ihre Sprachen und Sitten eine innige Verwandtschaft mit den Malayo-Polynesiern.

James Sibree,[37] ein guter Kenner der Madagassen, macht über deren Jenseitsideen nachstehende Mitteilungen. „Die alten Vorstellungen der Madagassen inbezug auf den Zustand der Menschen nach dem Tode scheinen sehr verwirrt und dunkel zu sein. Manchmal sagt man von den Toten, daß sie lasanko-rivotra, d. h. ‚in die Luft gegangen' oder nichts geworden seien; und doch bestand daneben offenbar auch ein gewisser Glaube an eine Fortdauer ihrer Existenz, da man zu ihnen betete und sie bei allen religiösen Zeremonien anrief, sie auch wohl als hinweggegangen und Gott geworden (lasan-ko Andriamanitra) bezeichnet: eine Bezeichnung, die wohl beachtenswert ist, da sie etwas wie pantheistische Vorstellungen in sich zu schließen scheint. In einer sehr merkwürdigen Rede, die dem im Jahre 1810 gestorbenen König Andrianimpoinimerina, dem Vater des ersten Radama, zugeschrieben wird, sagt dieser zu seinen Freunden und seiner Familie, daß er von Gott

geholt werde, und daß er nun in den Himmel eingehe. Auch ein anderer Ausdruck, der häufig für die Verstorbenen gebraucht wird, und der sie als nody mandry, d. h. wörtlich ‚zum Schlafe heimgegangen‘ bezeichnet, scheint den Gedanken an eine Wiederkehr aus dem Grabe in sich zu schließen, da dasselbe Wort auch häufig für Leute angewendet wird, welche die Nacht an irgend einem anderen Orte zubringen und erst am folgenden Tage in ihr Haus zurückkehren.“

„Der Glaube an Geister findet sich über die ganze Insel verbreitet vor. Man hat verschiedene Ausdrücke für diese Schatten, wie z. B. matoatoa, ambiora (in verschiedenen Variationen) und lolo. Mit dem Worte kinoly bezeichnen die Betsileo, die Tanala und wohl auch mehrere andere südliche Stämme ein grotesk furchtbares Wesen, eigentlich eine Art lebendigen Skeletts. Ein anderes merkwürdiges Wort für einen Geist, das sich bei diesen Stämmen vorfindet, ist fahasivin, ny maty, d. h. wörtlich ‚der neunte der Toten‘; häufig wird auch nur fahasivy, ‚der neunte‘, gesagt. Die Geister der Lebenden heißen bei den Tanala ambiroa oder ameroy. Diese fahasivy sollen in Träumen erscheinen und werden durch Opfern von Ochsen versöhnt.“

„Der Ort, wohin nach dem Glauben der Madagassen die Geister der Toten gehen, heißt Ambondrombe und ist ein hoher, mit dichtem Walde bedeckter Berg am Ostrande des Hochlandes zwischen dem Betsileo-Gebiete und dem tiefer gelegenen Tanala-Distrikt. Bei einer Reise, die ich im Jahre 1876 durch den südlichen Teil der Insel machte, wurde mir, als wir uns in der Nähe der Howa-Festung Imahazony befanden, dieser Hades der Madagassen gezeigt. Dieser erschien wie ein langer, regelmäßig gestalteter Berg, der sich als ein tiefer Bogen von Norden nach Süden

und weit nach Osten hinzog. Sein Gipfel ist oft durch Wolken verhüllt, und dieser Umstand sowie seine bedeutende Höhe und fast vollständige Unzugänglichkeit haben ihn seit Jahrhunderten schon als einen geheimnisvollen Ort des Schreckens erscheinen lassen. Das Volk der Umgegend wagte nicht, sich ihm zu nähern, und erzählte sich die wundersamsten Märchen von lautem Kanonendonner und Salutschüssen, die in Ambondrombe erschallten, sobald ein Geist aus königlicher Familie dorthin käme."

Aus einem längeren Berichte des Missionars Finaz[38] fügen wir noch ergänzend hinzu, daß die Sakalavenfürsten sogleich nach dem Tode göttlicher Ehren teilhaftig werden und namentlich bei der Thronbesteigung des neuen Herrschers Gegenstand religiöser Feierlichkeiten sind. Kinder pflegen den Seelen ihrer Eltern ebenfalls zu opfern. Den Howa gilt jeder König, „der den Rücken gewendet hat", sofort als „heilig"; ihm werden alle seine Kostbarkeiten ins Grab gelegt und Opfer dargebracht. Überhaupt werden die Verstorbenen von ihren Angehörigen angerufen.

Da wir die Jenseitsvorstellungen der afrikanischen Naturvölker in einem besonderen Werke eingehend behandelt haben,[39] so wenden wir uns sogleich zu den Heiden der „Neuen Welt". Auch sie versagen uns das Zeugnis für den Unsterblichkeitsglauben nicht.

Die Bewohner des hohen Nordens, die Eskimo oder Innuit, die unzweifelhaft mit den Grönländern eines Stammes sind, gelten Sir John Lubbock[40] als „ein merkwürdiges Beispiel von der Erreichung eines wirklich hohen sittlichen Zustandes ohne die Hilfe einer eigentlichen Religion". Ein gesittetes Volk, ohne Gottesidee und Unsterblichkeitshoffnung, wäre in der Tat ein kostbarer Gewinn für die moderne Weltanschauung mit ihrer „unabhängigen, d. i. religionslosen Sittlichkeit". Die Eskimo indessen sind

oder waren weder durchaus sittenrein, noch gänzlich religionslos. Sehr wertvolle Aufschlüsse über ihre Vorstellungen von einem höchsten Wesen und einem anderen Leben verdanken wir dem alten David Cranz. Einige Grönländer waren freilich halbe oder ganze Materialisten im heutigen Sinne. Die Verständigen unter ihnen aber hielten die Seele für ein vom Körper durchaus verschiedenes, nach dem Tode fortlebendes Wesen. Die Mehrzahl suchte das Paradies in der Unterwelt, wo der Gott Torngarsuk wohnt, wo „andauernd Sonne und Sonnenschein ist, gutes Wasser und Überfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Renntieren, die man ohne Mühe fangen kann". Aber nur diejenigen, die viel gearbeitet oder gelitten haben, z. B. im Meere ertrunken oder in der Geburt gestorben sind, dürfen in dieses Elysium einziehen, jedoch nicht ohne vorhergehende Läuterung oder Prüfung; vielmehr müssen sie „fünf Tage lang oder länger an einem rauhen Felsen, der daher ganz blutig ist, hinabrutschen". Die Hinterbliebenen pflegen während dieser Tage sich von gewissen Speisen und von allen geräuschvollen Arbeiten zu enthalten, auf daß die Seele des lieben Toten ohne Ungemach ihre gefährliche Reise vollende. Manche legen dem Erwachsenen seine Werkzeuge und Waffen ins Grab, damit er im Jenseits sich Nahrung erwerben könne, dem Kinde aber einen Hundskopf, damit es an der Seele des Hundes eine zuverlässige Wegweiserin habe. Andere erblicken den Ort der Seligen im obersten Himmel, über dem Regenbogen, wohin die Fahrt so leicht und schnell vonstatten geht, daß die Seele noch am Abende des Todestages auf den Mond gelangt und hier mit anderen Ankömmlingen spielt. Die Anhänger des unterirdischen Paradieses aber entgegneten, daß die Seelen im Himmel wegen dessen rascher Umdrehung keine Ruhe finden könnten, daher ganz abgemagert und geschwächt würden. Die Weisen

sahen dagegen den Aufenthalt in einem Himmel mit leiblichen Bedürfnissen, Genüssen und Beschäftigungen für einen Zwischenzustand an, der dem Einzuge in die „stillen Wohnungen“ vorhergehe; die Hölle, den Ort der Finsternis und der Kälte, der Schmerzen und Schrecken, verlegten sie in die Unterwelt.[41] Unter den Grönländern wie unter den Aleuten war auch der Glaube an zwei Seelen, Odem und Schatten, verbreitet. Drei Tage lang umschwebt die Schattenseele den Leichnam und steigt dann in die Unterwelt.

Das Totenreich der Eskimo zerfällt in zwei Abteilungen: Adlivun, wo die Göttin Sedna herrscht, für die Bösen, Kudlivun für die Guten. Entsprechend den fünf Stadien der Seelenwanderung und Seelenläuterung werden fünf Himmelsregionen unterschieden. In dem höchsten Himmel wohnen die ganz reinen Seelen, die Lichtmenschen oder Lham-chua; im untersten Himmel, in der Sonne, im Monde, im Nordlichte 2c., befinden sich die am wenigsten reinen Seelen, die Sternenmenschen oder Mittat. Ein jeder, der rechtschaffen und religiös gelebt hat, kann zur Stufe der Lham-chua emporsteigen. Nach der Meinung der Aleuten stirbt jeder Mensch fünfmal und wird fünfmal wieder geboren; wenn er zum fünftenmal aus dem Leben scheidet, verläßt er die Erde für immer und wird zunächst unter die Mittat versetzt.[42] Die asiatischen Hyperboreer: die Tschuktschen, die Korjaken, die Kamtschadalen u. a., lehnen ebenfalls den Irrtum ab, daß mit dem Tode alles aus sei. Die Renntier-Tschuktschen achten bei der Leichenverbrennung, die übrigens nur auf Wunsch des Verstorbenen stattfindet, auf die Richtung, welche der Rauch nimmt. Steigt er senkrecht in die Höhe, so ist das ein Anzeichen, daß die Seele zur Sonne wandert; senkt er sich aber zur Erde nieder, so bleibt auch die Seele auf der Erde, um eine Wanderung durch Tierleiber anzutreten, die als Strafe für Tier-

quälerei gedeutet wird. Bei den Tschuktschen wie bei den Kamtschadalen pflegen ältere und gebrechliche Personen den Todesstreich von ihren Angehörigen zu erbitten.[13]

Ein zahlreiches Kontingent zu den Zeugen des Unsterblichkeitsglaubens stellen die ungezählten Indianerstämme Amerikas. Einwandsfreie Gewährsmänner, wie Lafitau, Schoolcraft, Catlin u. a., versichern, nirgend in Nordamerika einen Indianer, geschweige einen Indianerstamm angetroffen zu haben, der den Tod als eine gänzliche Vernichtung des Lebens angesehen habe. Auch unter der sog. Rothaut schläft ein Herz, erfüllt von Bedürfnissen, Wünschen und Hoffnungen, deren Befriedigung vom Fortleben in einer anderen Welt vertrauensvoll erwartet wird. So verschieden auch die Meinungen der einzelnen Stämme von der Seele und ihrem jenseitigen Dasein ausgeprägt sein mögen; gewisse Grundzüge sind allen gemeinsam, und sie verraten eine stellenweise recht überraschende Ähnlichkeit mit den Anschauungen der altheidnischen Naturvölker.

Im Algonkinstamme wie unter dem Volke der Irokesen ist der Glaube an die Präexistenz der Seele verbreitet. Der Ausdruck „heraufkommen“ ist gleichbedeutend mit „geboren werden“. Die Seele wird als ein mehr oder weniger unkörperliches Wesen gedacht. Auch ist sie so unabhängig vom Körper, daß sie ihm entweichen kann, wenn sie will, nur muß sie nach der Meinung der Dakota einen bestimmten Ausgang wählen. Erfolgt der Tod durch Hängen oder Erdrosselung, so bleibt nach der Vorstellung der Cheyenne die Seele in den Leichnam gebannt. Daher würden diese tausendmal lieber am Marterpfahl sterben, als durch den Strang endigen. Die uns bereits vom hohen Norden her bekannte Zweiseelen-Lehre begegnet uns auch hier wieder. Ein Odschibwe begründete sie also: „In unseren Träumen wandern wir durch weite Strecken,

erblicken Hügel, Seen und vieles andere. Zu gleicher Zeit aber bleibt doch eine Seele in unserem Körper zurück; anderenfalls würde dieser tot sein."[44] Die Huronen nennen die Skelette längst Verstorbener Eskenn oder Hatiskenn, d. i. Seelen (Manen, Schatten). Denn die eine Seele trennt sich beim Tode vom Körper, wartet aber an der Grabstätte bis zur Beendigung der Begräbnisfeierlichkeiten; darauf wird sie in eine Turteltaube verwandelt oder auch wohl gleich in das Geisterreich versetzt. Die zweite Seele aber bleibt beim Leichname im Grabe, bis sie Gelegenheit findet, von neuem einen menschlichen Leib zu bewohnen. Der Glaube an eine solche Wiedereinverleibung wird durch die körperliche Ähnlichkeit zwischen Neugeborenen und längst Verstorbenen begründet. Jedoch wird die Wiederholung des Erdenlaufes in der Regel nur verstorbenen Kindern gestattet, da ihnen der erste Lebensweg zu sehr verkürzt ward.[45] Ein Kind, das zwei Zähne mit auf die Welt bringt oder gleich nach einem Todesfalle geboren wird, gilt bei den Tinne als leibhaftige Erscheinung eines Verstorbenen. Petitot vermochte ein junges Mädchen nicht von dem Glauben abzubringen, daß es schon einmal unter einem anderen Namen auf Erden gelebt habe. Die Anhänger der französischen, von Allan Kardec gegründeten Spiritistenschule leiden an demselben Irrwahne. Eine Baronin Adelma von Vay hält sich für ein Wesen, das bereits 1394 als weissagende Jungfrau in Köln gelebt, aber als Hexe den Tod erduldet habe.[46] Der Glaube der Tlinkit-Indianer an der Nordwestküste schließt niemand von der Wiedereinverleibung aus. Daher sollen die mit ihrer Lage Unzufriedenen häufig den Wunsch äußern, bald getötet zu werden, damit sie in günstigeren Verhältnissen, etwa in einem Häuptlingsgeschlechte, wieder geboren würden.[47] Ähnliche Erwartungen haben unter den amerikanischen

Negersklaven wiederholt eine Selbstmordepidemie veranlaßt. Die Irokesen bringen an jedem Grabe ein kleines Loch an, damit die Seele ungehindert aus- und eingehen könne. Nach der Meinung der Tlinkit steht der Seele bis zur Verbrennung des Leichnams der Rückweg aus der Unterwelt offen.

Die Gräber sind heilig, und ihre Entweihung wird als todeswürdiges Verbrechen angesehen. Bei einigen Indianervölkern gibt es gemeinschaftliche Begräbnisplätze, auf denen nachträglich auch die beigesetzt werden, die in den Jagdgründen eine vorläufige Ruhestätte gefunden hatten. Diese zweite Beerdigung, die mit den größten Feierlichkeiten und unter erneuerten Totenklagen stattfindet, heißt das allgemeine Toten- oder Seelenfest. Die Irokesen wie die Huronen begingen es alle zehn bis zwölf Jahre und bei jedem Wechsel ihrer Wohnsitze. Rührend ist die Sorgfalt, mit der jede Familie die Gebeine ihrer Lieben bis auf die kleinsten Überreste sammelt und sie durch Klagelieder und Geschenke ehrt. Einige Tage hindurch sind die Leichen, Gerippe und Knochenbündel zur Schau ausgestellt, bevor sie der gemeinsamen Gruft anvertraut werden.[48]

Alle Indianervölker verlegen das Totenreich in ein entferntes Land, die einen nach dieser, die anderen nach jener Himmelsgegend. Der Weg dahin ist lang, mühsam und gefahrvoll. Seelen, denen die letzten Ehren versagt bleiben, können ihn kaum finden. Entweder sind steile Berge zu erklimmen, oder es sind tiefe Abgründe auf dem schlüpfrigen Rücken einer ungeheuren Schlange, breite und reißende Ströme in steinernen Nachen oder auf schmalen und schaukelnden Brücken zu überschreiten. Wer hinabstürzt, wird in einen Fisch oder in eine Schildkröte verwandelt. Viele Kinder wagen den gefährlichen Übergang nicht. Eine Frau aus dem Stamme der Menomoni, selbst Mutter, empfand herzliches Mitleid mit diesen verlassenen Wesen,

nahm eines von ihnen an die Hand, wickelte ein anderes in ihre Decke und beschritt den Baumstamm; dieser aber schwankte so gewaltig, daß sie die beiden Kleinen nicht festhalten konnte, sondern ins Wasser fallen ließ, wo sie sofort zu Schildkröten wurden.[49]

Wohl dem Tlinkitindianer, der drüben im Schattenreiche Freunde besitzt! Auf seinen Ruf kommen sie herbei, um ihn in ihren Kanoes über den Fluß herüberzuholen. Unglückliche in großer Zahl irren ruhelos am diesseitigen Ufer umher, da niemand ihnen Fährdienste leistet. Wer aber auch glücklich ans andere Ufer gelangt, gewahrt zu seinem Schrecken, daß mehr als ein Cerberus gegen ihn die Zähne fletscht. Der Ankömmling, der auch dieser Gefahr entrinnt, findet an der Grenze des gelobten Landes, auf einer schönen Lichtung im Walde seine Verwandten und Freunde, die ihn umringen, um Neues aus dem Erdenleben zu erfahren. Vielleicht wird er von ihnen willkommen geheißen, vielleicht auch kalt empfangen.[50] Dem Toten werden für seine weite und beschwerliche Wanderung Nahrungsmittel und seine Lieblingssachen in oder auf das Grab gelegt, dem Erwachsenen seine Streitaxt und seine Tabakspfeife, sein Bogen und sein Köcher, seine Medizinbeutel und die erbeuteten Skalps, dem Kinde sein Spielzeug. Eine Mutter, die einen Säugling durch den Tod verloren hat, gießt zuweilen von ihrer Muttermilch ins Feuer, damit das Kind im Jenseits daran sich labe.[51] Wie wir aus einer Tlinkit-Sage erfahren, können Speisen, die nicht zuvor durch Feuer verwandelt, gewissermaßen vergeistigt sind, von den Seelen nicht genossen werden. Anderseits sind die Götterspeisen dem Gaumen der Erdbewohner unzugänglich. Die vorhin erwähnte Menomoni-Frau erhielt bei ihrem Besuche im Jenseits von ihrer Mutter Rehfleisch, Bärenfleisch und Beeren, entdeckte aber später,

daß sie statt des Wildbrets Holzspäne und statt der Beeren Kohlen hatte.

Wie der sterbende Israelit zu den Vätern im Scheol versammlt zu werden hoffte, so pflegt auch der Indianer im Angesichte des Todes zu sagen, daß er den Großvater besuchen wolle. Wie aber die Hadesvorstellungen der alten Kulturvölker ein vorherrschend düsteres Gepräge tragen, so fehlen auch dem Seelenheim der Indianer die Schattenseiten nicht. Ein Tlinkit, der aus dem Geisterlande zurückgekehrt sein wollte, wußte zu erzählen, daß das Leben daselbst ein wenig freudvolles sei. Hunger, Durst und anderes Elend sei auch dort zu Hause. Das Wasser des unterweltlichen Flusses sei nicht trinkbar, sondern grün und bitter wie Galle. Und die jenseits desselben, im eigentlichen Schattenreiche, wohnen, erhalten nur so viel Speise und Trank, als die Hinterbliebenen ihnen im Feuer opfern. Die Seelen, deren Leichen verbrannt worden sind, genießen Licht und Wärme, da sie stets an das Feuer gelangen können; die übrigen aber schmachten in Kälte und Finsternis. Seelen, denen Sklaven geopfert worden sind, führen ein bequemes Dasein, wohingegen die anderen arbeiten müssen.[52]

Im allgemeinen jedoch ist den Augen des Indianers die andere Welt auch eine bessere Welt, reich an Gütern und Genüssen, wie sie jedes Indianerherz begehrt, ein Paradies, das an Pracht, Mannigfaltigkeit und Fülle der Naturgaben dem Garten in Eden vergleichbar ist. Die Irokesen und die Huronen nennen es „Eskennenna“, Land der Seelen, der Vorfahren, andere „Wakanda“, Land des Lebens, und zahlreiche Stämme „glückliche Jagdgründe“. Hier wohnt der „große Geist“. Hier herrscht unter einem wolkenlosen Himmel ewiger Frühling, ungestörter Friede, Freude ohne Maß und Ende. Die Seligen dürfen nach

Herzenslust jagen und fischen, rauchen und scherzen, spielen und tanzen. Die Aussicht auf ein solches Elysium läßt manchen Indianern das Sterben als einen Gewinn erscheinen, der durch einen freiwilligen Tod nicht zu teuer erkauft wird. Namentlich unter den nördlichen Stämmen herrschte die Sitte, daß alternde Eltern die Tötung als einen Liebesdienst von ihren Kindern begehrten. Bei den nördlichen Tschippewyans bittet der Vater, daß man ihm „sein Klima verändern möge". Trägt er nicht selbst darauf an, so wird er zur Wahl genötigt, ob er in einem kleinen Kanoe an das Ufer einer Insel gebracht werden soll, um hier einsam zu sterben, oder ob er nach Vätersitte den Tod männlich ertragen will. Hat sich, was die Regel ist, der Todeskandidat für letzteres entschieden, so stimmen die Seinigen einen Freudengesang an zum Danke dafür, daß ihnen der Herr des Lebens die rechte Kenntnis eingegeben, wie sie mit den Alten und Schwachen verfahren und diese in ein besseres Land schicken sollen, wo sie in neuer Jugendkraft jagen können. Hiernach wird die heilige Pfeife angezündet und der große „Arzneigesang" angestimmt: „Der Herr des Lebens gibt Mut! Es ist wahr, und alle Menschen wissen es, daß er uns liebt; wir geben ihm unseren Vater, auf daß er in einer anderen Welt wieder jung sein möge und der Jagd obliegen könne." Der älteste Sohn genießt das traurige Vorrecht, seinem alten Vater mit der Keule den Todesstreich zu versetzen.[53] Bei den Indianern in Labrador an der Hudsonsbai verlangen die gebrechlichen Eltern ebenfalls von den eigenen Kindern den Tod, und diese halten es für eine Pflicht des Gehorsams, deren Begehren zu erfüllen. Es wird ein Grab bereitet, der Todeskandidat steigt hinein, fährt fort, mit den Seinigen zu sprechen, raucht noch einmal und tut den letzten Trunk; dann gibt

er ein Zeichen, und zwei von seinen Kindern legen ihm einen Riemen um den Hals und erdrosseln ihn.[54]

Der Tote erscheint in den glücklichen Jagdgründen in derselben Ausstattung, die seinem Leichnam zuteil ward. Daher betrachten es die Hinterbliebenen als eine Herzensangelegenheit, die Leichen nach allen Regeln der Kunst zu bemalen und zu schmücken, damit die neuen Ankömmlinge im Geisterlande einen günstigen Eindruck hervorrufen. Bei den Cheyenne und anderen Stämmen im fernen Westen werden ein alter Waffenrock, der einem Soldaten der Bundesarmee lange Jahre hindurch gute Dienste geleistet hat, ein Paar Epauletten und ein Hut von irgend einem Militärposten zum Aufputzen eines Leichnams sehr begehrt.[55] Auch die grausame Sitte, einen angesehenen oder geliebten Toten durch Seelenbegleitung und Seelenbedienung zu ehren, ist von manchen Indianerstämmen geübt worden. Ein alter Häuptling der Tsimschians ließ eine seiner Sklavinnen töten, damit seine sterbende Tochter in der anderen Welt Aufwartung fände.[56] Die Osagen, die Komantschen und andere Stämme wähnen, jemandes Seele durch die Erbeutung seines Skalps in ihre Gewalt zu bekommen. Der letzte und beste Dienst also, den sie einem gefallenen Krieger erweisen können, besteht darin, daß sie ihm durch Aufhängen eines feindlichen Skalps auf seinem Grabe einen Sklaven ins Jenseits nachsenden. Manche Weiber des Knistenaux-Stammes gingen freiwillig mit ihren Männern in den Tod.[57] Mit dem Leichnam eines Sitka-Häuptlings wurden mehrere Sklaven verbrannt, „damit sie ihm in der anderen Welt Dienste leisteten“.[58]

Einem Ehepaar bei den Nadowessiern starb dessen vierjähriges Söhnlein. Die Eltern waren über den Verlust äußerst betrübt, und der Vater zog sich durch seinen Gram und durch freiwilligen Blutverlust, den er sich der Trauersitte

gemäß bereitete, sogar den Tod zu. Nun hörte die bis dahin untröstliche Mutter auf einmal zu weinen auf, und über die Ursache dieser sonderbaren Veränderung befragt, antwortete sie heiter, daß sie nun über ihr abgeschiedenes Kind vollkommen beruhigt sei. Die Furcht, daß es sich wegen seiner großen Jugend im Lande der Seligen nicht zurechtfinde, sei mit dem Tode des Mannes geschwunden. Dieser sei dem Kinde immer ein zärtlich liebender Vater gewesen und werde auch im Jenseits für es sorgen. Und sie selbst habe keinen anderen Wunsch mehr, als mit beiden wieder vereinigt zu sein.[59] Starb ein Natchez-Häuptling, so wurden außer den bereits bei Lebzeiten eigens zu diesem Zweck ihm beigesellten Getreuen auch seine Weiber erdrosselt. Selbst den Frauen, wenn sie die Häuptlingswürde bekleideten oder aus dem Geblüte der Sonnen oder Oberhäupter stammten, wurde Seelenbegleitung zuteil.[60]

Chateaubriand[61] berichtet, daß man bei dem Tode eines weiblichen Häuptlings außer dem Ehemann zehn Kinder erdrosselte, deren Leichen von den Eltern im feierlichen Zuge getragen wurden. Am Grabe wurden noch vierzehn Alluez, Jünglinge aus der Leibgarde, dem Tode geweiht. Zuweilen aber stieg die Zahl dieser Opfer auf hundert, von denen manche schon jahrelang vorher um die Ehre der Seelenbegleitung gebeten hatten. Auch in Florida mußten die Leibdiener und Lieblingssklaven den Paraufti oder Oberhäuptern im Tode folgen.[62] Baegert, auf den Sir John Lubbock sich beruft, weiß zu melden, daß sich bei den Kaliforniern nicht ein Schatten von Religion finde, muß aber auf Grund seiner eigenen Nachrichten als Zeuge für das Gegenteil dienen. Die alten Kalifornier glaubten an ein Fortleben und Wiedersehen in der anderen Welt. Einem Knaben, der um seinen ermordeten Pflegevater, einen Missionar, weinte, wurde von einem der Mörder der Kopf

zerschmettert mit den Worten: „Leiste nun dem, um dessen Tod du trauerst, auch in der anderen Welt Gesellschaft und Dienste!“ [63] „Ehe die Kalifornier von dem Evangelio gehört hatten,“ schreibt der Missionar Bonani,[64] „glaubten sie schon in dem blinden Heidentum, daß die Seele unsterblich sei. Sie wußten ebenfalls von Himmel und Hölle und von einem höheren Wesen, so über alle Dinge gesetzt wäre.“ Den Ort der Seligkeit suchten die trägen Kalifornier nicht in glücklichen Jagdgründen, sondern in einem ihrem balsamischen Klima entsprechenden Paradiese, wo man schwelgt in seliger Lust.

Obschon den Vorstellungen mancher Indianerstämme eine Scheidung des Jenseits in einen Ort der Seligkeit und in einen Ort der Verdammnis fremd ist, so wird doch ein Unterschied der Zustände angenommen. Die Seelen, deren Leibern die letzte Ehre vorenthalten ward, ferner die Seelen von Schwächlingen und Feiglingen sind den Schwierigkeiten der Wanderung über die hohen Berge und die spitzen Felsen, über die Abgründe, Seen und Ströme der Unterwelt nicht gewachsen und daher von den glücklichen Jagdgründen ausgeschlossen. Auch wird in manchen Gegenden die Gottheit des Totenreichs als ein übelwollendes Wesen angesehen; so Atäntsik, die Großmutter Tharonhiavagons, des großen Geistes der Irokesen und der Huronen, Kupai, der Totengott appalachischer Volksstämme, Wak oder Tuperan, der unterirdische Fürst der Kalifornier. Wer nicht durch die „Medizin“ des guten Gottes gefeit ist, erleidet eine Todesart, die zugleich über sein Schicksal nach dem Tode entscheidet und ihn der Herrschaft des bösen Geistes überliefert. Allerdings ist die Verteilung der jenseitigen Lose auf Grund von Zufälligkeiten, die menschlicher Macht entzogen sind, weniger eine Vergeltung für sittliches Verhalten, als vielmehr ein vorherbestimmtes Verhängnis, von dem der

Sterbende bereits Gewißheit besitzt. Nach der Meinung der Cheyenne kann kein Skalpierter in das Paradies eingehen. Hieraus erklärt sich einerseits die zur Wut gesteigerte Begierde, alle Feinde zu skalpieren, anderseits die heldenmütige Anstrengung, gefallene Freunde vor solchem Unglücke zu bewahren. Ein skalpierter Leichnam wird nicht einmal des Begräbnisses wert erachtet, da die Seele, die ihn bewohnte, rettungslos verloren ist.[65]

Wo aber das selige Leben als Gemeinschaft mit dem großen Geiste, als Himmelsgotte, gedacht wird, scheint irgend eine Vergeltung für den irdischen Wandel Platz zu greifen. Freilich gehören in erster Linie die Häuptlinge und die tapferen Krieger zu den Auserwählten. Manche Stämme erblicken im südlichen Himmel die Walhalla der Rothäute und in der Milchstraße den Weg dahin.[66] Die Helden der appalachischen Stämme erhalten ihren Wohnsitz in der Sonne, desgleichen die Häuptlinge der Natchez, wohingegen die Seelen der Untertanen in Tierleiber einkehren. Die Übertragung der gesellschaftlichen Rangordnung wie der Unterschiede in der körperlichen und geistigen Tüchtigkeit auf das zukünftige Leben drängt allerdings den sittlichen Vergeltungsgedanken in den Hintergrund. Daß dieser aber, wie vielfach behauptet wird, dem nordamerikanischen Unsterblichkeitsglauben gänzlich gefehlt habe, ist nach den Zeugnissen Lafitaus, Catlins u. a. nicht anzunehmen. Die Tschippewyans fürchten das Gericht nach dem Tode: Die Verstorbenen gelangen in steinernen Nachen auf einen großen See, in dem die Insel der Seligen liegt, und müssen hier Rechenschaft ablegen. „Die Guten dürfen auf die Insel kommen; mit den Bösen aber sinkt der steinerne Nachen; sie stehen bis zum Kinn im Wasser und strengen sich ewig fruchtlos an, die gesegnete Insel zu erreichen.“[67] Eine sündige Tschokta-Seele fällt in einen Fluß voll toter

Fische und Kröten, wo sie nie die Sonne sieht und von allen erdenklichen Übeln geplagt wird.[68] Nach der Meinung der Schwarzfüße müssen die abgeschiedenen Seelen einen steilen Berg erklimmen. „Auf dem Gipfel desselben haben sie die Aussicht in eine weite Ebene, auf der es von Wild aller Art wimmelt. Da und dort stehen schöne neue Zelte. Während sie diese Herrlichkeit überschauen, werden sie von den Bewohnern des glücklichen Landes entdeckt, die sich ihnen in Kleidern von neuen Fellen nähern und jeden, der auf Erden ein gutes Leben geführt, willkommen heißen. Der Böse aber, der seine Hände mit dem Blute seiner Landsleute befleckt hat, wird zurückgewiesen und den steilen Berg hinabgeworfen. Weiber, die sich des Kindesmordes schuldig gemacht, erreichen den Berg gar nicht; sie müssen, mit Baumzweigen an den Beinen, um den Ort schweifen, wo sie das Verbrechen begangen haben.“[69] Die Anschauungen der Irokesen bekundet folgender Vorfall. Ein Mädchen hatte aus Gram Tollkraut gegessen und war fest entschlossen, kein Gegenmittel anzuwenden. Schon dem Tode nahe, trotzte es allen Bitten seiner jammerden Schwester. „Ach!“ seufzte diese unter einem Strome von Tränen, „so soll es denn nun geschehen; Du willst, daß wir uns nicht wiedersehen, niemals wiederfinden!“ Ein hinzutretender Missionar fragte, warum sie denn am Wiedersehen verzweifle, da doch nach ihrem Glauben alle im Reiche der Seelen wieder zu ihren Verwandten und Vorfahren kämen. Die Schwester gab zur Antwort: „Es ist wahr, wir gelangen alle in das Reich der Seelen. Die Bösen aber und insbesondere die Selbstmörder bringen ihre Verbrechen mit hinein zu ihrer Strafe. Sie werden von den übrigen abgesondert und haben keinerlei Gemeinschaft mit ihnen. Das ist die Ursache meiner Trauer.“[70]

In manchen Stücken verwandt mit den Unsterblichkeits=

vorstellungen der nordamerikanischen Indianer sind die der zahlreichen Stämme, welche einst Mexiko, Zentralamerika und Westindien bevölkerten.

Entsprechend dem Völkergedränge, dessen Schauplatz das alte Mexiko gewesen, sind die religiösen Anschauungen ein seltsames Gemisch von erhabenen und von rohen Begriffen. Die diesseitigen Standes- und Vermögensunterschiede spielen auch im anderen Leben eine Hauptrolle. Nach der Meinung der Tlaskalaner, die zur Urbevölkerung Mexikos gehörten, wurden die Seelen der Fürsten in Wolken, prächtige Vögel oder kostbare Steine verwandelt, die des Volkes dagegen in Ratten, Käfer oder elendes Gewürm. Die in der Schlacht gefallenen Krieger, desgleichen die auf der Reise gestorbenen Kaufleute gelangen in das östliche Sonnenhaus, d. i. in den östlichen Himmel, von wo sie mit Musik und schallendem Waffengetöse, unter Scherzen und Tänzen die Sonne bis zu ihrem Untergange begleiten und diese dann durch das Reich der Unterwelt nach Osten zurücktragen. Alle vier Jahre werden auch diese Seelen teils in Wolken, teils in Kolibris verwandelt und können in dieser Gestalt auf die Erde zurückkehren, um zu singen und den Saft aus den Blumen zu saugen. Die dem einäugigen Tlalok, dem Gotte des Regens und der Fruchtbarkeit, geopferten Kinder werden in dessen Wolkenparadies versetzt. Hier befinden sich auch in einem Zustande seligen Nichtstuns die Seelen der vom Blitze Erschlagenen, der Ertrunkenen, der an der Wassersucht oder am Aussatze Gestorbenen. Die Seelen der übrigen wandern ins Totenreich (Miktlan). Aber die Wanderung dahin ist lang und gefährlich; daher wird der Tote mit mancherlei Schutzmitteln versehen. Der Priester besprengt ihm das Haupt mit Wasser und legt ihm auf den Leib eine Anzahl Papierstreifen, die als Pässe für die gefährlichen Stellen des Weges dienen sollen. „Mit

diesem ersten," spricht er, „wirst Du die Berge übersteigen können; mit dem zweiten wirst Du an der großen Schlange vorbeikommen; mit dem dritten wirst Du das grüne Krokodil in die Flucht schlagen; mit dem vierten wirst Du die acht großen Wüsten und die acht steilen Hügel überwinden." Darauf wird dem Toten sein Berufswerkzeug mitgegeben: dem Krieger sein Schlachtbeil, dem Landmann die Hacke, der Frau die Spindel und der Besen und zum Schutze gegen den schneidigen Wind ein Mantel; endlich wird ein Hund von rötlicher Farbe getötet und neben den Toten gebettet, auf daß er ihn sicher durch den Neunerfluß geleite. Leute aus dem Volke wurden beerdigt, die Leichen von Fürsten und Königen dagegen unter großen Feierlichkeiten und blutigen Grausamkeiten verbrannt. Sobald das Feuer den Leichnam der Herrschers samt den beigelegten Kostbarkeiten zu verzehren begann, wurden die zur Begleitung bestimmten Frauen und Sklaven, deren jeder Edle wenigstens 10 zu stellen hatte, vorgeführt und von einem Verwandten des Fürsten eindringlich ermahnt, ihrem Herrn im Jenseits ebenso treu zu dienen, wie sie es bisher getan. Darauf wurden sie der Reihe nach auf einem Opfersteine geschlachtet, und das aus der Brust gerissene Herz wurde in die Flammen geworfen. Bei der Feuerbestattung Nezahualpillos, des letzten Königs von Tezkuko, wurden 100 Frauen und 200 Sklaven geopfert; am fünften Tage nachher wurde noch ein Schlußopfer von 20 Sklaven dargebracht.[71] Nirgend vielleicht ist dem Kriegsgotte und den Manen der gefallenen Krieger zu Ehren soviel Menschenblut geflossen als im Reiche der kriegerischen Azteken, deren Priester eine Art Kasel aus Menschenhaut trugen. Die höhere Kultur, die sie von den Tolteken geerbt, hat sie nicht gehindert, die grausamen Gewohnheiten, die sie aus ihren nördlichen Wohnsitzen

mitgebracht und auch bei der mexikanischen Urbevölkerung vorgefunden hatten, in der neuen Heimat beizubehalten. Die schreckliche Sitte der „Geleitseelen“ am Grabe herrschte auch in Zentralamerika, z. B. in der Provinz Vera Paz, in Costa Rica, desgleichen auf Haiti, wo die Lieblingsweiber dem verstorbenen Kaziken folgen mußten, falls sie nicht ihre eheliche Liebe und Treue schlimmem Verdachte aussetzen wollten.[72] Das in diesen Ländern übliche Aderlassen und Geißeln an den Gräbern, wie der bei einigen Stämmen bestehende Brauch, daß die Witwe eine Zeitlang neben ihrem Manne im Grabe oder auf dem Scheiterhaufen ruhte, sind vielleicht als Überbleibsel oder Milderungen jener schrecklichen Sitte zu deuten, die irregeleitete Vorstellungen vom Leben nach dem Tode erzeugt haben.

Eine ähnliche Färbung tragen die Jenseitsgedanken der südamerikanischen Völker. Die Kariben, durch ihren Namen für ewige Zeiten als Kannibalen gebrandmarkt, waren der Meinung, daß die Seelen nicht eher in das Totenreich gelangten, als bis alles Fleisch sich von den Gebeinen abgelöst habe.[73] Die Seelen der Tapferen kosten alle Freuden der Glückseligkeitsinsel, die der Feiglinge und der gefallenen Feinde müssen ihnen Sklavendienste leisten, schweifen auch als Spuk- und Poltergeister umher, Schaden anrichtend, wo und wie immer sie können. Wo der Sonnenkult herrschte, ließ man die Seelen der Guten ins Sonnenhaus einziehen oder in einen Stern sich verwandeln, die der Bösen aber in Tierleiber einkehren. Sehr verbreitet war der Glaube, daß zwei Seelen in jedem Menschen wohnen: die Herzseele ist gut und wird nach dem Tode ins Sonnenhaus aufgenommen, die Kopfseele dagegen ist böse und wird in einen Tierkörper eingeschlossen, so daß ein jeder infolge einer unabänderlichen Notwendigkeit zu den Auserwählten wie zu den Verworfenen gehört.

Menschenopfer am Grabe waren auch bei den Kariben üblich.[74]

Die Tamanaken am oberen Orinoko haben eine Sage, nach der durch den Unglauben eines Weibes der Tod in die Welt gekommen. Der große Geist, der längere Zeit hindurch mit ihnen verkehrt hatte, sprach beim Abschiede: „Ihr werdet inzwischen die Haut wechseln.“ Da ein altes Weib diesen Worten, die von den Tamanaken als Verheißung einer leiblichen Unsterblichkeit gedeutet werden, keinen Glauben schenkte, rief der große Geist: „Ihr sollt sterben!“ Der Glaube an eine Auferstehung war den wilden Arekunas in Britisch-Guyana, unter denen Appun viele Jahre zugebracht hat, so geläufig, daß im Jahre 1846 auf Zureden des geriebenen und herrschsüchtigen Zauberers (Piaï) Awakaipu 400 Menschen einander niedermetzelten in der Hoffnung, am Tage des nächsten Vollmondes in weißer Hautfarbe zu ihren Familien zurückkehren zu können, um fortan wie Europäer zu leben und über die Rothäute zu herrschen.[75] Seltsamerweise war acht Jahre vorher ein Brasilianer, namens João Pereira, der ein neues Königreich zu gründen beabsichtigte, auf den Einfall geraten, durch ähnliche Verheißungen die leichtgläubige Menge zu betören und für den gewaltsamen Tod zu begeistern; Männer lieferten sogar ihre eigenen Kinder diesem Blutmenschen ans Messer.[76]

Merkwürdige Nachklänge der Offenbarung, daß die Sünde den Tod verursacht hat, wurden gleichfalls von der brasilianischen Urbevölkerung überliefert.

Die Guarani, vom Missionar Dobrizhofer „hungrige Menschenfresser“ genannt, bewahrten die Erinnerung, daß ihr Gott und Großvater Tamoï, „der Alte vom Himmel“, von ihren Vorfahren, die er im Ackerbau unterrichtet hatte, mit dem Versprechen geschieden sei, sie dereinst in ein

anderes Leben zu führen, wo sie ihre Brüder wiedersehen und Wild im Überflusse finden würden. Wohl nicht alle brasilianischen Stämme mögen den Vergeltungsgedanken so deutlich hervortreten lassen wie die Chirigua, von denen Saëns[77] behauptet: „Sie glauben, daß die guten Handlungen durch ein höheres Wesen, das alles erschaffen hat, belohnt, und daß die schlechten Taten bestraft werden.“ Die Messayas reden von zwei Sphären. Die obere ist durchsichtig, die untere dunkel. In der ersten wohnt die Gottheit, in der zweiten entstehen und sterben die Menschen, die nach ihrem Tode belohnt oder bestraft werden.“[78]

Im allgemeinen lauten die Berichte der Missionare und Forschungsreisenden über das Religionswesen der brasilianischen Völker wie auch der Pampasbewohner und der übrigen südamerikanischen Stämme weniger günstig. Johe v. Léry[79] kann nicht glauben, „daß ein Volk auf dem ganzen Erdenrunde von Religion weiter entfernt sei,“ fügt aber hinzu: „Um jedoch zu zeigen, wieviel Licht ich unter der dicksten Finsternis bemerkt habe, muß ich sagen, daß sie nicht bloß an eine Unsterblichkeit der Seele glauben, sondern auch die Gewißheit haben, die Seelen der verstorbenen Tugendhaften — die Tugend freilich bestimmen sie nach ihrer Art: an Feinden Rache nehmen und viele fressen — flögen hinter die höchsten Berge, kämen zu den Seelen ihrer Väter und Voreltern und führten dort in den angenehmsten Gärten unter ewigen Vergnügungen und Tänzen ein frohes Leben; die Seelen der Trägen aber, welche, ohne sich um die Verteidigung des Vaterlandes zu bekümmern, unrühmlich gelebt haben, würden von dem Aynan — so nennen sie den bösen Geist — genommen und müßten mit demselben unter ewigen Qualen leben.“ Wahrscheinlich gleichbedeutend mit dem Aygnan oder Anhanda der Tupinambas ist der böse Feind der Botokuden.

Dieser Teufel gräbt die Toten aus, falls er auf Gräbern kein Feuer findet; um ihn zu vertreiben, wird auf jeder Seite des Grabes eine Zeitlang ein Feuer unterhalten. Wie die Kanadier, die Kariben, die Chilenen, die Hottentotten und andere Völker, pflegen auch manche Botokuden dem Leichnam eine hockende Lage im Grabe zu geben, um anzudeuten, daß er im Schoße der Erde der Geburt zu einem neuen Leben entgegenreife.[80] Die Kamakans oder Mungoyos, wie sie sich nennen, vergöttern ihre Toten und lassen sie an der Weltregierung teilnehmen. Auch fürchten sie, daß diejenigen, die im Leben eine üble Behandlung erfahren haben, als Unzen zurückkehren, um sich an ihren Beleidigern zu rächen; sie zu besänftigen, werden ihnen Nahrungsmittel, Geräte und Waffen ins Grab gelegt.[81] Zu den verstorbenen Angehörigen und Freunden aber hegt man Vertrauen, so daß man sie in Not und Gefahr herbeiruft. Die Coroados, im Begriffe, gegen die Puris zu Felde zu ziehen, beschwören sogar die Seele eines dieser Feinde, um sie zum Verrate an den eigenen Landsleuten zu nötigen.[82]

Während der Wohnsitz der Seligen, mag er als besondere Abteilung des allgemeinen Schattenreiches oder als gänzlich geschiedener Aufenthaltsort gedacht sein, mit lichten Farben ausgemalt und mit Reizen ausgestattet wird, die dem eng begrenzten Gesichtskreise und dem sinnlichen Begehren des Naturmenschen entsprechen, wird die Wanderung zu diesem Paradiese allgemein als beschwerlich und gefährlich dargestellt. Die Araukaner in Chile fürchteten sich vor dem großen Flusse in der Unterwelt, über den ein altes Weib in Gestalt eines Walfisches die Seelen hinüberführt. Eine andere Alte erscheint, um einen Zoll zu fordern; wer nicht willens oder in der Lage ist, ihn zu zahlen, wird eines Auges beraubt. Wie hienieden, so

wird auch im Jenseits gekämpft. Jedes Gewitter ist das Anzeichen einer Geisterschlacht: das Rollen des Donners rührt her vom Pferdestampfen und vom Trommelschlage, der Blitz vom Geschützfeuer. Nimmt das Gewitter die Richtung zu den spanischen Besitzungen, so haben die Geister der Araukaner über die der Spanier gesiegt, und sie wurden von den Lebenden angefeuert, die Feinde zu verfolgen und zu erschlagen. Den Manen der Kriegshelden wurden die Gefallenen geopfert, und die Häuptlinge genossen das Vorrecht, einige Tropfen Blut aus dem Herzen dieser Unglücklichen saugen zu dürfen.[83]

Noch schrecklicher verfuhren die Bewohner des vorinkaschen Peru mit den Kriegsgefangenen, und auch unter der Inkaherrschaft ist an den Gräbern viel Menschenblut vergossen worden. Die Lieblingsweiber und Leibdiener des verstorbenen Herrschers weihten sich freiwillig dem Tode und ließen sich lebendig begraben, da es ihr heißester Wunsch war, ihrem Herrn auch in der anderen Welt zu dienen.[84] Prescott schöpft aus den alten Quellen die Angabe, daß beim Tode des Inka Hayna mehr als tausend Menschen geopfert seien. Die Patrizierwitwen traf das gleiche Los, und sie beugten sich ihm freiwillig, da eine Weigerung ihnen als Ehebruch wäre angerechnet worden. Später begnügte man sich damit, männliche und weibliche Holzfiguren als Abbilder der männlichen und weiblichen Begleitseelen dem Toten ins Grab zu legen. Die Mayorunas, die Cashibos und andere im Amazonentale hausende Stämme verspeisen ihre Alten. „Sobald dem Greise angezeigt wird, daß sein letzter Tag gekommen sei, gibt er Zeichen von Freude und sagt, daß er nun bald seine alten Freunde wiedersehen werde. Dann wird ein großes Fest gegeben.“ Alle Amazonenstämme glauben

an ein Leben nach dem Tode, mehrere auch an eine Seelenwanderung.[85]

Don Felix von Azara, ein Hauptgewährsmann Sir John Lubbocks, hat aus den südamerikanischen Völkern eine ganze Musterkarte von Gottes- und Unsterblichkeitsleugnern in so leichtfertiger Weise zusammengestellt, daß er sich durch seine eigenen Zeugen Lügen straft.[86] Unter anderen werden auch die Abiponer in Paraguay genannt. Ihnen aber bezeugt der Missionar Martin Dobrizhoffer, der sieben Jahre lang unter ihnen gewirkt hat, daß sie an ein höheres Wesen und auch an ein jenseitiges Leben glauben. Sie bekunden eine rührende Ehrfurcht gegen die irdischen Überreste ihrer Toten, bereiten ihnen ein möglichst feierliches Begräbnis und unterwerfen sich allerlei lästigen Trauergebräuchen. Nichts liegt ihnen mehr am Herzen, als den Gebeinen ihrer Angehörigen eine gemeinsame Ruhestätte zu bereiten, die sie durch Baumzeichen kenntlich machen. Die Leichen der auf einem Jagd- oder Kriegszuge Gefallenen begraben sie nicht in einsamer oder fremder Erde, sondern nehmen sie mit in die Heimat, mögen sie auch hundert Meilen zurückzulegen haben. Den Namen des Toten auszusprechen, halten sie für die denkbar gröbste Beleidigung, und nicht selten geschieht es, daß die ganze Familie nach dem Verluste eines teueren Gliedes einen anderen Namen annimmt. In der Regel aber ist die Gespensterfurcht die Ursache der Namensänderung. Den Zauberern legen die Abiponer die Macht bei, die Seelen der Verstorbenen heraufzubeschwören und von ihnen die Zukunft zu erfahren. Nach dem Tode werden diese Menschen wie Halbgötter verehrt, und ihre Gebeine werden als Reliquien auf die Jagd und in den Krieg mitgenommen. Feurige Lufterscheinungen werden als Zeichen angesehen, daß irgendwo ein Zauberpriester gestorben sei. Die kleinen

Enten (Ruilili), die in großen Scharen nachts umherflattern und Klagetöne ausstoßen, werden für eingekörperte Ahnenseelen gehalten und geradezu Mehelenkachie (Geister, Schatten, Gespenster) genannt. Da die Seele ihre irdischen Bedürfnisse und Wünsche im Tode nicht ablegt, so werden ihr reichliche Gaben gespendet.[87] Die Guaykuri fügten bei der Beerdigung hervorragender Persönlichkeiten jene blutigen Opfer hinzu, wie wir sie schon bei manchen Völkern angetroffen haben; überdies waren jedesmal freiwillige Geleitseelen vorhanden, deren Anzahl sich nach dem Range des Toten richtete.[88]

Nach der Meinung der Patagonier oder Tehuelchen wohnen die Seelen der Abgeschiedenen in unterirdischen Zelten, wo der Tisch für sie reichlich gedeckt ist. Die Seelen der verstorbenen Zauberer gesellen sich zu den feindseligen Geistern, die in gewissen Wäldern, Flüssen und eigentümlich gestalteten Felsen hausen. Die Häuptlinge und andere Lieblinge der Götter wandern zu den Gestirnen; die Milchstraße ist der Pfad, auf dem sie der Straußenjagd obliegen.[89]

„Als Schreckbilder der Menschheit," sagt Oskar Peschel,[90] „sind von allen Seefahrern die Bewohner der ewig feuchten, gleichmäßig kühlen Magalhaësstraße beschrieben worden." Er meint jenen Menschenschlag im äußersten Süden der Neuen Welt, den Bougainville Pescheräh nannte, ein Name, den Charles Darwin und Morton in Fuegians, Feuerländer, umänderten. In der Tat sehen wir die neueren wie die älteren Forschungsreisenden in den Bemühungen miteinander wetteifern, die Eskimo des Südens möglichst weit von der übrigen Menschheit zu trennen und an das Tierreich heranzurücken. Wallis[91] hält die Feuerländer für die „niedrigsten und bedauernswürdigsten unter allen menschlichen Wesen"; Cook[92] nennt sie den „Auskehricht

der Menschennatur". „Erblickt man solche Menschen," schreibt Charles Darwin,[93] „so kann man sie kaum zu dem Glauben bestimmen, daß sie unsere Mitgeschöpfe und Bewohner einer und derselben Welt sind." Andere Beobachter wagten die Behauptung, daß die Lebensweise der Pescheräh nicht viel höher stehe als die der Orang-Utangs und der Biber. Aus diesen Schilderungen vernehmen wir deutlich das Echo der widerlichen Eindrücke, die das Äußere dieser Wilden, namentlich der groteske Kopfputz und die scheußliche Gesichtsbemalung, ferner die Manier des Essens und das glucksende Geräusch beim Sprechen den Reisenden angetan. In Wirklichkeit sind die Pescheräh keineswegs so tierähnlich, wie sie dem flüchtigen Beobachter erscheinen, und nur ein kritisch genügsamer Ethnolog kann sie zu einem religionslosen Volke stempeln.[94] Zu unserer Freude rügt neuerdings Friedrich Ratzel dieses bequeme Verfahren. Er weist unter anderm auf die Tatsache hin, daß die Feuerländer ihre Totengebräuche, die mit denen der übrigen Amerikaner auffallend übereinstimmen, trotz ihrer Armut ebenso sorgfältig beobachten wie die im Überflusse lebenden Völker. Selbst die Einhüllung der mumienartig kauernd zusammengerollten Leichen fehlt nicht, so daß der Leib oft besser gekleidet der Erde übergeben wird, als er jemals im Leben gewesen. Die Feuerländer glauben, daß die abgeschiedenen Seelen in den Wäldern hausen; jeden Vogelschrei, jeden Krach im Gletschereise, jedes unerklärliche Geräusch deuten sie als Geisterruf.[95] Wie weit aber ihr Denken mit dem zukünftigen Leben sich beschäftigt, ist noch nicht hinreichend untersucht worden.

Zwei Volksstämme, die neben einigen anderen um den traurigen Ruhm streiten, auf der niedrigsten Stufe der Menschheit zu stehen, bilden den Ausgangspunkt und den Schluß unserer Überschau über die Unsterblichkeitsgedanken

der sog. Naturvölker. Daß selbst die rohesten Stämme und die entartetsten Horden die Hoffnung auf ein besseres Leben sich gerettet haben, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen, welche die Völkerkunde ermittelt.

Allerdings stehen die sich selbst überlassenen und darum verlassenen Stämme mit ihren Erwartungen und Vorstellungen vom anderen Leben in einer so niederen Sphäre, daß sie, wenn diese sich erfüllen würden, nicht einmal in der besseren Welt das Rousseausche Ideal des ursprünglichen und unverfälschten Naturzustandes darstellen könnten. Sollen wir ihr Hoffen und Harren um der rohen Form willen, in denen es sich kundgibt, verachten oder verlachen? Mitnichten; denn es klingt durch die Übereinstimmung auch dieser kindlich einfältigen und plumpen Anschauungen, durch den freudigen Widerhall, den das Wort vom Wiedersehen in jeder Seele findet, etwas von dem hindurch, was William Alger den „Hahnenschrei der Vernunft" nennt. Ohne Zweifel sind die religiösen Blüten, mit denen wir uns in diesem Kapitel beschäftigt haben, Kryptogamen von derbem Aroma, aber auch sie haben echte Keime und gesunde Wurzeln. Offenbar sahen wir einen wüsten Schlackenhaufen vor uns, aber es sind Metallkörper der Wahrheit in ihm verborgen. Auch der sog. Wilde sieht das gegenwärtige Leben als ein Fragezeichen an, auf das nur das zukünftige die Antwort zu geben vermag; auch er vernimmt einen ins Diesseits verlegten Abschluß des Daseins als schrillen Mißklang; auch ihn drängt es mit unwiderstehlicher Macht über das Irdische hinaus; auch sein Gewissen, durch die Leiden der Unschuld und den Triumph des Unrechtes tödlich gekränkt, fordert oder ahnt eine höhere Ausgleichung durch ein gerechtes Gericht.

Der Christ betrachtet die Verwirrungen und Greuel der heidnischen Jenseitsvorstellungen nicht ohne Mitleid,

aber zugleich mit begeisterter Freude über den eigenen Besitz eines würdigen und wahren Jenseitsbildes. Der Stoffgläubige müßte aus ihnen die Anwendung ziehen, die Jean Paul den Unsterblichkeitsleugnern am Grabe Herders zugerufen hat: „Gibt es keine Unsterblichkeit, ist alles Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine Morgendämmerung, wird der hohe Geist auch dem Körper nachgesandt an Sargstricken in die Gruft: o, so weiß ich nicht, warum wir es nicht am Grabe großer Menschen so wie die wilden und alten Völker machen, bloß aus Verzweiflung wie diese aus Hoffnung: daß wir uns ihnen wie jene sich ihren Fürsten geradezu in die Gruft nachwerfen, damit man nur auf einmal das unsinnige, gewaltsame Herz ersticke, das durchaus für etwas Göttliches, Ewiges schlagen will."

Die positivistische Wissenschaft begnügt und brüstet sich zugleich mit dem Erfahrungswissen. Dessen Gegenstand aber ist ohne Zweifel auch das tief in der Seele wurzelnde Unsterblichkeitsbedürfnis, die Ahnung des ewigen Lebens und die Sehnsucht nach ihm, die sich dem Bewußtsein mit demselben Wirklichkeitscharakter und derselben Seinsgewißheit bezeugt wie die Eindrücke der Sinne. Diese Urtatsachen des inneren Erlebens erfordern einerseits einen Erklärungsgrund und berechtigen anderseits zu Schlüssen. Ist der Unsterblichkeitsdrang eine Selbsttäuschung, so bleibt die Standhaftigkeit unverstanden, mit der er sich im Gegensatze zu anderen Wahngebilden allen Angriffen gegenüber behauptet. Er entstammt daher der Natur des Menschengeistes, der die Kraft und die Bestimmung zum ewigen Leben in sich fühlt. Diese Schlußfolgerung ist auch mit den positivistischen Denkgrundsätzen vereinbar.

IV.

Einwendungen gegen das Zeugnis der Menschheit.

„Sobald du denken willst, du wärest nicht mehr einst,
So fühlst du, daß du dich insoweit selbst verneinst.
Verneine nur dies Nein! Dazu hast du empfahen
Des Geistes Kraft allein, dich ewig zu bejahen."
(Rückert.)

Mögen die Zweifler Vernunftgründe verwerfen und verspotten. Als Verehrer des Instinkts und der Erfahrungstatsachen können sie, ohne in schreienden Widerspruch mit sich selbst zu geraten, nicht gleichgültig oder blind vorübergehen an dem einhelligen Zeugnisse der Menschheit, das die mit der Macht natürlicher Notwendigkeit hervorbrechende Sprache der gesunden Menschennatur ist. In den Reihen der Naturforscher, die sonst für jede Erscheinung ein wachsames Auge haben, standen und stehen von Plinius' Zeiten bis auf unsere Tage die verwegensten Leugner der Unsterblichkeit. „Nur die menschliche Eitelkeit," spottete jener Gelehrte, der sogar den Elefanten Religion zuschrieb, „lügt sich selbst zur Zeit des Todes Leben vor, indem sie bald die Unsterblichkeit der Seele, bald eine Umgestaltung, bald ein Leben in der Unterwelt annimmt, als ob das menschliche Leben irgendwie von dem tierischen verschieden wäre. Wo wohnen die seit so vielen Jahrhunderten abgeschiedenen Seelen? Alles das sind kindliche Dichtungen

und Ausgeburten einer nach ewiger Dauer lüsternen Sterblichkeit. Ist denn, zum Henker, der Glaube, daß man nach dem Tode wieder auflebe, nicht der größte Wahnsinn?"[1] Die meisten und weisesten Menschen also wären wahnsinnig gewesen!

Neuere Gegner haben sich ernstlich bemüht, den Eindruck des menschheitlichen Zeugnisses, den doch die Vorliebe des modernen Denkens für eine geschichtlich-völkerkundliche Betrachtung des Menschen begünstigen sollte, durch verschiedene Einwendungen zu verwischen.

Zunächst hat man die Übereinstimmung der Menschheit im Unsterblichkeitsglauben aus dem Grunde abzuschwächen versucht, weil dessen Inhalt nach Zeit und Volk so verschieden und durch abgeschmackte Beimischungen so vielfach entstellt sei. Allein der Unsterblichkeitsgedanke ist es, auf den bei diesem Beweise der Hauptnachdruck zu legen ist, und er ist keinem Zeitalter und keinem Volke gänzlich abhanden gekommen. Und die unleugbare Tatsache, daß sich Menschen lieber die jenseitige Fortsetzung des elenden Erdenlebens als gänzliche Vernichtung wollten gefallen lassen, ist ein unwiderlegliches Zeugnis für die Stärke und die Standhaftigkeit des Unsterblichkeitsbedürfnisses, das um jeden Preis Befriedigung verlangt.

Man darf von der Jenseitsvorstellung der Heiden, namentlich des Naturmenschen, nicht erwarten, daß sie ganz vom Irdischen und Sinnlichen absehe. Sie ist vielmehr wie die niedrigste Form der Gotteserkenntnis eine rohe und unklare, nicht selten unrichtige und unwürdige, dem unentwickelten Geistes- und Gemütsleben des sog. Wilden entsprechende. Es ist aber nicht zu übersehen, daß die Unsterblichkeitshoffnungen eines verbildeten Geistes und der Glückseligkeitstrieb eines verderbten Gemütes manchmal von dem naturwüchsigen Denken und Empfinden des

Naturmenschen beschämt werden. Auch hochgesittete Völker haben das Jenseits mit einer Unsumme sinnlicher Reize ausgestattet oder vielmehr entstellt, so daß manche kulturarme Stämme sich über die sinnliche Ausmalung eines Lucian erheben. Diese haben überdies vor jenen den unschätzbaren Vorteil voraus, daß ihre unvollkommenen Vorstellungen viel leichter durch das Christentum entwicklungs- und läuterungsfähig sind als die unedlen Anschauungen der anderen. Und selbst unter den Christen mag es Naturmenschen genug geben, die in das ewige Leben den Plunder irdischer Ehren, Güter und Genüsse mitnehmen möchten.

Gegen die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens wird zunächst eingewendet, daß ein ganzes „Volk von Philosophen", nämlich die über 400 Millionen zählende Religionsgesellschaft der Buddhisten, ihn verwerfe. Manche Gelehrte sind freilich der Meinung, daß im Buddhismus die persönliche Fortdauer nach dem Tode keineswegs geleugnet werde. Sie halten es für wenig wahrscheinlich, daß so viele Millionen von Menschen dem vollendeten Pessimismus und Nihilismus verfallen seien. Sie weisen darauf hin, daß die Lehre von der Seelenwanderung den Unsterblichkeitsglauben voraussetze oder fordere, und daß ohne ihn die von Buddha und seinen Schülern geübte Welt- und Selbstentsagung unbegreiflich sei. Daher glaubt Frohschammer[2] unter Berufung auf tüchtige Kenner des buddhistischen Religionswesens sagen zu dürfen: „Nirwâna ist für den Buddhismus die göttliche Sphäre der Ruhe und Seligkeit gegenüber dem wilden, rastlosen Treiben in der irdischen Erscheinungswelt, ist ein Gebiet oder Zustand der Leidenlosigkeit und des Friedens gegenüber den Schmerzen, den Plagen und dem Elende dieses Daseins." Und ein „gelehrter Hindu", Nisi Kanta

Chattopadhyaya, hat sogar den Mut, zu behaupten, das vollkommene Leben werde von Christus „Reich Gottes“, von Buddha „Nirwâna“ genannt; „die Sache sei dieselbe, nur das Gewand etwas verschieden“. Indessen ist dieser „gelehrte Hindu“, welcher der erstaunten Welt die wesentliche Gleichheit der christlichen und der buddhistischen Religion darzutun sich unterfing, als ein Halbwisser bloßgestellt worden, der in den Schriften von David Fr. Strauß und Eugen Sue besser Bescheid weiß als im Tripitaka, dem heiligen Buche der Buddhisten.[3] Die besten Gewährsmänner, wie Burnouf, Barthélemy St.-Hilaire, Köppen, Max Müller, Wassiljew, v. Strauß und Torney, v. Himpel, E. Hardy, Jos. Dahlmann u. a., lehren übereinstimmend, Nirwâna bezeichne ursprünglich das Auslöschen, das Verwehen. Die Wurzel wâ bedeutet wehen; nir vor Zeitwörtern entspricht unserem weg, ent, auseinander, zer, ver; daher Nirwâna das Weg- oder Auswehen, Zer- oder Verwehen. Dieser Auffassung widerstreitet die Lehre von der Seelenwanderung nicht, da letztere als Sühnungs- oder Läuterungsprozeß dem Eintritte der Seele in den Zustand des Nichtseins vorausgehen muß. Es ist aber zu beachten, daß im Entwicklungsgange des Buddhismus das Nirwâna im Sinne Buddhas den Begriff der vollkommenen Todesruhe eingebüßt und einen sehr sinnlich gefärbten Inhalt empfangen hat. Dem Volke erscheint es als ein mohammedanisches Paradies; daher darf die Menge der Buddhisten nicht gegen den Unsterblichkeitsglauben ins Feld geführt werden. Freilich ist das Nirwâna nach der einen wie nach der anderen Deutung ein schlechter Ersatz für den christlichen Himmel, dessen Stelle es in Ed. v. Hartmanns[4] Zukunftsreligion einnehmen soll.

Seitens freidenkerischer Bibilausleger wird behauptet, daß auch den Juden zur Zeit des A. B. die Unsterblichkeits-

hoffnung fremd geblieben sei. Es sollte aber nicht übersehen werden, daß selbst in den älteren alttestamentlichen Schriften der Tod keineswegs als Vernichtung des persönlichen Daseins, sondern als „Versammeltwerden zu den Vätern im Scheol“ aufgefaßt wird. Daß diese Redewendung den Glauben an die Seelenfortdauer ausspricht, ergibt sich daraus, daß sie weder für das Hinscheiden noch für das Begrabenwerden in Gebrauch genommen wird.[5] Der Psalmist[6] gedenkt der Ruhe der Gerechten im Tode, die offenbar nicht auf den Augenblick des Sterbens zu beschränken, sondern auch auf das Fortleben nach dem Tode auszudehnen ist. Er hofft auf die Überwindung der Todesmacht, auf die Erlösung der Frommen aus dem Scheol. Er weiß von einer jenseitigen Vergeltung und Seligkeit. Die späteren Propheten[7] verkünden überdies die Auferstehung der Toten. Der Prediger[8] lehrt, daß der Geist zu Gott zurückkehre, der ihn gegeben habe. Allerdings ist einzuräumen, daß in der älteren Zeit das Unsterblichkeitsbewußtsein für *sittliche* Zwecke wenig verwertet wird, da *Moses* besonders die diesseitige Vergeltung betont und keine Aussicht auf eine jenseitige Ausgleichung eröffnet. Ebenso muß zugegeben werden, daß im A. T. das Fortleben der Seele nach dem Tode weder begrifflich näher bestimmt, noch aus ihrer Natur ausdrücklich bewiesen wird. Jedoch würde man dem hebräischen Begriffe vom Menschen, als einer im Geiste wurzelnden Persönlichkeit, nicht gerecht, wenn man in ihm gar keine Andeutung einer in der *Natur* der Seele begründeten Unsterblichkeit anerkennen wollte. „Die Bestimmtheit,“ sagt Rabbi Geiger,[9] „mit der immer von der geistigen Macht gesprochen wird, sowohl von dem geistig lebendigen Gotte, als von dem durch den Geist lebendigen Menschen: diese tiefe Überzeugung, von der alle Schriften durchweht sind, ist Bürge

für den Glauben des Judentums, daß der Geist ein ewiger ist und nicht abgeschnitten wird."

Die unleugbaren Lücken der alttestamentlichen Unsterblichkeitslehre mögen, an sich betrachtet, als Mängel erscheinen, finden jedoch in der religions- und weltgeschichtlichen Stellung des auserwählten Volkes ihre Erklärung. Als Volk Gottes in seinem religiösen Denken und Fühlen auf die übernatürliche Offenbarung hingewiesen, empfand es nicht wie die sich selbst überlassenen heidnischen Nationen das Bedürfnis, den mühsamen Weg philosophischer Denkarbeit zu betreten, und gelangte darum verhältnismäßig erst spät zu einer klaren Vorstellung von der Seele und ihrer Fortdauer. Letztere wurde in der früheren Zeit als ein nicht näher bestimmtes Fortleben im Scheol, dem wenig einladenden Totenreiche unter der Erde, gedacht; für eine ausgebildete und geläuterte Unsterblichkeitslehre fehlte vorderhand die psychologische Vorbedingung. Aber dieser Mangel allein erklärt noch nicht hinreichend die stiefmütterliche Behandlung des Unsterblichkeitsglaubens seitens der älteren alttestamentlichen Schriftsteller, die doch anerkanntermaßen durchaus auf dem Boden einer übernatürlichen Welt- und Lebensanschauung standen.

Worin also mag der Grund liegen, daß sie mit den Hoffnungen, die sie erwecken, und mit den Belohnungen, die sie verheißen, meistens im Diesseits stehen bleiben und verhältnismäßig selten und auch dann nur dürftig die Aussicht auf ein besseres Jenseits eröffnen? Der Grund liegt in dem besonderen Charakter der providentiellen Mission, die dem Judentum zugewiesen worden. Dieses sollte die Vorbedeutung und die Vorbereitung des messianischen Reiches sein und hatte deshalb sein nächstes Endziel in der diesseitigen Entwicklung zu suchen. So trat die Unsterblichkeitshoffnung vor der Messiaserwartung einstweilen

zurück. Aus der fest verbürgten und fort und fort erneuerten Verheißung, daß Gott selbst durch seinen Gesandten sein Reich auf Erden begründen wolle, schöpfte der gläubige Israelit ein solches Maß von Befriedigung seines besseren Hoffens und Sehnens, daß für den Gedanken an das Himmelreich im Jenseits weniger Raum blieb und auch später noch das messianische Heil in den Vordergrund gestellt wurde. Diese Beschränkung des Verlangens auf das irdische Gottesreich war für den Anfang ebenso unvermeidlich als unschädlich. Sie muß ferner als durchaus zweckmäßig und heilsam anerkannt werden, da sie alles Streben und Sorgen des jungen Volkes auf das Eine vereinigte, das zunächst nottat, nämlich auf die Darstellung eines wahren Gottesvolkes inmitten der gottvergessenen und gottverlassenen Heidenwelt. „Insofern wäre es gewiß eine kurzsichtige und ungeschichtliche Betrachtungsweise, wollte man jene Beschränkung auf das Diesseits Israels als einen Nachteil annehmen im Verhältnisse zu den heidnischen Religionen, welche den Unsterblichkeitsglauben haben, wie die ägyptische." [10] Überdies ist die vollkommene Verwirklichung des neuen Gottesreiches, in dem die Sünde samt ihren Folgen vernichtet werden soll, mit der Herrschaft des Todes und des Scheol unvereinbar.

Während die Schriftsteller und Propheten der älteren Zeit den reinen Gottesgedanken gegen die heidnische Abgötterei zu schützen hatten, erwuchs den späteren eine andere Aufgabe. Das Judentum in Ägypten sowohl wie in Palästina wurde vom Materialismus der epikureischen Philosophenschule angesteckt, die in den Sadducäern eifrige und einflußreiche Anhänger fand. Darum tritt in den biblischen Büchern dieser Zeit, wie im Buche des Siraciden und besonders im zweiten Makkabäerbuche und im Buche der Weisheit der Unsterblichkeitsglaube mehr hervor. Ferner ist er nicht mehr so dunkel und unbestimmt, sondern mit

philosophischen Begriffen bereichert, was offenbar auf den Einfluß hinweist, den die griechische Philosophie auf das jüdische Geistesleben bereits ausgeübt hatte.

Besonders bemerkenswert ist die innige Verbindung der leiblichen Auferstehung mit der Unsterblichkeit der Seele. Da man den Menschen als ein Ganzes betrachtete, so konnte man, vorausgesetzt daß der Tod nicht einen gänzlichen Untergang bedeuten soll, die Trennung von Leib und Seele nur als einen vorübergehenden Zustand ansehen, der mit der Auferstehung des Leibes sein Ende haben müsse. Diese Anschauung war aus der Erwägung hervorgegangen, daß der Tod nicht ursprünglich von Gott gewollt, sondern nur um der Sünde willen vorübergehend verhängt worden sei. Darum werden Unsterblichkeit und Auferstehung als zwei Begriffe behandelt, die einander fordern, die miteinander stehen und fallen. Der Heiland selbst billigt diese Anschauung, da er auf die sadducäische Leugnung der Auferstehung mit einem Beweisgrunde für die Unsterblichkeit der Seele antwortet;[11] und nicht anders verfährt der Apostel Paulus gegen die Störenfriede in der Gemeinde zu Korinth.[12]

Mit der wachsenden Sehnsucht nach dem Messias nahm auch die jüdische Lehre vom Jenseits einen mächtigen Aufschwung. Da man von der Ankunft des Messias zugleich den Anbruch des Weltendes erwartete, so verlegte man sich auf die Erforschung der anderen Welt, die bis in die kleinsten Einzelheiten so geschildert wurde, wie man sie wünschte. Diese Arbeit, bei der natürlich die geschäftige Einbildungskraft die Hauptrolle spielte, sagte der jüdischen Vorliebe zum Phantastischen sehr zu und wurde anderseits durch die trostlosen politisch-sozialen Zustände der damaligen Welt mächtig angeregt. In den griechischen Vorstellungen vom Jenseits, zu denen man in den heiligen Büchern Anknüpfungspunkte und Andeutungen zu erkennen

glaubte, fand die Phantasie neue Nahrung. Ganze Stücke der griechischen Mythologie wurden judaisiert oder unvermittelt mit jüdischen Anschauungen zu einem System verschmolzen. Die Apokryphen enthalten zahlreiche Belege hierfür. Wenn auch auf die spätere jüdische Lehre von den letzten Dingen die christlichen Ideen nicht ohne Einfluß geblieben sind, so blieb doch in ihr das sinnliche Element vorherrschend, und die apokalyptischen Bilder, mit denen die Christen einen geistigen Sinn verbanden, wurden von den Juden buchstäblich gedeutet. Es wurden und werden auch in christlichen Köpfen Bilder vom anderen Leben erzeugt, die über Gebühr das Sinnliche betonen, gleich als könne die leichtlebige Menschheit durch die Aussicht auf einen jenseitigen Sinnenkitzel oder durch unästhetische, abgeschmackte Schreckbilder der Höllenpein von ihrer Weltfreudigkeit geheilt werden.

Ein abschreckendes Beispiel von Ausschreitungen in der einen wie in der anderen Richtung ist die ältere Sudelei: „Vier letzte Ding deß Menschen; auß dem Latein in das Teutsch übersetzt"; auch unter dem Titel: „Posaunenschall an das gantze menschliche Geschlecht." [13] So erscheint darin Gott der Herr als Ganymed, mit einer weißen Schürze bekleidet und seinen Gästen den Humpen kredenzend:

„Den gantzen Saal Gott selbst versicht,
Mit weißem Schurtz umbgürtet,
Er geht herumb, tragt auff die G'richt
Und seine Gäst bewirthet.
Er selbst schenkt ein den claren Wein,
's Krystall macht ihn noch clärer.
Aus einem Faß ohne Unterlaß
Rinnt gnug, wird doch nicht lährer."

Da fehlen nur noch die „schwarzäugigen" Paradiesjungfern des Koran, und der mohammedanische Himmel ist vollkommen.

Die späteren Rabbinen hatten das größte Gefallen daran, die Welt des Jenseits nach Maßgabe der irdischen Verhältnisse und Bedürfnisse mit den üppigsten Farben auszumalen, und manche von ihnen haben in diesem Stücke mit den mohammedanischen Religionslehrern gewetteifert. Die Versammlung der Abgeschiedenen wird zu einer lustigen Gesellschaft von Lebewesen gestempelt und Jave zum Himmelswirt herabgewürdigt. Rabbi Jehoscha ben Levi war es gelungen, den Engel des Todes zu hintergehen und sich in das Paradies hineinzuschleichen. Sieben Jahre hindurch hat er mit Gottes Erlaubnis das dortige Tun und Treiben sich angesehen: ein wahres Schlaraffenleben. Was nur immer die glühende Phantasie eines Orientalen an bezaubernden Landschaften, kostbaren Metallen, funkelnden Edelsteinen, herrlichen Pflanzen und Früchten, prächtigen Stoffen und Gewändern ersinnen mag, ist in den sieben Palästen des Paradieses vereinigt.[14] Die Gerechten, die der Tod getrennt hat, finden sich wieder in einer Welt, die nur für Augen- und Fleischeslust geschaffen scheint.

Es gibt, wird ferner eingewendet, auch innerhalb der heutigen Kulturmenschheit und inmitten einer Gesellschaft, die sich noch christlich nennt, viele Leugner der Unsterblichkeit. Allein ihre Zahl ist gering im Vergleiche zur Menge der Gläubigen. „Ich möchte," schreibt La Bruyère,[15] „einen nüchternen, mäßigen, gerechten, keuschen Mann finden, der die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der Seele leugnete; dieser wenigstens würde unparteiisch sein; aber einen solchen Mann gibt es nicht." „Vernunft ist rein und klar, doch aus dem Herzen steigt der Sturm, der sie verdunkelt," sagt Grabbe. Kant spricht in seiner Schrift „Träume eines Geistersehers &c.", Swedenborgs nämlich, das Urteil aus, daß wohl niemals eine rechtschaffene Seele auf der Welt gelebt habe, die den Gedanken hätte ertragen

können, mit dem Tode sei alles aus. Das gleiche Urteil haben schon Cicero und andere Denker des heidnischen Altertums gefällt.

Wie die ewige Seligkeit der Lohn der Sittlichkeit ist, so ist der Glaube an die Ewigkeit auch eine sittliche Tat und nicht bloß eine Notwendigkeit des Denkens oder ein Ergebnis nüchterner Berechnung. In dem Maße, als das Leben an sittlichem Gehalte gewinnt, wird die Bürgschaft der Unsterblichkeit verstärkt. Wer ganz in und mit Gott und nach Gottes Willen lebt, ist gewiß, daß er ewig leben werde. Und besonders in jenen Stunden, wo er sich von allem verlassen und mit Gott allein weiß, befestigt er sein Hoffen und Wünschen an den Pforten der Ewigkeit. Der Zweifel aber ist die unvermeidliche Folge einer sittlichen Armut, die von einem Fortleben nichts zu hoffen, aber viel zu fürchten hat. Wer sich im nichtigen Welttreiben verliert, empfindet das Gefühl der eigenen Nichtigkeit als Vorgefühl einstiger Vernichtung. Wer zu keiner sittlichen Tat mehr stark genug ist, glaubt auch an die Sittlichkeit seiner Mitmenschen nicht mehr. Und wie soll er an eine ewige Belohnung der Tugend glauben, da er alle Tugend leugnet?

Außer den praktischen Leugnern, die ein besonderes Interesse daran haben, daß kein Gott und kein ewiges Leben sei, scheint es auch theoretische oder solche zu geben, die zum vollbewußten, in fester Überzeugung ausgeprägten Unglauben gelangt sind, ohne der Pflichtvergessenheit verfallen zu sein. Friedrich II., der aus seinem religiösen Nihilismus kein Hehl machte, schrieb in einem Briefe an d'Argens: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue." Dagegen gibt de la Mettrie, der Verfasser des „Maschinenmenschen" und anderer roher Schriften, nach H. Hettners gerechtem Urteile ein „frecher Wüstling, der im Materialismus nur die Rechtfertigung

seiner Liederlichkeit sucht", die Möglichkeit des Fortlebens zu und erinnert zu deren Bekräftigung an Raupe und Schmetterling. „Ich lernte Menschen kennen," schreibt ein ungenannter Theologe, „die einen tadellosen Wandel führten, treu ihre Pflicht erfüllten und für fremdes Wohl sich aufopferten, aber offen bekannten, daß sie nicht an das Dasein Gottes glauben könnten. Und ich lernte andere kennen, die nicht bloß fromme Worte redeten, sondern durchaus den Eindruck machten, daß sie von frommen Gefühlen bewegt seien und doch recht große menschliche Schwächen hatten, ja recht augenfällig ihren Worten entgegenhandelten. Da ward ich irre und machte mir viele Gedanken." [16]

Man kann sich über diese Erscheinung Gedanken machen, ohne an der Wahrheit irre zu werden, daß der Glaube an Gott und Unsterblichkeit eine sittliche Notwendigkeit, der Wurzelgrund der Sittlichkeit ist. [17] Angeborene Herzensgüte, die stille Nachwirkung einer guten Erziehung, das Beispiel fremder Rechtschaffenheit, die Achtung ererbter Überlieferungen und Gewohnheiten, die Rücksicht auf Familien- und Standesehre, die Furcht vor den natürlichen Folgen des Lasters: diese und ähnliche Einflüsse, die mehr oder minder unbemerkt den sittlichen Charakter mitbestimmen, begründen eine weltbürgerliche Ehrenhaftigkeit, die den gewöhnlichen Lebenslagen gewachsen ist und auf den ersten Blick der religiös gestimmten Gewissenhaftigkeit als ebenbürtig erscheint. Gläubige dagegen, die der Gunst solcher Sittlichkeitsantriebe entbehren, werden oft genug, namentlich in verwickelten Fällen, bezeugen, daß der Geist willig, das Fleisch aber schwach ist. Sodann fehlt es leider nicht an Frommen, die sich daran genügen, tugendhaft zu scheinen, ohne es zu sein, welche die Religion als Deckmantel ihrer schlimmen Leidenschaften und Laster mißbrauchen und sie dadurch bloßstellen. Aus dem Grunde aber, daß für die

echte Sittlichkeit der erstorbene Glaube keinen größeren, der erheuchelte Glaube einen geringeren Wert hat als der Unglaube, darf die sittliche Kraft des lebendigen Glaubens nicht verdächtigt werden.

Manche verlieren die Unsterblichkeitsüberzeugung infolge einer einseitigen Geistesbildung und Gemütsrichtung. „Wenn ihr's nicht glaubt, kann man's euch nicht beweisen," sagt Goethe. Nicht das tote Wissen macht selig, sondern der lebendige Glaube. Das Unsterblichkeitsbewußtsein will anhaltend erlebt werden, wenn es lebendig bleiben soll, und es verliert in gleichem Maße an Kraft und Wert, als es aufhört, Gegenstand warmer, trostvoller Empfindung zu sein. Eine bloße Idee, die dem Gemüte keine Nahrung und Erquickung bietet, vermag auch den Geist nicht dauernd zu fesseln. Das haben schon die alten Heiden gewußt, die in den eleusinischen Weihen das Unsterblichkeitsgefühl stärkten und zu wonniger Empfindung steigerten. Vielleicht darf man mit Drummond[18] von einem religiösen Gesichts-, Gehörs-, Geschmacks- und Gefühlssinne reden. Die Sinne bleiben ebenso wie die körperlichen Organe unentwickelt, wenn sie nicht gebraucht werden, und sterben ab, wenn sie anhaltend vernachlässigt oder gar in ihrer normalen Tätigkeit gewaltsam gehemmt werden. Wem aber eins der Organe, die den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln, den Dienst versagt, dem ist ein bestimmter Kreis der Wirklichkeit verschlossen: der Blinde geht ohne Sinn für Schönheit an den Meisterwerken der Natur und der Kunst vorüber, und der Taube steht ohne musikalische Empfindung im Reiche der Töne. Die reinen Herzens sind, werden Gott schauen;[19] nur sie auch können beharrlich an Gott und an das ewige Leben glauben. „Ihr glaubet nicht," sprach Christus zu den Juden, „weil ihr nicht aus meinen Schafen seid; meine Schafe hören meine Stimme, und ich

kenne sie.“[20] Die den bösen Gelüsten ihres Herzens folgend aus der Herde Christi ausgesprungen sind, vernehmen auch seine Stimme nicht mehr. Für jeden Menschen ist das geistige Schauen nach oben und das Verlangen nach einem ewigen Leben eine ebenso naturgemäße Lebenstätigkeit wie für die Pflanze das Streben nach dem Lichte. Gottesleugnung und Unsterblichkeitsverachtung sind seelische Mißbildungen, die ihren Ursprung teils einer Verkrüppelung, teils einer künstlichen Züchtung verdanken. Wer aus eigenem Antriebe oder unter fremder Anleitung sich daran gewöhnt hat, nicht mehr auf Gott und die Ewigkeit hinzuschauen, nicht mehr auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens zu hören, wird allmählich unempfindlich gegen alle Eindrücke einer höheren Welt. Und die Folge davon ist, daß er aufhört, wie Gott und den Gottesgedanken so auch das Jenseits und die Jenseitshoffnung zu vermissen, und anfängt, beides zu leugnen. Wer aber für seine Person alle Empfänglichkeit für das Übersinnliche abgelegt hat, wird sie auch anderen leicht absprechen und dazu übergehen, sowohl die Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens zu bestreiten, als auch dessen in der Menschennatur gegebene Begründung anzufechten. Wie es daher Gottesleugner gibt, so gibt es auch Unsterblichkeitsverächter; denn die Gottesleugnung und die Jenseitsleugnung bedingen einander, beruhen auf denselben Voraussetzungen und Beweggründen.

Die herbe Verbissenheit mancher Ungläubigen entspringt, wie Scherner[21] meint, lediglich einer bösen Seelenschärfe, die der gewaltsam zurückgedrängte Seins- und Unsterblichkeitstrieb erzeugt. Verdächtig ist es, daß auch sie noch oft von Unsterblichkeit reden und den Schein erwecken, als suchten sie sich dadurch eine geheime Angst vor ihr auszureden, gleich dem Knaben, der in der Dunkelheit pfeift und singt, um seine Gespensterfurcht zu verbergen und zu

verbannen. Mancher Unsterblichkeitsleugner hat im Sterben sich selbst verleugnet und angesichts des Todesengels die tapferen Spöttereien über die letzten Dinge mit einem feigen Gewinsel beschlossen. Der berüchtigte Voltaire schrie auf seinem Todesbette vor Angst und verlangte nach einem Priester, der aber von den Freunden des Sterbenden zurückgewiesen wurde. Der leichtherzige Verfasser des „Demokrit", C. J. Weber, hat ein Kapitel über „die Todesfurcht in ihrer Lächerlichkeit" geschrieben, indessen die Vorsicht gebraucht, zu bemerken: „Ich kann nicht wissen, ob es mir nicht, wenn es zum Schlusse kommt, geht wie gewissen Leuten, die anders handeln, als sie sprechen." Und einen wenn auch noch so armseligen Rest oder Ersatz der Unsterblichkeit, das Fortleben in den Werken, im Andenken der Freunde und des Vaterlandes, mögen selbst die Freidenker nicht fahren lassen; den Gedanken, ganz und für immer tot zu sein, können auch sie nicht ertragen.[22] Sogar Dinge, an denen nichts beständig ist als der Wechsel, versehen sie mit dem Siegel der Unsterblichkeit, sprechen von ewiger Liebe und Freundschaft und trachten nach unsterblichem Namen und Ruhme:

„Ruhm, Ruhm will ich hienieden hinterlassen,
Ist mir der sicher, dann laß mich erblassen."[23]

So werden veränderliche Güter mit Hilfe erborgter Reize dem inneren Drange angepaßt.

Eine Umdeutung und Fälschung des Unsterblichkeitsbegriffes haben wir vor uns, wenn wir lesen: „Das zeitliche Leben ist die Erscheinungsform eines an sich ewigen Lebens. Ein Leben kann durch den Tod auf keine Weise vernichtet werden; was gelebt hat, das ist ein ewiger und unauslöschlicher Bestandteil der Wirklichkeit und nie mehr auszutilgen oder zu verändern. Das wird auf keine Weise geschehen; der Tod schneidet die Fortsetzung des irdischen

Lebens ab, aber der Lebensinhalt kann durch ihn weder verändert noch vernichtet werden; das Wirkliche ist seiner Natur nach ewig, kein Wirkliches kann, mit Angelus Silesius zu reden, jemals zerwerden und vergehen."[24] Der vielen Worte kurzer Sinn ist dieser: alles Wirkliche ist wirklich, und was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Wenn diese Alltagswahrheit sich mit dem Unsterblichkeitsgedanken deckt, was ist dann überhaupt noch sterblich? Offenbar nichts von allem, was jemals vorhanden war oder geschah. Nicht der Rauch und nicht der Schall, weder die Eintagsfliege, noch die Seifenblase, noch der Lichtstrahl. Freue dich, Menschenseele über diese Entdeckung wie über eine große Verheißung: Du sollst unsterblich sein, wie der Rock, den dein Leib trägt, wie das Brot, das er ißt, und wie die Bewegungen, die er macht! Du bist ja ebenso wirklich da, wie der Mund, der die Wahrheit verkündet: was wirklich ist, das ist eben wirklich.

„Nun ist nur noch eines nötig: unendliche Zukunft," meint W. Bölsche.[25] Und dieses Eine prophezeit er „Aus der Schneegrube" in gar eisigen Weihnachts-, Neujahrs-, Oster- und Pfingstgedanken: „In diese Unendlichkeit vor uns hinein wird die ganze Unendlichkeit hinter uns wieder auferstehen." Die Naturwissenschaft aber lacht über diese Weissagung und hält's mit dem Worte des Herrn: „Himmel und Erde werden vergehen." Dieses Wort bleibt bestehen; die unnützen Worte neumodischer Weisheit aber werden zuschanden und zur Rechenschaft gezogen werden.

Einige haben behauptet, der Zweifel an der Seelenfortdauer sei nicht minder verbreitet wie der Glaube an sie und sei die natürliche Folge des gereiften Denkens. „Und wer die Stimmen nicht zählt, sondern wägt," meint Heinrich Ritter,[26] „könnte das Übergewicht auf der Seite der Verneinenden finden." Welche Stimmen sind denn

würdig, gewogen zu werden? Etwa die der Naturforscher, aus deren Schule die Mehrzahl der Leugner hervorgeht? Es muß übrigens hervorgehoben werden, daß selbst unter den neueren Naturforschern ersten Ranges eine sehr stattliche Anzahl an Gott und Ewigkeit glaubte.[27] Indes darf die Naturwissenschaft als solche nach Ritters[28] Urteil in unserer Frage gar nicht mitsprechen: „sie hat am wenigsten Anspruch darauf, über die Unsterblichkeit der lebendigen Dinge gehört zu werden." Und alle Gründe, mit denen sie die Fortdauer der Seele bekämpft, hat bereits Lukrez[29] ins Feld geführt. Ritter hält nur die Philosophen für stimmberechtigt, obwohl die albernsten Verstandesirrungen, von denen die Geschichte der menschlichen Torheiten zu erzählen weiß, von Männern ausgegangen sind, die sich Philosophen nannten. Richtiger wäre es, das Stimmrecht in unserer Frage einem jeden zuzuerkennen, der richtig zu denken versteht und zugleich sittlich lebt. Über eine sittliche Frage verdienen Weltweise ohne die rechte Lebensweisheit, Geistesmenschen ohne ein Leben im Geiste kein Gehör. Und steht denn die Mehrzahl der neueren Philosophen, um hier nur sie zu berücksichtigen, in den Reihen der Leugner? Gerade diejenigen unter ihnen, die von der modernen Welt als die kraftvollsten Denker gepriesen werden: Descartes, Locke, Leibniz, Wolff, Kant, Mendelssohn, Fichte, Herbart, Schelling, Günther, Baader, Lotze, Ulrici usw., haben nicht bloß ihre Überzeugung von dem persönlichen Fortleben bekannt, sondern sie auch wissenschaftlich zu beweisen gesucht. Wenn die Namen Spinoza, Hegel und andere von minder starkem Klange entgegengerufen werden, so ist zu erwidern, daß die pantheistischen Leugner der persönlichen Fortdauer sich von der Unsterblichkeitsidee nicht losgesagt, jedoch bei den Versuchen, sie zu begründen und zu bereichern, fehlgegriffen, wenn nicht

gar sich bloßgestellt haben. Hegel hat in seiner Religionsphilosophie dem Fortbestehen der Einzelpersönlichkeit so günstig lautende Sätze ausgesprochen, daß manche seiner Schüler, namentlich Göschel,[30] ihm den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zugeschrieben haben. Und des Gedankens an sie werden sich auch die schwerlich haben erwehren können, die den Menschengeist als Einzelerscheinung im Schoße des Allgeistes untergehen ließen. „Wir können," schreibt Schelling,[31] „wie wir es im Denken auch anfangen wollen, unseres eigenen Ich nie und nimmer los werden und sind schlechterdings nicht imstande, unser Nichtsein zu denken, ohne stets zugleich uns als existierend zu denken." Er fügt hinzu, „daß auch Spinoza sich getäuscht habe, indem er sich selbst mit dem absoluten Objekt identisch und in seiner Unendlichkeit verloren glaubte. Schwerlich hätte auch je ein Schwärmer sich an dem Gedanken, in den Abgrund der Gottheit verschlungen zu sein, vergnügen können, hätte er nicht immer an die Stelle der Gottheit wieder sein eigenes Ich gesetzt."

Von der Stärke des Unsterblichkeitsbedürfnisses selbst inmitten der stofflichen Denkrichtung unserer Tage zeugt jener teils häßliche, teils lächerliche Irrwahn, den die neuere Zeitströmung aus der Tiefe des verkehrten Zeitgeistes an die Oberfläche gespült hat. Wir meinen den neueren Geisterglauben und Geisterspuk.

Die stolze Aufklärungswissenschaft hat den Menschen gelehrt, er brauche sich nur auf seine eigenen Füße zu stellen, um den Zweck seines Daseins zu erfüllen und glücklich zu werden. Die materialistische Lebensanschauung und Erziehungsweisheit gestattet oder empfiehlt das rastlose Rennen und Jagen nach irdischem Gewinn und sinnlichem Genusse, als ob die Erdengüter und Sinnesfreuden das Dasein auszufüllen vermöchten. Indes ging die Logik des

praktischen Materialismus in die Brüche, als im dröhnenden Massenschritte die nicht zu den „Privilegierten" zählenden Weltbürger heranrückten und im Namen der „allgemeinen Menschenrechte" ein „menschenwürdiges Dasein", daher von den „oberen Zehntausend" den ihnen gebührenden Anteil an der „schönen Welt" forderten. Vergebens stützte sich die hart bedrängte Partei der Bevorzugten auf ein „unabänderliches Naturgesetz", das nur wenige zum Rechte der Erstgeburt berufe, den weit größeren Teil der Menschheit aber auf das Linsengericht anweise, zum Darben und Entbehren oder zum Untergange im „Kampfe ums Dasein" verurteile. Das Evangelium des lebensfrohen Weltkindes, der vulgäre Materialismus, und sein roher Milchbruder, der radikale Sozialismus oder „das Evangelium des armen Sünders", wie Weitling ihn genannt, erhielte eine neue und starke Stütze an jener Wissenschaft, die mit der „Einzigkeit des Vorsatzes" den Materialismus zum Dogma einer neuen Weltanschauung erhob. Beobachter und Forscher, die nur Lupe und Messer, Maß und Wage zu handhaben wissen, hüllten sich mit feierlichem Ernste in den Philosophenmantel und erklärten mit einem Mute, der häufig mit Wissenschaft verwechselt wird, daß es eine unsterbliche Seele nicht gebe, da es ihnen nicht gelungen sei, sie zu sehen, zu tasten, zu messen oder zu wägen. Der epikureischen Lebensweisheit war dieser Stofftaumel eine äußerst willkommene „wissenschaftliche" Rechtfertigung des schrankenlosen, von allen Rücksichten auf Gott und Jenseits befreiten Lebensgenusses und Weltdienstes.

Dem Rausche aber folgte gar bald die Ernüchterung. Ganz abgesehen davon, daß die „wahre, echte Menschlichkeit", die man mittels der modernen Erziehung für ewige Zeiten in die Bahn einer gesunden und naturgemäßen Entwicklung gelenkt zu haben wähnte, sehr oft in Bestialität

endete, und daß Tausende von Glücksrittern und solchen, die es werden wollten, erbärmlich zugrunde gingen; die in wonnigem Behagen schwelgende „Herde Epikurs" erlitt noch andere Überraschungen. War es den Stoffphilosophen leicht geworden, in vielen Seelen den Glauben an Gott und die Ewigkeit zu zerstören, so hatten die Philosophen des „Unbewußten" noch leichteres Spiel, die Hoffnung auf die Materie und auf das Diesseits lächerlich zu machen. Auf die Dauer vermag ein noch so tief ins Sinnliche versunkenes Geschlecht ohne alle übersinnliche Beziehungen nicht zu leben, mag sich nicht begnügen mit der Endlichkeit. Nur für Augenblicke oder Stunden kann der Taumel der Lust hinwegtäuschen über die Öde und Leere, über die Unzufriedenheit und Verlassenheit, die naturnotwendig der Unglaube erzeugt. Und selbst bei der Hochflut der materialistischen Zeitströmung wurden Geständnisse laut, daß „nur eine sehr geringe Anzahl hochgebildeter Denker sich bei der trostlosen Öde der materialistischen Lehre zu beruhigen vermag".[32] Im Volke aber wurzeln die religiösen Bedürfnisse und Triebe noch tiefer als in den „Starkgeistern", die sich über jenes bis in die Wolkenhöhe erhaben dünken und den Ruhm des Denkertums durch den Bruch mit den religiösen Überlieferungen und durch Verachtung der Volksreligion sichern zu können wähnen. Die es ihren Gewissensbissen oder Bildungsansprüchen schuldig zu sein glaubten, den Aposteln des Unglaubens in die Wüste zu folgen, überkam bald das Gefühl, im Steppensande geistig verschmachten zu müssen. Leere Begriffe und dürre Lehren sind der denkbar schlechteste Ersatz für das Brot des Lebens, für das Evangelium der Armen. Die mageren Erzeugnisse menschlicher Einbildung und Eitelkeit bieten dem hungernden Herzen nicht einmal Brosamen. Dem Glauben entfremdete oder feindliche Philosophen, obendrein vielleicht

noch gemütsarm, besitzen kein Verständnis von den Bedürfnissen der Volksseele, jedenfalls nicht die Kunst, auf dem dürren Stoppelfelde Früchte zu ziehen, an denen das religionsbedürftige Herz sich sättigen kann.

Manche im Lebensgenusse ausgemergelte und des faden Unglaubens überdrüssig gewordene Seelen haben unter dem Stachel bitterer Enttäuschung gleich dem verlorenen Sohne das Vaterhaus wieder aufgesucht und hier ihren Frieden wiedergefunden. Viele andere aber haben diesen Weg verschmäht oder sich dessen geschämt und, anstatt beim Sohne Gottes und seiner Kirche Hilfe zu suchen, sich zum heidnischen Geisterglauben geflüchtet. Wird das Christentum mit seiner Lebenskraft und Lebensfülle verkannt, so bleibt eben nichts übrig, als den heidnischen Leichnam wieder aufzuerwecken, wenigstens zu galvanisieren. Wo der hellleuchtende Stern des Glaubens erloschen ist, jagt das unaustilgbare Verlangen nach einer übersinnlichen Welt den tanzenden Irrlichtern nach, sucht in Trug- und Wahngebilden Ersatz für das preisgegebene Erbe der Väter. Pascals Wort: „Die Ungläubigen sind von allen Menschen die Leichtestgläubigen“ und der alte Spruch: „Wo der Unglaube zu Hause ist, steht der Aberglaube an der Hintertür“ haben sich neuerdings als wahr erwiesen, und Goethe würde, wenn er noch lebte, seinen Ausspruch wiederholen: „Der Unglaube ist als ein umgekehrter Aberglaube zum Wahnsinn unserer Zeit geworden.“ Das Herz, das nicht mehr in einem auf feste Dogmen gegründeten und durch alte Überlieferungen geheiligten Glauben seine Nahrung findet, sucht anderweitige Entschädigung; es wird ein ebenso tauglicher Wurzelgrund für Wahnideen und Schwärmereien wie ein brach liegender Acker für Unkraut. So hat eine dürre, geistesarme und gemütsleere Lebensanschauung zum trunkensten Aberglauben geführt und Jenseitsvorstellungen

salonfähig gemacht, die bisher nur in den Köpfen der sog. Wilden heimisch gewesen. Der Spiritismus, im klassischen Lande des Humbugs neu entdeckt, ist trotz seinem unsäglich abenteuerlichen und abgeschmackten Treiben ungezählten Millionen eine rettende Oase, ja zur förmlichen Religion geworden, die gerade in den Mittel- und Höhepunkten der Bildung ihre zahlreichsten Bekenner besitzt, in Paris z. B. in achtzig Zirkeln geübt wird. Glieder der höheren Gesellschaftsklassen wandern in die Geistersitzungen und lauschen andächtig dem Kauderwelsch von Geisterbotschaften, die der Mund der „Medien" oder Mittelspersonen verkündet. Dieser Unfug ist die bittere Züchtigung für den rohen Unglauben, der den Menschen aus dem Kreislaufe der Materie entstehen und in ihm wieder untergehen läßt. Als gerechte Strafe für die vermessentliche Leugnung und Verhöhnung alles Geistigen ist nun seuchenartig jener berauschende Materialismus eingebrochen, der die Geister sichtbar, hörbar, tastbar vorführt und nicht bloß sie, sondern selbst die Gedanken „materialisiert" und diese noch obendrein färbt. Die guten Gedanken sind nach Frieses Offenbarungen rosarot, die bösen blau.

Der neuere Geisterglaube rühmt sich, in der sog. Mediumschaft das sichere Mittel entdeckt zu haben, einen in die Sinne fallenden Verkehr mit der Geisterwelt zu veranlassen, bezw. zu erzwingen. Diese Entdeckung preist er als sein Hauptverdienst und zugleich als eine Errungenschaft von unermeßlichem Werte, hierfür fordert er Anerkennung und Dank. Und gerade die hervorragendsten und edelsten Schutzzeugen des modernen Spiritismus: Perty, Zöllner, Fichte, Ulrici, Wallace, Edmonds u. a. sahen in ihm ein wirksames Mittel, dem sinkenden Unsterblichkeitsglauben aufzuhelfen, und begrüßten die angeblichen Geistererscheinungen als nicht mehr abzuleugnende tatsächliche Beweise unserer

persönlichen, zugleich von dem Bewußtsein dieser Persönlichkeit begleiteten Fortdauer. „Eine so faktische, ja handgreifliche Überführung," sagt Immanuel Hermann Fichte,[33] „ist sicherlich von entschiedenem Werte einer Zeit gegenüber, welche sich gerade in der Unsterblichkeitsleugnung gefällt und mit dem selbstbewußten Stolze eines ‚starken Geistes' über solchen Aberglauben glücklich hinaus zu sein behauptet." „Ich meine," schreibt Ulrici,[34] „daß die spiritistischen Erscheinungen für die Philosophie von hoher Bedeutung sind. Denn sie liefern ein neues Zeugnis für die heutzutage so viel bestrittene Wahrheit und Gültigkeit der Ethik und ihrer Forderungen, indem sie nicht nur für die Unsterblichkeit der Seele sprechen, sondern auch bezeugen, daß es tatsächlich freie, selbsttätige, in den Ablauf der Naturgeschehnisse eingreifende Kräfte gibt, und damit die Annahme der Willensfreiheit des Menschen, mit der die Ethik steht und fällt, bekräftigen." „Manchem mögen," wie Fechner[35] richtig bemerkt, „zehn theoretische und praktische Beweisgründe für ein zukünftiges Leben gegen eine wirkliche Geistererscheinung oder Mitteilung aus der Geisterwelt, oder was er dafür hält, wie zehn Sperlinge auf dem Dache gegen einen in der Hand erscheinen." Rührend schildert Zöllner,[36] daß seine Lehrer ihm den Glauben an Gott und die Ewigkeit und damit fast allen Lebensmut geraubt, daß herbe Schicksalsschläge ihn vollends in Verzweiflung gestürzt hatten, so daß er stets ein Fläschchen Cyankalium bei sich getragen, um jeden Augenblick freiwillig dem Leben ein Ende machen zu können, daß er aber durch die spiritistischen Experimente zur Osterfreude erweckt worden sei. Auch die protestantischen Theologieprofessoren Zöckler in Greifswald und Luthardt in Leipzig gaben ihre freudige Meinung kund, daß dem stoffvergötternden Materialismus durch die Mediumschaft eine schwere, vielleicht tödliche

Wunde geschlagen sei. Wir können jedoch dem neueren Geisterglauben weder einen religiösen, noch einen sittlichen, noch einen wissenschaftlichen Wert, geschweige eine providentielle Bedeutung und Heilkraft für die schweren Zeitübel zuerkennen, sondern müssen ihn als ein verderbliches und verabscheuenswürdiges Wahnsystem verurteilen.[37]

Die Spiritisten wähnen, mittels ihrer Medien die Überlieferungen und Gebräuche des klassischen Altertums der Vergessenheit entrissen zu haben, und erblicken in dem Umstande, daß der Spiritismus zu allen Zeiten und auf jeder Kulturstufe geduldet ward, ein offenkundiges Anzeichen seiner Wahrheit, ein unleugbares Zeichen seiner Übereinstimmung mit den echten Bedürfnissen und Wünschen der Menschennatur.

Wir leugnen nicht, daß der spiritistische Aberglaube eine gewisse Universalität besitze. In der Tat ist er nicht eine zufällige oder vereinzelte Erscheinung, vielmehr zieht sich der Brauch, die Toten zu beschwören und zu befragen, in kaum unterbrochenem Zusammenhange durch alle Zeiten und Kulturstadien hindurch, von den rohesten Stämmen bis zu den gebildetsten Völkern hinauf, und wirft seinen garstigen Schatten auch anhaltend in die christlichen Jahrhunderte hinein. Und wenn er hier zeitweilig verschwunden schien, ist er bald nachher desto mächtiger aufgelebt, obwohl er nie in so profaner, ordinärer Weise sich breit gemacht hat als in unseren Tagen.

Diese Verbreitung der Totenbeschwörung ist zwar eine unheimliche, zugleich aber auch eine höchst beachtenswerte Erscheinung. Der Irrtum setzt die Wahrheit voraus, wie die falsche Münze dem echten Gelde, die Verneinung der Bejahung folgt. Wie jeder Irrtum, der weithin und dauernd Anklang und Anhang gefunden hat, von einer großen und mächtigen, die innerste Menschennatur packenden

Wahrheit lebt, so hat auch die spiritistische Denkrichtung sich an edle Triebe und berechtigte Ahnungen des Gemütes angelehnt und durch die lockende Aussicht auf die Verwirklichung unerfüllbarer Wünsche und erdichteter Hoffnungen den Geist in süße Täuschungen eingewiegt. In den innersten Tiefen des gottebenbildlichen Geistes wohnt und wirkt der Zug nach dem Übersinnlichen und Unvergänglichen, der selbst beim Naturmenschen spontan und mit elementarer Gewalt hervorbricht. Wer menschlich empfindet, strebt über die beengenden Schranken der Zeit und Endlichkeit hinaus und wünscht, noch nach dem Tode fortzuleben in einer besseren Welt. „Man hat sich die Natur noch so ausgedehnt, noch so entwickelt, noch so erhaben vorstellen können: der Naturtrieb des Menschen, der Naturtrieb der Massen hat daran niemals genug gehabt, er hat immer noch etwas Jenseitiges gesucht und geschaut.“[38] An diesem Drange nach dem Unendlichen, der am begierigsten nach sinnfälligen Beweisen der Fortdauer hascht, wenn er der Gewißheit durch den Glauben entbehrt, hat der spiritistische Aberglaube einen mächtigen Bundesgenossen.

Einen nicht minder starken und womöglich noch ungestümeren besitzt er am Schmerze der letzten Trennung, dessen Bitterkeit und Beharrlichkeit nur an der Liebe können gemessen werden. Und diese ist stärker als der Tod. Das Herz, vom Herzen gerissen, kann von dem Troste nicht lassen, auf eine glückselige Wiedervereinigung in einer anderen, bessern Welt zu hoffen. An der Vertröstung auf das jenseitige Wiedersehen aber hat es noch nicht genug. Es glaubt auch an eine fortdauernde Gemeinschaft zwischen den Abgeschiedenen und den Hinterbliebenen. Dieser Glaube ist überall mit der Unsterblichkeitshoffnung aufs innigste verbunden und eine natürliche Wirkung von ihr. Wo nun ein erdwärts gerichteter Sinn das jenseitige Leben als

sprunglose Fortsetzung des diesseitigen deutet, da wird auch der fortdauernde Verkehr mit den Toten in rohsinnlichen Formen gedacht und gesucht, bezw. gefürchtet.

Der Spiritismus ist eine trübe Gegenströmung des gewaltsam zurückgedrängten Unsterblichkeitsbewußtseins und Unsterblichkeitsverlangens gegen die Stoffvergötterung, und darin besteht sein ganzer Wert. Der Mensch gewöhnt sich wohl an den Kult des Stoffes und des Fleisches. Er kann eine Zeitlang wie das Tier leben, auf die Dauer aber erträgt er es nicht, sich bloß als Tier zu fühlen.

Die große Verbreitung des Aberglaubens erklärt sich nur aus der Allgemeinheit des Glaubens, und diese letztere ist eben ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit. Die nach Zeit und Ort allgemeine Unsterblichkeitshoffnung kann nicht Täuschung sein. Was alle gemeinsam aussprechen, muß wahr sein. Denn der Irrtum ist eine Schwäche, eine Krankheit des Geistes, mithin nicht aus dessen Natur erzeugt und daher nicht eine allgemeine Erscheinung. Sowenig die Sinneswahrnehmungen der Gesamtheit auf Täuschung beruhen, ebensowenig kann ein Urteil über sittlich-religiöse Fragen, das die Gesamtheit abgibt, in der Hauptsache irrig sein. Es hat auch zu allen Zeiten Geisteskranke gegeben in großer Zahl, und doch hat auf Grund dieser traurigen Tatsache noch niemand an der gesunden Vernunft zu verzweifeln und die Richtigkeit ihrer Grundsätze zu verwerfen gewagt. Freilich können fixe Ideen, da sie sich wie Bazillen in gesunden Gedanken einnisten, epidemisch auftreten und ganze Völker umstricken. Zu solchen Erkrankungen der Volksseele gehören z. B. die verschiedenen Arten des Aberglaubens. Sie können aber nur dort vorkommen, wo gewisse Bedingungen gegeben sind, und sie werden trotz der großen Verbreitung, die sie gewinnen mögen, nicht so allgemein wie die richtigen Erkenntnisse, denen sie als parasitische

Auswüchse anhaften. Auch verlieren oder verändern sie sich im Laufe der Zeit; der Irrtum ist wandelbar wie der Modegeschmack, dem er sich anbequemt, die Wahrheit aber, von der er zehrt, bleibt dieselbe. Wäre der Unsterblichkeitsglaube irrig, so wäre er ein Irrtum ohnegleichen in der ganzen Kulturgeschichte. Keine Frage ist von so unmittelbar praktischer Bedeutung, keine berührt das menschliche Denken, Empfinden, Streben und Handeln inniger als die Frage nach einem anderen Leben. Und in dieser Frage sollten die Menschen aller Zeiten und Zonen, aller Rassen und Hautfarben, aller Religionen und Gesittungsstufen einstimmig geirrt haben? Mit Unrecht erinnert man daran, daß das ptolemäische Weltsystem ebenfalls eine Zeitlang allgemein für richtig gehalten, später aber ebenso allgemein aufgegeben worden ist. Schon die Tatsache, daß die geozentrische Weltauffassung der heliozentrischen hat weichen müssen, spricht einen Hauptunterschied aus. Denn trotz allen Angriffen und Spöttereien seitens verbissener Unsterblichkeitsleugner hat die Menschheit im großen und ganzen ihren angeblich törichten Glauben festgehalten. Es kommt hinzu, daß die ptolemäische Lehre sich auf eine Sinneswahrnehmung stützte und den Schein der Wahrheit für sich hatte, hingegen der Glaube an die Ewigkeit eine Vernunfterkenntnis ist, die den Schein der Wahrheit nicht für sich hat, da nicht bloß ringsum in der Natur das Gesetz des Todes waltet, sondern auch der menschliche Leib eine Beute der Verwesung wird. Die Hoffnung auf ein Fortleben nach dem Tode zum Irrtume stempeln heißt die Vernunft als bankerott und den größten Teil des Menschengeschlechtes der Geisteskrankheit für verfallen erklären, freilich einer glücklichen „Krankheit“, da sie für das private wie für das soziale Leben die segensreichsten Folgen hat.

Man hat nun die Beweiskraft des allgemeinen Unsterblichkeitsbewußtseins dadurch zu mindern versucht, daß man es entweder aus zufälligen oder aus äußeren Ursachen abgeleitet hat.

Neuerdings hat man nach dem Vorgange englischer Psychologen und Ethnologen den Gedanken an das Fortleben nach dem Tode als eine Wirkung des Traumlebens gedeutet. Der Naturmensch, der im Traume die Toten tun sieht, was sie bei Lebzeiten getan, habe in seinem kindlich befangenen Sinne die nächtlichen Totenerscheinungen für wirkliche äußere Tatsachen gehalten und aus ihnen die Meinung geschöpft, daß die Gestorbenen nicht aufgehört haben zu leben. Diese liebgewonnene Täuschung, die naturgemäß vielen zuteil geworden, habe sich alsbald zur festen Überzeugung verdichtet.

Angesichts dieses Einfalles, das Rätsel der Allgemeinheit des Unsterblichkeitsglaubens durch neue Rätsel zu lösen, darf man staunen über den kindlich befangenen Sinn wissenschaftlicher Forscher. Dem träumenden Naturkinde erscheinen nicht bloß tote Menschen, sondern auch getötete Känguruhs, Büffel, Renntiere usw., und doch findet sich der Glaube an das jenseitige Fortleben der Tiere nur sehr vereinzelt. Er zählt vielleicht unter den Kulturmenschen mehr Anhänger als unter den Naturmenschen. Die Itelmen Kamtschatkas dehnen die Auferstehung des Fleisches bis auf die kleinste Fliege aus, und die Vitiinsulaner meinen sogar, daß nicht bloß die Tiere, sondern auch die Kokosnüsse einst wieder erneuert werden. Englische Theologen haben ebenfalls Anteil an dem Ruhme, der Tierseele die Aussicht nicht bloß auf Unsterblichkeit, sondern auch auf Wiedervereinigung mit ihrem Kadaver eröffnet zu haben.[39] Auch der moderne Spiritismus zählt unter seinen Gläubigen Tierverehrer, die für die Unsterblichkeit der Unvernünftigen schwärmen.[40]

Allan Kardec, das Haupt der französischen Spiritisten, belehrt uns auf Grund von Geisteroffenbarungen, daß die Tierseele nach dem Tode ein neues Wesen belebe und in ihm zu höherer Ausbildung gelange. Die Geister, welche die Baronin von Vay mit ihrem Besuche beehren, bestätigen diese Lehre, und die Redaktion von „Licht, mehr Licht!" stützt sie durch Tatsachen: erschien doch in einer Geistersitzung ein verstorbener Bauer in Begleitung seines krepierten Hundes. Das belgische Spiritistenblatt »Le Messager« beglückte seine Leser mit einem Gedichte, das die Seele eines alten Stallhasen aus dem Jenseits gesandt hatte. In Paris wurde die Mutter junger Stieglitze aus dem Tierelysium herbeigerufen, um deren Mörder anzugeben; in Ohio wurde die Seele eines gestohlenen Ochsen zitiert, um den Dieb zu nennen. Die psychologischen Träumer, die den Unsterblichkeitsglauben auf Traumgesichte zurückführen, müssen sich die Anwendung ihrer Ansicht auf das Tierreich gefallen lassen. Sie schulden uns ferner eine Erklärung des unbegreiflichen Herganges, daß das Traumbild, das im Wachzustande jedesmal als Täuschung sich herausstellte, dennoch für wahr gehalten ward und eine Überzeugung von beispielloser Allgemeinheit und Festigkeit begründen konnte. Dem unbefangenen Denken drängt sich die umgekehrte Schlußfolgerung auf: der Glaube an Totenerscheinungen hat den Unsterblichkeitsgedanken zur Voraussetzung, ist ein Beweis für ihn, nicht aber dessen Ursprung. Die Abgeschiedenen haben nicht aufgehört zu leben, daher können sie den Hinterbliebenen erscheinen. Und wäre der Seele das Verlangen nach Unsterblichkeit nicht angeboren, so hätte sie auch im Traume eine Ahnung von ihr nicht gewinnen können.

Nicht minder ungereimt ist die heutzutage seltener gewordene Ansicht, der Unsterblichkeitsglaube wie die Religion

überhaupt sei ein Ergebnis der Erziehung oder eine Erdichtung der Priester und der Gesetzgeber.

Freilich ist der Hinweis auf eine jenseitige Vergeltung ein sehr wirksames Mittel, die Menschen vom Bösen abzuhalten, sie an Zucht und gute Sitte zu gewöhnen. Nun ist aber, wie wir früher erkannt haben, in den Jenseitsvorstellungen der Naturvölker, die der Urmenschheit angeblich am nächsten stehen, der Vergeltungsgedanke weniger deutlich ausgeprägt als in der Unsterblichkeitslehre der Kulturvölker. Dagegen leben die sog. Wilden in beständiger Angst vor den Toten, und sie fürchten ihre Häuptlinge und Zauberpriester am meisten deshalb, weil diese im vertraulichen Verkehr mit der Geisterwelt stehen und aus ihr die „böse Medizin" zu ihrer Malefizpraxis beziehen. Die Wahnidee, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Lockruf der Zauberer erscheinen und sich in deren Dienst begeben, um die Lebenden zu ängstigen und zu schädigen, ist eine krankhafte Zutat des Unsterblichkeitsglaubens, ohne den sie nimmer hätte aufkommen können.

Die gelehrten Forscher, die von einer angeborenen Sehnsucht nach dem ewigen Leben nichts wissen wollen, sondern alle edleren Bedürfnisse und Strebungen des Menschengeistes als zufällig entstandene und als künstlich entwickelte auffassen, pflegen den Urmenschen als ein tierähnliches Wesen zu schildern, dem die menschliche Vernunft noch nicht gedämmert habe. Und auch den Naturmenschen belieben sie als ein Geschöpf darzustellen, das noch nicht zu philosophieren verstehe, sondern nur phantasieren könne. Sie mögen uns daher die Vorstellung glaubhaft machen, daß ein Glied der Darwinschen Urmenschheit auf den wunderbar gescheiten Einfall geraten sei, in seinem sterblichen Körper eine unsterbliche Seele zu vermuten. Wenn nicht die Vernunft infolge eines natürlichen, weil

anerschaffenen Triebes von ihrem ersten Erwachen an den Gedanken an die Seelenfortdauer einem jeden nahelegte, gewissermaßen aufdrängte, so würde niemand, geschweige die Gesamtheit, sich mit der Unsterblichkeitsahnung beschenkt haben. Und gesetzt, diese Ahnung sei, trotzdem das Auge ringsum Tod und Verwesung schaut, in irgend einem Kopfe aufgeblitzt: durch welche Macht der Rede hätte sie Gemeingut aller werden sollen? Wer würde die Kraft und das Ansehen besessen haben, seine ins Sinnliche verstrickten Mitmenschen zu einem Glauben zu überreden, der fortan ihrem Denken und Streben eine andere Richtung geben und ihr ganzes Leben beherrschen sollte? Der Unsterblichkeitsverkünder hätte nur unter der Voraussetzung Erfolg haben können, daß er das große Wort vom anderen Leben jedem Hörer sozusagen von den Lippen nehmen konnte. Dieses Wort würde keinen Widerhall in den Herzen gefunden haben, wenn es nicht bereits in ihnen geschlummert hätte. Und angenommen endlich, die Menschen seien im Zustande ihrer Kindheit so einfältig gewesen, den Unsterblichkeitsgedanken sich einreden zu lassen, so wurden sie doch auf höheren Kulturstufen hinreichend aufgeklärt und starkgeistig, ihn sich wieder auszureden. Aber die Weisesten und die Besten haben mit unbesiegbarer Zähigkeit an ihm, wie an einem kostbaren Kleinod, festgehalten und alle Güter und Genüsse des Lebens, ja das Leben selbst ihm zum Opfer gebracht.

Die Unsterblichkeitshoffnung ist nicht aus der Erziehung hervorgegangen, sondern alle gesunde Erziehung bedarf des Glaubens an ein ewiges Leben wie alles Wachstum in der Natur des Sonnenlichtes. Auf diesem Glauben ruht sie, aus ihm saugt sie ihre Kraft. Und wie auf kühlen Schattenplätzen wohl Giftpflanzen üppig gedeihen, so wuchert auch auf dem Erziehungsboden das Giftgewächs der angeborenen Sündhaftigkeit, wenn die Lichtstrahlen von der Sonne der

Ewigkeit fehlen. Das Bewußtsein, daß ein überweltlicher Geist und ein Gesetz gegeben, daß er mit allsehendem Auge über dessen Beobachtung wacht und am Schlusse unserer Laufbahn als strenger Richter und Rächer uns erwartet, um uns ewig zu belohnen oder zu bestrafen: dieses Bewußtsein ist ein mächtiges Erziehungsmittel, ein wirksamer und manchmal der noch allein wirksame Beweggrund der Sittlichkeit.

Wie also konnte der Glaube an das Fortleben nach dem Tode entstehen und in seiner Allgemeinheit fortbestehen? Durch keine andere Ursache als durch die Tatsache, daß die Menschheit ihn nicht entbehren konnte:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn,
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Jawohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.“ (Goethe.)

Und wir können sie nicht entbehren, weil das vernünftige Nachdenken infolge eines *angeborenen, instinktiven Bedürfnisses* der Natur immer und überall zu ihr hindrängt, weil sie die ursprüngliche Mitgift der Seele ist, die selbst das Bild und der Hauch des Ewigen ist. Die Seele fühlt in sich die Notwendigkeit des Fortlebens und benutzt sie als Beweis dafür. Montaigne, Carus, Nicolas, Göschel, Gumposch, Huber und viele andere heben diesen Grund hervor.

„Der Glaube an die Unsterblichkeit muß dem Menschengeiste *anerschaffen* sein,“ schreibt die gefeierte Dichterin Luise Hensel,[41] „und zwar so fest und unverwüstlich, daß er durch keine Macht zu zerstören ist und nur verkehrter Wille bei Christen und Juden auf diesem Gebiete wie auf anderen die Leugnung erzeugt. Es gibt nämlich leider ja Menschen, und zwar besonders in unseren Tagen, die sich eben keine Fortdauer wünschen, weil sie lieber als Vieh

leben wollen . . . Wie nun aber die schöne, hochbegabte menschliche Seele mit ihren unermeßlich weiten Anlagen, Trieben und Kräften sich nur für eine Zeit von so kurzer Dauer, wie selbst das längste Menschenleben ist, geschaffen glauben kann, begreife ich nicht, schon aus logischen Gründen. Warum? Wozu? Es wäre ja kein Sinn darin zu finden, solchen Aufwand für ein Puppenspiel zu machen: denn ohne Fortdauer nach diesem kurzen Leben und ohne die Verantwortung im Jenseits wäre ja doch alles hienieden nur jammervolles Puppenspiel, und wir hätten uns bitter zu beklagen bei dem, der uns erschaffen, daß wir um nichts gequält wurden; denn auch alle Erdenfreuden und Ehren sind nichts, da sie so schnell enden. Wenn die menschliche Seele keine Ewigkeit hätte, so hätte sie gar keinen Zweck. . . . Von meinem zwölften bis zu meinem vierzehnten Jahre habe ich furchtbar gelitten, indem der Teufel mich mit den perfidesten Zweifeln angriff, während ich nichts dergleichen gelesen oder gehört hatte. . . . . Die Unsterblichkeit der Seele meine ich aber auch selbst damals nicht bezweifelt zu haben. Das Aufhören eines Geistes wäre mir immer undenkbar gewesen." Ähnlich sprach Wilhelm von Humboldt.[42]

Allerdings hat der aus dem allgemeinen Unsterblichkeitsbewußtsein geführte Beweis nur den Charakter eines mittelbaren Beweises, nichtsdestoweniger aber hinreichende Kraft, die Wahrheit jenes Bewußtseins zu bezeugen. Er ist der Prüfstein der übrigen, aus der Natur der Seele und den Vollkommenheiten Gottes hergeleiteten Beweise, bestätigt und besiegelt sie. Er fußt nämlich auf dem unumstößlichen Grundsatze, daß alles, was nicht künstlich, sondern urwüchsig, nicht von außen erzwungen, sondern aus unwillkürlichem Drange, nicht mühsam, sondern leicht, nicht nach freiem Belieben, sondern mit innerer Nötigung, nicht vereinzelt, sondern allgemein, nicht vorübergehend,

sondern anhaltend, nicht gelinde, sondern energisch aus der Natur des richtig veranlagten Menschengeistes sich entwickelt, dessen gesundes Ergebnis und als solches auch dem philosophischen Denken annehmbar sein müsse, mithin ebenso wahr sei, als der Geist selbst von Natur ein vernünftiger Geist ist. Das Unsterblichkeitsbewußtsein bricht mit gewaltiger Kraft aus dem tiefsten Grunde und der reinsten Innerlichkeit unserer Seele hervor. Es erscheint ohne künstliche Kombinationen und ohne langwierige logische Operationen. Die Seele sendet es aus ihrem Schoße empor beim ersten Wehen des Gotteshauches, gleichwie die Natur beim Frühlingswehen Feld und Flur mit Blumen überschüttet, ohne des Landmannes zu bedürfen. So ist dieses Bewußtsein das ursprüngliche Eigentum und ein unbestreitbares Erbteil der vernünftigen Menschennatur. Dieser Glaube ist ein Stern, der dem edelsten Drange und Durste des Geistes den Born der Labung zeigt, er ist die Wegzehrung auf der Lebensreise, der Hüter des Gewissens, der Hort des Gottesbewußtseins, die Haupttriebfeder der Sittlichkeit, die Grundlage eines menschenwürdigen Daseins. Ohne ihn gibt es keine wahre, dauernde Sittlichkeit, Menschlichkeit und Gesellschaftsordnung.

Sohin schließen wir mit Recht aus der Tatsache und der Beschaffenheit des allgemeinen Unsterblichkeitsglaubens, daß er echt und wahr sein müsse. Dagegen erscheint die Errungenschaft der philosophierenden Überflieger, welche die allgemeine, durch die Übereinstimmung der Völker laut redende Vernunft, dieses natürliche Erbteil aller normal Geborenen, geringschätzend behandeln, als Phantasterei, als eine Sünde gegen den gesunden Menschenverstand.

Mag die sichtbare Natur mit ihren Schönheiten dahinwelken, die Sonne und der Sternenhimmel erlöschen, das ganze Weltall zusammenstürzen: des Menschen Geist wird

nicht zugrunde gehen. Großer Gedanke der Unsterblichkeit, Vater großer Taten, Spender reichen Trostes im Angesichte des Todes und beim Anblicke teurer Gräber! Der gefürchtete und gehaßte Sensenmann ist also nicht der grausame Mörder, der alles Leben endigt, nicht der finstere Räuber, der alles nimmt. Er ist der freundliche Engel aus dem Lande der Unsterblichkeit, der die Günstlinge seines Herrn und Gebieters zur himmlischen Tafelrunde ruft und auf seinen Fittichen hinüberträgt, der barmherzige Erlöser der Armen, Kranken und Verfolgten, der Bote des Friedens und der Freude für alle, die Schätze gesammelt haben, um in der anderen Welt sich anzusiedeln. Die Erde ist ein kaltes Tal, voll Nacht und Nebel. Von der Sonne der Ewigkeit fallen warme und tröstliche Lichtstrahlen herab, die den dunklen Erdenpfad bis in die finstere Grabeskammer hinein zu erhellen vermögen. Von diesem Lichte getroffen, erweitert sich freudig das zusammengepreßte Gemüt des Erdenpilgers und dehnt seine Spannlinien hoffnungsvoll bis in das Reich der Unendlichkeit. Es sehnt sich nach der Auflösung, die ihm etwas Erhabenes, Ewiges, Göttliches in Aussicht stellt. Dem Christen erscheint das Leben hienieden und drüben in höherer Einheit, als eine einzige Daseinslinie: das diesseitige als Vorbereitung auf das jenseitige, und das jenseitige als Fortsetzung und Vergeltung des diesseitigen. Die Erde ist ihm eine Stätte zum Lernen und Schaffen, auch zum Leiden und Dulden, eine Schule der Erziehung, die beim Tode vollendet sein muß.

* * *

„Einst begegnete der Tod einem Tugendhaften. Sei mir gegrüßt, Bote der Unsterblichkeit, sei mir gegrüßt! redete dieser jenen an. Wie? sprach der Tod, du Sohn der Sünde

erschrickst dich nicht vor mir? Nein, war die Antwort, wer nicht vor sich selbst erschrecken muß, dem kannst auch du nicht schrecklich sein. Schauderst du denn nicht vor den Krankheiten, die vor mir her krächzen, und vor dem kalten Schweiße, der von meinen Fittichen träufelt? Nein, versetzte der Tugendhafte. Und warum schauderst du nicht? Weil die Krankheit und der kalte Schweiß mir deine Gegenwart ankündigen. Und wer bist du, du Sterblicher, daß du dich vor mir nicht fürchtest? Ich bin ein Christ, lächelte dieser ihm zu. — Plötzlich hauchte der Tod ihn an, und da war kein Tod und kein Sterblicher mehr. Ein Grab hatte sich unter ihren Füßen geöffnet, und darin lag etwas. Ich weinte. Schnell zogen göttliche Stimmen meine Augen nach den Wolken. Ich sah den Christen in den Wolken; er lächelte noch, sowie er dem Tode entgegenlächelte, und faltete seine Hände. Glänzende Geister jauchzten ihm entgegen, und sein Geist glänzte so herrlich als sie. Ich weinte. Jetzt blickte ich nach dem Grabe und erkannte nun, was darin lag: nichts als des Christen abgetragenes Kleid." (Lavater.)

„Vater der Unsterblichkeit! stärke meinen Glauben an meine und deine Unsterblichkeit. Du hast das Leben in dir, und deine Kinder haben es ewig von dir: dies lehre du mich glauben, so fest, so lebendig glauben, als wenn ich schon im Chore der Unsterblichen das neue Lied mitsänge. In diesem Glauben vermag ich alles. Was ist doch alles Sterbliche gegen die Unsterblichkeit! O Vater! niemals laß mich diesen Gedanken verlieren, laß diesen Glauben in mir niemals wanken, laß diese Hoffnung aller Hoffnungen in mir niemals sinken!" (Bischof Sailer.)

Das ist wahrer, herzstärkender Trost. Die ihn verschmähen, mögen sich laben an dem Blicke in das Nirwana der Pantheisten oder in das Weltgrab der Materialisten

Feuerbach, Strauß, L. Büchner, Moleschott, Carneri usw., oder auf das unbekannte und unverkennbare X der Positivisten (Agnostiker) August Comte, J. Stuart Mill, Herbert Spencer und den Trost auskosten, den der italienische Dichter Leopardi[43] spendet:

„ . . . Keines Seufzers ist
Die Erde wert. Nur Schmerz und Langweil' bietet
Das Leben, andres nicht. Die Welt ist Not.

Ergib dich denn! Verzweifle
Zum letztenmal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur eins geschenkt, den Tod.“

V.

Die Hoffnung auf Wiedervereinigung im Jenseits. — Die Übereinstimmung dee Völker und die Stimme der Menschennatur. — Die geläuterte Sehnsucht des Christen.

„Wiedersehn! Mit raschen Schlägen
Klopft die Brust dir warm entgegen;
Nimmer kann uns das entgehn,
Was ins Herz wir einmal schlossen;
Und wenn Abschiedstränen flossen,
Fleht die Lieb' um Wiedersehn."
(Starke.)

Bei allen Völkern ist mit dem Unsterblichkeitsglauben die tröstliche Hoffnung auf eine glückselige Wiedervereinigung der Getrennten verbunden.

Die Inder dachten sich den Himmel als die unvergängliche Welt, wo sie Vater und Mutter wiedersehen sollten. Ihr ältestes religiöses Denkmal, der Rig-Veda, enthält folgenden Abschiedsgruß an den Toten:

„Dort finde unsere Väter, dort den Yama (den ersten Menschen)
und dort der Tugend Lohn im höchsten Himmel,
Zur Heimat kehre, aller Mängel ledig,
nimm an den Körper, neu in Kraft erblühend." [1]

Ähnlich waren die Anschauungen der Erânier oder Perser. Gegen den Abschluß der Zeiten erhebt sich der gute Gott Ormuzd mit gewaltiger Macht, um dem vom bösen Ahriman angerichteten Greuel ein Ende zu machen. Er sendet einen Erlöser, den Sosiosch, auf die Erde, bei

dessen Stimme alle Toten aus ihren Gräbern hervorgehen, als Erstling Kaiomorts, der doppelgeschlechtliche Urahn der Menschen, nach ihm das erste Menschenpaar Meschin und Meschiane und darauf die endlose Reihe der Generationen, die nacheinander gelebt haben. Der Staub der Entschlafenen sammelt sich wieder, und die Leiber fügen sich zusammen. Jede Seele erkennt den Körper wieder, in dem sie auf Erden gewohnt, und nimmt aufs neue von ihm Besitz. Die sich einstens kannten und liebten, erkennen und finden einander wieder, und überall erschallt der Freudenruf: „Siehe da, mein Vater, meine Mutter, mein Weib, mein Kind, mein Bruder, meine Schwester!“ [2]

Das merkwürdige Volk „im Reiche der Mitte“, in China, huldigt ähnlichen Vorstellungen. Seine beiden edlen Philosophen Khüng-tsè (geb. 551 v. Chr.) und Laò-tsè (geb. 604 v. Chr.) sprechen sich jedoch nicht näher aus. „Fahre fort, deinen Vorfahren die schuldigen Ehren zu erweisen,“ ermahnt jener seinen Schüler Ki Lu, „handle so, als wenn du sie zu Zeugen aller deiner Handlungen hättest.“ Alle, die als Kinder des göttlichen Wesens Taò sich bewährt haben, lehrt dieser, werden nach dem Tode vollkommen mit ihm geeint; sie sind mit Ewigkeit bekleidet, und ihr Leben hat keine tödlichen Stellen. [3]

Cicero lebte der Hoffnung, einst mit dem weisen Cato verkehren zu können. „In die Höhen emporgehoben,“ schreibt Seneca [4] über seinen verstorbenen Freund, „wallt er unter den glücklichen Seelen, und es empfängt ihn die heilige Schar, die Scipionen und die Catonen, die wahre Verächter des Todes waren und nun durch die Wohltat des Todes Freie sind. Dein Vater, o Marcia, nimmt seinen Enkel, der sich des neuen Lichtes freut, an seine Seite, lehrt ihn den Lauf der Gestirne und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Natur.“

Der Glaube des griechischen Volkes fand in Dichtung und Sage, namentlich in den Orpheus- und Odysseussagen, einen rührenden Ausdruck. Des Orpheus Gemahlin, die Nymphe Euridice, wurde durch den Biß einer Natter vergiftet und mußte sterben. Der arme Gatte geriet darüber in unsagbares Leid. Der Sänger, der durch die herrlichen Klänge seiner Leier wilde Tiere bezähmt, Bäume entwurzelt und Steine bewegt hatte, versuchte jetzt durch Schmerzenstöne auch den Gott der Unterwelt zu rühren. Und wirklich öffnete ihm sein herzergreifender Gesang die Pforten des Schattenreiches. Er stieg hinab, der Cerberus schwieg, und ohne Hindernis gelangte er zum Throne des Hades. Und als er mächtig in die Saiten griff und mit flehendem Gesange ihre Jammertöne begleitete, da weinten die Rachegöttinnen, die Eumeniden, ihre erste Träne, Tantalus vergaß seine Qual, selbst Hades wurde zum Mitleide bewegt und gab dem untröstlichen Sänger seine Gattin zurück. Jedoch befahl ihm der Totengott, daß er sich nicht eher nach ihr umsehen dürfe, als bis er der unterirdischen Behausung entflohen sei. Allein die herzbrechende Sehnsucht war stärker als des Gottes Verbot: Orpheus übertrat es; nicht weit von dem Ausgange streckte er seine Arme aus nach der Gattin, aber, ein wesenloser Schatten, entwich sie seinen Händen. Sieben Tage und sieben Nächte weinte der Sänger am Ufer des Acheron, bevor er an die Oberwelt zurückkehrte. Hier verlebte er einsam seine Tage, Kummer und Gram nagten an seinem Herzen. Er bewahrte seiner Gattin die Treue, mied alle Frauen und wurde deshalb von den wütenden Mänaden zerrissen. So konnte er selbst in die Unterwelt hinabsteigen, um für immer mit Euridice vereinigt zu werden.

Die Leiber der in der Unterwelt auf der Asphodeloswiese umherirrenden Seelen waren verbrannt oder verwest.

Diese selbst aber werden, sobald sie vom Blute des Widders und des schwarzen Schafes getrunken haben, von Odysseus wiedererkannt: Agamemnon und Alkinous, Elpenor und Ajas, Patroklus und Achilles und viele andere. Zuletzt sah er seine Mutter Antikleia, die der Schmerz um ihn getötet hatte. Dreimal haschte er vergeblich nach ihrem Schatten, ihn festzuhalten und zu umarmen. Immer größer wird die Schar der Schatten, die sich an ihn herandrängen. Alle erkennt er, teils als alte Bekannte, teils ohne sie vorher gesehen zu haben. Sie trinken von dem Blute, ihre Erinnerung erwacht, auch sie erkennen den Odysseus, den zuletzt der Schrecken erfaßt. Ähnlich wie Homer den Besuch des Odysseus, schildert der römische Dichter Vergil den Aufenthalt des Äneas in der Unterwelt. In der Sage des Protesilaos und der Laodameia ist ebenfalls der Gedanke des Wiedersehens ausgesponnen. Die Gattin tötete sich selbst, um ihrem Gemahle, der als erster vor Troja im Kampfe gefallen war, zu folgen. Die Alexandriner lassen den Gatten aus der Unterwelt zurückkehren und abermals sterben und die Gattin aus Gram hierüber freiwillig in den Tod gehen.

Nach den Vorstellungen der alten Griechen und Römer finden sich die Guten wieder auf den Glückseligkeitsinseln im Elysium und ergötzen sich daselbst an munteren Spielen, an frohen Gelagen und anderen Freuden. Jedoch sind nur die wenigen Eingeweihten[5] so glücklich, an diesen Ort der Seligkeit zu gelangen. Zahlreiche Grabdenkmäler des griechisch-römischen Altertums verraten durch ihre Bildwerke, daß man den Toten die Fortsetzung des epikureischen Lebensgenusses wünschte. Das gesamte Heidentum überträgt die irdischen Verhältnisse, Bedürfnisse und Genüsse in roherer oder feinerer Form auf das Leben in der anderen Welt. Verhältnismäßig waren es nur wenige auserlesene

Geister des klassischen Altertums, welche die Paradiesesfreuden zunächst oder zumeist in geistigen Genüssen suchten. Die große Menge erwartete vom anderen Leben eine Steigerung irdischen Glückes.

Durch diese rohe Vorstellung vom Jenseits einerseits und anderseits durch eine Liebe, die stärker ist als der Tod und sich nach der Wiedervereinigung mit den geliebten Toten sehnt, sind zahlreiche Völker der heidnischen Vorzeit zu ähnlichen Verirrungen verleitet worden wie die Naturvölker der Gegenwart. Viele haben, wie Plato bemerkt, freiwillig in den Hades hinabsteigen wollen, um wieder bei denjenigen zu sein, nach deren Gesellschaft sie Verlangen trugen. Solche freiwillige Opfer gehörten auch bei den alten Germanen zur Totenfeier. Brunhilde stößt sich das Schwert in die Brust, um zugleich mit Sigurd verbrannt zu werden, und ihrem Beispiele folgen alle ihre Mägde. Sigey erhängt sich, um ihren Hagbarth in die andere Welt zu begleiten. Nach keltischer Sitte wurde zugleich mit dem Toten alles verbrannt, was ihm im Leben gehört und gedient hatte; überdies wurden ihm Briefe zur Beförderung an frühere Verstorbene und endlich sogar Schuldanweisungen, in der anderen Welt zahlbar, mitgegeben. Bis zur Einführung des Christentums oder noch in den Tagen Olav Tragvansons teilten die schwedischen Frauen das Grab ihrer Männer. Die Wenden priesen die Witwe, die sich selbst tötete, um auf demselben Scheiterhaufen mit ihrem verstorbenen Manne verbrannt zu werden. Dieselbe Sitte bestand bei den Thraziern. Über die Begräbnisgebräuche der an der Wolga sitzenden heidnischen Russen hat der arabische Gesandte Ibn Foßlan aus dem Jahre 922 eine interessante Schrift hinterlassen, aus der Frähn zu St. Petersburg im Jahre 1823 einen Auszug veröffentlichte. Ibn Foßlan hatte einer Leichenverbrennung am Itil

(Wolga) beigewohnt. Der Leichnam, mit allerlei Kostbarkeiten ausgestattet, wurde in ein Schiff gelegt, und dieses dann angezündet. Freiwillig bestieg auch ein Mädchen das Schiff, um sich dem Tode zu weihen, und rief: „Siehe, da sehe ich meinen Vater und meine Mutter! Siehe, da sehe ich alle meine verstorbenen Anverwandten sitzen. Und dort ist mein Herr; er sitzt im Paradiese; das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind die Männer und Diener. Er ruft auch mich, so bringt mich denn zu ihm!“ [6] Die heidnischen Preußen („Pruzzen“) hüllten den Leichnam in weiße Kleider, setzten ihn auf einen Stuhl, tranken ihm zu und trugen ihm Grüße an die jenseitigen Freunde auf. [7]

Wie sehr die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit den verstorbenen Verwandten und Vorfahren die heidnischen Völker der Gegenwart beseelt, haben wir in einem früheren Kapitel öfters hervorgehoben. Einen sehr rührenden Ausdruck fand diese am großen Totenfeste der „Fünf Nationen“. Der Tote wurde in seiner Kabane ausgesetzt und von dem Häuptlinge oder einem angesehenen Stammesgenossen angeredet: „Du sitzest noch unter uns, Bruder! Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt. Aber wohin ist der Atem entflohen, der noch vor wenigen Stunden Rauch zum großen Geiste emporblies? Warum schweigen diese Lippen, warum sind diese Füße bewegungslos und diese Hände erstarrt? Allein wir wollen Dich nicht betrauern, als wenn Du auf immer für uns verloren wärest, oder als wenn Dein Name nie wieder sollte gehört werden. Deine Seele lebt ja noch im großen Lande der Geister, bei den Seelen Deiner Landsleute, die vor Dir dahingegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um Deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden Dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir während Deines Lebens für Dich hatten, kommen wir jetzt, um Dir den

letzten Liebesdienst zu erzeigen. Deinen Leib wollen wir sorgfältig zu den Leibern derer legen, die Dir vorangegangen sind, in der Hoffnung, daß Dein Geist mit ihren Geistern speisen und bereit sein werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir im großen Lande der Väter ankommen."[8] „Auf Wiedersehen! Gute Nacht!" heißt es in einem Totenliede der Neger an der Beninküste.[9]

Der lüsterne Mohammedaner und der fromme Inder, der feingebildete Grieche und der welttüchtige Römer, der urwüchsige Germane und der rohe Scythe, der ernste Indianer und der heitere Südseeinsulaner, der leichtlebige Neger und der finstere Australier, der verachtete Hottentott und der wilde Feuerländer: sie alle, die an ein Fortleben nach dem Tode glauben, freuen und vertrösten sich auch auf ein jenseitiges Wiedersehen. Was dürfen wir daraus folgern? Sollte die an allen Gräbern aufgepflanzte Hoffnung eitle Täuschung sein, durch die das verwundete Herz sich selbst betrügt?

Jedem Herzen, das einem anderen Wesen seine Liebe geschenkt und den Schmerz der Trennung gekostet hat, ist die Sehnsucht, mit ihm wieder vereinigt zu werden, natürlich. Dieser Drang aber erscheint eitel und nichtig, wenn er nicht gestillt wird. „In der Tat," schreibt Petz,[10] „nicht umsonst ist der Trieb nach dem Wiedersehen Geliebter der Seele eingepflanzt. Da kein natürlicher Trieb vergeblich ist, keiner auf bloßer Illusion beruht, so folgt, daß auch dieser Trieb, wie alle übrigen Triebe der Seele, in noch reinerer, edlerer und vollkommenerer Weise jenseits, im höheren Dasein, seine Befriedigung finden kann. Eben in diesem Wiedersehen edler, tugendhafter Seelen liegt ein Moment der Seligkeit für sie."

Man möchte vielleicht einwenden, der Trieb nach Wiedervereinigung sei die natürliche Folge irdisch-menschlicher

Beziehungen. Da aber diese im Jenseits keine Geltung mehr haben, so müsse auch der Rest aller Verbindungen, die Bluts- und Wahlverwandtschaft geschaffen, zugleich mit dem irdischen Dasein begraben werden. Allerdings dienen die süßen und festen Bande, welche die Natur und die freie Wahl unter den Menschen knüpft, zunächst dem diesseitigen Leben. Ihr Einfluß aber auf die Vorstellungen vom anderen Leben ist insofern nicht unberechtigt, als auch die jenseitige Menschheit nicht aus isolierten Monaden, Säulenheiligen oder Nabelbeschauern besteht, sondern eine wahre Gesellschaft bildet. Und auf Erden bereits gibt es Beziehungen geistiger und höherer Art, Verbindungen, die nicht in der Sinnlichkeit wurzeln, sondern in der Harmonie und wechselseitigen Anziehung der Seelen, die mit keuschem Widerwillen alles Niedrige und Gemeine von sich weisen und die Herzen fester aneinanderketten, als die Bande des Blutes dies vermögen. Überdies soll nach dem Willen Gottes auch die Liebe, die aus Fleisch und Blut stammt, durch die Liebe der Freundschaft schon hienieden geläutert und die leibliche Verwandtschaft durch geistige Vertrautheit und Verschmelzung veredelt werden, und die Natur selbst hilft mit, daß dieser schöne Zweck erreicht wird. Auf nichts anderes aber als auf die einstige Fortsetzung und den vollen Genuß der reinen, von aller Selbstsucht und unberechtigten Eigenart befreiten, freundschaftlichen Liebe zielt die Sehnsucht, die dauernd das trauernde Herz bewegt.

Wilhelm von Humboldt[11] hat in seinen Sonetten tiefsinnige Gedanken über die Möglichkeit des jenseitigen Wiedersehens niedergelegt und diese namentlich aus jenem Geheimnisse der Liebe abgeleitet, welche die Menschen schon hienieden zu einem Leben verbindet. „Möglich,“ knüpft Joh. Huber[12] an, „daß der Zug der Wahlverwandtschaft, der wie im Reiche der Elemente, so auch in der moralischen

Welt und zwar in ihr mit instinktiver Gewalt wirkt, sympathisch gestimmte Naturen wieder näher bringt. Solche Verbindung müßte aber jedenfalls in dem Dienste und dem Zwecke der allgemeinen Harmonie sich wichtig und wirksam erweisen." So hat sie auch Wilhelm von Humboldt[13] verstanden, wenn er schreibt, daß alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß zielt, der Idee widerstrebt. Liebe und Freundschaft aber beruhen auf der höchsten Idee, und eine Liebe, die nicht die Bürgschaft der Fortdauer und der Vollendung in sich trägt, verdient gar nicht diesen Namen. Für die wahre Liebe gibt es keine Trennung, daher gibt es für sie eine Wiedervereinigung der im Tode Getrennten. Der Anteil, den an jedem besonderen Bunde die Idee des Wahren, des Guten und des Schönen hat, darf fortdauern in jenem allgemeinen Bunde, der die Verwirklichung des harmonischen Reiches der Liebe ist.

Sollten die zahlreichen besonderen Beziehungen, deren Gott sich bedient, um den Menschen zu erschaffen und zu erhalten, zu bilden und zu erziehen, zu heiligen und zu vollenden, zu erfreuen und zu trösten, keiner Vergeistigung oder Verklärung im Jenseits fähig oder würdig sein und daher samt allen ihren Folgen im Tode gänzlich aufhören müssen, so begeht die Natur einen Betrug, wenn sie die Hinterbliebenen über den schmerzlichen Verlust durch unerfüllbare Hoffnungen zu trösten unternimmt. Sie spielt mit dem Schmerze, indem sie ihm eine törichte Sehnsucht beimischt. Das allen Völkern geläufige Wort vom „Versammeltwerden zu den Vätern" büßt von seinem Troste ein, wenn die Väter von einer Vaterliebe zu ihren ankommenden Kindern nichts mehr wissen. Hat der Schöpfer der Natur, der Gott der Wahrheit für seine Kinder im bittersten Weh keinen anderen Trost als eine leere Hoffnung,

der die Allgemeinheit den Schein der Wahrheit verleiht? Er hätte ihnen die Wohltat erweisen können, daß sie imstande seien, mit den Überresten der Lieben auch die Liebe selbst zu begraben, anstatt dem törichten Verlangen nach irgend welcher Erneuerung der beglückenden Verbindungen des Erdenlebens sich hinzugeben. Denn ein liebeleeres Herz wäre besser daran als ein Herz, brennend von einer Liebe, die nur Schmerz bereitet.

Nun aber ist jedes menschliche Gemüt von Natur so eingerichtet, daß es ohne Liebe nicht leben kann und lieber leiden will, als unempfindlich sein. Und diese Liebe kennt keine Schranke und keine Entfernung. Sie erlischt nicht beim Tode des geliebten Wesens, sondern reicht über dessen Grab hinaus, folgt ihm in das Reich der Ewigkeit. Sie behält mithin auch für das andere Leben noch Bedeutung und Berechtigung. Ihr Verlangen und Sehnen kann nicht Täuschung sein.

„Das schien mir ganz unbegreiflich," schreibt Schelling,[14] „wie je habe gezweifelt werden können, daß dort Gleiches zu Gleichem gesellt werde, nämlich innerlich Gleiches, und jede schon hier göttliche und ewige Liebe ihr Gleiches finde, nicht allein, das sie hier gekannt, sondern auch das Ungekannte, nach dem eine liebevolle Seele sich gesehnt, vergebens hier den Himmel suchend, der dem in ihrer Brust entsprach; denn in dieser ganz äußerlichen Welt hat das Gesetz des Herzens keine Gewalt. Verwandte Seelen werden hier durch Jahrhunderte oder durch weite Räume oder Verwicklungen der Welt getrennt. Das Würdigste wird in eine unwürdige Umgebung gestellt, wie Gold mit schlechtem Kupfer oder Blei auf einer Lagerstätte liegt. . . . Dort aber, wo ebenso das Äußerliche ganz dem Inneren untergeordnet ist, wie hier das Innere dem Äußeren erliegt, dort muß alles nach seinem inneren Wert und Gehalt sich

Verwandte anziehen und nicht in zerstörlicher oder vorübergehender, sondern in ewiger, unauflöslicher Harmonie bleiben. Und das Mitgefühl, das schon hier eine himmlische Erscheinung, aber schwach und vielfach getrübt in seinen Äußerungen ist, muß dort einen ganz anderen Grad der Innigkeit erlangen, wie wir hier schon bemerken, daß Körper, in einen geistigeren Zustand versetzt, ihre Verwandtschaften gegeneinander inniger empfinden. Und auch was die Äußerung dieses Mitgefühls betrifft, zweifle ich nicht, daß sie viel vollkommener sei, als sie hier möglich ist."

Die Stoffgelehrten, die einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier nicht anerkennen, spotten über den Menschen, der in seinem Hochmute sich so hoch über das Tier erhebe. Am allerwenigsten habe er Ursache, auf seine Liebe zu pochen und auf deren Fortdauer zu rechnen. Die Liebe sei im Tiere nicht minder edel, stark und opfermutig und besitze das gleiche Recht auf ewige Fortdauer wie die menschliche.

Das Tier ist allerdings nicht eine seelenlose Maschine, die nach Art eines Automaten nach einem Stoße oder Drucke von außen mechanisch ihre Bewegungen abhaspelt, sondern ein Organismus, der sich von innen heraus bewegt, da ein lebendes Prinzip ihm innewohnt. Ungezählte Beobachtungen bezeugen die Tierliebe, und Cartesius ist vielleicht der einzige gewesen, der sie geleugnet hat. Besonders augenfällig ist die Mutterliebe bei den Tieren. Käfer, Ameisen und Bienen pflegen mit großer Sorgfalt schon ihre Larven. Unter den Vögeln sorgt und kämpft jedes Weibchen für seine Jungen; es bringt ihnen Futter, während es selbst hungert, reißt sich die Federn vom Leibe, um ihnen ein weiches und warmes Bettchen zu bereiten. Das schwächste Muttertier endlich nimmt mit heroischem Opfermute den Kampf auf gegen den überlegensten Feind und leidet lieber

selbst den Tod, als daß es seine wehrlosen Kleinen im Stiche läßt. Die Liebe der Henne zu ihren Küchlein legt dem Herrn das rührende Gleichnis seiner zärtlichen, fürsorgenden Liebe zu seinem verirrten Volke in den Mund.

Alle Tierliebe aber bewegt sich ausschließlich auf dem sinnlichen Gebiete. Sie dient lediglich der Erhaltung, Förderung und Fortpflanzung des Lebens. Der Instinkt dieser Liebe wie das tierische Strebevermögen überhaupt ist insofern auch nicht ganz blind, als seiner Betätigung eine entsprechende Erkenntnis, ein durch den Schätzungssinn gebildetes Urteil vorausgeht. Die tierische Erkenntnis und Liebe aber ist eine unbewußte und rein sinnliche, von den leiblichen Organen ganz und gar abhängige. Während das Tier durch seine Sinne andere Wesen und Gegenstände wahrnimmt, empfindet es instinktmäßig auch die besonderen Beziehungen, in denen sie für sein Dasein und Wohlsein, für die Erhaltung und Fortpflanzung seines Lebens stehen. Mit Notwendigkeit, ohne Zaudern und Schwanken faßt es dann Liebe oder Haß, empfindet Freude oder Furcht, je nachdem diese als förderlich oder als schädlich erkannt wurden. Das Tier wird seiner sinnlichen Wahrnehmungen und Strebungen inne, ist aber nicht imstande, sie mit Selbstbewußtsein zu vollziehen, ihren Grund und Zweck zu erkennen und sich als ihren Träger zu erfassen. Unbewußt strebt und kämpft es für seine Selbsterhaltung, und ebenso unbewußt sorgt und leidet es für die Erhaltung der Gattung. Geraten diese beiden Triebe in Streit, so erweist sich der letztere in der Regel als der stärkere: der Gattungsinstinkt siegt über den Selbsterhaltungstrieb, die Mutterliebe über die Selbstliebe. Im Augenblicke der Gefahr gibt sich die Mutter für ihre Jungen hin, sie kann nicht anders, mag auch ihr Opfer vergeblich sein. Nur hin und wieder, wie bei den meisten monogamischen Vögeln, nimmt

auch das Männchen an der Pflege und Ernährung der Nachkommenschaft teil. Aber auch beim Weibchen hört alle Mutterliebe und Muttersorge auf, sobald die Zwecke der Gattung erfüllt sind und das Leben der Jungen in seinem Fortbestande gesichert ist. Und an die Stelle der heftigen und zärtlichen Zuneigung tritt nicht nur Gleichgültigkeit, sondern oft geradezu Feindseligkeit. Noch weniger kann endlich von einer Geschwister= oder gar Freundesliebe bei den Tieren die Rede sein.

Wie ganz anders dagegen ist das Band, das die Bluts=verwandschaft unter den Menschen, selbst unter den rohesten Stämmen, knüpft! Auch beim „Wilden" ist trotz mancher Unmenschlichkeit und Unnatur nicht alles wild. Selbst in der äußersten Wildheit überragt er unendlich weit die voll=kommensten Tiere durch seine Fähigkeit, zu denken und zu wollen, menschlich zu fühlen und zu lieben. Unbefangene und genaue Beobachtungen der wilden Völker haben ein ganz anderes Ergebnis zutage gefördert, als oberfläch=liche oder affenverwandtschaftlich angehauchte Reisende uns glauben machen wollen. Freundschaft und Freundschafts=verbindungen haben bei manchen Wilden eine große Be=deutung, und selbst da, wo ein geschlossenes Stamm= und Gemeindewesen nicht besteht, lebt der Wilde nicht herden=weise, sondern horden= und familienweise. Und die Fami=lienliebe erlischt nicht wie beim Tiere, sobald die Nach=kommenschaft selbst sich helfen kann, sondern sie erstreckt sich über das Grab hinaus. Wo Menschen leben, kommt auch die eigenartige Menschennatur zum Durchbruch und Vorschein; das Gemüt, mag es noch so unentwickelt und verzerrt sein, trägt das Gepräge des Menschlichen, bekundet bewußtes Wohlgefallen und Wohlwollen, Züge, die man beim Tiere vergeblich sucht.

Allerdings wohnt auch im Menschen der Instinkt, und

er tritt um so sichtbarer hervor, je weniger entwickelt das Geistesleben ist. An geistig und sittlich gereiften Menschen zeigt er sich weniger, weil in ihnen Überlegung und Selbstbestimmung ihn teils ersetzen, teils leiten. Vorhanden ist er trotzdem, und er äußert sich in jener Tätigkeit des sinnlichen Erkenntnisvermögens, die dem Urteile der Vernunft vorauseilt und aus den Wahrnehmungen der Sinne dieselben Kenntnisse vermittelt und zu denselben Strebungen anregt wie beim Tiere, auch wesentlich denselben Zwecken dient wie beim Tiere, nämlich der Erhaltung, Förderung und Fortpflanzung des leiblichen Daseins. Unstreitig spielt der Instinkt bei der Gatten-, Eltern- und Kindesliebe eine große Rolle, keineswegs aber diejenige, die Ed. v. Hartmann[15] ihm zuweist, indem er jene Liebe im Unbewußten begräbt und das bißchen Bewußte, das er davon übrig läßt, als selbstsüchtige Freundschaft deutelt, wobei es dann dem Instinkte fast regelmäßig gelinge, die Selbstliebe zu hintergehen und für seine Zwecke auszunutzen.

Die menschliche Liebe steht ebenso hoch über der tierischen Zuneigung wie das menschliche Bewußtsein über dem tierischen Erkennen. Sie hat ihren Sitz im Gemüte. Sobald wir aber von Gemütsbewegungen reden, denken wir schon nicht mehr an Gefühle, die gleich den tierischen Trieben rein sinnliche sind, sondern an solche, die bereits vom Selbstbewußtsein beleuchtet und vom freien Willen geleitet werden. Und von dieser Art sind die meisten Regungen der Liebe.

Der Mutter z. B., die beim Anblicke ihres neugeborenen Säuglings in Mutterfreude und Mutterseligkeit schwelgt, ist das Kind mehr als eine „sabbernde und quarrende Fleischpuppe", die instinktiv ihre Ärmchen ihr entgegenstreckt und reflektorisch die Augen nach dem Hellen wendet. Der Instinkt ist vollauf befriedigt, wenn das neue Wesen nur als ein gesundes und kräftig schreiendes Glied der

Menschengattung sich hören läßt. Die beglückte Mutter jedoch erblickt mehr an ihm: ihr und ihres Gatten Abbild und des Schöpfers Ebenbild, das kostbarste Kleinod, das ihr konnte beschert werden. Darum braucht sie auch weder die mitleidsvolle Reflexion, „daß durch ihre Schuld das Kind dem Dasein verfallen (!)“, noch die hoffnungsvolle Spekulation, was alles aus dem Kinde werden könne, zu Hilfe zu nehmen, um freudig den ungezählten Beschwerden und Quälereien sich zu unterziehen, die ihr die Pflege des Säuglings auferlegt. Es ist gewiß einzuräumen, daß die Mutterliebe am wenigsten rein geistiger Natur ist, daß vielmehr deren Gewalt und Genuß naturgemäß von starken Gefühlstönen begleitet sind und infolgedessen die höheren Beweggründe und mit ihnen auch die sittliche Seite der Mutterliebe zeitweilig zurücktreten und sich dem Bewußtsein entziehen. Es ist wahr, daß selten oder nie eine Mutter sich über die Größe und die Glückseligkeit ihrer Liebe vollkommene Rechenschaft zu geben vermag, wie ja so manche Seiten ihres ahnungsreichen Gemütes, das sie in vielen Fällen, wo der verständigere und stärkere Mann ratlos und machtlos dasteht, das Richtige treffen und große Heldentaten vollbringen läßt, von den Strahlen des Bewußtseins nur schwach beschienen werden. Will man dies Unsagbare und Unfaßbare der Mutter- und überhaupt der Elternliebe Instinkt nennen, so ist doch wahrlich der Begriff des tierischen Instinktes zu arm und zu unwürdig, um deren Erhabenheit und Pflichtgefühl, deren Ausdauer und, fügen wir gleich hinzu, deren Ewigkeit auszudrücken. Alle wahrhaft menschliche Liebe zielt nicht bloß auf das sinnliche, sondern auch auf das geistige und sittliche Wesen, und selbst das Band, das die Blutsverwandten umschlingt, reicht weiter als der sinnliche Instinkt. Es wird nicht gelöst, wenn die Kinder erwachsen, mithin die Zwecke des

Instinktes erreicht sind. Es bewegt sich nicht bloß in auf- und absteigender Linie, sondern umschließt auch die Seitenlinien. Es wird endlich nicht einmal durch den Tod zerrissen, sondern verlängert sich über diese große Kluft bis in die andere Welt hinein.

Die Sinnlichkeit hat kein Auge für die sittliche Seite der Liebe, sondern höchstens eine Nase zur Wahrnehmung des „Seelenduftes". „Das ewige Rätsel der Abälard, Werther, Ortis, Obermann findet in der Harmonie zweier Düfte seine Lösung," ruft ein neuerer Sittenlehrer aus. Eine solche Liebe ist freilich wert, daß sie verduftet. Daß die Mehrzahl der Bühnendichter und Romanschreiber der niederen Auffassung der Liebe huldigt, ist bekannt. Die Studien entwicklungssüchtiger Seelenforscher über dieses Allerweltsthema erheben sich ebenfalls selten über die Poesie, die liebeskranke Jünglinge und Backfische als Ventil für ihre Gefühlsschäume benutzen. So manche, die von Liebe reden, meinen nur Triebe und bleiben in den groben Vorstellungen von sinnlichen Gelüsten und Genüssen befangen. In ihrem Wörterbuche der Liebe ist die Liebe der Dankbarkeit, des Wohlwollens, der Freundschaft entweder nicht verzeichnet oder als ein Mißbrauch, sogar als eine Entweihung des Wortes Liebe getadelt. Das innerste Wesen der bräutlichen und der ehelichen Liebe nach christlicher Vorstellung ist ihnen ebenso fremd und unverständlich wie die wahre Bedeutung des Geschlechtlichen. Gänzlich verliebt in den gemeinen Zauber, sind sie unempfindlich gegen die schöne Anziehungskraft sittlicher Vorzüge, unempfänglich für eine auf Vernunft und Tugend gegründete Zuneigung, unfähig einer in gegenseitiger Hochschätzung wurzelnden Seelengemeinschaft und der Freuden einer geistigen, nach keinem Sinnenkitzel spähenden Annäherung. Im besten Falle betrachten sie die Liebe als eine Art Hasardspiel, in

dem so oft ein glücklicher Treffer gezogen wird, als zwei Wesen beim ersten Anblicke von der feurigsten Zuneigung entzündet werden, einander bewundern, anbeten und ewige Liebe schwören. Gewiß ist jene geheimnisvolle Anziehung, die zwei Herzen bei der ersten Begegnung in raschere Schläge versetzt, eine Bedingung und Quelle der Liebe, aber die Gefühlswonne, die aus dem plötzlichen beiderseitigen Wohlgefallen an der äußeren Erscheinung entspringt und letztere unversehens als den Ausdruck und Ausfluß innerer Schönheit deutet, ist leicht der Gefahr bitterster Enttäuschung ausgesetzt. Jedenfalls sind die raschen Eroberungen selten die glücklichsten, und die Verbindungen sinnenberauschter, durch augenblicklich überwältigende Eindrücke der Gestalt und Schönheit zusammengeführter Seelen tragen nicht die Bürgschaft ewiger Dauer in sich, da Gestalt und Schönheit vergehen. Wer vollends im flüchtigen Taumel der Sinnlichkeit das höchste Glück der Liebe sucht, betrügt sich selbst und andere und sieht sich bald genötigt, Liebe und Lust zu heucheln. Die gemeine Liebe ist kurzlebig wie die Eintagsfliege, und dem Schwure, der sie voreilig besiegelte, folgen Verstellung und Lüge, Untreue und Verrat.

Trotz dem erschreckenden Beifalle, dessen sich eine unwürdige und unwahre Darstellung der Liebe erfreut, wird mit dem Glauben an das bessere Selbst auch der Glaube an echte und unvergängliche Liebe bestehen bleiben. Es gibt noch Jünglinge und Jungfrauen, welche die rohe Denk- und Sinnesart der fleischlichen Romanhelden und Liebesträumer Lügen strafen; die, ihres Berufes zum Ehestande inne geworden, die leibliche Gemeinschaft um der geistigen willen begehren und vor allem eine zweite Seele suchen, mit der sie in und für Gott zusammenzuleben wünschen; die ein Herz erwählen, mit dem sie für immer ihren Glauben, ihr Hoffen und Streben, ihre Arbeit und Sorge,

ihre Freuden und Leiden teilen wollen. Da sie die hohe Bedeutung des geschlechtlichen Zuges im Lichte der Vernunft und der Religion erfaßt haben, so lassen sie sich sowenig durch den Stachel der Sinnlichkeit wie durch die Reizungen der Eitelkeit und des Eigennutzes bestechen, sondern treffen ihre Wahl nach den Antrieben ihres unentweihten Herzens und nach reiflich erwogenen Gründen. Sie schätzen die Blumen, an denen sie vorübergehen, weniger nach ihrer Farbenpracht als nach ihrem Wohlgeruche. Sie hüten sich, ihr Herz an die erste beste Gestalt, die ihnen in die Augen sticht und den Naturtrieben schmeichelt, zu verschenken. Sie schmücken auch nicht blindlings die Seele, mit der sie die eigene in eins zu verschmelzen hoffen, mit allen erdenklichen Vorzügen, sondern messen zuvor deren sittliche Güte an dem Musterbild, das sie von jenem zweiten Wesen im Herzen tragen, mit dem sie zusammen durch das zeitliche Leben wallen möchten, um das ewige zu gewinnen. Und nachdem sie durch eine Wahlverwandschaft sich gebunden haben, unterdrücken sie mit verschärftem Abscheu alle Regungen, deren sie sich nicht bloß in den Augen Gottes, sondern auch vor dem erkorenen zweiten Ich, auf dessen fleckenlose Reinheit sie unerschütterlich bauen, zu schämen hätten. Mit einer schönen Begeisterung trachten sie, der erwählten Hälfte durch jene Eigenschaften des Geistes und des Herzens zu gefallen, die sie als besten Teil des Heiratsgutes erwartet und beansprucht. Weibersüchtige Jünglinge und männertolle Jungfrauen härmen sich ab in fleischlichem Schmachten, bis sie die Knechtschaft der Sinnlichkeit mit dem Joche der Ehe vertauscht haben. Und dieses Joch wird ihnen unerträglich sein, der Ehestand für sie zu einem unheilbaren Wehestand werden, wenn sie keiner anderen Liebe fähig und teilhaftig werden können, als sie einander zugebracht haben. Die aber in der Keuschheit

des Herzens und des Wandels aufgewachsen und an den Altar getreten sind, werden auch im ehelichen Leben die Klugheit wie die Kraft besitzen, die Geschlechtsgemeinschaft durch die Seelengemeinschaft zu weihen. Es gibt daher Ehegatten, und es wird deren immer geben, die die sinnliche Liebe nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zwecke ansehen, sie läutern und veredeln, indem sie diese der innigen, selbstsuchtlosen Freundschaft dienstbar machen. Das Silberhaar ihres Hauptes, die Runzeln ihrer Wangen tun dann ihrer Zuneigung keinen Abbruch, und das heilige Feuer, das die Vestalin am häuslichen Herde treu gehütet hat, beleuchtet sanft das Ende des Lebenspfades. Diese glücklichen Gatten, mit wahrhaftem Wohlwollen und Wohlgefallen aneinander gekettet, lächeln über die Träume unreifer Jugendliebe wie über Kinderspiele und sind mehr denn je über allen Zweifel gewiß, daß sie ewig einander angehören werden.

Man liest freilich, daß selbst die geistige Liebe zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes von geschlechtlichem Beigeschmacke nicht frei sei, da sie sich an der Betrachtung der dem anderen Geschlechte eigentümlichen Vorzüge entzünde: der Mann, der die Quellen seiner Liebe zu einer Freundin erforsche, werde sie in den eigenartigen weiblichen Tugenden entdecken, und das Weib, das einem Manne freundschaftliche Zuneigung schenke, fühle sich durch die charakteristischen Eigenschaften des männlichen Geistes angezogen.

Allerdings prägt sich die Geschlechtsverschiedenheit auch im Seelenleben aus, und dessen durch sie bedingte Zuständlichkeit ist von unverkennbarem Einflusse auf die Gestaltung des sittlichen Charakters. Es ist zu ungezählten Malen und immer mit gleichem Rechte gesagt worden und verdient gegenüber den Bestrebungen, das weibliche Geschlecht in die der Männerwelt vorbehaltenen Rechte und Berufsarten

einzusetzen, scharf betont zu werden, daß Mann und Weib, obwohl den gleichen allgemeinmenschlichen Denk- und Handlungsgesetzen unterworfen, in ihrem Denken, Empfinden und Streben sich unwillkürlich voneinander unterscheiden, und daß trotz der Geschlechtslosigkeit des Menschengeistes die Gewohnheit, von einer männlichen und einer weiblichen Seele zu reden, nicht ohne Sinn und Berechtigung ist. Jedes Geschlecht hat seine geistigen, seinem besonderen Naturzwecke entsprechenden Eigentümlichkeiten, deren schärfere Ausprägung und gesellschaftliche Anerkennung ein Anzeichen und ein Ergebnis fortschreitender Gesittung ist. Das einzelne Menschenwesen von ihnen losreißen und auf neutralen Boden stellen heißt es verstümmeln. Ein Weib ohne weibliches Wesen und ein Mann ohne männlichen Charakter sind beide gleich widerliche Zwittergestalten, mit denen nur Sammler seelischer Merkwürdigkeiten und Mißbildungen gern zu tun haben. Daß diese geistig-sittlichen Natureigentümlichkeiten auch das keuscheste Freundschaftsverhältnis unvermerkt beeinflussen und mitbegründen, ist eine Tatsache, die selbst der kühlste Verächter sinnlicher Reize einräumen wird. Das Weib gefällt dem Manne durch die besonderen Tugenden, zu deren Übung es infolge seines starken und warmen Gemütslebens, seiner leicht erregbaren Empfänglichkeit und Innerlichkeit befähigt ist: durch seine anmutige Zärtlichkeit und Milde, durch seine liebenswürdige Anhänglichkeit und Hingebung, durch seine innige Frömmigkeit, durch sein empfindsames Zart- und Mitgefühl, durch seine Aufopferung, Geduld und Ergebung. Das Weib verehrt und liebt am Manne die Geisteskraft und die Charakterstärke, die Schaffens- und Erwerbslust, den Mut und die Standhaftigkeit, die Geradheit und die Mäßigung.

Die Verschiedenheit in der geistig-sittlichen Anlage der beiden Geschlechter entspricht offenbar den weisen Absichten

des Schöpfers, dem es gefallen hat, die menschliche Natur in etwa zu spalten, dient daher einem *sittlichen Zwecke*. Die Aufgabe, zu deren Lösung sie auffordert, ist leicht zu erkennen. Die gedachten Besonderheiten können den Weg zur sittlichen Bestimmung erleichtern, aber auch erschweren. Sie müssen überwacht und gezügelt werden, damit sie nicht in Sonderlichkeiten ausarten, damit die Eigenart nicht zur Unart werde. Ein wirksames Mittel, solchen Ausschreitungen vorzubeugen, ist die beiderseitige Beschränkung in *freundschaftlicher* Liebe. Wie der Jüngling seiner feurigen Begeisterung nach den Lehren und Ratschlägen des Greises die Richtung anweist, und der Greis an der Frische und dem Feuer der Jugend sich verjüngt und erwärmt, so soll das Weib vom Manne Festigkeit, Gerechtigkeit, Großmut und Aufrichtigkeit annehmen, der Mann vom Weibe Fügsamkeit, Milde, Sanftmut und Mitleid lernen. Beide sollen den Naturcharakter ihres Geschlechtes behaupten, aber Einseitigkeiten durch wechselseitige Ergänzung verhüten. Und ein wesentlicher Zweck der innigsten Verbindung, des ehelichen Bundes nämlich, ist diese Ausgleichung der beiderseitigen Besonderheiten, der Austausch geistig-sittlicher Güter. Gerade dadurch wirkt die Ehe sittigend, daß sie den Gatten täglich, ja stündlich Gelegenheit und Anlaß bietet, mittels geistiger Annäherung einander zu verbessern, zu ergänzen und zu vervollkommnen. Sie ist nur dann eine wahrhaft sittliche und glückliche Gemeinschaft, wenn beide Teile durch die Liebe des Wohlwollens und der Freundschaft miteinander verbunden sind, so daß der eine aus Achtung vor den berechtigten Eigentümlichkeiten des anderen sich Selbstbeherrschung auferlegt, schweigt, erträgt, duldet und verzeiht. Sie wird aber ihres sittlichen Charakters, ihrer höheren Würde und Weihe entkleidet, wenn sie nur auf die niedere Leidenschaft und deren Zwecke gegründet wird.

Obwohl also der Geschlechtscharakter nicht bloß der körperlichen, sondern auch der geistig-sittlichen Seite des Menschenwesens anhaftet, so kann doch sowohl unter Unverehelichten die keuscheste Seelenverbindung Platz greifen, als auch unter Vermählten ein vollkommener Freundschaftsbund bestehen. Und diese freundschaftliche Liebe ist in der Ehe nicht bloß möglich, sondern auch ein sittliches Erfordernis, weil eine unumgängliche Vorbedingung zum ehelichen Glücke und ein unerläßliches Mittel zur Selbstvervollkommnung. Sie soll das Geschlechtsleben schützen, veredeln und heiligen und ihrerseits durch jene andere Liebe, die nach dem Urteile zahlreicher Begriffsverfälscher allein den schönen Namen Liebe verdient, gestützt und genährt werden.

„Die wahre Liebe wird im Geist geboren;
Die andere ist die Sklavin nur der Sinne,
Sie richtet ihren Pfeil nach niedern Zielen.“ [16]

Für den Stoffgläubigen bleibt die Sehnsucht nach Wiedervereinigung ein unauflösliches Rätsel. Denn sie ist „so natürlich“, gesteht Carneri, „wie das Schwellen der Brust bei rascherem Herzschlage, und der sie nie empfunden hat, der hat auch nie geliebt“. Sie soll aber keinen anderen Trost haben als den Gedanken an den Weltprozeß und keine andere Befriedigung als die Ruhe im Weltgrabe.[17] Nicht alle freilich besitzen den Mut, die ungeheuerlichen Folgerungen dieser hoffnungslosen Lebensanschauung zu ertragen. Buckle, bekanntlich ein Mann nach dem Herzen des glaubensfremden Zeitgeistes, sagt in einer Beurteilung von Stuart Mills Buch über die Freiheit:[18] „Von allen sittlichen Gefühlen, die den menschlichen Charakter zieren und erheben, ist der Liebestrieb gewiß das lieblichste, mächtigste und allgemeinste. Wenn wir daher nicht behaupten wollen, daß dieser unser schönster und kostbarster Besitz so trügerischer Art sei, daß man seinen Eingebungen nicht trauen dürfe,

so können wir uns schwerlich dem Schlusse entziehen, daß sie, insofern sie zu allen Zeiten, bei allen Kenntnisgraden und allen Verschiedenheiten der Religion dieselben sind, auf ihrem Antlitz den Stempel der Wahrheit tragen und zugleich die Bedingungen und die Folgen unseres Seins sind." So verbessert ein guter Geist einem sonst so folgerichtigen Vertreter der Aufklärung das Konzept und zerstört ihm seine Zirkel.

Hat unsere Liebe gar keine Berechtigung mehr jenseits des Grabes, obwohl sie über die Instinktzwecke hinaus fortdauert, das in Fleisch und Blut wurzelnde Gefühlsleben durch sittliche Beziehungen und Zwecke veredelt und einen geistig ergänzenden, ewigen Freundschaftsbund anstrebt?

So fragt das natürliche Gefühl. Duldet aber auch der christliche Glaube die Antwort, die jenes erwartet und mit Genehmigung der Vernunft sich bereits gegeben? Wäre dies nicht der Fall, so müßte das Herz den Kopf in Ruhe lassen und mit christlicher Entsagung das bittere Gefühl fehlgehender Hoffnungen ertragen. „Werden wir uns wohl im Himmel wiedererkennen? Wie denken sich denn so Fragende die himmlischen Reiche? Wie einen großen Salon etwa, in dem die Ankömmlinge mit der verlegenen Bemerkung: Habe nicht die Ehre! einander ausweichen, bis Engel die Millionenvorstellung beendet haben?!"[19] Die himmlischen Wohnungen sind nach christlicher Vorstellung keine Einsiedlerhütten. Der Himmel schließt keineswegs die Freuden der Freundschaft und die Wonne des Wiedersehens aus. Er müßte, dünkt uns, sehr arm sein an Seligkeit, wenn der einzelne, an ihr sich sättigend, sie für sich allein genießen könnte, ohne sie anderen mitzuteilen, ohne von dem Bedürfnisse hingerissen zu werden, allen Mitgenossen Glück zu wünschen und sie zu Dank- und Jubelliedern einzuladen. Von dieser Hoffnung war ohne Zweifel

jene makkabäische Heldenmutter beseelt, die das schönste und ruhmreichste Bekenntnis ihres Glaubens an die einstige Wiedervereinigung abgelegt hat, als sie ihrem jüngsten Kinde das mächtige Trostwort in Ohr und Herz rief: „Nimm Du den Tod an, auf daß ich Dich mit Deinen Brüdern wiederfinde!“[20] Die rein sinnliche Liebe freilich wird im Himmel ebensowenig eine Stätte finden wie die rohe Leiblichkeit; die eine wie die andere wird im Vergeistigungs- oder Verklärungsprozesse abgetan. Dies erhellt aus der Antwort des Heilandes auf die bekannte Frage der Sadducäer.[21] Die Seelengemeinschaft aber wird samt ihren natürlichen Grundlagen und Antrieben auch im Jenseits Geltung behalten. Der Geschlechtsgegensatz mit seinen auf Ergänzung und Ausgleichung gerichteten Zwecken wird aufgehoben sein; der Geschlechtsunterschied aber wird fortbestehen und den reinsten, wonnigsten Austausch geistig-sittlicher Vorzüge und Güter zur Folge haben. Von der Liebe, die ewig dauert, wird später in einem besonderen Kapitel die Rede sein.

„Vater, werden wir erhalten,
Was das Herz so heiß begehrt?
Oder hat's ein Wahn betört,
Wenn von deinem heil'gen Walten
Kühn es hofft im Kindesflehn
Wiedersehn?

Nein! du selbst hast ihm gegeben:
Den gewalt'gen Liebesdrang,
Der es zwingt mit süßem Zwang,
Nach den Seinen hinzustreben:
Du gewährst, worum wir flehn,
Wiedersehn.“

(Hellmann.)

VI.

Die Fortdauer des Bewußtseins und der Erinnerung nach dem Tode. — Die Steigerung des Erkenntnis — Blicke aus dem Jenseits ins Diesseits.

„Gedächtnis, Wille und Verstand um vieles
In Wirklichkeit geschärfter noch als früher."
(Dante, Purgator. XXV. 83.)

Im vorigen Kapitel haben wir die Stimmen der Völker und die Stimme der Menschennatur vernommen. Auch das christliche Herz leidet unter den Schmerzen der heißen Liebe, die nach der Wiedervereinigung mit teuren Abgeschiedenen seufzt. Das wechselseitige Wiedererkennen im Jenseits aber ist notwendig bedingt durch die unversehrte Erinnerung an die Personen, die man einst gekannt hat, und an die im zeitlichen Zusammenleben mit ihnen gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen.

Es erhebt sich also zunächst die Frage: Haben die Abgeschiedenen das Bewußtsein von ihrer irdischen Pilgerschaft und von ihren mannigfachen Beziehungen zu ihren Mitmenschen, besonders zu ihren Angehörigen und Freunden, mit hinübergenommen? Und wissen sie auch um andere abgeschiedene Seelen? Ist überhaupt der Fortbestand der geistigen Kräfte und Tätigkeiten nach dem Tode sichergestellt?

Alle derartigen Fragen werden von den Stoffverehrern mit Hohn abgelehnt. Diese erblicken ja in jeder Geistestätigkeit nichts anderes als Schwingungen und Eiweißzersetzungen des Hirns. Sind aber die Eindrücke, die das Erkannte und Erlebte zurückläßt, rein sinnlicher Natur, so gehen sie mit ihren sinnlichen Trägern und Ursachen unwiederbringlich zugrunde. Denn was so durchaus an das Körperliche gebunden ist, das kann nach dessen Untergang so wenig fortdauern, wie von einem Kreise nach der Zerstörung des Umfanges ein Mittelpunkt übrig bleibt. Mit dem Tode hört nicht bloß jegliche Erinnerung, sondern überhaupt alles Erkennen auf; denn das, was wir Seele nennen, ist nicht mehr, da „das Strahlenbündel von Aktionen des Unbewußten gegenstandslos geworden ist“.[1]

Das ist wieder eine jener unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen, an denen die stoffliche Seelenforschung so reich ist. Und in welch schreienden Widerspruch verwickelt sich deren Keckheit! Denn mit Messer und Maß, mit Wage und Zahl die Seele suchen, setzt einerseits einen messenden, wägenden und zählenden Geist voraus und heißt anderseits, von vornherein an der Möglichkeit verzweifeln, daß man die Seele, die als geistige Wesenheit für Lupe und Seziermesser unerreichbar ist, finden könne. Wenn unser geistiges Erkenntnisvermögen und unser ganzes Wesen ausschließlich am körperlichen Sein haftete, so würden die Stoffgelehrten recht haben. So aber bewegen sie sich in einem fehlerhaften Zirkel, da sie als wahr annehmen, was sie erst beweisen müssen. Sie erkennen nur die negative Seite des Sterbens, die Entseelung des Leibes, dem Schlusse von Haydns Abschiedssymphonie ähnlich,[2] nicht aber die positive, die Entkörperung der Seele.

Daß die Seele während des Leibeslebens auch bei ihrer geistigen Tätigkeit vom Körper abhängig ist, leugnet niemand.

Aus diesem Grunde aber die letztere lediglich als Ergebnis sinnlicher Vorgänge anzusehen, ist eine verwegene, durchaus unbegründete Folgerung, gegen die der berühmte Wiener Anatom Jos. Hyrtl[3] einst in seiner Rektoratsrede die Amerikanerin Laura Bridgman als Erfahrungsbeweis aufgestellt hat. Dieses Mädchen hatte als Kind von 18 Monaten Gefühl und Gehör und 4 Monate später auch Geschmack und Geruch verloren, ohne selbst die Erinnerung von Sinneseindrücken dieser Art bewahrt zu haben. Nichts als das Tastgefühl war ihr geblieben. Ein menschenfreundlicher Arzt, Dr. Hawe, nahm diese „lebende Leiche" bei sich auf und wußte ihr eine Geistesbildung zu vermitteln, durch sie sich weit über gewöhnliche Menschen erhob. In jüngster Zeit hat eine andere Amerikanerin, Helen Keller[4], viel von sich reden gemacht. Sie hatte im Alter von 19 Monaten infolge einer schweren Krankheit Gesicht, Gehör und Sprache verloren. Trotzdem hat sie nicht bloß Schulbildung sich aneignen können, sondern auch die Harvard-Universität besucht und die Doktorprüfung abgelegt.

Da die Seele dazu geschaffen und bestimmt worden ist, sich mit ihm zur Einheit der Natur zu verbinden, ihn zu bewohnen und zu beseelen, so ist sie naturgemäß bei ihren Tätigkeiten auf dessen Mithilfe angewiesen. Das Kind denkt noch nicht, weil sein Gehirn die notwendige Ausbildung noch nicht empfangen hat, und der Greis denkt in der Regel nicht so scharf, weil sein Gehirn in der Rückbildung begriffen ist. Hirnverletzungen haben je nach ihrer Schwere eine vorübergehende oder dauernde Lähmung der Geisteskräfte zur Folge. Unsere gewöhnlichen Krankheitsbegriffe aber dürfen auf die Störungen des Seelenlebens nicht schlechthin übertragen werden, da es unmöglich ist, daß der Geist im eigentlichen Sinne des Wortes erkranke. Ein

in sich einfaches und unteilbares Wesen kann nicht von irgend etwas betroffen werden, was dem Begriffe körperlicher Krankheit entspräche. Es gibt nur eine einzige Seelenkrankheit, und diese ist sittlicher Natur, nämlich die Sünde, die je nach ihrer Schwere das übernatürliche Leben schwächt oder tötet. Nur der Körper, der durch Anhäufung und Verbindung verschiedener Stoffteile gebildet und darum dem steten Wechsel unterworfen ist, erkrankt und ist mehr oder weniger immer krank. Es gibt Geisteskranke, Schwach- und Wahnsinnige, weil es Gehirnkranke gibt. Wie das schärfste Auge ohne Licht sozusagen blind ist, und der größte Virtuos auf einem verstimmten Instrumente nur Mißtöne hervorbringt, so kann auch die Seele in einem verstörten Gehirn nur geistige Disharmonien erzeugen. Das Gehirn ist zwar eine Bedingung zur Vollbringung der geistigen Tätigkeiten, nicht aber deren Ursache, ebensowenig wie das Licht die Ursache des Sehens und das Instrument die Ursache der Musik ist. Wie also das Auge auch in der Dunkelheit seine Sehkraft und der Musikus auch an einem schlechten Instrumente seine Fertigkeit behält, ebenso besitzt die Seele unabhängig von den leiblichen Organen ihre geistigen Kenntnisse und Kräfte.

Nun aber ergreifen andere Gegner das Wort. Sie lassen die Seele mit dem Tode in einen Schlummer versinken, in dem sie so lange verharren müsse, bis ihr wieder ein Leib als Werkzeug ihrer Tätigkeit zur Verfügung stehe. Denn wie das Auge ohne Licht nicht sehen und der Virtuos ohne Instrument nicht spielen könne, so sei auch die Seele nicht imstande, ohne die Sinne tätig zu sein. Die Nestorianer reden in ihren Schriften öfters von einem Seelenschlafe, der mit dem Tode beginnen und bis zum letzten Gerichte dauern werde. Unter den 40 Sätzen Rosminis, die 1887 verurteilt wurden, lautet der

23. dahin, daß die Seele nach ihrem Austritte aus dem Körper des Selbstbewußtseins gänzlich beraubt werde und in einen fortwährenden Schlaf oder in einen Zustand vollständiger Finsternis versinke.[5]

Indessen ist dies eine Behauptung, die sich auf die bloße Voraussetzung stützt, daß die Gesetze der eingekörperten Seele ohne weiteres auch für die leibfreie Seele gelten. Diesen Beweis aber sind die „Seelenschläfer" schuldig geblieben. Behaupten gar, daß die Seele auch im leiblosen Zustande nach den Gesetzen ihres irdischen Daseins fortleben und darum fortfahren müsse, eine vegetative und animalische Wirksamkeit zu entfalten, führt zu der haarsträubenden Folgerung, die Unsterblichkeit auch für die Lebenskraft der Pflanzen und Tiere zu fordern. Allerdings zehrt während des Leibeslebens das Licht des Geistes vom Gehirn und dessen Kräften. „Wie die Flamme der Kerze vom Wachs, die Flamme der Lampe vom Öl, so lebt die Flamme des Bewußtseins von den Kräften des Gehirns."[6] Und wenn man die Lampe des Bewußtseins zu lange fortbrennen läßt, ohne durch zwischentretende Schlaf- und Ruhepausen neues Lebensöl auf den Docht des Gehirns zu gießen, und dieser infolge davon untauglich wird, so erlischt auch die Geisteslampe. Die Seele bedarf stofflicher Flügel, um sich in die Welt des Geistes emporzuschwingen. Sie gleicht in etwa jener schönen Wassernixe Melusine, der es gestattet ward, ihren Fischleib mit einer menschlichen Gestalt unter der Bedingung zu vertauschen, daß sie zu bestimmten Zeiten sich heimlich wieder in ihre frühere Leibesform zurückverwandelte und im verborgenen Badezimmer ungesehen den Gewohnheiten des Fischlebens oblag.

Die leibfreie Seele kann nicht mehr an die Mithilfe des Körpers gebunden, muß vielmehr imstande sein, die

ihrer geistigen Natur eigentümlichen Tätigkeiten als reiner Geist zu vollziehen. Das Leben des Geistes ist Erkennen und Wollen. Würde die aus dem Leibe scheidende Seele dieser doppelten Tätigkeit beraubt, so müßte ihre Fortdauer als höchst zweifelhaft angesehen werden; denn ein geistiges Wesen, das seine natürlichsten Tätigkeiten einstellt, ist zwecklos und seine Fortdauer wertlos. Darum geht die Tierseele zugrunde, weil sie nur vegetative und sensitive Kräfte besitzt und diese nach dem Tode nicht mehr ausüben kann. Anders aber verhält es sich mit der Menschenseele, die außer den sinnlichen Tätigkeiten auch geistige vollbringt. Ist das Gemälde vollendet, so mögen Pinsel, Palette und Farben zugrunde gehen: das Bild bleibt; ist das Buch gedruckt, so mag das Manuskript im Ofen verbrennen: das Buch leidet keinen Schaden. Ist der Gedanke fertig, so mag die Seele die stofflichen Handlanger, die ihr dabei gedient haben, entlassen: er selbst bleibt, da er dem Ich als Eigentum einverleibt ist. „Ich glaube," sagt Leibniz,[7] „daß das, was einer Seele einmal begegnet ist, ihr auf ewig als Eigentum verbleibt, wenn es ihr auch im Leben nie wieder einfällt. Denn wer kann aller Dinge sich erinnern? Weil aber nichts in der Natur vergebens geschieht und nichts in ihr verloren geht, sondern alles nach seiner Vollkommenheit und Reife strebt, so wird in gleicher Weise auch jedes Bild, das unsere Seele empfängt, endlich ein Ganzes mit den zukünftigen Dingen werden, so zwar, daß wir alles wie in einem Spiegel sehen werden und dasjenige daraus entnehmen können, was wir zu unserer Befriedigung am geeignetsten finden werden."

Das jenseitige Leben ist nicht bloß ein neues Leben, sondern auch die Fortsetzung des diesseitigen, wenngleich nicht eine „stetige" und „sprunglose", wie der jüngere

Fichte, Fechner, H. Ritter und viele andere gemeint haben. Der Tod ist die Kluft zwischen beiden. Diese aber wird durch die Fortdauer des Bewußtseins überbrückt. Der Gottlose mag danach verlangen, durch einen tödlichen Sprung ins „Unbewußte" seinem inneren Henker, dem Gewissen, zu entfliehen; der Gerechte aber begehrt nicht, aus dem Strome der Vergessenheit zu trinken und in ihm sein Gedächtnis und sich selbst zu verlieren; ihn gelüstet's nicht nach Lethe, sondern nach Eunoë, dem Strome beseligender Erinnerung an die glücklich überstandenen Gefahren und Kämpfe, an die standhaft ertragenen Sorgen, Mühen und Leiden.

Denn welchen Wert hat für dich das Fortleben, wenn du dich nicht mehr als ein und dasselbe Wesen denken wirst, das du jetzt bist? Es kann dir dann vollkommen gleichgültig sein, ob du als Schatten in den Allgeist eingehst oder als Atom im All-Einen des Stoffes untergehst; du bist ja nicht derselbe geblieben, sondern etwas anderes geworden. Wie sollst du des Lohnes deiner guten Werke froh werden können, wenn du nicht mehr imstande sein wirst, dich als deren Urheber zu wissen? Und wie kann der Wurm des Gewissens an einem Übeltäter nagen, der aufgehört hat, sich verantwortlich und strafwürdig zu fühlen? Das künftige Leben ist nicht bloß die Vollendung, sondern auch die Vergeltung des jetzigen. Die stets gegenwärtige Erinnerung an das vollbrachte Gute wie an das verübte Böse bereitet dem einen unaussprechliche Seligkeit, dem anderen unsägliche Pein. Die Gottlosen seufzen und sind voll Angst, weil ihre Sünden ihnen im Gedächtnisse liegen und ihre Missetaten sie anklagen.[8] „Erinnere dich," spricht Abraham zum reichen Prasser, „daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben, Lazarus aber Übles."[9] Die Seele des vom Tode erweckten Lazarus, die nicht nach

ihrem ersten Hingange vor Gottes Gericht gestellt worden, ist während des Trennungszustandes wahrscheinlich unbewußt gewesen.

Wie die gänzliche Untätigkeit der Seele nach dem Tode gleichbedeutend wäre mit deren Tode, so der Verlust des Bewußtseins mit dem Untergange der Persönlichkeit und mit der Aufhebung von Lohn und Strafe. Und Gott würde, wenn er das gänzliche Erlöschen der Erinnerung zulassen oder bewirken wollte, sich dadurch des natürlichen und notwendigen Mittels berauben, seine unparteiliche Gerechtigkeit in der Verteilung von ewigen Freuden und Leiden zu offenbaren.

Unsere Kenntnis der jenseitigen Zustände und Tätigkeiten, die sich nicht den Sinnen vorführen lassen, kann nicht das Ergebnis erfahrungsmäßiger Beobachtung und Forschung sein. Sie ist vielmehr das Erzeugnis des vernünftigen Denkens und Glaubens. Dennoch dürfen wir behaupten, daß die Meinung, mit dem Absterben des Körpers müsse alle Geistestätigkeit und insbesondere alle Erinnerung an das vergangene Leben aufhören, mit einer Reihe von Tatsachen sich nicht in Einklang bringen läßt.

Jeder weiß aus Erfahrung, daß er dann am leichtesten in die Welt des Geistes eindringen kann, wenn er, seiner Verbindung mit der Leiblichkeit vergessend, sein Auge den Außendingen verschließt, um es ganz der Innerlichkeit zu öffnen. Dann gerade entfaltet er die höchste, kraftvollste und fruchtbarste Denktätigkeit, wenn er in die tiefsten Tiefen seines Selbst hinabsteigt und dort, ungestört von den Zerstreuungen der Sinne, ganz für sich ist. „Wollen wir etwas klar erkennen," läßt Plato im Phädon den Sokrates sagen, „so müssen wir uns vom Leibe trennen und mit der Seele unmittelbar die Dinge an sich betrachten. Und erst nach dem Tode, so scheint es, wird unser Verlangen

gestillt und der Gegenstand unserer Liebe, die Wahrheit und die volle Weisheit, uns zuteil; nicht in diesem Leben." „Ich wenigstens habe mich niemals überzeugen können," spricht der sterbende Cyrus[10] zu seinen Söhnen, „daß der Geist bei seinem Scheiden aus dem bewußtlosen Leibe das Bewußtsein verliere, sondern daß er erst dann, nachdem er von aller Gemeinschaft mit dem Körper befreit, rein und fleckenlos geworden ist, zum vollen Bewußsein komme." Schon aus dem Traumleben der Seele könne man entnehmen, welch reiche Erkenntnis sie nach der Befreiung von den Banden des Fleisches gewinnen werde. Es ist jedoch eine Unterschätzung des irdischen Seelenlebens, wenn Plato und andere Philosophen nach ihm die Ansicht aufstellen, die Seele bringe überhaupt erst nach dem Tode ihr Ich zum Erwachen und zur Entwicklung. Jedenfalls aber gehört vor allem zum Inhalte des jenseitigen Erkennens das verflossene Erdenleben mit seinen zahlreichen Begebenheiten und Beziehungen.

Trotz dem beharrlichen Stoffwechsel, dem das Hirn gleich den anderen Organen unterliegt, gehen die Eindrücke gemachter Wahrnehmungen und Erfahrungen nicht zugrunde. Beispielsweise ist die Erinnerung an die kleinen Erlebnisse der Kindheit und der Jugendzeit in der Regel selbst im höchsten Alter noch sehr frisch, und aus ihr fließt eine Quelle schönen Trostes in späten Tagen. Der Greis fühlt sich durch diese merkwürdige Bereicherung seines Innenlebens für die Unbilden des Alters entschädigt, und so oft er die Rosen seiner Jugend sich vor Augen hält, erweckt er gewissermaßen in sich den vergangenen Menschen, erhält seinen Geist frisch und sein Herz jung.[11]

Im allgemeinen hat allerdings die im Alter eintretende Verhärtung des Gehirns, die Verkalkung seiner Fasern eine Abnahme der Geisteskräfte und namentlich des

Gedächnisses zur Folge, so daß z. B. Newton und Kant im hohen Alter ihre eigenen Werke nicht mehr verstanden, betagte Gelehrte über die einfachsten Begriffe stolpern und ergraute Schulmeister mit den elementarsten Sprachregeln in Konflikt geraten. Anderseits aber wacht unter der Schneedecke manch alten Hauptes ein Geist mit ungewöhnlich klarem Blicke und scharfem Gedächtnisse, und zuweilen offenbart die Seele, wie schon die Alten, z. B. Sokrates, Plato, Aristoteles, Plutarch, Cicero,[12] beobachtet und bekundet haben, sogar noch im absterbenden Körper und selbst während des Sterbens eine staunenswerte Kraft und Klarheit. Plato, der kurz vor seinem Tode seine beiden tiefsinnigen Dialoge, den Timäus und die Gesetze, schrieb, Sophokles, der in seinem hohen Alter der Welt das Meisterwerk seines Genius, den Ödipus auf Kolonos, schenkte, Leibniz, der seine vielseitige Geistesarbeit auch an seinem Lebensabende fortsetzen konnte, Goethe, der in seinem Westöstlichen Divan und im zweiten Teile des Faust Proben eines geistesfrischen Greises ablegte, Fürst Talleyrand, der als dreiundachtzigjähriger Greis wenige Wochen vor seinem Tode eine seiner besten Reden in der Akademie hielt, Alexander von Humboldt, der bis zu seinem Ende den Ruhm seiner Gelehrsamkeit vermehrte, Döllinger, der bis zuletzt seine geistige Fähigkeit und Zähigkeit an den Tag legte, der österreichische Kanzler Fürst Metternich, die britischen Staatsmänner Palmerston und Derby, die französischen Staatsmänner Guizot und Thiers, die russischen Minister Nesselrode und Gortschakow, die preußischen Minister v. Auerswald, v. Patow und Graf Schwerin, Kaiser Wilhelm I., die Päpste Pius IX. und Leo XIII., von lebenden Vertretern eines jugendfrischen Greisenalters zu schweigen, sind hervorragende Beispiele dafür, daß der Geist nicht zugleich mit dem Körper altern und sterben müsse.

„Es gibt eine wichtige, ungeheure Weltgeschichte: die der Sterbenden," hat Jean Paul gesagt; „aber hier auf Erden werden uns ihre Blätter nicht aufgeschlagen." „Bei der Annäherung des Todes ist die Seele mehr von göttlicher Eingebung erfüllt." „Mitten durch die Todesumnachtung hindurch zucken nicht selten die intensivsten Effulgurationen seines aus Gott stammenden Wesens, indem der Geist mitten im Sterben des Leibes gerade seine Macht zusammennimmt, um sich der Vergewaltigung des Todes zu erwehren und sich darüber hinwegzusetzen."[13] Bekannt sind die Worte, durch die der unvergeßliche Möhler kurz vor seinem Ende ein wunderbares Schauen kundtat. Voll freudigen Staunens die Hände über dem Haupte windend, rief er aus: „Ach! jetzt hab' ich's gesehen, jetzt weiß ich's; jetzt wollte ich ein Buch schreiben, das müßte ein Buch werden; aber nun ist es vorbei." Einen ähnlichen Ausspruch tat der sterbende Philosoph Herder. Alexander von Humboldt berichtet über die „geheimnisvolle Geistesklarheit" des sterbenden Großherzogs Karl August. Goethe[14] sagt: „Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen." Jedoch hat der oft gehörte und von einem Spiritistenblatte als Titel gewählte letzte Ruf Goethes: „Licht! mehr Licht!" keinen psychologischen Wert, da er nur das Öffnen der geschlossenen Fensterläden bezweckte. „Ich habe Menschen gekannt," schreibt der französische Arzt Lauvergne,[15] „denen die so manches offenbarende Todesstunde eine göttliche Erleuchtung über Dinge brachte, die ihnen bis dahin dunkel geblieben waren. Es sei ihnen, behaupten sie, das Problem aufgegangen, über welches sie dreißig Jahre vergebens nachgesonnen, und sie würden es, wenn sie am Leben blieben, verwirklichen können." Zu diesen auffallenden Erscheinungen kommt noch das

überraschende Phänomen eines letzten geistigen Lichtblickes nach langjährigem Wahnsinne, dieses plötzlichen Aufblitzens des angeborenen Geisteslichtes aus tiefer Nacht. Merkwürdige Vorgänge dieser Art werden von Schubert, Burdach, Griesinger, Leubuscher, Maudsley u. a. bezeugt. Cervantes läßt seinen Don Quixote kurz vor dem Tode wieder zur Vernunft kommen, und die Umgebung deutet diese Veränderung als Anzeichen des herannahenden Endes. Fechner[16] erklärt solche Tatsachen durch den Umstand, daß der eintretende Tod die kranken Teile, die durch ihren Zusammenhang mit den gesunden die Geistesstörung verursachen, vor den gesunden zerstört oder wenigstens untätig macht, ähnlich wie nach dem Ausspannen eines lahmen Pferdes, das den Gang des flinken störte, der Wagen wohl langsamer, aber ungestörter geht. Endlich werden Fälle berichtet, wo schlichte Leute und selbst Kinder beim Herannahen des Todes mit einer solchen Klarheit und Tiefe des Urteils und einem so merkwürdigen Redeschwunge über schwierige Gegenstände sich vernehmen ließen, als seien sie auf einmal gelehrte Philosophen und Theologen geworden. „Es gibt keine überzeugungskräftigere Apologie des Christentums als die Sterbebetten wahrer Christen.“[17]

Einen Beweis von ungewöhnlicher Ausdehnung und Schärfung des Gedächtnisses in der Nähe des Todes erlebte 1825 der englische Admiral Beaufort.[18] Er selbst erzählt den seltsamen Vorfall in einem Briefe an Hyde Wallaston. In den ersten Jahren seines Seedienstes hatte er das Unglück, ins Meer zu fallen. Dem Ertrinken nahe und infolge der zunehmenden Erstickung schon jeder Muskelbewegung unfähig, empfand er nach den heftigen Gefühlen von Angst und Schrecken eine vollkommene Ruhe. Trotz der gänzlichen Abgestorbenheit seiner Sinne war sein Geist in regster und schärfster Tätigkeit. In reißend raschem Gedächtnisfluge

überschaute er sein ganzes Leben, und zwar nicht in matten Umrissen, sondern wie ein lebensvolles Gemälde, auf dem die kleinsten Umstände und die unbedeutendsten Begebenheiten als gegenwärtige oder als erst eben vergangene sich abspielten. Bei diesem „panoramatischen Überblicke" jagten die Gedanken einander mit einer unbeschreiblichen und, wie der Erzähler hinzufügt, „für jeden, der noch nicht in ähnlicher Lage gewesen, geradezu unbeschreiblichen Schnelligkeit". Das ganze Leben dieses Mannes mit seinen großen und kleinen Ereignissen, selbst den längst vergessenen, hatte sich in kaum zwei Minuten vor dem geistigen Auge aufgerollt. Dabei war der Blick so durchaus auf die Vergangenheit gerichtet, daß kein einziger Gedanke sich in die Zukunft erstreckte. Über seinen Zustand nach dem Wiedererwachen zum gewöhnlichen Bewußtsein fügt der Admiral hinzu: „Eine hilflose Angst, eine Art fortwährenden Alpdrückens schien bleischwer auf jedem Sinne zu lasten; eine einzige konfuse Idee, der Gedanke, dem Ertrinken nahe gewesen zu sein, erfüllte meinen Geist statt der großen Menge klarer und bestimmter Ideen, die ihn vor kurzem durchflogen hatten."

Die Fälle, daß Sterbende ihr ganzes Leben, namentlich nach seinem sittlichen Werte oder Unwerte, mit einem einzigen Blicke klar überschauen und sich auch der längst dem Gedächtnisse entschwundenen Fehler deutlich erinnern, sind sehr zahlreich.

Daß das Dunkel des Sterbebettes von plötzlichen Geistesblitzen erhellt wird, ist, wie schon bemerkt, nicht die Regel. Meistens ist, wie es scheint, das letzte Einschlafen von Umnachtung des Bewußtseins begleitet. Zuweilen aber gewinnt mitten in der tödlichen Ohnmacht der Geist noch einmal seine Obmacht und sendet gleich dem wolkenumhüllten Tagesgestirn bei seinem Scheiden einen hellen Lichtstrahl nach

außen, zum Zeichen, daß er nach seinem scheinbaren Untergange in dieser Welt in einer besseren wieder aufgeht. Auf die willkürlichen und widerspruchsvollen Versuche der Seelenleugner, derartige Vorgänge materialistisch zu erklären, antwortet Daumer:[19] „Sonderbare Zeit, die sich so viele Mühe gibt, den Tod gerade dann Lügen zu strafen, wenn er uns seine schöne, heitere und erhebende Seite zeigt."

Diese Steigerung der Geisteskräfte in der Todesstunde hat zahlreiche Ähnlichkeiten in Erscheinungen des gewöhnlichen Schlaf- und Traumlebens, besonders aber der abweichenden Schlafzustände, mithin in jenen Äußerungen des Seelenlebens, in denen die Hirntätigkeit fast aufgehoben oder wenigstens sehr herabgestimmt ist.

Im Schlafe, der der Bruder und im Talmud ein Sechzigstel des Todes genannt wird, ist in der Regel die bewußte Seelentätigkeit unterbrochen, und an ihrer Statt schaltet die Einbildungskraft mit fast unumschränkter Gewalt. Die Bilder, die im sinnlichen Gedächtnisse ruhen, sammelt und verbindet sie in der mannigfaltigsten und seltsamsten Weise, so daß die wildesten Fratzen entstehen. Sowohl die geringsten Vorgänge und Veränderungen an den inneren Organen, als auch die leisesten Reize von außen gestaltet sie zu grotesken Halluzinationen. Sie schafft in Wahrheit aus Mücken Elefanten, aus den harmlosesten Gestalten schreckhafte Ungeheuer und gruppiert sie in der willkürlichsten und wunderlichsten Mannigfaltigkeit. Wie der Vogel sein Nest und das Wild seine Höhle, so hat auch die Seele gewissermaßen ihr Nachtlager aufgesucht, um von ihrer geistigen Arbeit auszuruhen. In dem träumerischen ruck- und stoßweisen Denken vor dem Einschlummern sagt das Bewußtsein „gute Nacht"! Vertrauensvoll läßt es den Faden der „reflektierten Persönlichkeit", wie Steffens das Selbstbewußtsein bezeichnet, auf eine gewisse Entfernung

los. Dennoch ruht die Seele im Schlafe nicht gänzlich und ist keineswegs in vollendetes Nichtstun versunken, obwohl ihr Körper einem seelenlosen Organismus gleicht, einem Instrument, das der Spieler für eine Zeit beiseite gelegt, einem Lasttiere, dem der Reiter Ruhe gönnt. Geräuschlos zwar, aber mit der rührigsten Geschäftigkeit arbeitet sie als Haushälterin in einer dem Bewußtsein verborgenen Werkstätte, am Herde des vegetativen Lebens. Sie läßt die Räder am Lebensbrunnen auf- und niedersteigen, sammelt und ordnet die Kräfte und heilt die verdorbenen Säfte. Durch die offenkundige Erscheinung, daß ein ruhiger Schlaf jeden erquickt und am meisten zur Genesung des Kranken beiträgt, bekundet sie ihre Macht über den Leib.

Noch durch eine Reihe anderer Tätigkeiten offenbart die Seele im Schlafe ihr selbständiges, den Körper beherrschendes Leben und legt Zeugnis dafür ab, daß sie auch im festen Schlafe wachen kann. „Es kommt vor, daß im tiefsten Schlafe die Zusammenhänge mit der Außenwelt, die wir des Abends überschauten, namentlich wenn wir eben in sie hineintraten, für den Augenblick uns abhanden kommen, so daß wir, am fremden Orte erwachend, uns fragen: wo bin ich? Auch das kann vorkommen, was Calderon und Shakespeare uns auf der Bühne zeigen, daß jemand alle Verhältnisse, unter denen er bisher gelebt, entschwinden und er beim Erwachen nicht weiß, ob er Lord oder Kesselflicker, Prinz oder Gefangener ist. . . . Das ist aber noch nie vorgekommen und müßte doch, wenn man im Schlafe sich selbst verlöre, sehr oft vorkommen, daß der Erwachende wüßte, nur einer befinde sich im Bette, und doch verlangte, der Fremdling solle hinausgeschafft werden.“ [20] Manche Psychologen halten dafür, daß, wie das Licht immer leuchtet und das Feuer immer erwärmt, so auch die Seele immer denkt und daher auch im festen Schlafe einen fortlaufenden Faden

von Vorstellungen spinnt, die aber so rasch aufeinander folgen und einander verdrängen, daß sie beim Erwachen keinen Eindruck zurücklassen. Jedenfalls legt sie oft genug Proben ab, daß sie beim Einschlafen nicht ins Leere entflohen ist. Sie bewahrt anhaltend eine hinreichende Spannung, um auf die äußeren Reize zu antworten und sie in Empfindungen und Vorstellungen auszulösen. Treu bindet sie sich an den gefaßten Vorsatz, zur bestimmten Stunde ihren Körper zu erheben und zur tagwachen Arbeit zurückzukehren. Stets lohnt sich die löbliche Gewohnheit, eine wichtige Angelegenheit vor der Ausführung zu „beschlafen“. Nachtwandler oder Wachträumer lösen im Schlafe die wichtigsten Probleme. Nicht selten wacht im Schlafe der künstlerische Genius und legt die Keime, die im Scheine der Tagessonne rasch die herrlichsten Blüten treiben. Berühmte Repräsentanten des Geniuslebens, wie Leonardo da Vinci, gestehen, daß ihnen oft die erhabensten Ideen durch nächtliche Inspirationen aufgegangen, die schönsten Kinder ihres Talentes im Schlafe geboren seien.

Im Traume spielt die Seele nach Lust und Laune mit den Vorstellungen und Erfahrungen, die sie während des Tageslebens gesammelt, und läßt auf den kaleidoskopartigen Bildflächen auch solche Eindrücke und Erlebnisse in buntem Wechsel wieder erscheinen, welche dem wachen Bewußtsein längst entschwunden waren, ein Beweis, daß sie diese nicht in dunkler Vergessenheit begraben, sondern in einer dem Tageslichte verschlossenen Kammer sorglich bewahrt hat. Sehr oft aber holt sie nicht bloß Altes hervor, sondern erzeugt auch Neues, indem sie an Gegebenes anknüpft und, in ihrer Innerlichkeit es verarbeitend und bildnerisch gestaltend, ihr Wissen erweitert und vertieft. Hierdurch finden manche Ahnungen und Vorgesichte des Träumenden, soweit sie sich mit Erinnerungen der Vergangenheit oder mit

nachklingenden Eindrücken der Gegenwart im Zusammenhang bringen lassen, ihre Erklärung. Freilich sind Träume „Schäume", da sie nicht unter der Aufsicht des ruhigen, sprunglosen Nachdenkens und der klaren Überlegung stehen. Aber die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit der die Seele den Raum und die Zeit durchfliegt und Vorstellungen, die örtlich und zeitlich weit auseinander liegen, zu einem Gesamtbilde vereinigt und in Gesichten veranschaulicht, spricht unwiderleglich für das Dasein von Kräften, über die der Geist im gewöhnlichen Wachzustande nur in beschränktem Maße verfügt.[21]

Schon Cicero und Valerius Maximus wissen von vorschauenden Träumen zu erzählen. Viele von ihnen lassen sich als sinnbildliche Einkleidungen oder Darstellungen von dunklen Empfindungen oder Vorstellungen der träumenden Seele deuten, aber schwerlich alle. Und die Übereinstimmung aller unerklärbaren Traumgesichte mit der Wirklichkeit auf „Zufall" zurückführen wollen, ist eine armselige Ausflucht. Der beliebte und noch immer gern gelesene Jugendschriftsteller Christoph von Schmid[22] erzählt, daß er 1784, als er in Dillingen studierte, geträumt habe, es sei ihm in einer der düstersten Straßen seiner Vaterstadt Dinkesbühl ein Jugendfreund mit der Trauerbotschaft begegnet: „Dein Vater ist krank." Er erwachte, und nach dem Wiedereinschlafen sah er zwei befreundete Geistliche in schwarzem Talare in sein väterliches Haus gehen. Abermals erwacht und wieder eingeschlummert, sah er, daß eine Bahre aus dem Hause getragen wurde, und hörte Trauermusik. Sein Professor, der ihm nach einigen Tagen den unerwarteten Tod des Vaters mitteilen wollte, war sehr verwundert über die Erfüllung dieses „zweiten Gesichtes". Ein Fall aus neuester Zeit bezieht sich auf die bayrische Königskatastrophe. Dr. von Gudden erschien einige Tage vor seiner Abreise

zum Könige Ludwig II., dessen Überführung von Hohenschwangau nach Schloß Berg damals noch gar nicht geplant war, sehr verstimmt beim Frühstücke und erzählte seiner Gemahlin, er sei die ganze Nacht von einem Traumbilde verfolgt worden, daß er mit einem Manne im Wasser kämpfe. Die Witwe von Gudden berichtete diesen Vorfall später den Abgeordneten des Anthropologischen Vereins in München, die ihr dessen Beileid ausdrückten. Professor W., ein Mitglied der Deputation, hat im Vereine Mitteilung davon gemacht.[23]

Eine teilweise Erhöhung des Geisteslebens findet namentlich in jenen außergewöhnlichen Schlafzuständen statt, die von Hell- oder Fernsehen, das jedoch auch bei wachem Bewußtsein vorkommt, begleitet sind. Der Somnambulismus, wenn er alle Stadien durchläuft, beginnt mit dem Tiefschlafe (Hypnose), steigert sich dann zum Wachschlafe oder Schlafwachen und erreicht seine Höhe im Hoch- oder Wonneschlafe (Ekstase). Das überraschende visionäre Vor- oder Rückschauen, das im normalen Traum- und Wachzustande seltener ist, wird hier sozusagen zur Regel. Die Fülle des aus allen Jahrhunderten vorliegenden Beweismaterials ist so erdrückend, die Menge der durch wissenschaftliches und moralisches Ansehen hervorragenden Zeugen so imponierend, daß man in neuerer Zeit angefangen hat, den Phänomenen dieser Art gegenüber das billige Verfahren des Leugnens und Zweifelns aufzugeben und sie mit mehr Unbefangenheit zu beobachten und zu behandeln. So reich und wohltuend auch das Licht ist, das die Psychologie aus dem Fortschritte der Physiologie im Bunde mit der Psychophysik geschöpft hat, so harrt doch der größte Teil jener seltsamen Erscheinungen bis jetzt einer halbwegs genügenden Erklärung.

Die seitens einer geistleugnenden Seelenforschung beliebte

Art, den Zufall als letzten Nothelfer herbeizuholen, ist zu wohlfeil und zu unwissenschaftlich, als daß sie befriedigen könnte. Zum Mystizismus, um nicht zu sagen zur Phantasterei, hinneigende Philosophen älterer und neuerer Zeit haben „magische Kräfte“ zu Hilfe genommen und im Menschen ein „gemeines“ und ein „magisches“ Ich unterschieden. Wenn hierdurch nichts anderes ausgesprochen werden soll als der Unterschied zwischen dem bewußten und dem unbewußten Seelenleben und die Möglichkeit einer außerordentlichen Steigerung des einen wie des anderen, so wird die Theorie zu einer Lückenbüßerin, welche die noch unerforschten Anlagen der menschlichen Natur mit dem vornehmen Namen „magische Kräfte“ ziert. Beansprucht sie aber das Ansehen einer neuen Entdeckung, in deren Lichte der Mensch von Haus aus als Wundertäter erscheinen soll, so sündigt sie ebensosehr gegen die Grundsätze einer gesunden Seelenwissenschaft, als gegen den gültigen Begriff des Übernatürlichen. Auch das Verfahren endlich, ohne weiteres all die merkwürdigen seelischen Erscheinungen ausnahmelos auf geheimnisvolle Beziehungen zur Natur- oder Geisterwelt zurückzuführen, halten wir aus dem Grunde für unwissenschaftlich und unberechtigt, weil viele davon, wenn nicht gar die meisten, ihrer Natur nach zu unbedeutend und ihrem sittlichen Charakter nach zu geringwertig sind, als daß sie auf ein Eingreifen außerweltlicher Wesen schließen lassen könnten. Wir betrachten vielmehr die in Rede stehenden Zustände und Erscheinungen in ihren Anfängen wenigstens als enorm oder besser als abnorm gesteigerte Äußerungen der natürlichen Seelenkräfte.

Wenn die seelischen Vorgänge, auf die wir kurz hingewiesen haben, unwidersprechlich dartun, daß einer herabgestimmten Hirntätigkeit ein gesteigertes Geistesleben parallel gehen könne, so gewinnt dadurch unsere Überzeugung, daß

die Seele nach dem Tode auch ohne Gehirn tätig zu sein vermöge, eine neue, sozusagen exakte, weil durch Erfahrungstatsachen gewonnene Bestätigung. Besitzt die Seele schon während ihrer innigsten Verbindung mit dem Leibe die Macht, unabhängig von ihren natürlichsten und notwendigsten Organen ihre höheren Vermögen auszuüben, so wird sie in der Trennung sich vollkommen von der Hilfeleistung jener sinnlichen Handlanger losmachen können. Was also berechtigt Spinoza, Hegel, Schopenhauer u. a. dazu, die Erinnerung an das verflossene Erdenleben im Tode untergehen zu lassen? Kant meint, wenn man alles das, was im dunklen Hintergrunde des bewußten Seelenlebens niedergelegt und aufbewahrt werde, sich auf einmal ins tageshelle Bewußtsein rufen könnte, so würde man sich für eine Art Gottheit halten. Jedenfalls würde man über den ungeahnten, plötzlich entdeckten Reichtum seines Innern sich ebensosehr verwundern als freuen. In der Tat sind wir niemals in der Lage, uns über unseren geistigen Besitzstand vollkommen Rechenschaft geben und eine genaue Bilanz ziehen zu können. Wir sind manchmal überzeugt, daß wir etwas wissen, ohne daß es uns einfällt, und müssen warten, bis unser Bewußtsein durch die entsprechende Anregung veranlaßt wird, uns das wie in einer verborgenen Kammer der Seele wohl verwahrte Kapital herauszugeben.

Wir sind weit davon entfernt, mit manchen Philosophen den Mittel- und Schwerpunkt des seelischen Lebens in seiner nachtpolaren Seite und gar dessen Höhepunkt in den Erscheinungen der ungewöhnlichen Schlaf- und Traumzustände zu suchen. Vielmehr betrachten wir die letzteren als das, was sie sind, als krankhafte Zustände, weil in ihnen die Eintracht der Seelenkräfte gestört und die Steigerung der einen durch eine Schwächung der anderen erkauft ist, und weil die Seele in solchen einseitigen Erhebungen keineswegs

immer zu einer glücklichen Erleuchtung gelangt, sondern oft mitten im klarsten Schauen plötzlich sich verwirrt und die wunderlichsten Irrtümer zutage fördert.

Wenn also jene nächtlichen Lichtblicke als flüchtige Vorbilder und Vorstufen des künftigen Zustandes, als Vorbedeutungen und Vorbereitungen des einstigen Schlummers gedeutet werden, so darf dies nur mit Vorsicht und Vorbehalt geschehen. Das tagpolare oder klare Bewußtsein ist in jenen lichten Sphären, in die der Geist nach dem Tode aufsteigt, ebenso unabänderliche Regel wie das unmittelbare Schauen, und jenes kann ebensowenig durch letzteres unterbrochen, wie dieses durch irgend welche Störung getrübt werden.

Nichtsdestoweniger sind diese ungewöhnlichen Erscheinungen, obschon sie trotz der fortgeschrittenen Natur- und Seelenkunde noch zu den „Nachtseiten der Wissenschaft" gehören, höchst wichtig und beachtenswert, da sie der Forschung ein neues Gebiet eröffnen, aus dem sichere, tatsächliche Ähnlichkeiten ein wenn auch nur „magisches" Licht auf die Zustände des Jenseits werfen. „Wer möchte es verkennen," schreibt der jüngere Fichte,[24] „daß gerade an diesen vermeintlich dunklen Partien des Geisteslebens der Hebel eingesetzt werden müsse, um eine ganz neue Welt geistiger Beziehungen an das *Licht* zu stellen? Wir haben mitnichten behauptet, daß diese Bewußtseinszustände an sich *höhere, wertvollere* oder mit einem besonderen *Nimbus der Heiligkeit und Untrüglichkeit umkleidet* seien, welche übertriebene Schätzung sonst wohl nicht vermieden worden. Wir haben sie ausdrücklich als *krankhafte* bezeichnet, wie sie nicht anders bezeichnet werden können nach der festen Lebensordnung, in welche wir durch unser Sinnenleben hingewiesen sind. Dennoch ist ebenso klar, daß auch das Krankhafte, die Schranke des gewöhnlichen Daseins Überschreitende *nichts Zufälliges*

ist, sondern gleichfalls nur Ausdruck sein kann eines Wesenhaften . . ., und man um so eifriger diesem Wesenhaften auch unter solchen Erscheinungen nachzuspüren habe."

Daß alle Tätigkeiten, die durch leibliche Organe, also durch die äußeren und die inneren Sinne, ausgeübt werden und sich ausschließlich auf die Wahrnehmung der körperlichen Dinge beschränken, durch den Tod unterbrochen werden, liegt auf der Hand. Die Fähigkeit der Seele aber, von neuem solche Tätigkeiten zu vollbringen, sobald ihr die entsprechenden Sinneswerkzeuge wieder zu Gebote stehen, hört nicht auf. Ebensowenig kommen diejenigen Tätigkeiten in Wegfall, die geistiger Natur sind, die von und in der Seele vollzogen werden. Von dieser Art ist das höhere Erkennen und Streben. Hier ist zunächst von ersterem die Rede.

Zwischen dem irdischen und dem überirdischen Erkennen muß ein doppelter Unterschied bestehen: sowohl hinsichtlich der Art und Weise, als auch hinsichtlich des Umfanges der Erkenntnis.

Obwohl die höhere Erkenntniskraft oder die Vernunft auch im gegenwärtigen Zustande keineswegs durch ein körperliches Organ tätig ist, so ist sie dabei doch abhängig vom Körper und seinen Sinnen. Da sie sich nicht unmittelbar mit der Wesenheit der Erkenntnisgegenstände verbinden kann, so bedarf sie zu jeder Erkenntnistätigkeit einer entsprechenden Sinnesvorstellung. Der Gegenstand, den wir mit dem Auge sehen und mit dem Geiste erfassen, vereinigt sich keineswegs mit dem Geiste, nicht einmal mit dem Auge. Dieses empfindet die von dem Gegenstande ausgehenden Lichtschwingungen als dessen Anschauungsbild, schaut ihn also nur durch ein Bild, das es von ihm empfängt. Den Eindruck, den dieses Bild im Gehirn erzeugt, verarbeitet die Seele zu einer Vorstellung und zuletzt zu einem geistigen Bilde; und in ihm erkennt sie den mittels der Sinne

wahrgenommenen Gegenstand. Sobald sie aber in die Ordnung der reinen Geister eingetreten ist, entbehrt sie der Sinnesbilder oder Phantasmen, und sie bedarf deren auch nicht mehr. Sie betätigt ihre Erkenntniskraft nach Art der reinen Geister; denn die Art des Erkennens richtet sich nach der Art des Seins. So naturgemäß die mit dem Leibe verbundene Seele der Mitwirkung der äußeren und der inneren Sinne benötigt, ebenso naturgemäß ist die vom Leibe getrennte Seele zu einer unmittelbar geistigen Erkenntnisweise befähigt. Das überirdische Erkennen ist nicht auf die sinnliche Wahrnehmung angewiesen oder durch anstrengendes Nachdenken oder Forschen bedingt, sondern ist ein übersinnliches, unvermitteltes, anschauendes.

Der Geist braucht nicht mehr mühsam zusammenzusuchen, was er zum Begriffe oder zum Urteile verbinden will, noch in seine Merkmale oder Teile aufzulösen, was er unterscheiden möchte, sondern mit einem einzigen Augenaufschlage wird er jeden Gegenstand des Erkennens nach allen seinen Seiten und Beziehungen überblicken, nach den Verhältnissen der Bejahung und der Verneinung, der Verknüpfung und der Geschiedenheit, der Einheit und der Trennung. Höher, als der Flug und der Blick des Adlers über der langsam kriechenden Raupe schwebt, wird die jenseitige Erkenntnisweise sich über die diesseitige erheben.

Daß mit dieser neuen Art des Erkennens naturgemäß eine Steigerung desselben an Klarheit und Ausdehnung verbunden sein müsse, ist von selbst einleuchtend. Besitzt, wie es scheint, die Seele schon im Leibesleben die Anlage zu höherer Erleuchtung, die jedoch im gewöhnlichen Zustande durch die Fesseln der sinnlichen Natur gebunden ist und nur selten und ausnahmsweise, auch immer nur auf kurze Zeit und endlich nicht anders als auf Kosten anderer Kräfte zum Durchbruche gelangen kann: von welch durchdringender

Tiefe und umfassender Klarheit wird erst das Hellsehen der Seele sein, sobald sie in die lichten Höhen des Jenseits versetzt ist! Es scheint, daß die räumliche Entfernung dann aufgehört hat, ein Hindernis der Erkenntnis zu sein.

Noch bevor die Augen des Leibes von einer liebenden Hand zugedrückt werden, sind dem Geiste die Augen aufgegangen. Unvergleichlich freier und klarer als die Seele, die im Wachschlafe sozusagen ihre Fühler durch ihr leibliches Gehäuse hindurchstreckt und scheinbar ohne die Sinne oder, wie Wallace, der bekannte Mitbegründer der Darwinschen Abstammungslehre, sagt, mit einem „sechsten Sinne“ Dinge und Personen ihrer Umgebung und selbst in weiter Ferne wahrnimmt, schaut der vom Leibe gänzlich entbundene und unabhängige Geist.

In unmittelbarer Anschauung erkennt er vor allem sich selbst, sein Wesen und seine Fähigkeiten, sein geistiges Eigentum und seine sittliche Beschaffenheit, sein Verhältnis zu Gott und zu allen Geschöpfen, ebenso die von Natur reinen Geister und besser noch die abgeschiedenen Menschenseelen.[25] Die körperlichen Dinge aber erfaßt er durch geistige Erkenntnisbilder, die er nicht erst von Sinneseindrücken, deren er unfähig ist, abzulösen hat, sondern durch die Einwirkung eines neuen Lichtes empfängt. Dieses Licht, das nicht mit dem Verklärungslichte zu verwechseln ist, entspricht einem natürlichen Bedürfnisse und Anrechte der Seele, die auch im leiblosen Zustande ihr Erkenntnisvermögen auf naturgemäße Weise betätigen will. Ohne solche geistige Bilder wäre das natürliche Erkennen sinnfälliger Dinge und Vorgänge im Jenseits entweder lediglich auf die Erinnerung an früher Erkanntes beschränkt oder gar wie bei den abgeschiedenen Kinderseelen durchaus unmöglich. Daher wird das Licht, das zur naturgemäßen Betätigung der anerschaffenen Erkenntniskraft unentbehrlich und von

der jenseitigen Belohnung und Bestrafung unabhängig ist, auch den Seelen der Verworfenen von Gott eingegossen. Es ist daher ein Irrtum, wenn Delff[26] behauptet, daß nur der fromme Christ seine Persönlichkeit rette, die übrigen dagegen nach dem Tode in einen Schlaf versinken, dessen Traumbilder die Vergeltung bewirken; die Träume des Bösen seien unruhig, die des Guten „leicht und klar, und in ihnen wiege er sich, wie ein Schwan in gefälliger Flut". Aber Träumen ist kein volles Leben. Viele lehren neuerdings die gänzliche Vernichtung der Sünder.[27]

Der hl. Thomas ist darauf bedacht, den Gedanken zu schützen, daß das Leibesleben für die Menschenseele naturgemäß nur ein Gut sei. Daher behauptet er, daß sie im Trennungszustande aus den ihr zukommenden Erkenntnisbildern ein nur allgemeines und verschwommenes Wissen schöpfe. Demnach erfasse sie die einzelnen Dinge und Geschehnisse der Natur wie die einzelnen Menschenwesen und Menschengeschicke nur in unvollkommener Erkenntnis. Diejenigen aber von ihnen schaue sie mit besonderer Klarheit, zu denen sie, sei es durch zeitliche Erfahrung oder Zuneigung, sei es durch natürliche Anlage oder besondere göttliche Anordnung, in näherer Beziehung stehe.[28] Die Orte, wo sie im Leben gewohnt, die Personen, mit denen sie zusammen gelebt, die Dinge, mit denen sie sich beschäftigt, die Angelegenheiten, denen sie ein warmes Interesse gewidmet: kurz, alles, was sie einst mit Vorliebe zum Gegenstande ihres Denkens und Strebens gemacht hat, wird ihr noch fortwährend mit größerer Deutlichkeit erkennbar und gegenwärtig sein als anderes, das sie weniger nahe berührt hat.

Die Verbindung der Seele mit dem Körper ist allerdings eine notwendige Eigentümlichkeit und ein wesentlicher Vorzug der menschlichen Natur, die, als solche, zerstört

wird, sobald die Trennung eintritt. Gleichwohl ist sie für die Seele nicht ein Gut schlechthin oder unbedingt, sondern nur insofern, als diese dazu bestimmt und geschaffen ist, in und mit einem Körper zu leben. Der reine Geist, obwohl körperlos, steht höher als der eingekörperte, da er für sich eine vollständige Natur ausmacht, mithin in seinem Erkennen und Wollen nicht auf die Mitwirkung sinnlicher Kräfte und Werkzeuge angewiesen ist, sondern die gleichen Tätigkeiten mit einfacheren Mitteln ausführt. Und „der Leib der Verwesung beschwert die Seele, und die Wohnung von Staub zieht erdwärts den aufstrebenden Geist".[29] Daher lehren Suarez und viele andere Theologen, daß die Menschenseele außerhalb des irdischen Körpers und unabhängig vom Sinnenleben sich in einem vollkommeneren Zustande befinde und ein gesteigertes Wissen besitze. Sie wird aber in ihren höheren Tätigkeiten nur durch den Körper, wie er gegenwärtig beschaffen ist, beengt; durch den verklärten Leib wird sie in ihnen nicht nur nicht behindert, sondern gefördert werden.

Wie weit die Grenze jener Erkenntnis, die, wie bemerkt, eine natürliche Mitgift des neuen Zustandes ist, bezüglich der Personen und Dinge, Verhältnisse und Vorgänge auf Erden gezogen werden dürfe, vermag niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Uns, die wir über den Verlauf und den Umfang unseres irdischen Erkennens noch in großer Unwissenheit sind, fehlt der notwendige Maßstab, um für das überirdische Erkennen, auch abgesehen von dessen übernatürlichen Erhebung, eine feste Grenze zu bezeichnen. Da wir die Lebensgesetze des leibfreien Menschengeistes nicht hinreichend kennen, müssen wir uns damit begnügen, aus den Grundsätzen, die sich aus dessen Natur, natürlichen Anlagen, Bedürfnissen und Wünschen ergeben, die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

Eine Frage edler Wißbegier schwebt ohne Zweifel jedem Leser auf den Lippen: wissen die Abgeschiedenen auch um die Hinterbliebenen? Haben sie aus eigener, natürlicher Erkenntnis nähere Kunde von den Schicksalen der Ihrigen auf Erden?

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß jede Seele, da sie die klare Erinnerung an ihr vergangenes Leben und an alle seine Beziehungen bewahrt, an die Überlebenden zurückdenkt. Und aus der Sprache des gepeinigten Prassers möchte man weiter folgern, daß sie auch aus eigener Anschauung erkennt, was an und von ihnen geschieht. Der arme Reiche war bekümmert um seine zurückgelassenen Brüder. Diese Besorgnis indes ist schon hinreichend durch seine Vermutung begründet, daß die Brüder sich noch in demselben bedenklichen Seelenzustande befinden, in dem er bei seinem Scheiden sie zurückgelassen. Und gleichwie wir selbst, obwohl wir das jenseitige Los der Unsrigen nicht kennen, für sie bitten, so können auch die Abgeschiedenen den Hinterbliebenen fortwährend ihre Teilnahme zuwenden, ohne daß sie über deren Verhältnisse näher unterrichtet sind.

Der hl. Augustinus[30] spricht allen Abgestorbenen ohne Unterschied ein Wissen um diesseitige Vorgänge durch natürliche Kenntnis ab, fügt jedoch einschränkend hinzu, daß er nur seine persönliche Ansicht und keineswegs ein vollgültiges Urteil abgeben wolle. Als einen Hauptgrund für seine Meinung führt er den Umstand an, daß seine treue Mutter Monika, die im Leben ihn niemals verlassen, nach dem Tode ihm keinmal erschienen sei, um ihn zu trösten. Geistererscheinungen überhaupt zu leugnen ist er jedoch weit entfernt. Er teilt selbst einige Fälle mit und bekennt demütig, daß er sie nicht zu erklären vermöge; er hält dafür, daß sie lediglich auf Gottes Geheiß, nach den

Anordnungen der göttlichen Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit und ohne Wissen der Erscheinenden selbst erfolgen, wie auch Mitlebende im Traume Erscheinungen von uns haben, ohne daß wir davon wissen. Wenngleich nun den Bewohnern des Jenseits verborgen bleibt, was auf Erden geschieht, während es geschieht, so können sie doch, meint der hl. Lehrer, durch neue Ankömmlinge oder durch die hl. Schutzengel oder auch durch Gott selbst Kunde von dem erhalten, was für sie wissenswert ist.

Der hl. Thomas von Aquin[31] stimmt dem großen Kirchenlehrer insofern bei, als auch er behauptet, daß die Verstorbenen vermöge ihrer natürlichen Erkenntnis die Begebenheiten in dieser Welt nicht wissen können und deshalb auf besondere Offenbarungen Gottes und auf Mitteilungen seitens der Engel und der Neuverstorbenen angewiesen seien. Er beruft sich auf die Stelle im Buche Job:[32] „Ob seine Kinder zu Ehren kommen oder in Unehre geraten: (nach seinem Tode) wird er es nicht wissen", nämlich nicht ohne fremde Mitteilung. Diese Stelle kann jedoch dem Zusammenhange nach auch so verstanden werden, daß den Abgeschiedenen die irdischen Geschicke an sich gleichgültig und nur in ihrer Beziehung zum ewigen Heile beachtenswert sind, und daß ihnen, wenigstens den Seligen, das Wissen um dieselben keinen Schmerz bereitet.

Wir tragen darum kein Bedenken, uns der gegenteiligen Meinung anzuschließen, daß nämlich die Seele auch im Trennungszustande durch ihre natürliche Erkenntniskraft und durch eigene Wahrnehmung von den irdischen Begebenheiten sich Kunde verschaffen könne. Neuerdings sucht Fr. Schmid darzutun, es müsse ihr zur Erweiterung ihres Wissens in einer für uns unerforschlichen Weise der Erfahrungsweg offen stehen.[33] Besitzt sie, wie der hl. Thomas hervorhebt, die Fähigkeit, durch frühere und

durch neuerworbene Erkenntnisbilder nicht bloß die Körperwelt im allgemeinen, sondern auch Einzeldinge zu erfassen, so ist nicht einzusehen, warum gerade das interessantere Gebiet der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen, nämlich die Früchte ihrer Aussaat hienieden, sowie das Tun und Treiben, das Streiten und Leiden, das Siegen und Unterliegen der Menschen ihrem Blicke unerreichbar sein soll. Den Gang der Geschichte und besonders den Lebenslauf der Angehörigen zu verfolgen, kann doch den natürlichen Wünschen der Jenseitigen nicht zuwider sein, da sie ohne allen Zweifel noch Interesse haben an der Erde und an dem, was auf ihr vorgeht. Überdies gereicht es dem Tugendhaften zur wohlverdienten Freude, die Saat wachsen und reifen zu sehen, zu der er den Samen ausgestreut; der Anblick aber von Mißerfolgen der eigenen Arbeit oder von Mißgeschicken der Angehörigen kann ihn nicht mehr schmerzen. Und für den Lasterhaften ist es eine ebenso angemessene Züchtigung, wahrnehmen zu müssen, wie das Böse, das er angestiftet, fortwährend Böses erzeugt und dadurch seine Strafe vermehrt, anderseits aber wider seinen Willen zuletzt auch zur Förderung und zum Siege des Guten seinen Teil beitragen muß.

Wenn also die Abgeschiedenen nicht sehen könnten, wie es um die Zurückgelassenen steht, so läge der Grund ihrer Unkenntnis nicht notwendig in ihrer veränderten Seins- und Lebensweise, sondern lediglich im Willen Gottes. Warum aber sollte Gott ihnen nicht gestatten, uns und unsere Lage wahrzunehmen, da unsere Namen lebendig und unauslöschlich ihrer Erinnerung eingeprägt sind? Der Minister Freiherr vom Stein[34] richtete an seinen Rentmeister Poock beim letzten Abschiede die ernsten und zugleich ermunternden Worte: „Dann muß ich Ihnen noch sagen, daß ich fest glaube, daß zwischen den Toten und

den Lebenden eine ewige Gemeinschaft besteht; es wird mir also zum Vergnügen gereichen, wenn ich von oben herab wahrnehme, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Treue und Anhänglichkeit Ihre Dienste widmen, als Sie dies mir getan haben."

Wie mag denn die Erinnerung des abgeschiedenen Geistes beschaffen sein?

Hienieden erinnert sich die Seele oft gar nicht, oft nur langsam, mühsam und mangelhaft des Erlebten. Diese Unvollkommenheiten haben ihren Grund darin, daß, wie die Erkenntnis überhaupt, so auch die Wiedererkenntnis durch Sinneseindrücke vermittelt wird. Diese Eindrücke, die im Hirn ihre Herberge haben, ersterben zugleich mit ihm, nicht aber die geistigen Erkenntnisbilder, die Gedanken. Auch nur so lange kann die Seele vergessen und verlernen, als sie der Sinnesbilder bedarf, obwohl auch dies nicht ein eigentliches Vergessen, sondern nur ein Zurücktreten des Wissens ist, da entweder der innere Sinn oder die äußere Anregung zu schwach ist, die früheren Eindrücke lebhaft zu erneuern.

Wir lesen vom Sterbenden, die im Begriffe, den entscheidenden Sprung an das jenseitige Gestade zu tun, und gewissermaßen schon mit einem Fuße am anderen Ufer stehend, ihren geistigen Horizont wunderbar erweiterten, so daß sie bald mit ahnungsvollem und prophetischem Blicke in der Zukunft lasen, bald den ganzen Strom ihres Lebens mit einem Male überschauten und alles wiederfanden, was in dessen Wellen für immer begraben schien.

Ist nun die Seele aus dem sinkenden Fahrzeuge ans Land gestiegen, so gestaltet sich ihr Bewußtsein plötzlich zu einem so hellen Erwachen, daß sie beim Schauen in sich selbst in dem bis dahin ungekannten und ungeahnten Reichtume ihres Inneren zu leben und zu weben beginnt, und,

was ihr bis dahin nur in allmählicher Stufenfolge und in dunklen Umrissen auf dem Wege oft mühsamer Denkarbeit zum Bewußtsein gekommen, aber großenteils wieder entschwunden war, klar erfaßt, Vergangenheit und Gegenwart gleich mühelos umfassend. Die Trennung vom Leibe wirkt auf den Geist nicht zerstreuend, sondern sammelnd, nicht verdunkelnd, sondern verklärend, nicht tötend, sondern belebend, so daß das klarste und innigste Bewußtsein seiner selbst, von seinem gesamten Wesens- und Wissensgehalte ihm aufgeht, ein Bewußtsein, zu dem das gegenwärtige sich verhält, wie zum lichten Tage die graue Dämmerung.

Wenn der Tod mit Recht ein Schlaf genannt wird, so bedeutet der Zustand nach dem Tode ein helles Wachsein. Je tiefer der Schlaf, desto frischer und lebhafter das nachfolgende Erwachen. Dem tiefsten Schlafe, dem Todesschlummer, wird darum ein Erwachen überraschendster Klarheit folgen, ein Aufwachen, bei dem der Seele alles, was sie während ihrer irdischen Vorbereitung erlernt und erlebt hat, in unmittelbarem und klarem Schauen auf einmal und von selbst gegenwärtig wird. Es bedarf dazu nämlich weder einer inneren Anstrengung, noch einer Anregung von außen. Während des Leibeslebens ist der Geist wie ein Fremdling im eigenen Hause; langsam und mühsam am Gedankenfaden seinen Weg suchend, vergißt er manchmal die besten Schätze, die abseits von der leuchtenden Spur augenblicklicher Gedankenhelle im Dunkel verborgen liegen. Beim Flackern der Sterbekerze aber beginnt es zu tagen in seinen Gründen, die tiefer und weiter sind, als er vordem zu ahnen gewagt hat. „Da wird," wie Fechner[35] sagt, „der Mittelpunkt des inneren Menschen zu einer Sonne entbrennen, die alles Geistige in ihm durchleuchten und zugleich als inneres Auge durchschauen wird

mit überirdischer Klarheit. Alles, was er hier vergessen, findet er da wieder, gesammelt findet er es wieder."

Dem abgeschiedenen Geiste also geht die Erinnerung an das vergangene Leben mit seinen mannigfaltigen Läufen, seinen großen und kleinen Begebenheiten nicht verloren. Festgehalten von der höheren Gedächtniskraft, kann sie jederzeit wieder erneuert werden, und zwar auf unvergleichlich vollkommenere Weise als im gegenwärtigen Zustande. Nur ist, wie die Art der Erkenntnis, so auch die Art der Erinnerung eine andere, nämlich eine von den Sinnen unabhängige und rein geistige geworden. Das Wort Erinnerung ist kaum der zutreffende Ausdruck für die Innigkeit, mit der alles einmal Erlebte wieder auflebt: dort ist gleich alles innerlich, während wir hier mit Mühe alles innerlich machen müssen. Dort braucht die Seele nur in sich selbst hineinzuschauen, um mit einem Male ihr gesamtes Wissen sich zum klarsten Bewußtsein zu bringen.



VII.

Die Erkenntnis der Seligen.
Das Wiedererkennen im ewigen Lichte.
Blicke aus dem Himmel auf die Erde.

„Mag des Todes Arm uns trennen,
Wir werden einst uns wiedersehn,
Vor Gottes Thron die Unsern kennen,
Mit ihnen dankend vor ihm stehn,
Da, wo nicht Trennung, wo nicht Tod
Den Neuvereinten wieder droht."
(Eschenburg.)

Sobald der Geist seine leibliche Hülle abgelegt hat, wird, wie wir gesehen, sein Blick frei und klar und das Bewußtsein seines vergangenen Lebens ein unmittelbares und umfassendes. Bisher aber war nur von jener Steigerung und Erweiterung des Erkennens die Rede, welche die natürliche und notwendige Folge des neuen Zustandes ist. Bei allen Abgeschiedenen ist dieses ein übersinnliches, aber nur bei den Seligen ein himmlisches. Und dieses letztere ist nicht nur übersinnlich, sondern ganz und gar übernatürlich.

Darum sind Fichte, Fechner und all die Philosophen, die vom Jenseits nichts anderes als eine naturgemäße freie Entfaltung der hienieden verborgenen Keime, der angeborenen Seelenvermögen erwarten, durchaus im Irrtume. Nach seiner rein natürlichen Seite schließt der jenseitige

Zustand allerdings auch eine solche Steigerung in sich, nach seiner gnaden- und glorreichen Seite aber bedeutet er unendlich mehr. Gewiß steht auch das himmlische Leben in einem inneren und notwendigen Zusammenhange mit dem diesseitigen, aber es ist nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach von ihm verschieden.

Wenn schon jenes neue Licht, das Gott keiner abgeschiedenen Menschenseele versagt, diese zu einer vollkommeneren Erkenntnis befähigt: mit welcher Fülle von Wahrheit und Klarheit wird erst das himmlische Licht den Geist des Gerechten überfluten! Erleuchtet und gestärkt durch das wunderbare Verklärungslicht, schaut er den unerschaffenen, unendlichen Geist „von Angesicht zu Angesicht", [1] „wie er ist", [2] in seiner unergründlichen Wesenheit und in seiner unbegreiflichen Schönheit, Herrlichkeit und Seligkeit.

Alle Gotteserkenntnis hienieden, auch die der größten Gottesgelehrten, ist eine höchst dürftige und dunkle. Sie ist nämlich nicht eine anschauende oder unmittelbare, erfaßt Gott nicht in seinem Wesen, sondern nur in seinen Werken. Zwar ist uns Gott immer und überall gegenwärtig; wir fühlen seine Nähe, sehen seine Fußstapfen und hören seine Stimme, aber ihn selbst sehen wir nicht. In ihm leben wir, bewegen uns und sind wir, er wohnt unter uns und in uns, aber sein Antlitz verbirgt er vor uns. Wir erkennen ihn zwar im Bilde, besitzen aber ein klares Bild von ihm nicht. Die Bezeichnung „Anschauung Gottes" ist ebenfalls nur ein Bild, durch das wir uns zu veranschaulichen suchen, was wir uns nicht vorstellen können. Dieses ist entlehnt von der vollkommensten Art der Sinneswahrnehmung, nämlich von dem Schauen der Körperwelt durch das leibliche Auge. Das beseligende Schauen Gottes aber ist ein unvergleichlich vollkommeneres. Es geschieht ja nicht durch

das leibliche Auge, das auch im verklärten Zustande dazu nicht fähig ist, sondern durch die Seele, die unmittelbar den höchsten Gegenstand ihrer Erkenntnis dadurch wahrnimmt, daß sie aufs innigste mit ihm vereinigt wird. Von den unbeschreiblich hellen Strahlen der ewigen Sonne durchleuchtet, eingetaucht in den unermeßlichen Ozean des persönlichen göttlichen Lichtes, empfängt der Selige eine Gotteswissenschaft, die durch kein Dunkel mehr getrübt, durch keine Lücke mehr gestört, durch keine Schwierigkeit mehr in Verlegenheit gesetzt wird.

Das leibliche Auge erblickt die Sonne im Scheine ihres eigenen Lichtes. Schaut es aber der Königin der Gestirne gerade ins Antlitz, wenn sie von der Mittagshöhe herab in der Fülle ihres Glanzes erstrahlt, so sieht es alsbald vor lauter Licht nichts anderes mehr als dieses machtvolle Lichtfeuer, und schließlich wird es so sehr geschwächt und geblendet, daß es gar nichts mehr sieht, sondern müde und wund sich schließt. Eine solche schmerzliche und zerstörende Wirkung wird natürlich die ewige Sonne auf das geistige Auge nicht ausüben. Dieses vielmehr ist zuvor mit einer übernatürlichen Sehkraft, nämlich mit dem Verklärungslichte, ausgerüstet und gestärkt worden, damit es die unmittelbare Nähe des unermeßlichen Lichtmeeres ertragen könne: „In deinem Lichte schauen wir das Licht,“ [3] d. i. jenes Wesen, welches ganz Licht und Herrlichkeit ist.

Gott ist der Urgrund und das Urbild aller Dinge. Von Ewigkeit her ruht der Schöpfungs- und Erlösungsplan, die Weltgeschichte und das Weltgericht vollständig und klar in seinem unendlichen Geiste. Indem nun die Seligen in den Abgrund des göttlichen Wesens hineinschauen, erblicken sie in ihm, je nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit für die Einströmungen des ewigen Lichtes mit größerer oder geringerer Klarheit, die ganze Geister- und Körperwelt, deren

Daseinsbedingungen und Wesenseigentümlichkeiten, den Grund und den Gang ihrer Entwicklung und Veränderung, die großen Taten Gottes nach außen, die Wunder der Natur und der Gnade, die Geschichte der Völker und des einzelnen viel deutlicher, als man etwa in der Seele des Künstlers dessen Kunstwerk zu lesen vermöchte. Gottes Auge ist gewissermaßen der Spiegel, der das ganze Weltall umfaßt, in sich aufnimmt und von sich ausstrahlt, ohne von ihnen ausgefüllt zu werden. In diesem Spiegel schauen die Seligen alles geschöpfliche Sein, Leben und Wirken; alles wird ihnen klar und offenbar.

Namentlich erkennt die gottschauende Seele die besonderen Veranstaltungen, Führungen und Fügungen, die von Ewigkeit zu ihrem Heile beschlossen und zur rechten Zeit ins Werk gesetzt worden, das Geheimnis der Auserwählung zur Gnade und Glorie, den steilen, oft verschlungenen Weg zur Beharrlichkeit bis ans Ende. Sie sieht hell und klar, wie der gütige Vater im Himmel sie von Anbeginn wie seinen Augapfel geliebt und gehegt, wie sein Vaterauge über ihr gewacht, seine Vaterhand über ihr gewaltet und das Dunkle zum lichtvollen Ausgange, das Rätselhafte zur glücklichen Lösung, das Leidvolle zur beseligenden Vollendung gebracht hat; wie der Erlöser sie gesucht, mit seinem Blute sie gereinigt, an seinem Herzen sie genährt und gepflegt; wie der Hl. Geist sich mit ihr vermählt und sie zur Stätte seiner Gnadenwirksamkeit auserwählt hat; wie Maria unter dem Kreuze in Schmerzen sie als Kind angenommen, so treu ihre Mutterpflichten gegen sie geübt, ohne Unterlaß Gnaden ihr erbeten und ausgeteilt; wie der hl. Schutzengel sie gelehrt, gemahnt, gewarnt, aus Gefahren errettet, in Versuchungen behütet, auf jedem Schritte und Tritte sie begleitet hat; wie die Heiligen im Himmel und die armen Seelen im Reinigungsorte für sie gebetet;

wie die hl. Kirche auf Erden für sie gelitten und gestritten hat.

Welch eine Erkenntnis und Wissenschaft! Was ist im Vergleiche zu ihr die Weisheit Salomons, durch welche die Königin von Saba in Erstaunen, was die Weisheit des hl. Paulus, durch welche die Weltweisen in Schrecken gesetzt worden!

Das Glück des einzelnen aber wird noch tausendfältig gesteigert durch den Anblick der Mitgenossen, besonders derer, die er im irdischen Leben gekannt, geehrt und geliebt hat. Er hat sie wiedergefunden in dem unermeßlichen Meere von Licht und Wonne, in das er selbst versenkt ist. Es „beginnt ein höheres Wechselleben von Geistern mit Geistern; wie die Gedanken miteinander in unserem Geiste, so verkehren jene zusammen mit dem höheren Geist . . . . Da wird es keiner Sprache mehr bedürfen, sich gegenseitig zu verstehen, und keines Auges, den anderen zu erkennen; sondern wie in uns der Gedanke den Gedanken versteht und auf ihn einwirkt, ohne Vermittlung von Ohr und Mund und Hand sich mit ihm verbindet, oder sich von ihm scheidet ohne fremdes Band und ohne Scheidewand, so heimlich, innig und unvermittelt wird der Wechsel der Geister miteinander sein“.[1] Sie schauen einander und reden miteinander, indem sie einander andenken. Es findet ein gegenseitiges Durchschauen kristallheller Wesen statt, die ihre Persönlichkeit und Eigenart nach ihrem vollen Gehalte und Werte mit vollkommener Klarheit ausstrahlen. Drüben werden wir uns zum erstenmal wahrhaft kennen lernen; dort gibt es keine Verstellung, keine Verwechslung und keine Verborgenheit mehr. Auf Erden ist noch niemand von seinen Mitmenschen, nicht einmal von seiner nächsten und vertrautesten Umgebung recht erkannt worden. Im Himmel aber, beim Gotte der Wahrheit, wohnen nur Kinder

und Zeugen der Wahrheit; ein jeder wird auf den ersten Blick erkannt, wer und wie er ist, nach seinem Namen und Stande, nach seinen Taten und Verdiensten.

Die Gottesgelehrten bedienen sich folgender Gleichnisse. Wie die Morgenröte sich durch den dunklen Wolkenhimmel ergießt, der Lichtstrahl den Kristall durchblitzt, die Sonne aus den Millionen Tautropfen, die an den Gräsern hangen, ebenso viele kleine Sonnen schafft: so durchströmt die heiligste Dreifaltigkeit mit ihrem wunderbaren Glanze jede einzelne Seele, ihre Herrlichkeit in ihr abspiegelnd und ausprägend. Wie das Eisen in der Feuersglut selbst Feuer wird, Licht und Wärme verbreitet, ohne aufzuhören, Eisen zu sein, so wird der Selige in seinem ganzen Wesen, nach allen seinen Anlagen und Kräften von der Gottheit durchdrungen, ohne jedoch seine Menschennatur zu verlieren.[5] Das Wort des Apostels ist nach seinem vollen Inhalte zur Wirklichkeit geworden: „Ich lebe, jedoch nicht ich, sondern Christus lebt in mir."[6] So löst sich die Schwierigkeit, über die manche Leugner der persönlichen Unsterblichkeit nicht hinwegkommen: die Vollendung des Erkennens durch das Schauen Gottes müsse jeden Unterschied des persönlichen Denkens oder der Personen im Denken aufheben, da alle ein und dieselbe Wahrheit besitzen. Aber der persönliche Unterschied der Schauenden wird doch nicht dadurch aufgehoben, daß alle ein und dieselbe Wahrheit schauen. Überdies gibt es verschiedene Grade der glückseligen Anschauung, die als Frucht oder Lohn des persönlichen Zeitlebens, das für jeden ein anderes war, zugeteilt werden. Beim wechselseitigen Wiedererkennen also werden die Seligen in der Anschauung Gottes keineswegs gestört, ebensowenig wie dem leiblichen Auge beim Anschauen eines glühenden Eisens der Anblick des Feuers entgehen kann.

Welch ein Wiedererkennen der Ehegatten, der Eltern und

der Kinder, der Geschwister, der Freunde, der Bekannten, der Lehrer und der Schüler, der Wohltäter und der Armen! Jeder mag für sich den köstlichen Gedanken auszudenken suchen, wie überselig die Erinnerung sein müsse an die gemeinsam überstandenen Gefahren, Versuchungen und Kämpfe, an die gemeinschaftlich ertragenen Arbeiten, Mühen und Leiden, an die wechselseitigen Dienstleistungen, Unterweisungen und Tröstungen, an die guten Beispiele und die frommen Fürbitten, durch die der eine den anderen auf dem Wege des Heils gefördert hat. „O Gott!" ruft der hl. Franz von Sales aus, „welcher Trost wird uns in diesen himmlischen Gesprächen, die wir miteinander führen, zuteil! Welche Freude, größer, als wir sie denken können, werden wir empfinden, wenn unsere guten Engel uns sagen, wie sie während des Laufes unseres sterblichen Lebens so ängstlich um unser Heil Sorge trugen, wenn sie uns an die frommen Eingebungen erinnern, die sie uns brachten; wenn wir begreifen, wie sie unser Sehnen nach der göttlichen Gnade weckten, in deren Besitze wir jetzt selig sind! Gedenkst du nicht, so werden sie uns zurufen, welche Gedanken ich in deiner Brust weckte damals, als du dieses Buch lasest, oder als du jenes Gemälde betrachtetest, Gedanken, die schließlich dahin führten, daß du dich zu Gott dem Herrn bekehrtest?"

In den sechziger Jahren wurde in Pariser Kreisen unter den religiösen Gegenständen mit Vorliebe die Frage nach dem Wiedererkennen im Himmel erörtert. Eine Engländerin, Miß Grace Ramsay, die sich 1868 vorübergehend in der Seinestadt aufhielt, besuchte eines Tages mit mehreren Personen den Erzbischof Georges Darboy, der am 24. Mai 1871 der Schreckensherrschaft der Kommune zum Opfer gefallen ist. Sie erzählt in ihren Aufzeichnungen über den heldenmütigen Kirchenfürsten, dessen Entscheidung in

der erwähnten Frage man angerufen hatte, er habe sich plötzlich aus seinem Lehnstuhle aufgerichtet und mit erhobener Hand, mit strahlendem Blicke, mit lauter Stimme und entschiedener, überzeugungsfroher Betonung geantwortet: „Fürwahr! wir werden einander nicht bloß wiedererkennen, sondern wir werden einander weit besser erkennen, als es hier auf Erden möglich gewesen. Wir werden wechselseitig in unseren Herzen alles lesen, was wir hienieden voreinander geheimgehalten haben; denn droben gibt es keine Geheimnisse mehr. Und was für süße und wunderbare Offenbarungen harren dort unser! Wir werden ungezählte Werke entdecken, die vielen Seelen zum Himmel verholfen haben, ohne daß man auf Erden ihnen Beachtung geschenkt hat. Wir werden erfahren, wie manchen Fehltritt, den zu begehen wir im Begriffe standen und doch unterließen, wie manche Tugendübung, der wir uns aus Mangel an Starkmut entziehen wollten und gleichwohl unterzogen, wir dem Gebete irgend einer Seele zu verdanken haben, die uns liebte, für uns flehte und litt. Wir erwiesen einem armen Freunde einen kleinen Dienst, wir drückten an einem kalten Wintertage einem Bettler ein Almosen in die Hand, und sie lohnten uns dafür mit einem Segensspruche, den wir vielleicht nicht einmal hörten oder kaum beachteten, und der doch wie ein Pfeil zum Himmel empordrang und Großes uns erwirkte. Erst wenn wir dorthin gelangen, werden wir sehen, welche Macht diesem Segen innewohnte, welchen übernatürlichen Gewinn er uns gebracht hat. Wie groß wird alsdann unser Staunen sein! Das wird ein Wiedererkennen sein, unvergleichlich wonnereicher als das freudige Wiedersehen auf Erden zwischen einer Mutter und ihrem lange verloren geglaubten Kinde. Alsdann werden unsterbliche Verbindungen geschlossen, Bande einer ewigen Liebe unter den Rettern und

den Geretteten geknüpft werden." Die zusammen in Tränen säeten, ernten nun auch zusammen in Frohlocken: „sie gingen hin und weinten beim Streuen ihres Samens, aber sie werden kommen, ja kommen mit Frohlocken und tragen ihre Garben." [7] Die zusammen gearbeitet, gekämpft und gesiegt haben, werden nun auch zusammen belohnt, verherrlicht und gekrönt. Mit jubelnder Dankbarkeit singen sie immerdar das heilige Glückwunschlied: „Wir frohlocken und freuen uns allezeit; wir freuen uns der Tage, da du uns niedergebeugt hast, der Jahre, da wir Unglück sahen." [8] Im irdischen Zusammenleben war so manches dunkel, unklar und rätselhaft geblieben; jetzt ist alles licht und hell.

„So schauend in das ewige Licht, erkenn' ich
Das, was du denkest, und woher es kommet". [9]

Zwar ist es ein fremdes und wenig bekanntes Land, in das die vom Leibe scheidende Seele hinübergeht. Aber sie wird dort gleich im ersten Augenblicke über alle Verhältnisse aufgeklärt und findet eine große Schar von Bekannten, die jubelnd die Hände ihr entgegenstrecken. Darf sie eintreten in den himmlischen Hochzeitssaal, so werden alle, die in das Buch des Lebens eingetragen sind, ihre lieben Freunde; und die Bande früherer Freundschaft werden neubefestigt für immer. Unter Jubelgesängen wird sie empfangen von jener Menge, „die niemand zählen kann". Nun steht sie am Throne Gottes auf der ihr gebührenden Stufe, geschmückt mit der eigens für sie bereiteten Krone. Der Heilige Geist führt sie, eine neue Braut, dem Bräutigam Christus in die Arme, und er, der eingeborene Sohn des Hauses, geleitet sie zum Herrn und Gastgeber des Hauses, zu seinem himmlischen Vater; es beginnt die Feier des ewigen Liebesbundes mit dem dreieinigen Gott und mit allen seinen Engeln und Heiligen.

Eingegangen in die Freude ihres Herrn, stimmt die

vollendete Seele ein in das Alleluja der Auferstandenen, in das Magnifikat der glorreichen Himmelskönigin, in das dreimal Heilig der seligen Engelschar, in das beschließende Amen aller Auserwählten. „Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war, und der da ist, und der da kommen wird.“[10] „Alleluja! Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme!“[11] „Lob und Herrlichkeit und Weisheit und Dank, Ehre und Macht und Kraft sei unserm Gott in alle Ewigkeit. Amen.“[12] Diese Lobgesänge zum Preise desjenigen, der das Alpha ist und das Omega, der Anfang und das Ende,[13] bleiben ewig neu, wie die Fülle des freudigen Dankes, dessen Ergießungen sie sind.

Das Auge des seligen Geistes ist zwar durch eine wunderbare Stärkung seines Sehvermögens vor Erblindung geschützt. Wird es aber noch imstande sein, auch nur einen Augenblick sich an dem schwachen Schimmer zu weiden, der ihm aus dem Diesseits gefolgt ist? „Sie werden trunken von dem Überflusse deines Hauses, und mit dem Strome deiner Wonne wirst du sie tränken.“[14] Wird nicht in der so erleuchteten und beglückten Menschenseele alles, was an geistiger Erkenntnis sie aus dieser Welt mitgebracht hat, wenn auch nicht vergehen, so doch gänzlich verblassen, wie das Sternenlicht im Sonnenglanze? „Scheinbar erbarmungslos,“ meint Carus,[15] „entblättert das höchste Schauen der Seele im Geiste die Seele selbst eines gewissen Reichtums, einer ungeahnten Mannigfaltigkeit, welche ebenso oft zum Glücke als zum Schmerze des Lebens gereichte.“

Dann mag der Seele das Vergessen des Irdischen zum Glücke gereichen, wenn ihre Selbstberaubung im höchsten Schauen eine Vollkommenheit und die Steigerung ihrer Erkenntniskraft bis zur Gedächtnislosigkeit einen Fortschritt bedeutet. Soll etwa die Seele mit leeren Händen

vor Gott erscheinen und einer Tafel gleichen, auf der alle ihre Erlebnisse ausgewischt sind? Soll sie den Faden der Erinnerung, der sie an das irdische Leben knüpft, loslassen und auf die Freude der persönlichen Fortdauer verzichten? „Verhärtet denn der Himmel die Seelen, die er aufnimmt? oder beraubt er sie des Gedächtnisses? oder des Mitleids? Mitnichten, meine Brüder! Der weite Himmel dehnt die Herzen aus, er schnürt sie nicht zusammen; er verkürzt nicht die Liebe, er macht sie umfassender. Im Lichte Gottes wird das Gedächtnis geklärt, nicht verdunkelt; im Lichte Gottes lernt man, was man nicht weiß, aber man verlernt nicht das, was man weiß.“ [16]

Allerdings scheint angesichts des Reichtums an neuer Erkenntnis und Einsicht, wie sie der Natur des seligen Zustandes entspricht, der Verlust der auf Erden gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen leicht zu verschmerzen zu sein.

Und dennoch möchte wohl niemand ihn gern ertragen. Können wir denn auf die schönsten und edelsten Erinnerungen unseres Erdendaseins verzichten? Soll mit dem Tode für immer das Gedächtnis erlöschen an unsere lieben Eltern und Geschwister, an unsere teuren Lehrer, Freunde und Wohltäter, an sie alle insgesamt, denen wir soviel Belehrung und Erleuchtung verdanken, und denen wir zum ewigen Danke uns verpflichtet fühlen? Sollen wir die Erfahrungen und Erlebnisse, die fortwährend das Bild unserer geliebten Toten uns vor die Seele rufen, bei der Abreise in die Ewigkeit zurücklassen und das Andenken an sie im Lethestrome begraben? Kann Gott uns vergessen lassen, was er durch diejenigen an und für uns gewirkt, die er uns zu Führern und Wächtern gab auf dem Wege zu sich? Sollen wir sie kennen lernen als Fremde und sie nicht wiedererkennen als Freunde? Das kann und wird nicht sein. Diese tröstliche Erwartung ist keineswegs eine

Täuschung, zu der das klagende Herz den Verstand verführt, ein Gefühl bloß, das sich aus dem trauernden Gemüte ins Bewußtsein schleicht und sich unvermerkt mit dem Stempel der Wahrheit versieht, sondern zweifellose Gewißheit.

Man sage nicht, die irdische Vergangenheit mit ihren Kleinigkeiten sei zu unbedeutend und zu geringfügig für das himmlische Erkennen. Denn diese Kleinigkeiten haben den Himmel verdient, und die Erinnerung daran ermöglicht allein den vollen Genuß des Lohnes für die im Kleinen wie im Großen geübte und bewährte Treue gegen Gott. Wie ferner nichts kleinlich ist in den Augen Gottes, so auch nichts in den Augen der Seligen. Es gibt nirgend Unbedeutendes, wieviel auch dem oberflächlichen Denken als solches erscheinen mag. Eine höhere Erkenntnis entdeckt auch in den geringfügigsten Dingen und Begebenheiten Hieroglyphen der göttlichen Vorsehung, und die Entzifferung der langen Hieroglyphenreihe, die in das Erdenleben eingewoben war, gehört mit zu den angenehmsten Beschäftigungen der verklärten Seele.

Diese hat alle auf Erden gesammelten Kenntnisse und Erlebnisse unversehrt ins Jenseits mit hinübergenommen. Wenn der Apostel sagt, daß „die Wissenschaft vergeht“,[17] so will er das nur von der Unvollkommenheit der zeitlichen Gotteswissenschaft verstanden wissen, die gleichzeitig mit dem Glauben aufhört. „Wenn das Vollkommene eintritt, dann wird das Stückwerk aufhören. Jetzt sehen wir wie durch einen Spiegel rätselhaft, alsdann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich stückweise, dann aber werde ich erkennen, sowie auch ich (von Gott) erkannt bin.“[18] Die Erinnerung jedoch an die religiösen Begriffe und Urteile, Vorstellungen und Ahnungen, die durch die Offenbarung vermittelt, durch Studium und Betrachtung erweitert wurden, bleibt bestehen.

Nur die aus der sinnlichen Wahrnehmung erzeugten Sinnesbilder, sozusagen die Rohstoffe für die höhere Erkenntnisarbeit des Geistes, gehen zugrunde. Alles aber, was die Vernunft ihr ausschließliches Eigentum nennt, geistige Kenntnis, Wissenschaft und Weisheit, bleibt der Seele für die ganze Ewigkeit unversehrt erhalten.[19] „Klar und unverwelklich ist die Weisheit.“[20] Daher mahnt der hl. Hieronymus,[21] daß wir hienieden der Wissenschaft uns befleißigen. Anderseits jedoch macht es für die jenseitige Seligkeit einen bedeutenden Unterschied nicht, ob in der Vorratskammer des Geistes ein großes oder ein geringes Kapital von Wissenschaft auf Erden angesammelt ist. Jedenfalls werden die Grade der himmlischen Klarheit, von denen der hl. Paulus spricht, nicht nach Maßgabe der irdischen Grade verteilt. Überdies ist im Grunde selbst der Idiot ein verborgenes Talent, das in der jenseitigen Vollreife zur ungehemmten Entfaltung kommen soll. Mag jemand die ganze Welt auf einer großen oder auf einer kleinen Karte besitzen, er ist in keinem Falle reich. Darum verdient das berühmte Wort des hl. Augustinus[22] stete Beherzigung: „Unglücklich der Mensch, der alles kennt, dich aber, o Gott, nicht erkennt!“

Ist es aber endlich denkbar, daß der vom Glanze der unerschaffenen Majestät übergossene und hingerissene Geist noch die Fähigkeit oder das Bedürfnis habe, etwas außer Gott wahrzunehmen oder zu empfinden? Muß er nicht, ganz versunken in die Betrachtung der ewigen Schönheit, die jeden Augenblick neue Wunder ihm enthüllt, für seine ganze Umgebung tot sein? Oder kann er etwa die glückselige Anschauung unterbrechen und seinen Blick von Gott hinweg auf die Geschöpfe wenden? Das wäre eine schmerzliche Störung der Seligkeit, und es ist kaum zu begreifen, wie von einer solchen im Ernste die Rede sein

konnte. Bei besonders erleuchteten Personen trat schon im irdischen Leben der Fall ein, daß sie sozusagen bis zur Schwelle des göttlichen Lichtreiches entrückt und eines Vorgeschmackes der himmlischen Anschauung gewürdigt wurden. Dann jauchzte ihre Seele auf in überseligem Entzücken, wie die Apostel auf Tabor, aber ihr Sinn war abgestorben für die Welt; nur für das Übernatürliche, das Göttliche hatten sie Wahrnehmungs- und Empfindungsfähigkeit. Und wenn sie von den Höhen der schauenden Betrachtung, auf die sie zeitweilig erhoben worden, zur Alltagsstimmung zurückkehrten, so fühlten sie sich zuerst ganz unglücklich. War doch ihr geistiges Schauen eine solche Seligkeit gewesen, daß sie nun mit der Sprache ringen mußten, um durch Worte und Bilder das Gesehene einigermaßen zu veranschaulichen. Wenn nun schon eine schwache Vorahnung und Vorstufe der Verklärung die Seele so sehr fortreißen kann, daß sie für alle Sinneseindrücke unempfänglich wird; muß dann nicht das wirkliche Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht alle Kräfte der Seele so ausschließlich in Anspruch nehmen, daß sie an nichts mehr denken kann als an Gott.

Hierauf ist zu erwidern, daß, da Gnade und Glorie die Natur nicht zerstören, durch das Verklärungslicht die natürlichen Seelenkräfte in ihrer übrigen Tätigkeit keineswegs gehemmt, vielmehr gefördert werden. So wurde auch die Seele Christi durch die glorreiche Anschauung, in die sie beständig versunken war, an der Beschäftigung mit den irdischen Angelegenheiten, an der Sorge für die Getreuen nicht gehindert. Alles, was für den Seligen Interesse haben kann, ist auch seiner Aufmerksamkeit würdig; denn jedes edle Verlangen wird im Himmel aufs vollkommenste erfüllt. Plato [23] sehnte sich nach dem Anblicke der unerschaffenen Wahrheit und Schönheit, um in ihr alles, was wahr ist

und schön, zu sehen. Die vollendeten Gerechten aber schauen im Abgrunde des göttlichen Wesens die Geheimnisse der Natur, der Gnade und der Glorie, alles, was immer Gegenstand der Erkenntnis sein kann. Um also ihr Auge den Geschöpfen zuzuwenden, brauchen sie es nicht von Gott abzuwenden und den Genuß des höchsten Gutes und Glückes nicht zu unterbrechen.

„Der Blick verlieret sich im Schauen;
In seiner Tiefe sah ich, was sich einet,
Verbunden in ein einziges Buch der Liebe,
Was auf des Weltalls Blättchen sich zerstreut.“ [24]

Ferner ist, wie wir später ausführen werden, der Natur der Sache nach wie der Offenbarung gemäß der Himmel nicht als ein Ort zu denken, wo einer am anderen kalt und gleichgültig vorübergeht und in selbstsüchtiger Zurückgezogenheit am eigenen Glücke sich genügen läßt. Die Seligen bilden eine innige, wahrhaft brüderliche Gemeinschaft, deren Glieder füreinander leben, einander lieben und miteinander sich freuen. Ein solches Zusammenleben aber ist ohne ein gegenseitiges Erkennen, beziehungsweise Wiedererkennen, und ohne den wechselseitigen warmen und herzlichen Austausch gegenwärtiger Empfindungen und vergangener Erinnerungen nicht möglich.

Der Glaube also an das einstige Wiedersehen im ewigen Lichte ist nicht bloß einem Bedürfnisse des trauernden Herzens entsprungen, sondern hat seine feste Stütze in gesunden Erwägungen der vom Glauben erleuchteten Vernunft.

Nachdem dargetan worden, daß durch die Anschauung Gottes dem Schauen des geschöpflichen Erkenntnisgebietes kein Abbruch geschieht und durch das ewige Licht die Erinnerung an das vergangene Leben nicht ausgelöscht wird, meldet sich eine Frage an, die in allgemeinerer Fassung bereits am Schlusse des vorigen Kapitels uns

beschäftigt hat, nämlich: wissen die Seligen durch eigene Wahrnehmung um die Hinterbliebenen?

Die Antwort kann umsoweniger zweifelhaft sein, als wir schon den Abgeschiedenen ohne Unterschied ein gewisses Maß selbstgewonnener Kenntnis dessen, was fortwährend auf Erden geschieht, zusprechen zu dürfen glaubten. Und wo es sich um das Wissen der Seligen handelt, haben wir auch den hl. Thomas auf unserer Seite. Er nimmt nach dem Vorgange des hl. Gregor[25] die Kenntnis von dem, was auf Erden geschieht, für die Seligen als eine besondere Vergünstigung in Anspruch.[26] Die Wissenschaft der Heiligen, sagt er, gleicht dem Wissen der Engel. Die glückselig Vollendeten sind eingegangen in das ewige Licht. Von der Fülle des himmlischen Verklärungslichtes durchleuchtet und gestärkt, schauen sie in die geheimnisvollen Tiefen der göttlichen Wissenschaft und erblicken in ihnen den Gang und den Wechsel der Zeitläufe, den bald stillen, bald stürmischen Lauf der Geschichte, dieses großartigen Gewebes der göttlichen Vorsehung, zu dem die freie Mitwirkung der Erdbewohner den Einschlag liefert, das Tun und Treiben der Welt, die Kämpfe und die Leiden des Reiches Gottes und die Schicksale der nachpilgernden Brüder.

Bis zur Allwissenheit kann selbstredend das Wissen der Seligen nicht gesteigert werden. Für den Ewigen allein hat der Horizont der Ewigkeit keine Grenze; für alle geschaffenen Wesen ist er begrenzt, und auch an den reinsten unter ihnen bricht sich der göttliche Lichtstrahl. Dagegen findet ihr Wissen so wenig wie ihr Wesen an der räumlichen Entfernung und an körperlichen Schranken ein Hindernis. Der Blick ist um so erhabener, je höher der Allerhöchste den Geist zu sich emporgehoben, um so durchdringender, je tiefer der Geist eingedrungen in den Ozean des göttlichen Lichtes, um so klarer, je mehr das Auge von Klarheit

erfüllt ist. Selbst der nicht begnadigte Geist¹) besitzt zu desto größerer Pein die natürliche Gabe des Fernblickes: der unselige Reiche sah von ferne in Abrahams Schoße den verklärten Lazarus.

Die seligen Abgeschiedenen aber werden naturgemäß auf diejenigen Personen, Zustände und Geschehnisse besonders ihr Auge richten, zu denen sie infolge irdischer Erfahrung oder Zuneigung, natürlicher Anlage oder übernatürlicher Ordnung in näherer Beziehung stehen. Die Personen, mit denen sie durch das Band der Natur, edler Wahl oder göttlicher Gnade verbunden sind, von denen sie auf dem Wege des Heiles geführt oder gefördert wurden, oder denen sie selbst Hüter und Helfer zur Seligkeit waren; die Verhältnisse ferner, in denen sie gearbeitet und sich den ewigen Lohn verdient, die Orte, an denen sie Gott zu Ehren gekämpft und gesiegt, wo sie gebetet, geseufzt, ihre Sünden gesühnt und mit ihrem Erlöser das Mahl der Liebe gefeiert haben; ihre noch fortwirkenden Werke und Beispiele, die Früchte ihrer guten Taten: kurz alles, was auf Erden ist und geschieht, wofern es für die Abgeschiedenen Bedeutung hatte oder noch irgend Bezug auf sie hat, wird ihnen auch ein würdiger Gegenstand der Aufmerksamkeit bleiben.

Und wie der Rückblick auf das Vergangene mit der glückseligen Anschauung vereinbar ist, so ist es nicht minder die Beobachtung dessen, was in der Gegenwart sich ereignet oder in der Zukunft sich ereignen soll. Die Seligen erkennen in allen zeitlichen Dingen und Zuständen namentlich deren unsterbliche Keime, während unserem durch irdischen Dunst umflorten Auge gerade diese Beziehungen auf das Unvergängliche meist erst zu allerletzt und manchmal gar nicht sichtbar werden.

Da die Himmlischen die irdischen Angelegenheiten mit anderen Augen ansehen wie die kurzsichtigen Erdbewohner

und zugleich gegen jegliche Schmerzempfindung gesichert sind, so kann ihr Wissen um die Dinge in dieser Welt nur zur Erhöhung ihrer Seligkeit beitragen. Die verklärten Eltern sehen ihre zurückgelassenen Kinder vielleicht in Armut und Elend, der Gatte die Gattin in Traurigkeit und Not, der Freund den Freund in Ratlosigkeit; und sie alle betrüben sich nicht darüber, sondern getrösten sich, da sie im himmlischen Lichte die allzeit weisen und liebreichen Pläne der Vorsehung erkennen, die ihre auserwählten Kinder auf den Weg des Kreuzes führt, um sie in Sicherheit zu bringen. Endlich sind die vollendeten Gerechten so vollkommen an die Ordnung der göttlichen Gerechtigkeit hingegeben, daß sie auch an ihren nächsten Angehörigen jegliches Böse unnachsichtig hassen und verabscheuen und nur so lange für sie um Gnade anhalten, als nach Gottes Ratschlüssen die Zeit der Gnade dauert, daß sie nach deren Ablauf aber das Walten der strafenden Gerechtigkeit nicht minder preisen, als sie vordem die Erweise der erbarmenden Liebe gepriesen haben. Vorstehende Gedanken sind daher ebenso reich an sittlich ernsten, wie an erhebenden Antrieben.

VIII.

Die jenseitige Fortdauer der Liebe und Freundschaft und deren Betätigung gegen die Hinterbliebenen.

„Hier ist alles heilig, alles hehr,
Und die kleinen Erdenfreuden
Und die kleinen Erdenleiden
Kümmern uns nicht mehr.
Doch wir denken hier an die da drüben,
Denken hier an sie und lieben."
(Claudius).

Ist es ferner über allen Zweifel gewiß, daß das Band der Liebe, das von den Hinterbliebenen gegen die zerstörende Gewalt des Todes siegreich verteidigt wird, auch seitens der Abgeschiedenen mit gleicher Treue festgehalten werde? daß die Heimgegangenen nicht bloß an uns denken, sondern auch in Liebe unser gedenken, daß sie mit der Erinnerung an uns und dem Wissen um uns jene liebevolle Teilnahme verbinden, auf die das Bedürfnis unseres Herzens zielt?

Wenn dem so ist, so wäre ja nur das körperliche Band zerrissen, nur der sichtbare Bund gelöst, aber die Gemeinschaft der Herzen dauerte fort, erhaben über Trennung und Tod und über alle Grenzen der Zeit und des Raumes. Und dann gäbe es im großen Reiche der Geister eine Anzahl von Seelen, die auf unsere Ankunft sich freuen.

In der Tat betrachten wir unsere Toten nach wie vor

als Glieder unserer Familie und Gemeinde, eng verflochten in die Angelegenheiten unseres Heiles. Und ihre fortdauernde Verbindung mit uns ist uns keine tote oder äußere, sondern eine innige und lebendige wie unter den Gliedern eines Leibes, so daß unser Wohl und Wehe sie nahe berührt. „Alle sind bereit wir zu Willen dir, daß unser froh du werdest," hört Dante[1] aus dem Munde der Seligen.

Die Seele, ein Hauch aus Gottes Munde, ein Geschöpf und Abbild jenes Wesens, das ganz Liebe und die Liebe selbst ist, hat nicht bloß das angeborene Bedürfnis, sondern auch die Pflicht, zu lieben. Die Nächstenliebe ist das zweite Hauptgebot unserer hl. Religion und das erste Kennzeichen der Jüngerschaft Christi. Das Gegenteil von ihr ist der ausschließliche Anteil der unversöhnlichen Feinde Gottes, deren Haupt sich der hl. Katharina von Genua mit den Worten vorstellte: „Ich bin derjenige, der nicht liebt!" Wenn aber hienieden von der wahren und vollkommenen Liebe zu Gott die echte Nächstenliebe nicht bloß geduldet, sondern strenge gefordert wird: warum sollte es im jenseitigen Leben anders sein?

Die im Hafen des ewigen Friedens Gelandeten können derer nicht vergessen, die noch auf stürmischer See Angst leiden, die aus der Verbannung Heimgekehrten nicht jener, die noch im Lande der Verwaisung verweilen, die dem Kerker Entflohenen nicht derjenigen, die noch in der Gefangenschaft seufzen, die im Vaterhause jubelnden Kinder nicht der Brüder und Schwestern, die noch draußen in der Fremde dienen. Die echte Liebe hört dann am wenigsten auf sich zu betätigen, wenn sie, der Sorge um die eigene Glückseligkeit enthoben, ihre ganze Fürsorge und Wirksamkeit den Hilfsbedürftigen schenken kann.

Was die Vernunft ahnt und das natürliche Gefühl

begehrt, erhebt der Glaube zur vollendeten Gewißheit. Er lehrt uns die Gemeinschaft der Heiligen, zeigt uns den geheimnisvollen Leib, dessen Haupt Christus, dessen Glied jeder Christ und dessen Leben die Liebe ist. Und diese christliche Liebe, in der jede andere edle Liebe ihre Läuterung und Weihe empfängt, ist am allerwenigsten im Zustande ihrer jenseitigen Vollendung und Verklärung eine unwirksame, sie gibt sich vielmehr durch Taten kund, findet ihren Ausdruck in Hilfeleistungen. Darum blicken wir hinauf zu den seligen Abgeschiedenen wie zu eifrigen und treuen Sachwaltern unserer Interessen am Throne des Allmächtigen. Eine ihrer ersten Herzensangelegenheiten ist, daß wir sie antreffen in den himmlischen Wohnungen.

Die himmlische Gesellschaft muß die Vollendung des christlichen Liebesbundes auf Erden sein. Was Christus hier unten durch seine Gemeinde vorbildet und vorbereitet, führt er dort oben zur Erfüllung und Wirklichkeit.

Das Christentum ist wesentlich die Religion der allumfassenden Einheit und Liebe, die vollkommenste Darstellung der gesellschaftlichen Zusammenhänge. Als nach der Reinigung der Erde durch die große Flut die Menschen sich abermals von Gott trennten, hörten sie auf, ein Volk zu sein und eine Sprache zu reden. Ihre feindliche Spaltung war der Fluch für Babel,[2] ihre stolze Auflehnung gegen den einen Gott die Ursache der Vielgötterei; so waren die Einigungsbande der Menschheit zerrissen. Ist nun das Christentum die Wiederherstellung der gefallenen Natur, so hat es eine doppelte Versöhnung der Menschen bewirkt, ihre Versöhnung mit Gott und miteinander. In der Tat ist die Kirche nicht bloß eine äußere Heilsanstalt, sondern wesentlich eine lebensvolle Gemeinschaft aller derjenigen, die mit Gott und untereinander in Liebe vereint sind. Und wie infolge der Sprachverwirrung von Babel die Wege

der Menschen auseinandergingen, so war der Zweck des Sprachwunders am Pfingstfeste, daß von Jerusalem aus die Menschheit wieder zusammengeführt würde.

Liebe und Einheit ist der Grundton in den Gebeten und Reden Jesu und in den Briefen und Lehren seiner Apostel. „Ich bitte, daß sie alle eins seien, die an mich glauben, wie du, Vater, in mir bist, und ich in dir," hat Christus zu seinem himmlischen Vater gefleht.[3] In der Erneuerung der Menschheit nach dem Bilde Christi „ist nicht Heide noch Jude, nicht Barbar oder Scythe, nicht Knecht noch Freier, sondern alles in allem Christus".[4] „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; sie hatten alles miteinander gemeinschaftlich."[5] Die unter ihnen waltende Eintracht und Brüderlichkeit war eine so neue und unerhörte Erscheinung in der entzweiten, zerrissenen Welt, daß sie das hervorstechendste Merkmal der Christen in den Augen der Heiden ausmachte. Und je mehr im Menschen das wahrhaft Gottverwandte seiner Natur sich entwickelt, desto weniger ist er in der Selbstsucht des alten Adam vereinsamt. Je weiter sein Herz dem göttlichen Einflusse des Christentums sich öffnet, desto mehr wird es von Liebe erfüllt zu allen, in denen das nämliche Licht des Glaubens und der Gnade leuchtet. Und keinerlei Entzweiung kann sein, wo alle Entweihung durch die Sünde unmöglich ist.

Wenn daher die himmlische Gemeinschaft die Vollendung der diesseitigen ist, so muß ihr organisches Band, die wahre „Encheiresis der Natur", die Liebe, sein, und alle zeitlichen Unterschiede, welche die Sünde geschaffen, hören auf, für sie eine Schranke zu bilden. Wo Christus „alles in allem"[6] ist, da sind auch diejenigen, die bei ihm sind und seine Herrlichkeit schauen, eins untereinander.[7] Die Einheit der Menschen ist das Ursprüngliche, ihre

Trennung das Spätere. Dort tritt das erste wieder vollkommen in seine ewigen Rechte; dort hat das Babel ein Ende, wo es keine Sünde und keine Folge der Sünde mehr gibt. Brüderliche Eintracht und Liebe wird zum Grundtypus jenes großen Organismus, der hienieden durch die Verbindung mit Christo, dem Haupte, grundgelegt worden. Alle, die im Todesschlafe als lebendige Glieder des Leibes Christi zum neuen Leben erwachen, werden *dauernd* dem göttlichen Haupte angegliedert. Die den alten Adam ausgezogen, werden für immer Kinder des neuen Adam, wahre Gotteskinder. Und die werden auf ewig Brüder untereinander, die dem „Erstgeborenen unter vielen Brüdern" ähnlich geworden, im Herzen und auf der Stirn gezeichnet sind mit dem fleckenlosen Bilde des gottmenschlichen Urbildes, des Zentral- und Idealmenschen Christus Jesus, von dem sie geheilt und geheiligt wurden.

Ist aber der Himmel die Vollendung und die Verklärung der irdischen Gottesgemeinde, so kann die Liebe, die das Grundgesetz und der Grundton des himmlischen Lebens ist, selbst nach der Auferstehung nicht dieselbe sein, die in Fleisch und Blut oder in irdischen Interessen ihre Quelle hat. Daher darf der Christ an eine *unveränderte* Fortdauer der diesseitigen Liebe keinesfalls denken. Überhaupt muß er sich hüten, zeitliche Verhältnisse nach jüdisch-mohammedanischer Art schlechthin auf das himmlische Leben zu übertragen oder letzteres als die nach rein natürlichen Gesetzen und in denselben Geleisen fortschreitende Ausgestaltung des hienieden Grundgelegten sich vorzustellen, wie entwicklungsfreundliche Denker tun.

„Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,
Wünsch' ich auch für ew'ge Zeiten." [8]

Allein den Gedanken an eine vollständige und endgültige Lösung der diesseitigen Beziehungen mag auch der Christ nicht ertragen; er hofft vielmehr, daß die Religion der Liebe ihm ein solches Opfer erspare. Würde er sich dennoch in dieser tröstlichen Erwartung täuschen, so gebe es kaum einen schöneren, jedenfalls keinen entschuldbareren und ungefährlicheren Irrtum als diesen.

„Die Natur selbst," schreibt der Kardinal Wiseman,[9] „scheint sich bei dem Gedanken zu entsetzen, daß die Bande der Zuneigung, die uns in diesem Leben einigen, zerrissen werden könnten durch die Hand des Todes, der seit dem Triumphe des Kreuzes besiegt ist und seinen Stachel verloren hat." Wer an denjenigen glaubt, der von den Toten auferstanden ist und die Toten auferwecken wird, will den Tod nicht mehr als eine siegreiche Macht fürchten oder als eigentlichen Lebensvernichter anerkennen. Darum stellt er sich auch nicht sowohl ein durchaus neues Leben in Aussicht, als vielmehr eine neue Stufe und eine wesentlich höhere Form ebendesselben Lebens, das er auf Erden geführt hat. Es ist ja nach Leib und Seele ein und dasselbe Wesen, das hienieden lebt und im Jenseits fortlebt, und zwar, unbeschadet seiner Erhebung zu einem engelähnlichen Leben, als ganzer Mensch.

Der beseligte Teil der Menschheit bildet um Christus, das Haupt und den Mittelpunkt, eine himmlische Gemeinde, deren gesellschaftliches Leben allerdings nach den Gesetzen des verklärten Zustandes verläuft. Sollten dort auch die edlen Beziehungen und die innigen Bande, die jedem Herzen ebenso wohltuend wie unentbehrlich sind, noch Platz finden können? Auch der Christ hofft dies, ohne fürchten zu müssen, dadurch auf jene niedere Stufe religiöser Entwicklung zurückzusinken, auf der die Freuden des Himmels vorzüglich in die Wiedervereinigung mit denjenigen gesetzt

werden, die man im Leben die Seinigen genannt hat. Ausgehend von dem unantastbaren Grundsatze, daß, wie die Gnade in der Natur ihre Voraussetzung, so die Natur in der Gnade ihre Vollendung hat, erwartet er die Fortdauer aller Verbindungen und Beziehungen, die von der Gnade nicht vernichtet oder verboten, sondern veredelt wurden. Was zur Vorbereitung gedient, muß auch an der Vollendung Anteil haben. „Die Verhältnisse zu solchen nahe verbundenen Personen bestanden zwar zunächst nur für die irdische Lebenszeit. Aber die zeitlichen Verhältnisse haben ewige Folgen, und die Bande der Liebe werden durch den Tod nicht zerrissen. Die Gott liebende Seele kann die Liebe, mit der sie ihre Mitlebenden in Gott geliebt, auf dieser Erde nicht zurücklassen; diese ihre Liebe wird vielmehr dort am Throne Gottes noch erhöht und verklärt." [10]

Die Wissenschaft des Herzens verlangt also nicht nur die Fortdauer der Liebe überhaupt, sondern auch die Fortdauer der besonderen Liebe, die durch zeitliche Bande geknüpft worden. Wie, sagt sie, die Toten sollen das Bild ihrer überlebenden Angehörigen und Freunde bewahren und die besondere Liebe zu ihnen ersterben lassen? Die zu ewiger Liebe sich verbunden glaubten und ewige Liebe sich versprochen haben, sollen ihre Natur verleugnen und ihrem Worte untreu werden, sobald sie in die Vollendung eingehen? Die auf Erden einander am teuersten und treuesten waren, sollen in gemeinsamer Heimat sich fremd werden?

Die irdischen Beziehungen, die der Gnade würdig gewesen, werden auch der Glorie würdig sein. Warum sollte es denn die besondere Zuneigung nicht sein, die mit der Macht natürlicher Notwendigkeit und heiliger Pflicht jeden Menschen in einen engeren oder weiteren Kreis von Mitmenschen hineinzieht? Oder ist das starke Band, das Eltern und Kinder, die Ehegatten, die Geschwister zu einer größeren

oder kleineren Familie vereint, nicht ebenfalls durch Gottes Hand geknüpft, durch Gottes Gebot befestigt, durch Gottes Gnade geweiht? Sollte die durch das Sakrament des Ehebundes geheiligte Liebe der ewigen Fortdauer nicht wert sein? Sollten die Eltern zu dem Segen, den das vierte Gebot den Kindern verheißt, im Jenseits nichts mehr beitragen können?

Wird doch alles, so hörten wir, was die Natur Gutes und Edles besitzt, und was die Gnade anerkannt, bestätigt und bekräftigt hat, nicht vergehen, sondern ewig fortbestehen. Die Natur ist die notwendige Voraussetzung und Trägerin wie der Gnade hienieden, so der Verklärung dort oben. Die Natur, sagen die hl. Väter und mit ihnen die Gottesgelehrten, ist die Grundlage des Gebäudes, die Gnade dessen Vollendung; die Natur ist der Wildling, die Gnade ist das göttliche Pfropfreis. Auf diesem wachsen als das gemeinschaftliche Erzeugnis natürlicher und übernatürlicher Säfte, des himmlischen Gnadentaues und des menschlichen Schweißes die Blüten der Tugend, die durch ihre Pracht und ihren Wohlgeruch das Erdenleben verschönern. Allmählich setzen auch die Früchte des Heiles an. In der Hitze der Todesstunde werden sie reif und dann eingesammelt in die ewigen Scheunen. Aber nicht der Wildling allein und nicht das Pfropfreis allein, sondern der ganze Baum mit allen seinen Früchten wird vom irdischen Acker hinweg in den Garten des himmlischen Paradieses verpflanzt. So wird auch die zeitliche Liebe in der vollkommenen Gottesliebe verewigt werden.

„Erhebet doch keine unübersteigliche Schranke zwischen Himmel und Erde, zwischen den Seligen und denen, die sie geliebt haben. Wenn ihr eine solche Schranke aufrichtet, dann setzt ihr die Vernunft dem Irrtume aus, daß die Natur nicht etwa vervollkommnet, sondern gestört werde,

und daß das Gebet, das die hienieden Leidenden und Hoffenden an die Heiligen richten, sich im Leeren, im Schweigen des Himmels verliere."[11] „Nein, das Gedächtnis des Herzens geht in jenen Regionen nicht verloren, und die Erinnerungen an die Erde erlöschen nie. Die Auserwählten kennen uns, und wir kennen sie. Die wahre, durch übernatürliche Liebe geheiligte Freundschaft wird fortbestehen. Der Vater wird sich in seinem Sohne rühmen, die Mutter wird ihre Kinder wiederfinden und wird sie, wenn sie dieselben für den Himmel erzogen hat, die ganze Ewigkeit hindurch lieben."[12]

Wir hören: die Wissenschaft des Herzens führt eine ebenso beredte als zuversichtliche und fast ungestüme Sprache. Die überschwenglichen Freuden, die die Anschauung Gottes bereitet, liegen so unendlich hoch über ihrem Horizont, sind ihrem Fühlen und Ahnen so durchaus unerreichbar, daß sie wie entmutigt die Flügel sinken läßt und an jenen zarten Empfindungen und geistigen Vertraulichkeiten sich ergötzt, die sie unbedenklich in den Becher der Himmelswonne mischen zu dürfen glaubt. Sollen wir sie darob tadeln oder verdammen? Wir glauben dazu nicht das Recht zu haben, solange sie sich innerhalb der gehörigen Schranken hält, nämlich vor allem den Genuß jeglicher geschöpflichen Liebe im Vergleiche zu der Seligkeit, die aus der Anschauung Gottes entspringt, nur als ein untergeordnetes Glück, als eine unbedeutende Zugabe ansieht und sodann die hienieden angeknüpfte Liebe mit den Gesetzen und Regeln der himmlischen Liebe in Einklang bringt. Von diesen Erfordernissen wird im folgenden Kapitel die Rede sein.

In Fragen und Klagen wie die obigen ergießt auch der hl. Bernhard seinen Schmerz über den Verlust seines geliebten Gerhard, seines Bruders dem Blute und der Gnade nach, findet zu seinem Troste aber auch sogleich die Antwort. „Warum hatten wir uns so lieb und mußten

uns doch trennen? Fürwahr, ein hartes Los, aber nur für mich, nicht für Dich. Denn Du, mein bester Bruder, hast für den Verlust Deiner Lieben Ersatz gefunden in anderen, noch lieberen Genossen; aber ach! was bleibt mir ohne Dich, meinen einzigen Trost? . . . Welches Übermaß von Freude, welche Überfülle von Seligkeit genießest Du ohne mich, mein liebster Bruder! Statt meines armseligen Umganges erfreuest Du Dich der Gegenwart Christi, Deines Gottes, und eingereiht den jubelnden Engelchören und selbst ein Engel, empfindest Du nicht den Schmerz, meiner beraubt zu sein. Der Herr der Majestät gibt sich Dir in seiner ganzen Fülle, und das ist der beste Ersatz für meine Anwesenheit. Aber wer gibt mir Ersatz für Dich, den ich verloren?

„Ich möchte nun gern wissen, wie Du für mich fühlst. Ich wanke und erliege fast unter der schweren Last so vieler Sorgen und so großen Kummers; in meiner Schwachheit fehlt mir Deine Stütze. Ich möchte darüber Beruhigung erlangen, ob in dem Lichte der Himmelsglorie und in dem Ozean der ewigen Wonne noch ein Gedanke an die armen Hinterbliebenen in Deinem Herzen Raum habe. Es könnte ja sein, daß Du Deinen Bruder im Fleische jetzt nicht mehr kennst, und daß Du, ganz versenkt in Gottes Licht und Liebe, so ganz für Gott lebst, ohne Dich um mich zu kümmern. Denn wer dort mit Gott verbunden ist, wird eins mit ihm, eins in seinem Wollen und Wünschen, eins in allen Regungen und Bewegungen seines Herzens; vollkommen von Gottes Geiste belebt und beseelt, hat er nur Sinn und Geschmack an Gott und für Gott. Allein Gott ist die Liebe, und je inniger jemand mit ihm vereinigt ist, desto heftiger wird er von dem göttlichen Liebesfeuer durchleuchtet und durchglüht; Gott aber ist frei von Leidenschaft, dagegen voll von Barmherzigkeit: erbarmen

und verzeihen ist seine Freude und Gabe zugleich. Darum geziemt es sich, daß auch Du, der Du selig ruhst im Schoße des barmherzigen Gottes, barmherzig seiest, obwohl Du nicht elend bist, und daß Du mitleidig seiest, obwohl Du nicht leidest. Nein! Deine Liebe zu mir ist nicht erloschen, sondern nur verklärt: Du hast zwar Gott angezogen, aber den Gedanken an mich nicht ausgezogen. Gott kümmert sich ja auch um uns; alle Schwachheit hast Du abgelegt, nicht aber die liebevolle brüderliche Gesinnung gegen mich; und endlich, die Liebe vergeht niemals. So bin ich denn ganz sicher, daß Du mich beständig in Deinem Geiste und Herzen trägst. Es scheint mir, als töne die Stimme meines Bruders in mein Ohr und präge ihm die Worte ein: Kann eine Mutter das Kind ihres Schoßes vergessen? Wenn aber dem so ist, so werde auch ich Deiner nicht vergessen, mein Bruder!“ [13]

Paulsen [14] und andere neuere Sittenlehrer meinen unter Berufung auf mißverstandene Aussprüche des Herrn, der vollkommene Christ müsse alle natürlichen Bande zerreißen, und Lecky [15] hat die Mißdeutung durch Beispiele aus dem Leben der Heiligen zu begründen versucht. Der hl. Bernhard war unbestritten ein wahrer Nachfolger Christi; wie zuversichtlich aber rechnet er darauf, daß sein geliebter Bruder Gerhard ihm auch im Himmel seine volle Bruderliebe bewahre! Und wie sollte er nicht? Hatte doch sogar der unglückselige Prasser so viel Anhänglichkeit an seine hinterbliebenen Brüder mit hinübergenommen, daß er selbst am Orte der Qual ihrer gedachte und beim Vater Abraham für sie anhielt. Die gegenteilige Ansicht, die von der jenseitigen Fortdauer besonderer Liebe nichts wissen will, ist nicht darum wahr, weil sie düster, und nicht darum vollkommner, weil sie trostlos ist. Was sagt die Heilige Schrift hierzu?

Martha, über den Verlust ihres Bruders Lazarus untröstlich, wollte sich auch dann noch nicht trösten lassen, als der Herr ihr die einstige Auferstehung des geliebten Toten verhieß. Wollte nicht der göttliche Tröster damit sagen: Du hast ja deinen Bruder nicht für immer verloren, du sollst ihn bei der Auferstehung am jüngsten Tage wiederfinden? Wie es scheint, hat die Trauernde seine Worte, ohne daß eine Berichtigung seinerseits erfolgt wäre, so aufgefaßt. „Ich weiß," entgegnete sie, „daß er auferstehen wird am jüngsten Tage." [16] Dennoch jammerte sie. Bis zur allgemeinen Auferstehung dauerte es ihr zu lange; sie möchte sogleich den teuren Bruder wieder in ihrer Nähe haben und besitzen.

Die Sadduzäer, welche die Auferstehung leugneten, suchten in den Unzuträglichkeiten, die aus der mosaischen Anordnung der Leviratsehe für das Jenseits sich ergeben müßten, einen Vorwand für ihren Unglauben. Ihrer sinnlichen Lebensansicht und Lebenseinrichtung gemäß konnten oder wollten sie den Erwartungen der rechtgläubigen Juden keine andere als eine fleischliche, auf die jenseitige Fortsetzung des Geschlechtsverkehrs zielende Seite abgewinnen. Es könne ja, sagten sie, der Fall eintreten, daß nach jenem Gesetze sieben Brüder der Reihe nach ein und dasselbe Weib zur Frau hätten. „Nun, wem aus diesen Sieben wird bei der Auferstehung das Weib angehören? Denn alle Sieben haben sie gehabt." Jesus antwortete ihnen: „Ihr irret und verstehet weder die Schrift, noch die Kraft Gottes. Denn in der Auferstehung werden sie weder heiraten, noch verheiratet werden, sondern sie werden wie die Engel Gottes im Himmel sein." [17]

Würden samt den geschlechtlichen auch die geistig-sittlichen Beziehungen der Eheleute zueinander im Jenseits aufhören, so hätte der Herr durch den einfachen Hinweis darauf und

durch das bloße Wort, daß dort die Ehegatten einander so fremd seien, als hätten sie nie zusammengelebt, die erhobene Schwierigkeit beseitigen können. Statt dessen aber erinnert er an „Gottes Kraft", durch welche die Leiber verklärt und von aller Sinnlichkeit befreit werden, und er verneint nur den Fortbestand der sinnlichen, nicht aber die Fortdauer der *sittlichen* Gemeinschaft. Wie die Engel ein Gattungsleben nicht führen, so wird auch die Menschheit, nachdem sie vollzählig geworden ist und mit dem Ende der Welt ihre irdische Laufbahn vollendet hat, dem Gebote wie dem Triebe, die Gattung fortzupflanzen, enthoben sein. Sie wird nicht mehr neue Familien gründen, sondern eine einzige große Familie unter Christo, als dem Haupte, darstellen, deren Glieder das Band der himmlischen Liebe innig und unzertrennlich miteinander vereint. „Wir sind aber gewiß," schreibt Tertullian,[18] „daß wir denen angehören, mit denen wir auferstehen, um voneinander Rechenschaft abzulegen. Obwohl eine Wiederherstellung der Ehe nicht eintritt, so werden wir doch um so inniger einander angehören, als wir zu einem besseren Leben und zur geistigen Gemeinschaft auferstehen und sowohl uns als die Unsrigen wiedererkennen."

Die Stimme des hl. Bernhard haben wir bereits vernommen. Sie ist keineswegs vereinzelt, sondern wird begleitet von der beständigen Überzeugung der Gottesgelehrten. Wir würden den Leser ermüden, wenn wir deren zahlreiche Aussprüche aneinanderreihen wollten, und ziehen daher vor, diese später in den Trostworten an die einzelnen Trauernden zu verwerten. An dieser Stelle begnügen wir uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen.

Die gotterleuchteten Väter haben die Sprache des betrübten Herzens nicht bloß verstanden, sondern auch selbst geredet. Weit entfernt, dem von der Natur gebotenen

Schmerze Schweigen zu gebieten, schlugen sie vielmehr einen Ton an, der mit den ergreifenden Melodien der kirchlichen Trauergesänge zu wehmütig-wonnigen Klängen sich verband. Sie wollten nichts wissen von jener „heiligen“ Herzlosigkeit, welche die vor Gott geschlossenen und durch ihn geheiligten Verbindungen besonderer Liebe und Freundschaft für das Jenseits nicht mehr gelten lassen mag. Im Gegenteil: sie schätzten die Natur als die notwendige Unterlage des Gebäudes, das durch die Gnade und die Glorie aufgeführt wird und ohne jede Grundlage in der Luft schweben würde. Nach dem Vorbilde des hl. Paulus tadelten sie nur diejenigen, die trauern „wie jene, die keine Hoffnung haben“. Um die Tränen der Trauer am Sterbebette zu stillen, ließen sie ihnen freien Lauf. Sie schonten des Schmerzes und nahten sich behutsam dem Gemüte, das ein natürliches Anrecht auf ihn hat. Aus grauer Vergangenheit dringt ihre liebe- und teilnahmvolle Stimme zu uns herauf, und sie hat nichts von ihrem ursprünglichen Wohlklange und ihrer erquickenden Kraft verloren.

Im allgemeinen darf gesagt werden, daß die Väter des christlichen Altertums sich derselben Trostgedanken bedienen, die viele Jahrhunderte später der hl. Franz von Sales[19] einer betrübten Freundin schrieb: „Betrachten Sie,“ mahnte der Heilige, „jene Personen, die Ihnen am teuersten sind, und von denen Sie nicht getrennt sein möchten, gerade als diejenigen, mit denen Sie im Himmel ewig vereint sein werden, z. B. Ihren Gemahl, Ihren Vater, Ihren kleinen Johannes. O, dieser Engel wird gewiß dereinst in jenem ewigen Leben, so Gott will, glücklich sein, wird hoffentlich über meine Glückseligkeit sich freuen, wie auch ich an ihm mich erfreuen werde, ohne daß wir jemals uns trennen. Ebenso wird es sein mit Ihrem Gemahl, mit Ihrem Vater und mit den übrigen.“

Auch die Kirche gibt durch ihre Gebete und Gebräuche zu erkennen, daß sie die Hoffnung der Gläubigen auf die Freuden der einstigen Wiedervereinigung nicht bloß duldet, sondern auch ausdrücklich billigt.

Sie läßt die Trauernden zu Gott flehen um das Glück des Wiedersehens, von dem die innigen und süßen Gefühle besonderer Liebe unzertrennlich sind. Sie folgt hierin dem Beispiele ihres göttlichen Stifters. Der Urheber und Inbegriff der Liebe und zugleich der allwissende Kenner aller menschlichen Nöten spendete am letzen Abende seines Lebens den Seinigen denselben Trost, dessen wir bei der letzten Trennung von den Unsrigen so sehr bedürfen. Es war ihm nicht genug, zum ewigen Gedächtnisse und Unterpfande seiner Liebe sich selbst im heiligsten Altarsakramente zu hinterlassen, vielmehr übte er bei jenem bitteren Abschiede, durch den er selbst mit unsäglicher Betrübnis erfüllt ward, die überaus rührende Rücksicht, daß er neben den höheren Trostgründen auch diejenigen mit väterlicher Zärtlichkeit hervorhob, die den Herzen zuerst und am leichtesten nahe kommen. Was den Aposteln und Jüngern so großen Schmerz verursacht, ist nichts anderes als der Gedanke, daß nun der beglückende Verkehr mit dem geliebten Meister aufhören müsse, daß sie sein liebreiches Antlitz nicht mehr sehen, seine väterliche Stimme nicht mehr hören, an seiner sicheren Hand nicht mehr wandeln sollen. „Eine kleine Weile," tröstete er sie, „so werdet ihr mich wiedersehen;" ihr werdet wieder bei mir sein und von neuem die ganze Seligkeit genießen, die euch meine sichtbare Nähe, mein vertrauter Umgang bis jetzt bereitet hat.

Nach diesem Beispiele hat die Kirche in ihren vielen Gebeten für die Abgestorbenen fast immer an den tröstlichen Gedanken der glückseligen Wiedervereinigung mit den vorausgegangenen Gerechten ausdrücklich erinnert. Wie

innig und zuversichtlich sind insbesondere die Fürbitten für die lieben Eltern: „Lasse, o Gott, sie mich wiedersehen in den Freuden der ewigen Herrlichkeit!“ „Vereinige mich mit ihnen in der Glückseligkeit der Heiligen!“ „Wir bitten dich, o Herr, daß deine Gnade mir einst mit ihnen die ewige Krone verleihen möge.“

Ferner geht die Erwählung bestimmter Heiligen zu Patronen von Personen, Kirchen, Gemeinden, Städten Ländern, Ständen &c., die Anrufung bestimmter Heiligen gegen besondere Krankheiten und Nöten wesentlich aus der Erwägung hervor, daß die Heiligen im Himmel noch ein besonderes Interesse hegen für die Orte, an denen sie gelebt, für die Verhältnisse und Beschäftigungen, in denen sie ihr Heil gewirkt, sowie für diejenigen Personen, die sich in der gleichen Lebenslage befinden. Mithin wird ein geläuterter Lokalpatriotismus der Heiligen nicht für unwürdig erachtet. Wie vertrauensvoll dürften wir unsere lieben Toten anrufen, wenn wir die volle Gewißheit hätten, daß sie schon jetzt in die Gemeinschaft der Seligen aufgenommen wären! Welch eifrige Fürbitter, welch liebevolle Beschützer würden die sein, die im Leben nicht müde wurden, für uns zu sorgen und uns zu helfen! Schelling [20] ist so weit davon entfernt, diesen Trostgedanken in das Gebiet des Aberglaubens zu verweisen, daß er schreibt: „Ist es nicht natürlich, daß diejenigen, die zuerst in diese Wälder das Licht des Glaubens brachten, die diese Hügel mit Wein, diese Täler mit Korn bepflanzten und so die Urheber eines menschlicheren Lebens geworden sind in zuvor wilden und fast unzugänglichen Gegenden, daß diese, sage ich, auch einen fortwährenden Anteil an den Schicksalen der Länder und Völker nehmen, die durch sie gebaut und zu einem Glauben vereinigt worden sind? Vergessen wohl Väter im Himmel ihre Kinder auf Erden? und jene, sind sie nicht wahre

geistige Väter? Mich wenigstens rührt der Anblick eines Volkes, das noch einen Schutzheiligen hat, an den es in allgemeiner Not sich wenden, von dem es Hilfe und Trost erwarten kann."

Blicken wir auf unsere bisherigen Erörterungen zurück, so gewinnen wir als sicheres Ergebnis, daß das Hoffen und Sehnen der vom Trennungsschmerze Gebeugten keineswegs im Blauen hängt, sondern auf festen Gründen beruht. Jede wahrhaft edle Vereinigung der Herzen dauert fort und wird im Lande der Liebe an Innigkeit nicht nur nicht verlieren, sondern noch gewinnen.

Welch ein Trost nicht bloß für die Zurückbleibenden, sondern auch für den Scheidenden! Der sterbende Christ ist gewiß, mit den Seinigen, die er in der Verbannung zurückläßt, in dauernder herzlicher Verbindung bleiben zu können, und mit dieser beruhigenden Zuversicht sagt er ihnen Lebewohl. Ein geistlicher Vater, der byzantinische Abt Theodor Studites, [21] der im Bilderstreite sich großen Ruhm erworben und am 11. November 826 auf der Halbinsel Chalcis in der Verbannung starb, gab beim letzten Abschiede seinen weinenden Söhnen diesen Trost: „Vor den Augen Gottes, der die Wahrheit ist, verspreche ich Euch, daß, wenn ich in den Besitz des wahren Gutes gekommen bin, ich nicht unterlassen werde, meinen Gott und Herrn für Euch alle zu bitten, daß es Euch gut gehe, daß Ihr selig und mit himmlischen Gütern beschenkt werdet; und dort erwarte ich jeden von Euch, und wenn Ihr aus dieser Welt scheidet, werde ich Euch entgegenkommen, Euch wiedersehen, Euch empfangen, Euch umarmen."

Daß die Teilnahme der Seligen für die Hinterbliebenen auf Erden eine möglichst tätige sei, ist zweifellos. Dem Hasmonäer Judas wurde im Traumgesichte vom Hohenpriester Onias der Brüderfreund gezeigt, „der soviel für

das Volk und die heilige Stadt bittet: Jeremias, der Prophet Gottes".[22]

Ist nun die Fürsorge der Seligen auf die bloße Fürbitte beschränkt, oder darf sie auch als eine Hilfeleistung ihrerseits, als ein wohltätiges Eingreifen in die irdischen Verhältnisse, das Geheiß oder vielmehr die Gutheißung Gottes natürlich vorausgesetzt, aufgefaßt werden? Die bejahende Antwort würde einen freudigen Widerhall im Herzen der Überlebenden finden und auch für das gesunde Denken nichts Ungereimtes enthalten. Überdies besitzt sie an den einmütigen Überlieferungen der Völker eine starke Stütze. Die Allgemeinheit des Glaubens an eine lebendige, wirksame Verbindung der Abgeschiedenen mit den Hinterbliebenen ist eine unleugbare und keinenfalls zufällige oder bedeutungslose Tatsache. Welche Folgerungen aber lassen sich aus ihr ziehen? Bringen wir in Abzug, was der Aberglaube hinzugetan, so bleibt als echter Kern die tröstliche Zuversicht, daß die Toten, da sie nicht aufgehört haben, überhaupt zu leben, auch fortfahren, für die Hinterbliebenen zu leben. J. H. Fichte[23] erkennt in den abgeschiedenen Seelen die Mittelglieder oder Werkzeuge, durch welche „die allgemeine Vorsehung, die das gesamte Universum durchdringende Weisheit, welche zugleich als Liebe sich offenbart, hinabzureichen vermöge bis zu dem individuellen Bedürfnisse des einzelnen, bis zu einer hilfreichen Ergänzung desselben von solcher Art, wie er selbst sie sich nicht zu geben, wie sie bloß menschliche Hilfe überhaupt nicht zu gewähren vermöchte". Die vom christlichen Glauben erleuchtete Vernunft darf unseres Erachtens diesen Gedanken dulden, ohne fürchten zu müssen, daß dadurch der Unmittelbarkeit des Verhältnisses Gottes zu den Menschen Abbruch geschehe oder die Gefahr heidnischer Naturvergeistigung herbeigeführt werde.

Von den Engeln schreibt der Apostel, daß „sie ausgesandt sind zum Dienste derjenigen, welche die Erbschaft erlangen sollen".[24] Die Seligen, die bereits sind wie die Engel, sind auch, so scheint es, zu dem englischen Dienste unter den Menschen ebenfalls befähigt und in gewisser Beziehung noch mehr berufen als die von Natur reinen Geister. Da sie nach wie vor mit den Hinterbliebenen in demselben Geschlechts- und Naturverbande stehen, so ist ihr Verhältnis zu ihnen ein näheres und innigeres, als es seitens der Engel sein kann. Zwar haben sie ihren irdischen Lauf vollendet und einen neuen, den himmlischen Lauf begonnen. Aber es liegt nichts Unmögliches oder Ungereimtes in der Annahme, daß sie, die beim Scheiden weder die Erinnerung an ihre Mitmenschen, noch ihre Liebe zu ihnen verloren und deren Geschicke fortwährend im ewigen Lichte schauen, unsichtbar wenigstens denen wieder begegnen und nahe sein können, die auf demselben Wege zu demselben Ziele ihnen nachpilgern. Die räumliche Kluft, durch die wir die Geisterwelt von der irdischen Welt geschieden denken, ist kein Hindernis für jene Beziehungen, da der Gegensatz zwischen dem Jenseits und dem Diesseits weniger ein räumlicher als ein zuständlicher ist. Es widerspricht daher weder der Natur, noch dem neuen Zustande der heimgegangenen Seelen, unsichtbar unter den Hinterbliebenen zu verkehren und ihnen zu nützen.

Einige sind sogar geneigt, den Unsichtbaren einen unbemessenen Einfluß auf die irdischen Geschehnisse zuzusprechen. Gust. Theod. Fechner[25] meint, „daß das Dasein und Wirken dieser Geister normalerweise so in unser diesseitiges Dasein und dessen Gesetzlichkeiten verwebt und verrechnet ist, daß wir unter den gewöhnlichen Verhältnissen gar keinen Anlaß haben, an die Gegenwart und das Hineinspielen einer jenseitigen Geisterwelt in unsere diesseitige

Welt zu denken". In einem gern gelesenen Büchlein desselben Verfassers[26] heißt es: „Der Mensch weiß oft nicht, woher ihm seine Gedanken kommen; es fällt ihm etwas ein: es wandelt ihn eine Sehnsucht, eine Bangigkeit oder eine Lust an, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermag; es drängt ihn eine Macht, zu handeln, oder es mahnt ihn eine Stimme davon ab, ohne daß er sich eines eigenen Grundes bewußt ist. Das sind Anwandlungen von Geistern, die in ihn hineindenken, in ihn hineinhandeln von einem anderen Mittelpunkte aus als seinem eigenen. Noch augenfälliger werden ihre Wirkungen in uns, wenn in abnormen Zuständen (des Schlafwachens oder geistiger Krankheit) das eigentlich gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihnen und uns zu ihren Gunsten entschieden hat, so daß wir nur noch passiv aufnehmen, was uns von ihnen zufließt, ohne Rückwirkung von unserer Seite. . . . Der Gute tut das Gute ohne Mühe; seine Geister tun es für ihn; der Schlechte muß aber erst aus innerer Kraft alle bösen Geister dämpfen und überwinden. . . . Alle Menschen, die irgend eine geistige Gemeinschaft miteinander haben, gehören zum Leibe eines und desselben Geistes und gehorchen der Idee, die von ihm in sie eingegangen ist, wie zusammengehörige Glieder. . . . Ein Mittel gibt's bewußtester Begegnung zwischen den Lebenden und den Verstorbenen; es ist das Andenken der Lebenden an die Verstorbenen. . . . Denkt eines Verstorbenen nur recht . . .: er selbst ist im Momente da. Ihr könnt ihn innerlich beschwören: er muß kommen; ihr könnt ihn festhalten: er muß bleiben. . . . Denkt seiner mit Liebe oder Haß: er wird es spüren; mit stärkerer Liebe, stärkerem Hasse: er wird es stärker spüren. . . . Ihr könnt einen Verstorbenen noch wissentlich mit eurem Andenken beglücken oder plagen, euch mit ihm versöhnen oder unversöhnlich streiten. . . .

Was immer das Andenken an die Toten weckt, ist ein Mittel, sie herbeizurufen. An jedem Feste, das wir den Toten geben, steigen sie herauf; um jede Statue schweben sie, die wir ihnen setzen; bei jedem Liede, das ihre Taten singt, hören sie mit zu."

Die an eine so beharrliche und mächtige Wechselwirkung zwischen den Lebenden und den Toten glauben, erinnern gern an das Wort, das Shakespeare dem Hamlet in den Mund legt, daß „viele Dinge unter der Sonne geschehen, von denen die gewöhnliche Schulweisheit sich nichts träumen läßt", und rechnen zu diesen Dingen namentlich die Geisterwirkungen. „Wie würden wir oft uns verwundern," sagt Schelling,[27] „wenn wir, nicht gewohnt, bloß das Äußerliche, die Begebenheiten, zu beachten, bemerkten, daß die Umstände, die wir für Ursachen gehalten haben, bloß Mittel und Bedingungen waren, daß, während wir es vielleicht am wenigsten dachten, Geister um uns geschäftig waren, die, je nachdem wir dem einen oder anderen folgten, uns zu Glück oder Unglück hinleiteten."

Schellings Anschauung läßt sich auch mit der mittelalterlichen Auffassung von der irdischen Mission der Geister vereinbaren. Wenn im Weltall das Niedere durch das Höhere, die Körperwelt durch die Geisterwelt mitregiert wird,[28] so sind die abgeschiedenen Menschenseelen naturgemäß Organe, und zwar die untersten Instanzen im Geisterregiment auf Erden. Es würde aber durch eine gegenseitige Beeinflussung der Lebendigen und der Toten, wie Fechner sie dargestellt hat, sowohl der Friede dieser gestört, als auch die freie Selbstbestimmung und mit ihr die Verantwortlichkeit jener beeinträchtigt werden. Und da die exakte Wissenschaft aufhört, wo das Geisterreich beginnt, so ist es ein unwissenschaftliches und abergläubisches Verfahren, den Mangel erkennbarer Mittelursachen ohne weiteres durch

eine Geisterhand zu ersetzen und in jedem ungewöhnlichen und unerklärbaren Vorfalle ein unmittelbares Einwirken von seiten der Toten zu wittern. Überdies ist uns über die Art dieses Eingreifens nichts bekannt, und daher begeht man eine Selbsttäuschung, wenn man eine befriedigende Aufhellung der Geheimnisse des Natur- und Seelenlebens durch deren Auslieferung an die Unsichtbaren gewonnen zu haben wähnt.

Eine andere, gern erhobene Frage ist die, ob die Abgeschiedenen auch in einen sichtbaren Verkehr mit den Lebenden treten, ihnen erscheinen oder durch Ton- und Bewegungsphänomene ihre Anwesenheit kundtun können.

Eine eingehende Erörterung dieses mit einem Wust von Täuschung, Betrug und abgeschmacktem Aberglauben verquickten Gegenstandes liegt hier abseits unseres Weges. So entschieden wir den regelmäßigen und handwerksartigen, durch sog. Medien oder professionelle Mittelspersonen vermittelten Umgang mit den Verstorbenen, die „Materialisationen“ der abgeschiedenen Seelen und andere Spukvorgänge, deren der neuere Geisterglaube sich rühmt, als törichten und verderblichen Unfug verabscheuen, so dürfen wir doch daran erinnern, daß von nüchternen Denkern aller Jahrhunderte, selbst von zweifelsüchtigen Naturen die Möglichkeit von Totenerscheinungen eingeräumt wird. Das Gegenteil wenigstens kann nicht bewiesen werden, da niemand die Gesetze und die Grenze für das Wirken des entbundenen Geistes zu bestimmen vermag. Die Geisterwelt wäre in der Tat sehr arm, wenn ihr Reichtum an Kräften von unserer armseligen Erkenntnis könnte vollständig ergründet werden. Schopenhauer[29] hat hier wohl das Richtige getroffen, wenn er schreibt: „Die apriorische Verwerfung der Möglichkeit einer wirklichen Erscheinung verstorbener Menschen kann sich allein auf die Überzeugung

gründen, daß durch den Tod das menschliche Wesen ganz und gar vernichtet werde. Denn solange diese fehlt, ist nicht abzusehen, warum ein Wesen, das noch irgendwie existiert, sich nicht auch irgendwie manifestieren und auf irgend ein anderes, wenngleich in einem anderen Zustande befindliches, einwirken sollte. . . . Ist am Menschen außer der Materie noch irgend etwas Unzerstörbares, so ist wenigstens a priori nicht einzusehen, daß dasjenige, was die wundervolle Erscheinung des Lebens hervorgebracht, nach Beendigung derselben jeder Einwirkung auf die noch Lebenden durchaus unfähig sein sollte. Die Sache wäre demnach allein a posteriori, durch die Erfahrung, zu entscheiden." Schopenhauers Zeugnis fällt insofern ins Gewicht, als Geistererscheinungen einen indirekten Protest gegen sein philosophisches System enthalten. Was aber die Tatsachenfrage anlangt, so müssen wir trotz der großen Anzahl der aus allen Jahrhunderten berichteten und von angesehenen Zeugen beglaubigten Vorkommnisse und trotz dem Umstande, daß, um nur einige berühmte Namen der späteren Zeit zu nennen, Männer wie Leibniz, Hugo Grotius, Sam. Pufendorf, Macchiavelli, Thomasius, Lessing, Goethe, Wieland, J. H. Fichte, Ulrici, Fechner &c. an die Wirklichkeit von Totenerscheinungen geglaubt haben, die große Mehrzahl derartiger Fälle, wie solche von Thyraeus, Baxter, Schott, Erasmus, Francisci, Calmet, Jung-Stilling, Hennings, Wenzel, Teller, Kerner, Horst, Bülau, Görres, Crowe, Perty, Daumer, Kerning, Owen, Werner, du Prel und anderen gesammelt sind, bewußter oder unbewußter Täuschung, insbesondere der Halluzination ohne weiteres auf Rechnung schreiben. Kant[30] gesteht, daß er zwischen den Beteuerungen vernünftiger und fest überzeugter Augenzeugen und der inneren Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels eine einfältige Figur machen

müsse, und er entscheidet sich dahin, daß er wegen der Unkenntnis über das Jenseits sich nicht unterstehe, „so gänzlich alle Wahrheit von den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen, obwohl wunderlichen Vorbehalte, eine jede derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammen aber einigen Glauben beizumessen“. Wenn eine Tatsache mit dem Anspruche auf einen außerweltlichen oder gar übernatürlichen Ursprung auftritt, so ist die kühlste Zurückhaltung und eine hochgradige Hartgläubigkeit nicht bloß ein Gebot der Klugheit, sondern auch eine sittlich-religiöse, zur Abwehr von Leicht- und Aberglauben gebotene Pflicht.

IX.

Die Verklärung der Liebe und Freundschaft, die auf Erden bestanden. — Die Liebe der Seligen zu Gott, zu sich selbst und zueinander in ungestörter Eintracht.

„Dann, wenn niedre Sinnlichkeit
Verwelkt und nur die Triebe bleiben,
Die unsre Geisteskräft' erhöhn,
Und sich dem Wesen einverleiben:
Woraus wir dann verklärt bestehn;
Wenn alle Erdbegierden schwinden,
Indes Empfindung und Verstand
Bei hellern Flammen sich entzünden —
Dann werden die sich wiederfinden,
Die traute Freundschaft hier verband."

(v. Brinkmann.)

Die Bande edler Liebe und Freundschaft, die auf Erden geknüpft worden, werden durch den Tod nicht zerrissen, vielmehr im Himmel festgehalten und noch fester geschlossen. Es bleibt noch zu untersuchen, wie jene besondere Zuneigung beschaffen sein müsse, damit sie mit der vollkommensten Gottes- und Nächstenliebe der Seligen vereinbar sei.

Die Offenbarung gibt uns keine bestimmten Aufschlüsse hierüber; sie erteilt keine Antwort auf die vielen Fragen, die eine kaum sträfliche Neugier stellen möchte. Dieses Schweigen aber gibt der Einbildungskraft, diesem „ungeheuren Riesenweibe", wie Rückert sie nennt, noch keineswegs

das Recht, zügellos ihres Amtes zu walten, d. h. die erhabenen Wahrheiten in die Niederungen des Erdenlebens herabzuziehen und die allgemeinen, an sich noch ziemlich leeren Begriffe von himmlischer Wiedervereinigung, Freundschaft und Liebe mit allen möglichen Bildern zu füllen und mit gewagten Reizen auszustatten.

Müssen wir demnach, da die Anschauung und Vorstellung dieser Dinge uns fehlt, uns damit bescheiden, zu sagen, wir werden leben, uns wiedersehen und lieben, aber alles dies gar nicht so wie hienieden, wir wissen schlechterdings nicht, wie? dann entbehrte überhaupt die nähere Betrachtung des Jenseits der Berechtigung, da ihr der Maßstab fehlt, an dem es zu messen ist, und da die Vorstellungen von Zeit und Raum sowie die Vergleiche mit irdischen Verhältnissen ihr unentbehrlich sind. Was aber helfen der heißen Sehnsucht leere Begriffe ohne anschauliche Belehrung? Mit Allgemeinheiten läßt sie sich nicht abfinden.

Wir dürfen in der Tat auch über die Freuden des himmlischen Wiedersehens diejenigen Gedanken, Vorstellungen, Vermutungen und Ahnungen aussprechen, die sich dem Glauben und der Natur der Sache gemäß mit dem verklärten Zustande und den höheren Zwecken des anderen Lebens in Einklang bringen lassen, und dürfen ferner nach dem Beispiele der Heiligen Schrift und mit Berufung auf ihre Jenseitsgemälde zur besseren Veranschaulichung Bilder, Vergleiche und Ausdrücke zu Hilfe nehmen, die unseren irdischen Verbindungen und Gewohnheiten entnommen sind. Wie wir hienieden nur im Spiegel das Jenseits schauen, so können wir es auch nur in Bildern schildern; aber, so lehrt die Hl. Schrift selbst, weder das Sehen noch das Sprechen im Bilde entbehrt der Wahrheit, wofern dessen geistige Deutung nicht vernachlässigt wird.

Zwischen zwei Klippen müssen wir unversehrt hindurch-

gehen: weder dürfen wir unter einseitiger Betonung der Geistigkeit die himmlische Welt in ein Reich kalter, wesenloser Schatten sich verflüchtigen lassen, noch auch zugunsten von Fleisch und Blut ausmalen. Nicht leicht aber laufen wir Gefahr, des Tröstlichen und Erfreulichen zuviel zu behaupten; soviel davon wir auch sagen möchten, wir würden immer noch viel zu wenig gesagt haben. „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr gehört," gilt auch hier. Dieses Wort von unerschöpflich geheimnisvollem Inhalte sei ganz vorweggenommen.

Wir werden also fortfahren, die Sprache des Herzens zu reden, aber immer mit der Vorsicht, daß sie der ungefälschte Ausdruck wohlbegründeter Gedanken bleibe. Freilich geht die Phantasie mit, wenn wir uns im Geiste in die unsichtbaren Tiefen der ewigen Seligkeit versenken. An der vom Glauben erleuchteten Vernunft jedoch hat sie eine Führerin und Hüterin, daß sie nicht wie ein steuerloser Luftballon in den geheimnisvollen Regionen unsicher hin und her schwanke und nicht einwillige, wenn der Schmerz ihr Bilder eingeben will, die dem Auge und dem Herzen gefallen könnten, jedoch als bloße Einbildungen ohne Wahrheit und darum auch ohne Wert bleiben müßten.

Um jeglichem Mißverständnisse vorzubeugen, wollen wir nochmals mit allem Nachdrucke betont haben, daß von der freudetrunkenen Wiedervereinigung zwar eine große, aber keineswegs die größte Himmelsfreude erwartet werden dürfe. Jene gehört wohl zur Vermehrung und Vollständigkeit, nicht aber zum Wesen der himmlischen Seligkeit.[1] Diese vielmehr besteht wesentlich in der ungetrübten Anschauung, in dem unverlierbaren Besitze und in dem ungestörten Genusse Gottes, des höchsten Gutes, in der überglücklichen Liebe zu ihm und in der überseligen Freude an ihm. Der menschliche Geist, fähig, den Unendlichen zu erkennen und

zu lieben, ist dann durch den Unendlichen auch vollkommen ausgefüllt und befriedigt, nach dem bekannten Worte des hl. Augustin: „Für dich, o Gott! hast du uns erschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in dir.“ Die Seele ruht im Schoße der allerheiligsten Dreieinigkeit unvergleichlich seliger als der Säugling an der Mutterbrust. Gott selbst, dieser unermeßliche Ozean von Licht, Leben und Liebe, ist der Auserwählten „überaus großer Lohn“ geworden.[2] „Sie werden sein Volk sein, und er, Gott selbst mit ihnen, wird ihr Gott sein“;[3] sie sind sein Eigentum, und er ist ihr Erbteil: das ist der Kern und die Krone der Himmelsfreuden. Jeglicher Hunger und Durst ist gestillt, alles Hoffen und Wünschen erfüllt. Der Selige besitzt Gott, und sollte er in ihm nicht alles besitzen?

Gerade darum aber, weil Gott den Seinigen im Himmel alles in allem geworden ist, hat er *jedes Bedürfnis* und *jedes Verlangen*, das er selbst durch die Natur oder durch die Gnade gegeben, vollkommen befriedigt. Der Selige sucht und findet alles *in* Gott und insofern nichts außer ihm, als er nur das, was Gottes ist und mit Gottes Willen übereinstimmt, begehrt und alle geschaffenen Güter nur im Hinblicke auf ihn und um seinetwillen genießt.

Gott ist den Seligen das höchste Gut, das Gut schlechthin. Da er aber zugleich der Urheber und Inbegriff alles Guten, das Gut aller Güter ist, so gibt er sich seinen Auserwählten auch als den *Urquell* und *Spender* aller für sie nur denkbaren und begehrenswerten Güter zu eigen, indem er sich auf besondere Weise mit seinem Sein und Wesen ihnen schenkt. Durch, mit und in Gott besitzen und genießen sie alles, was immer sie besitzen und genießen können, nach dem Worte der Weisheit: „Mit ihr kam mir zugleich alles Gute und unzählbare Ehren durch ihre Hand; denn sie ist ein unerschöpflicher Schatz für die Menschen.“[4]

Unübertrefflich hat der hl. Anselm in seinem Proslogium den Reichtum der im höchsten Gute einbegriffenen Güter geschildert. Wir lassen hier einige Gedanken folgen.[5]

Der mächtigste Trieb des Menschenherzens ist der Glückseligkeitstrieb: es wird eingetaucht in den Strom der göttlichen Wonne und trunken von dem Überflusse des Hauses Gottes. Der Geist strebt nach der Erkenntnis der Wahrheit, nach Wissenschaft und Weisheit: er wird versenkt in die Fülle des göttlichen Lichtes. Er fühlt sich geschaffen für die Tugend: er wird für immer befestigt in der Heiligkeit. Er verlangt die Herrschaft über seinen Leib: er wird sie in Ewigkeit besitzen. Er sehnt sich nach Ruhe: er wird ruhen im ewigen Frieden. Er begehrt geistige Genüsse und leibliches Wohlbefinden: er wird genießen, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat. Er liebt Ehre und Ansehen und Macht: er wird teilhaben an der Herrlichkeit und Herrschaft Gottes. Er sucht endlich den Umgang mit edlen und weisen Mitmenschen: er wird sich der Gesellschaft aller Guten erfreuen, da sie mit Gott geeint sind. Er liebt die Seinigen über das Grab hinaus: er wird sie wiederfinden und nie wieder verlieren, wenn sie bei Gott sind.

Hiermit haben wir den Grundgedanken gewonnen, der als untrüglicher Leitstern uns auf der weiteren Wanderung durch geheimnisvolle Sphären die rechte Richtung zeigen wird. In seinem Lichte werden die verschiedenen Arten der himmlischen Liebe in vollkommener Eintracht zu einem einzigen mächtigen Liebesfeuer sich verbinden.

Zunächst werden die Schwierigkeiten schwinden, die neben der Liebe zu Gott keinerlei Liebe zu den Geschöpfen dulden wollen.

Es scheint zwar, daß die vom Lichtfeuer der vollkommenen Gottesliebe ganz durchglühte Seele nichts mehr

lieben könne außer Gott, daß ihre Liebe zu allem anderen werde verschwinden müssen wie das Fünklein im Feuermeere des Weltbrandes. Die Gestirne erblassen und schließen gleichsam beschämt ihre funkelnden Augen, sobald ihre Königin am Firmament erscheint; und würde man nicht die Sonne beleidigen, wenn man am hellen Mittage nach dem Lampenlichte verlangte? Darf demnach eine Seele, die im Besitze des höchsten Gutes eine unaussprechliche Seligkeit genießt, noch nach anderen Gütern trachten, die zusammen im Vergleiche mit jenem nicht so viel ausmachen wie ein Tropfen im Weltmeere, wie ein Sandkorn auf dem Erdball? Kann das Herz, das in einem Ozean von Wonne schwelgt, weil es mit allen Fasern in und für Gott schlägt, noch durch Neigungen zu den Geschöpfen geteilt sein?

Darauf wäre zunächst folgendes zu erwidern: wenn die Liebesglut, mit der alle Engel und Heiligen zusammen Gott lieben, zu einem Feuermeere sich vereinigte, so dürfte dieses nicht einmal ein Fünkchen von jener Liebe heißen, mit der Gott sich selbst liebt. Aber diese Liebe, mit der Gott sich selbst umfängt und in sich ruht, hält ihn ebensowenig ab, seine Geschöpfe mit unendlicher Liebe zu umfassen, wie die unaussprechliche Seligkeit, die er in sich selbst findet, und die eines inneren Zuwachses weder bedürftig noch fähig ist, ihn daran hindert, mit wahrer Wonne an dem Besitze seiner Geschöpfe sich ewig zu erfreuen. Wenn aber mit der schlechthin unendlichen Liebe, die Gott sich selbst schuldet und erweist, seine Liebe zu den Geschöpfen vereinbar ist: warum sollte eine ähnliche Liebe unvereinbar sein mit der Gottesliebe der Seligen, die doch selbst auf ihrer höchsten Stufe nur ein matter Abglanz ist von der Liebe Gottes zu sich selbst?

Es wurde bereits daran erinnert, daß die Seele alle

ihre natürlichen Kräfte in die Ewigkeit mit hinübernimmt. Nun gehört zur allseitigen Vollendung und vollkommenen Glückseligkeit der Menschennatur, daß ihre Anlagen und Fähigkeiten zu ungestörter, einträchtiger Tätigkeit gelangen, mithin alles Begehren in beseligenden Genuß übergehe. Die Kräfte und Neigungen, die ausschließlich zeitlichen Zwecken dienten, werden für immer schlummern. Die Liebe aber, diese allgebietende Königin des inneren Lebens, wird bleiben, jedoch vollständig dem unabänderlichen Gesetze des Ewigen unterworfen sein. Und dieses Hauptgesetz heißt: nichts wird geliebt ohne Rücksicht auf Gott, sondern alles wird in ihm und um seinetwillen geliebt; das ist die himmlische Art und Regel, zu lieben. Mithin ist die Berufung auf den „eifersüchtigen“ Gott bei unserem Gegenstande ebensowenig angebracht wie in dem Kapitel über die Heiligenverehrung.

Wer möchte sich dazu verstehen, die Himmelsbewohner als eine liebeleere Gesellschaft zu denken? Wer es täte, könnte aus denselben Gründen auch zur Verwerfung der Selbstliebe gedrängt werden und dem verderblichen Irrtume jener gutmütigen Aszeten verfallen, die in der besten Absicht sich von dem in der Religion unnatürlichen und in der Natur irreligiösen Jansenismus ankränkeln ließen, da sie nicht sogleich erkannten, wie durch die sengende Glut jener angeblich „reinen“, „selbstlosen“ und „uninteressierten“ Liebe zu Gott das menschliche Herz so ausgedörrt werden mußte, daß in diesem dürren Garten gar keine Blume wahrer Liebe mehr gedeihen konnte.

Ausgehend von dem Begriffe der wahren oder vollkommenen Liebe, gewinnen wir auch eine würdige Vorstellung von der himmlischen Art, zu lieben.

„Die Liebe besteht darin, daß wir jemand Gutes wünschen und zwar seinet- und nicht unsertwegen, und

daß wir ihm nach Kräften Gutes zuzuwenden suchen."[6] Diese Erklärung des Weisen von Stagira, die auch in der christlichen Schule galt und gilt, gibt den Begriff der vollkommenen oder eigentlichen Liebe, d. i. der Liebe der Freundschaft oder des Wohlwollens, wohingegen die uneigentliche oder unvollkommene Liebe, d. h. die Liebe der Begierde, ihr Ziel und ihren letzten Grund nicht in dem Gegenstande hat, auf den sie gerichtet ist, sondern in einem von diesem verschiedenen Gegenstande.

Weil der Liebende dem Geliebten wohlwill wie sich selbst, betrachtet er sich mit ihm gewissermaßen als eins. Übereinstimmend mit Aristoteles und dem hl. Augustin schreibt der hl. Thomas von Aquin:[7] „Der Liebende strebt immer nach der Vereinigung mit dem, was er liebt, und zwar nach einer solchen, die der besonderen Beschaffenheit beider und der Art der Liebe entspricht." Die wahre Liebe ist schon ihrem Wesen nach eine Vereinigung des Liebenden mit dem Geliebten, und zwar eine Vereinigung dem Willen oder der Zuneigung nach, da der uneigennützig Liebende aus Wohlgefallen am Geliebten gegen diesen zugleich ein solches Wohlwollen hegt, daß er in dessen Glückseligkeit seine eigene Glückseligkeit setzt, sich glücklich schätzt, ihn glücklich zu sehen. Und aus dieser Vereinigung, die durch Zuneigung bewirkt wird, oder aus der Liebesgemeinschaft, infolge deren der Liebende sich mit dem Geliebten eins weiß und eins fühlt, entspringt von selbst das Verlangen nach der wirklichen Vereinigung, die Sehnsucht, dem Geliebten nahe zu sein, ihn zu sehen und zu besitzen.

Schon hienieden können und sollen wir mit Gott vereint sein, in ihm unseren Frieden und unsere Freude finden. Und in dem sog. Gebete der Ruhe glaubt die Seele, wie die hl. Theresia und andere aus eigener Erfahrung mitteilen, so gewiß Gott ihren Herrn zu besitzen, daß ihr zu

wünschen nichts übrig zu bleiben scheint. In den vollkommenen Besitz und Genuß Gottes aber gelangt sie erst im anderen Leben, wenn sie nämlich in das ewige Licht und in die ewige Ruhe eingeht. Dann kann sie mit der Braut im Hohenliede aufjauchzen: „Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein; unter seinem Schatten sitze ich, und seine Früchte sind süß meinem Gaumen."[8] „Für mich ist keinerlei Zweifel, vielmehr volle Gewißheit," schreibt der hl. Bonaventura,[9] „daß die Engel und die Heiligen weit mehr über deine Ehre und Herrlichkeit, o Gott! als über ihre eigene Ehre und Herrlichkeit sich freuen. Unvergleichlich mehr werden wir uns freuen über deine unermeßliche Macht, Weisheit und Güte, als über unsere eigene Seligkeit." „Die Seligen," lehrt der hl. Thomas,[10] „lieben Gott nicht nur darum, weil er gegen sie gut, freigebig und barmherzig, sondern mehr noch, weil er in sich gut, freigebig und barmherzig ist."

Muß aber nicht das machtvolle Lichtfeuer der reinen Gottesliebe alle Selbstliebe verzehren? Wir antworten, daß der Mensch vermöge seiner Natur durchaus unfähig ist zu einer Liebe, in der er alle und jede Rücksicht auf das eigene Selbst preisgeben soll. Infolge eines uns anerschaffenen Strebens lieben wir mit unabweislicher Nötigung unausgesetzt unser eigenes Wesen und begehren dessen allseitige Vollendung. Der Grund dieses Strebens liegt in unserer Natur und ist von ihr untrennbar. Alles, was ihr zukommt oder zusagt, was ihr gleich oder ähnlich, angemessen oder angenehm ist, kann Gegenstand ihrer Liebe sein. Was dagegen ihrer anerschaffenen Richtung nicht entspricht, was mit ihr nicht in Übereinstimmung und zu gar keiner Seite ihres Wesens in Beziehung steht, kann auch niemals Gegenstand ihrer Zuneigung werden. Was für ihr Sein und Wohlsein, für ihre Vollendung und

Beseligung ganz und gar fremd und bedeutungslos ist, kann weder ihr Wohlgefallen noch ihr Wohlwollen erregen. „Gesetzt den unmöglichen Fall," schreibt der hl. Thomas,[11] „daß Gott für den Menschen kein Gut sei, so könnte er auch nicht Grund und Gegenstand der menschlichen Liebe sein."

Daraus jedoch, daß wir unserer Natur gemäß selbst Gott, das höchste Gut an sich, nur unter der Voraussetzung zu lieben vermögen, daß er auch unser Gut ist, folgt nicht, daß wir ihn immer und ausschließlich oder hauptsächlich nur darum lieben können, weil er unser Gut, d. i. der Urheber und die Quelle unserer Seligkeit ist. Die Erkenntnis, daß Gott unser Gut ist, ist zwar die notwendige Vorbedingung, aber nicht der notwendige Beweggrund unserer Liebe zu ihm. Vielmehr besteht der vollkommenste Grad der Liebe darin, daß die Seele Gott liebt um seiner selbst willen, weil er an und für sich das höchste Gut, der Inbegriff aller Vollkommenheiten ist, weil er der ist, der er ist.

Und auf solche Art wird Gott von den Seligen geliebt. Die Verklärten freuen sich mehr über das göttliche Gut an und für sich als über die Teilnahme daran, mehr über seine Herrlichkeit und Seligkeit als über ihr eigenes Heil und Glück,[12] mehr darüber, daß er der Grund seiner eigenen, als daß er der Grund ihrer Seligkeit ist. Ihnen ist Gott „alles in allem",[13] ohne Unterlaß von ihnen allen geliebt über alles, ist nicht bloß das höchste und liebenswürdigste Gut, sondern insofern auch das einzige Ziel und der einzige Beweggrund aller Liebe, als sie alles, was nicht Gott ist, in Gott und um Gottes willen lieben.

Das ist die vierte und höchste Stufe der vollkommenen Gottesliebe, von welcher der liebeglühende hl. Bernhard[14] schreibt: „Ich weiß nicht, ob es irgend einem hienieden schon vergönnt ist, die vierte Staffel vollkommen zu erreichen,

wo der Mensch auch sich selbst einzig um Gottes willen liebt. Jene mögen es behaupten, die es erfahren haben; mir scheint es, offen gestanden, unmöglich. Dann aber wird es wirklich der Fall sein, wenn der gute und getreue Knecht eingehen wird in die Freude seines Herrn und berauscht sein wird von der Wonnefülle des Hauses Gottes."

Der Selige nämlich ruht ganz in Gott, in ihm hat er jeglicher Sehnsucht Ziel gefunden. Er feiert die höchste Vollendung seiner Liebe, die vollkommenste Liebesgemeinschaft mit Gott, seinem höchsten Gute. Und mit ihr ist naturnotwendig die Fülle des Genusses verbunden, dessen er fähig ist. Durch diese vollkommene Ruhe und Wonne in Gott aber wird der Seele die ihr anerschaffene Richtung und Rücksicht auf sich selbst nicht verkümmert. Wollte sie vergessen, daß Gott ihr Endziel und Gut, ihr Besitz und Genuß geworden, so würde sie ihrer Liebe den selbstbewußten Träger und die natürliche Wurzel nehmen, ihre Seligkeit in die Luft stellen und geradezu sich selbst aufheben.[15]

Das glühende Eisen hat von seiner Wärme weder Empfindung noch Genuß; das Tier empfindet Lust, aber es hat keinen Genuß davon, da es sie nicht zum Gegenstande einer selbstbewußten Wahrnehmung machen kann. Die gottschauende Seele aber empfindet und genießt die ganze Fülle ihrer Seligkeit. Sie schaut ihre Gleichförmigkeit mit dem Urquell alles Wahren, Schönen und Guten, die Vollendung ihres ganzen Wesens, die Erfüllung aller ihrer Wünsche, die kraftvollste und einträchtigste Tätigkeit aller ihrer Kräfte. Mit einem Worte: sie erkennt, daß und wie sie der glückseligen Vereinigung mit ihrem Gotte würdig und teilhaftig geworden ist. Und beim Schauen dieser ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit ergötzt sie sich ohne Unterlaß

in der lautersten und wonnigsten Selbstliebe, die um so größer und beseligender ist, je reichere Gnade und Glorie sie empfangen hat. Denn je liebenswürdiger die Seele in den Augen Gottes ist, desto liebenswürdiger auch in ihren eigenen Augen.

Für die Selbstsucht wird in den Seligen kein Raum mehr sein, wohl aber für die wohlgeordnete Selbstliebe, die, mit der Natur verliehen, niemals erlöschen kann. Die Selbstliebe ist die Bedingung und Voraussetzung jeder anderen Liebe. Wenn wir unsere eigene Natur nicht liebten, könnten wir auch dasjenige nicht lieben, was zu ihr in Beziehung steht und für sie ein Gut ist. Die Einrede, daß auch schon auf Erden durch den höchsten Grad der vollkommenen Liebe zu Gott alle Rücksicht auf das eigene Selbst ausgeschlossen werden müsse, verkennt das Wesen der Liebe.[16] Einzelne Heilige zwar, wie die heil. Theresia, die hl. Franziska von Chantal, die hl. Birgitta, die hl. Katharina von Siena und die von Genua u. a., haben in Augenblicken schwerer Versuchung oder hoher Begnadigung von der Hoffnung auf ihre einstige Seligkeit abgesehen und den heldenmütigen Ausspruch getan: „Gäbe es auch keinen Himmel, oder wäre die Hölle mein jenseitiger Aufenthalt: ich würde doch nicht aufhören, dich zu lieben, o Gott!“ Die Ergüsse solcher Liebesverzückungen sind zwar nicht als törichte Schwärmereien zu verurteilen, aber noch weniger sind sie jedermanns Sache. Sie setzen eine hohe Stufe der Vollkommenheit und eine besondere Gnade voraus, die nicht immer und nicht jedem zu Gebote steht.[17] Und auch jene bevorzugten Seelen, die sich ohne Vorbehalt dem Willen des Herrn ergaben, haben doch stets die eine Rücksicht auf sich selbst hinzugefügt, daß sie in Gottes Freundschaft bleiben und zu seiner Ehre leiden wollten, mithin haben sie nicht auf das Glück der Liebesgemeinschaft

oder auf den Genuß verzichtet, der die Liebe naturgemäß begleitet. Je tiefer sie sich in die Betrachtung der göttlichen Güte an sich versenkten,[18] desto vollkommener wurde die Übereinstimmung ihres Willens mit dem göttlichen Willen und desto größer auch ihr Wohlgefallen an Gott und ihre Wonne in Gott. Gott lieben, aber auf den Frieden in Gott und auf die Freude an Gott verzichten wollen, heißt die Liebe selbst vernichten. Und den Verdammten diese Seligkeit der Liebesgemeinschaft mit Gott lassen, heißt ihnen die Hölle zum Himmel machen.

Ferner haben auch die Helden und Heldinnen der Gottesliebe es nie vergessen, daß die Selbstliebe nicht bloß erlaubt und nicht bloß eine vortreffliche und verdienstvolle Tugend, sondern auch eine Pflicht ist, und daß, wenn „alle, die Sünde und unrecht tun, Feinde ihrer Seele sind",[19] die echte Selbstliebe in demselben Maße zunimmt, als die Gottesliebe fortschreitet.[20] Denn mit der Vermehrung dieser Liebe wächst auch die Schönheit, mithin die Liebenswürdigkeit der Seele nicht nur in den Augen Gottes, sondern auch in den eigenen Augen.

Die Selbstliebe der Seligen, die nach dem Gesagten mit ihrer vollkommenen Liebe zu Gott sehr wohl vereinbar ist, wird mit ihrer vollkommenen Liebe zueinander noch leichter in Einklang zu bringen sein. Wie der hl. Albert der Große[21] und der hl. Thomas[22] betonen, werden wir auch im Himmel nächst Gott uns selbst am meisten lieben, wenngleich wir allen denjenigen, die an Heiligkeit uns übertreffen, ein größeres Maß von Seligkeit wünschen und gönnen als uns. Denn es ist ein Naturgesetz, daß wir zunächst uns selbst lieben, und die vollkommene Nächstenliebe besteht gerade darin, daß wir die Mitmenschen lieben wie uns selbst, d. i. aus reinem Wohlwollen, ohne einen Lohn für unsere Liebe zu verlangen, wie wir ja auch für

unsere Selbstliebe keinen Lohn begehren. Wenn wir uns selbst zu lieben aufhören müßten, könnten wir auch andere nicht mehr lieben wie uns selbst. Wir werden zwar alle diejenigen, die mehr von Gott geliebt werden als wir, höher schätzen als uns selbst und ihnen an Wert, Würde und Glorie den Vorzug geben vor uns, aber wir werden sie nicht so heiß und heftig lieben wie uns selbst.

Der Wert eines Gutes nämlich an und für sich ist es, wie wir früher gesehen haben, nicht allein, was den Grad der Liebe bestimmt; dieser wird auch durch die Beziehung, in der das Gut zum Liebenden steht, sehr beeinflußt. Wohl mag mancher Dürftige die Wissenschaft höher schätzen als den Reichtum, aber in der Not wird er doch eine Geldunterstützung einem gelehrten Buche vorziehen. Unzweifelhaft haben die Eltern, mögen sie auf geistige Begabung und Fortschritte an sich noch so große Stücke halten, dennoch an den geringeren Anlagen, Leistungen und Tugenden ihrer eigenen Kinder ungleich mehr Freude als an besseren Anlagen, Leistungen und Tugenden fremder Kinder. Noch mehr: Gott den Herrn selbst lieben wir alle zunächst als ein Gut, das für uns selbst da ist, und dann erst als ein Gut für unsere Mitmenschen. Obgleich er durch größere Gnadenerweisungen anderen viel näher tritt als uns und diese dadurch auch in unseren eigenen Augen besser und liebenswerter macht als uns, so lieben wir ihn doch wegen seines Verhältnisses zu uns mehr als wegen seines Verhältnisses zu anderen, lieben ihn mehr in uns als in jedem anderen Geschöpfe. Und so werden wir auch in seinen heiligen Wohnungen uns mehr freuen über unsere eigene, wenn auch geringere, Glückseligkeit als über die größere Glückseligkeit unserer Mitgenossen, aber weniger als über die Glückseligkeit Gottes selbst, werden ihm mehr Dank und Jubel darbringen, weil er unser eigenes höchstes Gut,

als weil er das höchste Gut der anderen ist, werden glücklicher darüber sein, daß er uns selbst selig gemacht, als daß er die anderen selig gemacht hat.

Es ist noch etwas zu sagen über die Beschaffenheit und die Vorzüge der himmlischen Nächstenliebe. Daß in der seligen Gemeinschaft, für die Gott nicht bloß der höchste Gegenstand, sondern auch der einzige Beweggrund aller Liebe ist, die eigennützige Liebe oder die Liebe der Begierde keinen Platz haben könne, ist von selbst einleuchtend. Dort herrscht und waltet ausschließlich die Liebe des reinsten Wohlwollens und der lautersten Freundschaft. Und da im Himmel die der Liebe eigene Sehnsucht nach Vereinigung gestillt und das Verlangen, mit dem einer dem anderen Gutes will, erfüllt ist, so kann die Nächstenliebe daselbst nur noch sich äußern als die reinste und innigste Freude, mit der einer dem anderen zu dem gebührenden Anteile an der Seligkeit von ganzem Herzen Glück wünscht.

Der hl. Thomas[23] unterscheidet nun verschiedene Grade der Liebe, und zwar zunächst je nach der Verschiedenheit der Güter, die der Liebende dem Geliebten wünscht, sodann je nach der Verschiedenheit der Inbrunst, mit welcher der Liebende dem Geliebten Gutes wünscht.

Was zunächst jene Verschiedenheit der Güter betrifft, so wird jeder Selige, da er mit dem Willen Gottes vollkommen übereinstimmt, jedem Mitgenossen diejenige Stufe der Himmelsseligkeit neidlos gönnen, auf die ihn den erworbenen Verdiensten gemäß die göttliche Gerechtigkeit erhoben hat. Jeder Himmelsbürger wird sich aufrichtig darüber freuen, daß alle, die einen größeren Lohn verdient haben als er selbst, ihn auch empfangen, wird also in diesem Sinne den am meisten lieben, der am höchsten in der Freundschaft und Liebe Gottes gestiegen ist; und er wird ferner alle die mehr lieben als sich selbst, die durch

ihre Verdienste in der Gunst Gottes höher stehen und deshalb eine schönere Krone tragen als er selbst.[24]

Daher sagt der hl. Augustinus[25] den Jungfrauen: „Die übrige Schar der Gläubigen, die dem Lamme nicht folgen kann, wird euch sehen, ohne scheel auf euch hinüberzusehen; und indem sie teilnimmt an eurer Freude, wird sie in euch besitzen, was ihr selbst abgeht. Auch jenes neue Lied, das euch allein gehört, wird sie nicht mitsingen können, aber sie wird es hören und sich daran ergötzen. Ihr, die ihr singet und höret — ihr höret es ja aus eurem Munde —: ihr werdet größere Wonne empfinden und eine glückseligere Herrlichkeit besitzen. Allein über das höhere Maß eurer Seligkeit wird kein anderer Verdruß haben. Denn das Lamm, dem ihr folget, wohin es geht, wird auch diejenigen nicht verlassen, die nicht mit euch ihm folgen können. Vor euch geht es her, und von den anderen geht es nicht fort; denn es ist Gott alles in allem. Die also weniger haben als ihr, werden euch deshalb nicht beneiden. Dort gibt es keine Mißgunst, und durch die Ungleichheit wird die Liebe und Eintracht nicht gestört."

Sodann kann, da die Zeit des Wirkens und Verdienens für immer zu Ende ist, niemand nach einem größeren Lohne trachten, als ihm bereits beschieden ist, kann auch weder für seine nächsten Angehörigen noch für seine besten Freunde mehr begehren, als ihnen zuteil geworden ist. Jeder also wird mit Freude genießen, was er hat, und es wird ihn nicht verdrießen, daß er nicht mehr hat. „Im Vergleiche ihres Lohnes mit ihren Verdiensten liegt ein Teil auch ihrer Wonne."[26]

Sowenig nach dem Ausspruche des hl. Augustinus[27] die Engel Neid hegen gegen die Erzengel, sowenig das Kind sich darüber betrübt, daß es nicht so viel Nahrung zu sich nehmen kann wie ein Erwachsener, sowenig das Auge sich

grämt, daß es kein Finger ist, ebensowenig werden die Seligen wegen des Unterschiedes in der Seligkeit einander beneiden. Ein jeder wird mit der Gabe, die er verdient hat, auch die Zugabe empfangen, nicht mehr zu verlangen, als er verdient hat. Es gibt viele Wohnungen im Reiche des Vaters, aber kein Neid, keine Mißgunst, keine Eifersucht wird je den Frieden stören. Beim himmlischen Hochzeitsmahle wird nie ein Gast sich darüber betrüben, daß er oder einer aus den Seinigen einen niedrigeren Platz an der Tafel Gottes erhalten als andere, die im Leben ihm fern, Gott aber näher gestanden sind. Alle Tischgenossen werden beseelt sein von der Eintracht und Liebe, die der Herr in seinem hohenpriesterlichen Gebete erflehte: eins mit ihm, werden sie auch eins sein untereinander, wie er eins ist mit dem Vater und dem Hl. Geiste.

Um dieses neue Verhältnis der Menschen zueinander zu veranschaulichen, bedient sich der hl. Franz von Sales[28] eines gar anmutigen Gleichnisses. „Ein Vater," sagt er, „hatte zwei Söhne; der eine ist ein kleiner Knabe, der andere ein blühender Jüngling von hohem Wuchs. Der Vater läßt beiden zum Zeichen seiner Liebe einen neuen prächtigen, ganz gleichen Rock von kostbarem Goldstoffe machen. Beide werden zufrieden sein; denn beide haben den nämlichen Beweis der väterlichen Gunst erhalten. Der Rock des großgewachsenen Sohnes wird zwar dreimal soviel Goldstoff enthalten und dreimal soviel wert sein als das Röckchen des jüngeren Bruders; wer kann es leugnen? Desungeachtet fragt das Knäblein, ob es sein Kleid mit dem seines Bruders vertauschen möchte; es wird sagen: nein! Denn es könnte den größeren Rock nicht einmal gebrauchen; der seinige ist ihm recht, er ist ja ebenso schön."

Endlich lassen wir den unsterblichen Dichter der „Göttlichen Komödie" erzählen, was er von Beatrice über das

Freundschaftsverhältnis der Paradiesesbewohner zueinander erfuhr:

„Doch sage mir: Ihr, die ihr hier beglückt seid,
Begehrt ihr wohl nach einem höhern Orte,
Um mehr zu schaun und Freunde (Gottes) mehr zu werden?“

Ein wenig lächelnd nebst den anderen Schatten,
Antwortete sodann sie mir so freudig,
Als glühe sie von Lieb' im ersten Feuer:

„O Bruder! unsern Willen hält in Ruhe
Der Liebe Kraft, die nur, was wir besitzen,
Uns wollen läßt und nach nichts anderm dürsten.

Wenn wir uns sehnten, Höhere zu werden,
So wären unsre Wünsche nicht im Einklang
Mit dessen Willen, der uns hier gesondert,

Was, wie du siehst, nicht diese Kreise fassen,
Wenn's hier notwendig ist, zu sein in Liebe,
Und du auf ihre Wesenheit wohl achtest.

Nein, zu der Form des Seligseins gehört es,
Sich innerhalb des, was Gott will, zu halten,
So daß all unsre Willen einer werden.

Drum wie wir durch dies Reich von Grad zu Grad sind,
Gefällt's dem ganzen Reich und dessen König,
Der uns an seinem Willen Lust läßt finden.

Und unser Friede ist sein Wille; er ist
Das Meer, zu dem sich alles hinbeweget,
Was er erschafft, und was Natur hervorbringt.“

Da ward mir's klar, wie jede Stätt' im Himmel
Ist Paradies, wenn auch auf gleiche Weise
Des höchsten Gutes Gnade drauf nicht tauet.[29]

Es wird demnach bei den vollendeten Auserwählten ein ähnliches Verhältnis obwalten wie bei Gott selbst. Alle

Geschöpfe haben ihren Platz am Herzen Gottes und werden nach dem Grade ihrer sittlichen Liebenswürdigkeit von ihm geliebt. Wie aber Gott seine Geschöpfe lediglich um seiner selbst willen liebt und sie nur deshalb lieben kann, weil er sie ins Dasein gesetzt und mit dem Bilde seines Wesens geziert hat: ebenso wird die Seele im Verklärungszustande alle geschaffenen Wesen, wie sie diese in und durch Gott erkennt, auch Gottes wegen lieben.

Es fragt sich nun, wie die auf Erden geknüpften Bande und Beziehungen sich in die neue Lebens- und Gesellschaftsordnung der anderen Welt einfügen lassen.

Einst wies der Herr auf seine Jünger hin und sprach: „Siehe da, meine Mutter und meine Brüder! Denn wer immer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist, derselbe ist mir Bruder, Schwester und Mutter." [30] Ferner schreibt der hl. Ambrosius: [31] „Euch, die ich im Evangelium gezeugt, liebe ich nicht minder, als wenn ich euch in der Ehe gezeugt hätte; denn die Natur ist nicht stärker in der Liebe als die Gnade. Gewiß haben die, welche ewig, wie wir hoffen, mit uns zusammen sein werden, ein größeres Anrecht auf unsere Liebe als die, welche es nur auf Erden sind."

Was nun von der Gemeinschaft im Glauben und in der Gnade während dieses Lebens gilt, scheint mit noch größerem Rechte von der Gemeinschaft in der Glorie des anderen Lebens gelten zu müssen; denn dort beherrscht die lauterste und uneigennützige Liebe zu Gott alle Verhältnisse. Zur Vollkommenheit der Liebe gehört aber vor allem deren rechte Ordnung, und sie schreibt vor, daß der Grad der Liebe sich nach der Würde und dem Werte ihres Gegenstandes richte, daß also die mehr geliebt werden, die wegen ihrer größeren Heiligkeit näher bei Gott und darum der Liebe würdiger sind. Oder wie könnte die Seele, die

ohne Vorbehalt dem Willen Gottes unterworfen ist und von ihm allein die Beweggründe wie die Richtung ihrer Liebe empfängt, die von Gott beobachtete Ordnung umkehren und mit Rücksicht auf Fleisch und Blut die vorziehen, die wegen ihrer geringeren Vollkommenheit von ihm selbst weniger geliebt werden? Muß also nicht die Reihenfolge, die hienieden der Liebe vorgeschrieben ist, im anderen Leben einer neuen Ordnung weichen, wobei es dann geschehen wird, daß in dem unermeßlich weiten Kreise der Lieblinge Gottes die den nächsten Platz an unserem Herzen verdienen und einnehmen, die im Leben uns fern und fremd geblieben, daß vielleicht sogar die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein werden?

So scheint denn trotz der Gewißheit des Wiedersehens eine besondere Liebe und Freundschaft unter denen, die im Leben einander gekannt und geliebt haben, im Jenseits nicht bloß sehr überflüssig, sondern gar unmöglich zu sein. Wenn aber das, so scheint das jenseitige Wiedererkennen von seiner Freude verlieren zu müssen; wenigstens büßt die Hoffnung darauf von ihrem Troste ein.

Gewiß ist ein reicher Ersatz in Aussicht gestellt: die Gesellschaft mit allen Auserwählten Gottes, mit den ehrwürdigen Patriarchen und Propheten des Alten Bundes, mit den ruhmreichen Aposteln und Blutzeugen Christi, mit den frommen Bekennern und Büßern, mit all den schönen und großen Seelen ohne Zahl, die im Kreise der Engelscharen ihren König, den Gottessohn Christus, und ihre Königin, die jungfräuliche Gottesmutter Maria, jubelnd umschweben und jeden neuen Ankömmling wie einen alten Bekannten und Herzensfreund begrüßen. Dem natürlichen Gefühle des Trauernden aber scheint selbst dieser Ersatz vielleicht noch nicht reich genug, um ihn den Verlust einer geliebten Person verschmerzen zu lassen; oder vielmehr das

durch die Trennung zu tief verwundete Herz ist nicht gleich anfangs für solchen erhabenen Trost empfänglich.

Nun aber gibt es einen Balsam, der mehr dem natürlichen Gefühle entsprechend zubereitet ist, ohne daß er darum aufhörte, ein Geschenk von oben zu sein. Wir sagen: die Seligen des Himmels lieben einander zunächst nach dem Verhältnisse, in dem sie zu Gott stehen, aber sie hören deshalb nicht auf, einander auch nach dem Verhältnisse zu lieben, in dem sie auf Erden zueinander gestanden sind; denn kein Beweggrund edler Liebe, schreibt der hl. Thomas,[32] wird aus der Seele schwinden.

Aus dem Umstande, daß bei der Verklärung auf Tabor Moses und Elias sogleich von den Aposteln erkannt wurden, folgert der hl. Franz von Sales,[33] „daß wir uns alle im Himmel erkennen". „Wenn aber dem so ist," fährt er fort, „wie muß es uns zur Freude gereichen, diejenigen wiederzusehen, die uns in diesem Leben so teuer waren! Ja, wir werden selbst die neuen Christen erkennen, die sich eben zu unserem Glauben in Indien und Japan bekehren. Die heiligen Freundschaften, die im Hinblicke auf Gott in diesem Leben begonnen worden sind, werden sich im anderen ewig fortsetzen. Wir werden auch einzelne Personen ganz besonders lieben, aber diese Liebe wird nicht parteiisch sein: das ist unmöglich; denn alle Freundschaften werden ihre Quelle in der Liebe Gottes haben; diese leitet alle und bewirkt, daß wir einen jeden mit jener reinen Liebe umfassen, mit der uns die Güte Gottes umschließt."

Es gibt also im Himmel insofern nur eine Liebe, als es die Liebe um Gottes willen ist, die jede andere Liebe in sich begreift und beherrscht, weiht und verklärt. Sie erstreckt sich auf alles, was des göttlichen Wohlwollens und Wohlgefallens wert ist. Sie ist der allgemeine

Beweggrund, der alle anderen Beweggründe dadurch regiert, daß er sie in sich aufnimmt. Läuterung und Erweiterung unserer früheren Liebe sind notwendige Wirkungen dieses Gesetzes.

Die himmlische Liebe zu den Unsrigen wird frei sein von aller Parteilichkeit und darum genau den Grad von Wertschätzung besitzen, der dem klar erkannten sittlichen Wert der geliebten Person entspricht. Hiernach wird es allerdings nicht angehen, denen, die nach dem Rechte der Natur das nächste Anrecht an unser Herz haben, eine höhere Stufe der Seligkeit zu wünschen, als ihnen zukommt und zuteil geworden ist. Vermögen wir ja infolge der ganz gereinigten und geregelten Selbstliebe nicht einmal für uns selbst ein größeres Maß von Himmelsfreuden zu begehren, als wir verdient und empfangen haben. Aber dies ist doch kein Hindernis, daß wir die Unsrigen in ähnlicher Weise wie uns selbst mit besonderer Innigkeit lieben. Daß es so sein werde, erwartet wenigstens und verlangt das schwer verwundete Herz, das über den Verlust eines guten Vaters, einer lieben Mutter, eines treuen Gatten, eines geliebten Kindes, eines treuen Freundes jammert und sich nach der seligen Wiedervereinigung mit diesen unvergessenen und unvergeßlichen Toten sehnt. Eine solche Erwartung ist um so begründeter, als die zeitlichen Bande und Beziehungen, die die Gnade teils geschaffen, teils bestätigt und besiegelt hat, sowohl in ihrer Natur, wie in ihren bedeutungsvollen Wirkungen für Zeit und Ewigkeit erst im Glanze des ewigen Lichtes vollkommen erkannt und gewürdigt werden. Die Gemeinschaften, die Gott bereits auf Erden gegründet und gesegnet hat, werden gerade im Himmel zur schönsten Vollendung und zum höchsten Grade lauterer Innigkeit gelangen.

B. Carneri[34] läßt sich dazu herbei, die „religiöse Himmelshoffnung" als einen „geistig großen Gedanken"

anzuerkennen, „da in ihm alle Besonderheit getilgt und im allgemeinen aufgehoben ist". Indessen könnte jeder halbwegs unterrichtete Schulknabe aus den Kreisen des „gemeinen Mannes" trotz der „sittlichen Unwissenheit und Erniedrigung, in der seine einzige Lehrerin, die Kirche, ihn zu erhalten weiß", diesem Manne der Wissenschaft die Lehre erteilen, daß der christliche Seligkeitsbegriff nur mittels einer Fälschung und Ausleerung dem Gedanken vom stofflichen All-Einen näher gebracht werden kann. Kein Katechismus enthält eine Erklärung des Himmels, die Carneris Vorstellung nur im entferntesten entspräche: „dort sind wir in keiner Beziehung mehr, die wir hier waren; mit dem leiblichen Selbst wird das Ich abgestreift; wir haben uns zu etwas absolut anderem verklärt. Wir können zwar unsere Lieben wiederfinden, aber für unser Herz ist dieses ohne Belang, insofern wir kein Herz mehr haben, und es unter solchen Umständen nahezu gleichgültig ist, ob wir mit ihnen weiter in Berührung kommen oder nicht."

Alle edlen Beweggründe, die eine kleinere Zahl von Mitmenschen unserer besonderen Liebe hienieden wert machen, werden auch im anderen Leben noch ihre Wirkung ausüben. Gerade dann erst werden wir imstande sein, einen jeden in dem Maße zu lieben, als er es verdient. Was hier unten falsch gewogen worden, wird dort oben richtig gewogen. Wie viel Undank und Lieblosigkeit, Kälte und Gleichgültigkeit, Zurücksetzung und Nachlässigkeit, hier unten begangen, wird dort oben wiedergutgemacht werden in jener glückseligen Gemeinschaft, in der die wohlwollende Gesinnung und die bestgemeinte Absicht nicht mehr verkannt oder mißdeutet werden kann, wo nicht mehr Vorurteil, Befangenheit, Selbstsucht oder Leidenschaft irgend welcher Art das Urteil trüben, wo alles Mißtrauen schweigt und jeglicher Argwohn verstummt, wo das zeitliche Leben

aller vor aller Augen offen liegt wie ein entrolltes Gemälde, wo klare Erkenntnis und volle Wahrheit den Geist beherrschen, wo das lauterste Wohlwollen und die uneigennützigste Liebe jedes Gemüt beseelen! Dann wird zur vollen Wahrheit, was Stolberg einst gesungen:

„Der Strahl,
Der unser Haupt erhellet, wärmt das Herz:
Wahrheit und Lieb' entströmen einem Quell,
Sind beide einer Sonne Licht und Glut."

Die Erweiterung der Liebe hat zwar zur Folge, daß wir auch die, welche im Leben uns fern gestanden, nicht als Fremdlinge, sondern als vertraute Freunde begrüßen. Hiermit aber ist die innige Verbindung mit denen, die bereits früher die Unsrigen gewesen, keineswegs unvereinbar. Im irdischen Leben zwar, wo das Herz geteilt sein kann, und mehr oder weniger jede Art von Liebe einen ausschließenden Charakter hat, würde solches leicht der Fall sein. Die vollkommene Liebe aber hat derartige Mängel abgestreift. Dadurch, daß alle Seligen miteinander bekannt und verwandt werden, hören die, welche schon im Leben Verwandte und Freunde gewesen, nicht auf, es zu sein, letztere werden wegen der größeren Anzahl neuer Vertrauten nicht im mindesten einander entfremdet. Der unverlöschliche Brennpunkt der himmlischen Liebe kann mit unverminderter Kraft auf die ungezählte Menge der neu erworbenen Freunde seine Strahlen aussenden, ohne den alten auch nur einen einzigen Strahl entziehen zu müssen. Würde Gott noch tausend neue Planeten schaffen und sie um die Sonne kreisen lassen, der Erde würde dadurch kein Abbruch am Sonnenlichte geschehen.

Der Herr hat gesagt: „Wenn jemand zu mir kommt und hasset nicht Vater und Mutter und Weib und Kinder und Brüder und Schwestern, ja auch sogar seine eigene

Seele, der kann mein Jünger nicht sein".[35] Die eingedenk dieses Wortes auf alles verzichtet haben, was ihrer Liebe zu Gott hinderlich war, haben dadurch die Liebe weder zu sich selbst noch zu den Ihrigen aus ihrem Herzen vertilgt, sondern vielmehr durch die heldenmütigste Opferliebe geläutert und erweitert, in der sicheren Erwartung, daß sie dort oben alles hundertfältig wiedererhalten werden, was sie auf Erden verlassen haben.[36]

„Du warst einst fern den Lieben, doch die Liebe,
Die keusche, konnt' Entfernung, Tod nicht mindern.
Es kommt als Freund der Tod, der allen schrecklich,
Weil er den Brüdern dich nun wieder einet."[37]

Dagegen hat man nie gehört, daß die, welche gegen ihre nächsten Angehörigen lieblos verfuhren, sich durch allgemeine Menschenliebe sonderlich ausgezeichnet hätten.

Endlich kann auch der Hinweis darauf, daß während der höheren oder übernatürlichen Verzückung die Seele für alle natürlichen Beziehungen wie abgestorben und ganz allein mit Gott und göttlichen Dingen beschäftigt ist, hier nichts verschlagen. Denn diese Zustände geben nicht etwa eine allgemein zutreffende Regel für die jenseitigen Verhältnisse, sondern sind nur ein schwaches Schatten- und Vorbild davon; sie lassen uns einigermaßen ahnen und verstehen, was dort sein wird.

Es ist über allen Zweifel gewiß, daß durch die neue, verklärte und vollendete Ordnung des anderen Lebens das menschliche Herz nicht in Widerstreit gerät mit seinen natürlichsten und berechtigtsten Gefühlen, daß vielmehr wie Natur und Gnade so auch Natur und Glorie in wunderbarster Harmonie miteinander stehen. Die hl. Katharina von Siena[38] legt dem Erlöser die Worte in den Mund: „Die vollkommene Liebe, durch die alle meine Auserwählten unzertrennlich miteinander verbunden sind, hindert nicht

eine besondere freudige und heilige Verbindung zwischen denen, die auf Erden einander geliebt haben. Durch diese wechselseitige Liebe bemühten sie sich, in meiner Gnade zu wachsen und von Tugend zu Tugend voranzuschreiten; durch sie wurde einer dem anderen ein Helfer zum Heile; durch sie unterstützte einer den anderen, meinen Ruhm in sich und im nächsten zu vermehren. Und diese heilige Liebe unter ihnen ist im ewigen Leben nicht vermindert; sie bereitet ihnen vielmehr eine größere Fülle geistiger Freude und Seligkeit."

Auch Christus hat nach seiner Himmelfahrt keineswegs das leibliche Band gelockert oder gar gelöst, durch das er in seiner Menschwerdung an Maria geknüpft worden. Er hat vielmehr den Leib seiner Mutter vor der Verwesung bewahrt, gleich nach dem Tode wieder auferweckt, verklärt und zu sich genommen. Er hat auch im Reiche seines Vaters nicht aufgehört, die mit dem süßen Mutternamen zu grüßen, die ihn getragen. Sein Auge ergötzt sich an ihrer verklärten jungfräulichen Schönheit, sein Herz jubelt in der Nähe der Mutter, aus der es gebildet worden. Und Maria ist überselig in ihrer Mutterliebe und Mutterwürde. Sie liebt und lobt den Erlöser vor allem, weil er der eingeborene Sohn des Vaters ist, aber auch darum, weil er ihr leiblicher Sohn, ihr Jesus ist. Dieses kindlich-mütterliche Verhältnis zwischen dem besten Sohne und der besten Mutter ist die zarteste und edelste Blüte der in Fleisch und Blut wurzelnden Liebe und deren vollendetes Musterbild, unerreichbar zwar, aber millionenfältig in der großen himmlischen Gottesfamilie sich spiegelnd.

Zum Schlusse fügen wir noch einige Bemerkungen an über die seelische und die sittliche Erhabenheit, die unvergängliche Schönheit, Treue und Wonne der himmlischen Liebe.

Das Abhängigkeitsverhältnis, in dem der Geist und

namentlich sein Wollen und Lieben sich gegenwärtig der Sinnlichkeit gegenüber befindet, ist aufgehoben oder vielmehr ins Gegenteil verwandelt. Das höhere Strebevermögen, der Wille, findet am niederen nicht mehr einen trotzigen Widersacher, sondern den gehorsamsten Diener und den treuesten Bundesgenossen. Nicht mehr werden die Gefühle dem Geheiß oder der Erlaubnis des Willens vorauseilen, sondern dessen Befehl oder Billigung abwarten; nicht mehr wird das Herz sich der Aufsicht der Vernunft entziehen, sondern sich bereitwillig und freudig ihrem Urteile unterwerfen.

Im irdischen Zustande werden Gemüt, Gesinnung, Charakter, Laune, Neigung von tausend stetig wechselnden Empfindungen und Stimmungen beeinflußt, die ihrerseits der Herrschaft des Willens mehr oder weniger entrückt sind. Die wandelbare Beschaffenheit des leiblichen Befindens, der Witterung, der Naturumgebung, der äußeren Sinneswahrnehmungen wirkt fortwährend auf die Bewegungen der Nerven und des Blutes. Tritt nun in dem vielgegliederten Getriebe der Leiblichkeit eine Störung ein, so entsteht naturgemäß ein Mißton im Gemüte, der seinerseits auch leicht ins äußere Leben und Zusammenleben störend hinüberspielt. Wer kann es der Frau Laune und ihren zahlreichen wenig liebenswürdigen Kindern, die gleich ihrer Mutter sich nicht durch Gründe oder Grundsätze, sondern durch die wechselnden Eindrücke und die unwillkürlichen Einfälle des Augenblicks bestimmen lassen, recht machen? Die wandelbare Laune weist heute empört zurück, was sie gestern gutgeheißen, und wird morgen schelten, was sie heute billigt. Die verdrehte Laune verkehrt jeden ihr zugedachten Eindruck in sein Gegenteil, liebt es, aus jedem Lobe einen versteckten Tadel, aus jeder Freundlichkeit eine verzuckerte Bosheit, aus jeder Aufmunterung eine schlau

berechnete Demütigung heraus zu horchen, findet ihr schadenfrohes Genügen, so oft sie Bestrebungen vereitelt, die zu ihrem eigenen Besten ersonnen wurden, ist der Selbstschonung abhold, um ihre Duldensfähigkeit glänzen zu lassen, und setzt sich geflissentlich kleinen Leiden aus, um sich an der Sorge und Angst der nächsten Umgebung weiden zu können. Die Schwermut des an Unglücksfällen und Unbilden erfinderischen Grillenfängers, die Bekümmernis des über Krankheitseiern brütenden Hypochonders, die Unleidlichkeit des aus Grundsatz und Gewohnheit verstimmten Griesgrams, der im Wahrnehmen von Kränkungen geübte und in seinen eigenen Netzen sich fangende Spürsinn des Empfindlichen, die Verzagtheit des über seine sittlichen Schwächen grübelnden Selbstquälers: diese Krankheiten des Gemütes samt ihren zahlreichen Abarten, von den bösartigsten gänzlich zu schweigen, zehren nicht bloß an ihren Opfern, sondern trachten auch den Gesunden deren gute Laune zu verderben. Leidende dieser Gattung pflegen sich gerade an denen zu reiben, die ihnen die Nächsten sind, und jenen am wehesten zu tun, die ihnen mit dem Balsam des Trostes entgegenkommen. Die teilnehmende Liebe mag und darf sich ja nicht mit der tatenlosen Zuschauerrolle begnügen, wenn die Kobolde der üblen Laune ihren tollen Reigen aufführen; sie sucht sie zu verjagen und reizt sie dadurch nicht selten zu neuem Übermute und Trotze. Jeder „Menschenfreund“ weiß von erfolglosen Kämpfen mit diesen „blauen Teufeln“, wie sie der Brite nennt, zu erzählen. Ein unfreundliches Gesicht, anhaltende Verstimmung, verdrießliches, mürrisches, reizbares, mißtrauisches Wesen, abstoßendes, verletzendes, zänkisches Benehmen haben vielfach ihre Hauptursache in einer „unglücklichen Natur“, in einer krankhaften, nicht selten vererbten Anlage des Körpers, namentlich des Nervensystems und der von ihm beherrschten

Organe des vegetativen Lebens. Es sind Übel, die nicht gleich auf böse Absichtlichkeit oder auf Verkehrtheit des Willens zurückgeführt werden dürfen, ebensowenig wie angeborene Liebenswürdigkeit den Anspruch auf Tugend erheben darf. Gerade sinnige Naturen, die über alle kleinen Einfälle und Erfahrungen nachgrübeln, bis sie diese zerkleinert haben, erliegen leicht der Versuchung, in allem ein Härchen zu finden, dessen Prickeln in ihnen den Wunsch erzeugt, „aus der Haut fahren zu können". Oft ruht in rauher Schale ein kostbarer, edler Kern, der indes nach seinem wahren Werte nicht erkannt und noch weniger gewürdigt wird, weil wir nicht imstande sind, bei unserer Zu- und Abneigung uns von äußeren Eindrücken und von unserer eigenen Gemütsstimmung loszumachen. Ohne Mühe gelingt es manchmal dem Herzen, das Urteil der Vernunft zu bestechen und die Macht des Willens für sich gefangen zu nehmen. Das Urteil steigt und fällt, wie es von den bald hohen, bald niedrigen Wogen des Gefühles getragen wird.

Daß da die Liebe in ihrer Wahl wie in ihrem Maße leicht fehlgehen könne, liegt auf der Hand und lehrt die Erfahrung durch die zahllosen großen und kleinen Mißverständnisse, in denen so oft die Liebe ihr Grab findet.

Das allerschlimmste ist dies: ob auch der gottebenbildliche Geist im Herzen wohnt und waltet und Gott selbst darin wirkt, im untersten Grunde haust der Feind, der listige Widersacher der Tugend und Gnade. Die vielköpfige Hydra, böse Lust genannt, schläft niemals, und wenn sie zu schlummern scheint, lauert sie auf einen unbewachten Augenblick, wo sie mit schrecklichem Ungestüm den Geist überrumpeln und zu Lug und Trug, zu Untreue und Verrat oder zu anderer Bosheit verführen könne. So weiß heute niemand, ob er des Wohlwollens und Wohlgefallens edler Menschen, die ein hohes Gut und Glück seines Lebens

ausmachen, morgen noch würdig sei; ebensowenig ist jemand gewiß, ob er die Achtung und Anhänglichkeit, die er lieben Mitmenschen heute zollt, ihnen morgen noch erweisen dürfe. Jeder schon hat irgend einem Wahne seinen Tribut zahlen, jeder an schmerzlicher Enttäuschung seinen Teil empfangen müssen.

Einen großen Mann, einen edlen Charakter zu sehen, den Tugendduft einer reinen, schönen, heiligen Seele einzuatmen, ist eine Freude. Aber viele Berühmtheiten gibt es, deren Seelengröße und Tugendreichtum nur in gewisser Entfernung blitzt und blendet, während die Vertrautheit mit ihrer Nähe die glanzvolle Gestalt trübt und viele Nebelflecken sehen läßt. Mancher, der draußen groß gewesen, war daheim sehr klein, und das Lichtbild, das die von fern bewundernde Vorstellung sich geschaffen, enthüllt sich dem in der Nähe prüfenden Blicke als eitles Trugbild. Von selbst macht dann die aufwallende Begeisterung einer niederdrückenden Verstimmung Platz, die ihrerseits nur zu leicht durch Splitterrichterei den begangenen Irrtum zu rächen trachtet. Daher die beständige Furcht und der begründete Zweifel, ob die als halb überirdisches Wesen schwärmerisch verehrte Größe eine feste und bleibende Größe sei oder eine nur eingebildete und falsche Tagesgröße, die alles dort verliert, wo jene noch mehr gewinnt. So schleppen die meisten Menschen sich mit Mißtrauen herum und tragen in die innigste Freundschaft und in die aufrichtigste Hochschätzung Argwohn hinein.

Im Zustande der Trennung ist die Seele besser daran. Sie kehrt trotzdem gern in ihren Leib zurück, da sie die natürliche Bestimmung hat, mit ihm zur Einheit der Natur verbunden zu sein. Ihre Wiedervereinigung mit ihm wäre aber keine Gunsterweisung für sie, wenn auch das verhängnisvolle Mißverhältnis sich wieder einstellte, auf das wir wiederholt hingedeutet haben.

Der Geist des Seligen wird, wie wir später sehen werden, in unvergleichlich höherem Grade, als er von Natur aus sein kann, der Gebieter des Leibes sein. Das neue Leben samt seinen herrlichen Gaben und Gütern wird der Leib von Gott empfangen durch die Hand des Geistes und nur auf Geheiß des letzteren von seinen Anlagen und Kräften Gebrauch machen. Da er auch deshalb vom Tode auferweckt wird, damit im Himmel die menschliche Natur als solche, der Mensch als vollkommener Mensch, gegenwärtig und tätig sei, so wird er nach Maßgabe seiner eigenen Natur und mit Bewilligung seines Herrn an jeglicher Geistestätigkeit in entsprechender Weise teilnehmen, auf daß sie jedesmal zu einem wahrhaft menschlichen Werke und desto intensiver und wonniger für beide Teile sich gestalte.

Demnach wird die Liebe in ihrer Verklärung zur höchsten Lauterkeit nicht das mindeste an ihrer Innigkeit oder Herzlichkeit einbüßen. Nach der Auferstehung tritt auch das Gemüt samt den Gefühlen, deren Quelle es ist, wieder in seine Rechte. Zwar werden die Schlacken, die menschliche Schwachheit und Sünde hinzugetan, nicht hinüberfließen mit dem ganz geläuterten Feuer, das beim Wiedersehen die wiedergeeinten Herzen von neuem entzündet; alles Unvollkommene, das Zuviel wie das Zuwenig, wird aufhören. Die jenseitige Liebe zu den Unsrigen wird nicht mehr von Mißtrauen befleckt, von Mißgunst entstellt, von Untreue verraten, von Eifersucht gemartert, von Furcht gepeinigt, von Sehnsucht erregt werden können. Keine Täuschung ist mehr möglich, und daher auch keine Enttäuschung mehr. Die Selbst- und Menschenkenntnis ist eine vollkommene. Was hienieden der öffentlichen Beobachtung sich entzog, das Detail der Persönlichkeit und die stille, vertraulichgeheime Werkstätte ihrer Wirksamkeit, ihre Gedanken, Gesinnungen und Gefühle, das ganze Gewebe ihres

inneren Lebens: alles steht unter lichtester Beleuchtung zum Ergötzen aller, ist ganz hell und auch ganz heilig. Die edle Himmelstochter, die Liebe, wird nicht mehr hinabsteigen in die Niederungen. Ihre engelreine Flamme kann nicht mehr das Gemeine, das Tierische belecken, nie mehr schwarzen Rauch erzeugen, der ihre Lichtgestalt verdüstern und verunstalten würde. Sie folgt genau dem feurigen Liebesstrome, der sich aus der göttlichen Wesenheit nach allen Seiten hin ergießt, und durch die Körper- und Geisterwelt züngelnd, bewahrt sie stets die Reinheit ihrer Quelle; alle Gefahr und Gelegenheit, sich zu beflecken, ist für immer beseitigt.

„Für jene, die eine zur Liebe stark hinneigende Seele empfangen haben, ist es überaus schwierig, diese kostbare Gabe in einer durchaus keuschen Schranke zu halten; es ist das ein Gegenstand des Kampfes, wo man bisweilen versucht ist, die Gabe zu bedauern oder den Wunsch zu hegen, mehr Freiheit zu haben.“ [39] Diese Schwäche, die der berühmte Kanzelredner Lacordaire in so zarten Worten angedeutet, hat für immer aufgehört, sobald das liebende Herz in der Freiheit der Kinder Gottes endgültig besiegelt ist. Dann gibt es kein verbotenes Gelüsten mehr und keinen Widerstreit zwischen Trieb und Verbot, zwischen dem Gesetze des Geistes und dem Gesetze in den Gliedern.

Die Liebe aber wird trotz ihrem engelgleichen Wesen nicht aufgehört haben, zu sein, was sie schon in ihrem unvollkommenen Zustande gewesen. Vielmehr wird sie mit größerer Macht denn je zuvor wirken und walten als die gewaltige Triebfeder des ganzen Geäders in den einzelnen wie in der Gesamtheit, als die unbesiegliche Herrscherin der Gemüter und der Herzen: hinreißend zwar und unwiderstehlich, aber doch stets sanft und mild, vergleichbar jenen zur wonnetrunkenen Begeisterung entflammenden

Feuerzungen, die am Pfingstfeste im heftigsten Sturmesbrausen sanft über den Häuptern der Apostel schwebten.

Beim glorreichen Wiedersehen wird das liebeerfüllte Herz in überseliger Freude schlagen, und diese Freude wird kein Ende nehmen. Mit ihr ist keine irdische, endliche Freude vergleichbar. Ein schwacher Vorgeschmack davon etwa ist die Wonne des Wiedersehens nach langer Trennung, wie beim alten Patriarchen Jakob, als er seinem totgeglaubten und in den höchsten Ehren wiedergefundenen Joseph in die Arme sank.

Mögen daher die vom Schmerze gebeugten Hinterbliebenen der Hoffnung des jenseitigen Wiedersehens von ganzem Herzen froh werden und dem erquickenden Trostgedanken sich hingeben, daß sie auch dort oben den Ihrigen mit besonderer, und zwar mit so inniger und herzlicher Liebe zugetan sein werden, wie nie zuvor.

* * *

Der christliche Glaube an die Verklärung und an die Ewigkeit der Liebe macht einerseits das Gerede derer zuschanden, die die christliche Religion als geschworene Feindin der Natürlichkeit lästern und die griechische Lebensanschauung als echte Menschlichkeitsreligion preisen, und ist anderseits eine schöne Verwahrung gegen die Unnatur der stofflichen Welt- und Lebensauffassung. „Wenn die letzten Lebenszeichen verstummt sind,“ gesteht H. Th. Buckle,[10] der gefeierte Herold des modernen Gedankens, „und nichts als die Schale und Hülle desjenigen, was wir nur zu sehr geliebt haben, vor uns liegt, und wir die Trennung für ewig hielten: wie sollten wir dann noch uns aufrichten und leben können? Wir hätten unser Alles auf einen Wurf gesetzt und hätten den Einsatz verloren. Da, wo wir unsere Herzen niedergelegt haben und wo unser Schatz

aufbewahrt ist, brechen die Diebe ein und plündern. Mich dünkt, die Besten von uns müßten in jenem Augenblicke der Trostlosigkeit unterliegen, hegten wir nicht die tiefe Überzeugung, daß nicht alles wirklich vorüber sei . . . Wenn dies eine Täuschung ist, so ist es eine solche, welche die Neigungen selbst geschaffen haben, und wir müssen glauben, daß die reinsten und edelsten Elemente unserer Natur sich verschwören, uns zu täuschen. So gewiß, wie wir das verlieren, was wir lieben, so gewiß verschmilzt die Hoffnung mit dem Schmerze." Das Christentum, das die Einordnung der natürlichen Gemeinschaften in das Gottesreich verwirklicht, tadelt diese Verschmelzung nicht, sondern lehrt sie. Dem Christen gestattet sein Glaube, ganz Mensch zu sein, indem er ihm befiehlt, ein wahrer Christ zu sein. Dem Widerchristen aber kann man es nie recht machen; werden die Verehrer der gesunden Natürlichkeit zufrieden gestellt, so schreien die Naturverächter über Abfall von der christlichen Idee. So werden fortwährend von der einen oder von der anderen Seite her Steine in den Garten des Glaubens geworfen.

X.

Die Auferstehung des Leibes.

„Wer um Tote trauert,
Glaub es, ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit:
Aus enthülster Schale
Keimt im Todestale
Frucht der Ewigkeit."
(v. Salis.)

Wenn das Herz stille steht, fliegt die frei gewordene Seele in das Land der Unsterblichkeit. Was aufhört, ist nicht mein ganzes Leben, und was stirbt, ist nicht mein ganzes Wesen. Und auch der Leib bleibt nicht ewig im Tode.

Jedoch wenn das, was lebt, sterben muß: wie soll das, was gestorben, wieder leben können? Auf diesen Einwurf der Sadducäer haben schon die gläubigen Juden die treffliche Antwort gegeben: wenn das, was nicht war, werden konnte, sollte denn das, was einmal gewesen, nicht wieder werden können? Neun Zehntel der Schwierigkeiten, die der moderne Unglaube gegen dieses große Dogma der christlichen Hoffnung erhebt, sind längst veraltet. Schon den ältesten Vätern der Kirche waren sie bekannt und wurden von ihnen durch den Hinweis auf die wunderbaren Wandlungen im Naturleben entkräftet. Der heilige Ignatius, der heilige Clemens von Rom, Minucius Felix, Theophilus von Antiochien, Irenäus verteidigten mit großem Eifer die Auferstehung des Fleisches, deren Leugner der hl. Polykarpus

den „Erstgeborenen des Satans" nennt. Justinus, Tertullian, Athenagoras, Clemens von Alexandrien, Origenes, Gregor von Nyssa, Ambrosius, Methodius, besonders aber der hl. Augustinus und der hl. Chrysostomus haben uns eigene Schriften über diesen Glaubensartikel hinterlassen und ihn mit einer Fülle schöner Gedanken und Vergleiche erläutert. Später haben namentlich der hl. Thomas[1] und Suarez[2] die Einwendungen gegen die Möglichkeit der Auferstehung zurückgewiesen.

Der hl. Chrysostomus[3] setzt sich folgendermaßen mit den Zweiflern auseinander: „Der Zweifler und der Ungläubige fragen: werden denn die Leiber auch wieder auferstehen? Ich antworte mit dem hl. Paulus:[4] ‚Du Tor! was du säest, lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt.' Derjenige nun, der um deinetwillen das Weizenkorn wieder auferstehen läßt, sollte er nicht auch dich um seinetwillen wieder auferwecken können? . . . Wie? der Mensch, der allein auf Erden Gott erkennen und ehren kann, sollte auf ewig vergehen?

„Doch du zweifelst, ob dein Leib nach dem Tode wiederhergestellt werden könne, da er doch in Asche zerfallen ist. O Mensch! sage mir, was warst du denn, bevor du im Leibe deiner Mutter empfangen wurdest? Nichts, gar nichts. Gott aber, der dich aus nichts geschaffen hat, sollte er nicht noch leichter dich aus etwas wiederherstellen können? Glaube nur: etwas, was schon da war, wiederherstellen, ist leichter, als etwas, was gar nicht vorhanden war, hervorbringen. Er, der dich im Schoße deiner Mutter geschaffen, kann dich aus dem Schoße der Erde auch wieder neuschaffen.

„Allein du befürchtest vielleicht, deine vertrockneten Gebeine könnten nicht wieder mit Fleisch umkleidet werden. O, höre doch auf, die göttliche Allmacht mit der Spanne deiner Ohnmacht zu messen! Der Schöpfer aller Dinge,

der alljährlich die kahlen Bäume wieder mit Blättern, die verdorrten Wiesen wieder mit Gräsern kleidet, er wird auch deine Gebeine am Auferstehungsfrühlinge wieder bekleiden. Auch der Prophet Ezechiel hat einmal hieran gezweifelt, aber Gott zeigte ihm in einem Gesichte, ‚wie es anfing zu rauschen, und siehe, es regte sich, und Gebein näherte sich zu Gebein, ein jegliches zu seinem Gliede. Nerven und Fleisch kamen über sie, und Haut zog sich darüber. Da fuhr der Geist in sie, und sie lebten und stellten sich auf ihre Füße: ein großes, sehr großes Heer.‘[5] So hat Gott den Propheten durch eine Erscheinung von der Auferstehung überzeugt; dieser aber hat die Erscheinung aufgezeichnet, damit eine so wichtige Wahrheit auch den Nachkommen bekannt werde. Jesaias[6] aber ruft mit Recht aus: ‚Die Toten werden auferstehen, und die, so in den Gräbern sind, werden daraus hervorgehen; denn der Tau, der von dir kommt, macht sie wieder lebendig.‘ Wie durch den Tau benetzt die Gräser der Erde hervorsprießen und emporwachsen, so werden auch durch den geistigen Tau Gottes die Gebeine der Gläubigen wieder auferstehen.

„Aber du hast Bedenken, ob denn aus den vielen kleinen Staubteilen, in die der Körper nach dem Tode zerfällt, der ganze Mensch wiederhergestellt werden könne. Siehe, du selbst kannst aus einem ganz kleinen Funken ein sehr großes Feuer hervorbringen: Gott aber sollte nicht aus ein wenig Asche deinen Körper wieder hervorbringen können? Wenn du aber sagst, von diesem oder jenem Körper sei gar nichts mehr übrig, er sei vom Feuer zerstört oder von wilden Tieren gefressen worden, wenn du auch dieses sagen willst, so bedenke doch sogleich, daß alles wieder zur Erde zurückkehrt; die Asche des Verbrannten und das Tier, das einen Menschen gefressen: alles wird wieder zu Erde; aus der Erde aber kann es Gottes Machtwort wiedererwecken. Siehe

nur auf dich selbst. Wenn kein Funken Feuer sichtbar ist, so wendest du ein wenig Stahl und Stein an und lockst aus dem Innern des Steines soviel Feuer hervor, als du brauchst. Das Feuer war im Steine gleichsam begraben, ist aber durch dich aufgeweckt worden. Was du nun durch den Verstand, den Gott dir gegeben, bewirkst, um das Verborgene und Begrabene, den Funken nämlich, ins Dasein zu rufen, das nämliche sollte die göttliche Majestät und Allmacht selbst nicht vermögen? Glaube nur, Gott ist allmächtig."

Angesichts der Welt von Wundern, die das Teleskop und das Mikroskop vor unseren Augen auftun, haben ungläubige Vertreter der Naturwissenschaft wahrlich keine Ursache, zu spotten über die angebliche physische und geographische Unmöglichkeit, in die Gott der Herr bei der Wiedererweckung der Toten versetzt werden soll. Er bedarf nicht des Rates der Physiker oder der Mathematiker, um zu erfahren, wie er die Leiber der Gefressenen wiederherstellen könne, ohne die der Menschenfresser zu beeinträchtigen, oder wie er die zahllose Schar der Auferstandenen im Tale Josaphat unterbringen möge.

Die vielfach über die Weisheit des Christentums sich erhaben dünkenden Naturforscher stehen jeden Augenblick ungezählten Vorgängen und Veränderungen im Naturleben ratlos gegenüber. All ihr Scharfsinn und ihre Gelehrsamkeit leidet schon Schiffbruch am schlichten Grashalm und gerät vor dem geringsten Wurm in Verwirrung. Es wäre darum ebenso beschämend wie betrübend für den gläubigen Christen, wollte er durch die losen Redensarten derer, die in einem Häufchen Asche für immer ihr ganzes Dasein zu beschließen wünschen, sich an dem Zentraldogma seiner Hoffnung irre machen lassen. Wie der hl. Chrysostomus, so finden überhaupt die heiligen Väter und die Theologen

in der Naturkenntnis selbst ein wirksames Verteidigungsmittel gegen die eigenen Einsprüche derselben.

Ist die Betrachtung der Natur eine fortwährende Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, so führt sie uns auch beständig das erfreuliche Bild der Verjüngung vor Augen. Der schwarzen Nacht folgt die lächelnde Morgenröte mit dem hellen Tagesgestirne. Die reizenden Frühlingsblumen verwelken, die grünen Auen verdorren die Früchte des Sommers schüttelt der Herbst, durch die entblätterten Bäume pfeift der kalte Wind, und über die verödeten Fluren legt der eisige Winter das Leichenkleid. Aber nicht für immer verharrt die Natur im Schlafe und in der Erstarrung. Durch den milden Hauch des Lenzes angeweht, wacht sie wieder auf aus ihrer todesähnlichen Ruhe, öffnet die Augen, wirft ihr Nachtgewand fort und beginnt mit neuer Lebenslust und Emsigkeit in allen Werkstätten ihre Arbeit. Ohne Rast ist sie tätig mit allen Kräften, die während des langen Schlummers zu neuem Wirken und Schaffen sich gesammelt und gestärkt haben. So feiert sie alljährlich in verjüngter Pracht und Macht auf dem Grabe, das Herbst und Winter ihr bereitet, ihr Auferstehungsfest.

„Blicke hin auf die Beispiele der göttlichen Macht!" ermahnt Tertullian.[7] „Der Tag erstirbt in Nacht und wird begraben in Finsternis. Die Schönheit der Welt verschwindet, und jedes Ding wird verdunkelt. Alles entfärbt sich, versinkt in Schweigen und Erstarrung, überall ist Trauer und tiefe Ruhe. So wird das verlorene Licht beklagt. Und doch lebt es unversehrt wieder auf mit seiner ganzen Herrlichkeit und Wonne und tötet seinen Tod, die Nacht, und sprengt sein Grab, die Finsternis, bis endlich die Nacht wieder heraufzieht. Denn auch die Sterne werden wieder angezündet, die von der Morgenröte ausgelöscht

waren; die abwesenden Gestirne, die der Zeitenunterschied hinwegnahm, werden ebenfalls zurückgeführt, und des Mondes Spiegel, den der Monat abgenutzt, wird neu ergänzt. Winter und Sommer, Frühling und Herbst mit ihren eigentümlichen Gaben und Früchten kehren wieder; denn auch der Erde ist von oben das Gesetz gegeben, die beraubten Bäume neuerdings zu kleiden, die Blumen zu färben, Keime und Kräuter hervorzubringen und denselben Samen, den sie verzehrt, wieder darzubieten, und zwar nicht eher, als bis er aufgezehrt ist.

„Wunderbare Weisheit, die entwendet, um zu erhalten, wegnimmt, um wiederzugeben, zerstört, um zu bewahren, verdirbt, um zu erneuern, vermindert, um zu vermehren! Reicher ja und schöner stellt sie her, was sie vernichtet, macht in Wahrheit wieder gut mit Reichtum den Raub, mit Zinsen das Unrecht, mit Gewinn den Schaden. Ein für allemal sage ich: die ganze Schöpfung wird wiederhergestellt; was immer du antriffst, es war schon, und was du verloren hast, ist noch immer da. Alles kehrt in seinen Stand zurück, nachdem es ihn verlassen hatte, alles beginnt wieder, nachdem es aufgehört, es endigt, damit es werde. Nichts geht verloren außer zum Heile. So ist der ganze Kreislauf der Dinge ein Zeugnis von der Auferstehung der Toten. Früher hat sie Gott durch seine Werke als durch seine Worte ausgesprochen, früher durch die Kräfte der Natur als durch die Buchstaben der Schrift. Die Natur hat er zur Lehrerin dir vorausgesandt, damit du als ihr Schüler der Offenbarung, die er nachfolgen ließ, leichter glaubest und sie sogleich annehmest, wenn du hörest, was du bereits gesehen, und damit du nicht zweifelst, daß Gott, den du als den Wiederhersteller aller Dinge kennst, auch des Leibes Auferwecker sei."

„Daher erachten wir," bemerkt Oswald [8] treffend, „daß

derjenige, welcher, was in der Natur lebt und webt, sinnig sich zu deuten weiß, in ihr einen Aufschwung zu höherem, unsterblichem Leben erkennt, einen Aufschwung, der auch die äußere Schöpfung zum Herold des Auferstehungsdogmas in ihrer Art macht und dieselbe, wenn auch nur in dunkler Ahnung, harmonisch einklingen läßt in die Musik des ganzen Welt- und Menschenlebens.

Auch der hl. Paulus [9] bedient sich eines ansprechenden Vergleiches aus dem Naturleben, um den Korinthern die Auferstehungslehre zum Verständnisse zu bringen. In der Auflösung des entseelten Leibes erblickt er nicht nur kein Hindernis, sondern die unumgängliche Vorbedingung eines neuen, besseren Zustandes. „Du Tor!“ ruft er dem zu, der das Gegenteil meint, „was du säest, lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt. Und was du auch säest, so säest du nicht den Körper, der werden soll, sondern bloßes Korn, etwa des Weizens oder der übrigen Früchte. Gott aber gibt ihm einen Körper, wie er will, und einer jeden Samenart ihren besonderen Körper.“ Wie das Samenkorn, will der Apostel sagen, nicht eine neue Pflanze mit neuen Früchten hervorbringen kann, bevor es in Fäulnis und Verwesung übergegangen ist, so auch muß der Menschenleib zuvor verfaulen und verwesen, wenn er zu höherer Bestimmung gelangen soll. Lege das Weizenkorn beiseite und bewahre es jahrelang sorgfältig auf: es wird nicht mehr, als es ist; aber begrabe es in die Erde, so wird es viele Frucht bringen. Auch dein Leib ist ein Samenkorn, das am jüngsten Tage sich zu einer herrlichen Blüte für das himmlische Paradies entfalten soll.

Nicht in allen Punkten freilich trifft der angezogene Vergleich zu. Denn das im Schoße der Erde ruhende Samenkorn stirbt nicht gänzlich ab, vielmehr enthält es bereits in seinem lebensfähigen Keime, der unter dem

Einflusse von Wärme und Feuchtigkeit seine äußere Hülle sprengt, die künftige Pflanze. Auch ist das neue Samenkorn, das auf letzterer wächst, zwar nicht der Art, aber der Zahl nach verschieden von dem Korn, das in die Erde gelegt war; beide sind nicht ein und dasselbe Korn. Der Menschenleib dagegen stirbt vollständig ab und entbehrt ganz und gar eines inneren Keimes oder einer verborgenen Kraft, um allmählich durch einen natürlichen Prozeß zu einem neuen Leibe sich auszubilden. Sodann ist der Auferstehungsleib dem Wesen nach ein und derselbe wie der ins Grab gelegte.

Ein anderes liebliches Sinnbild, nicht der Seele, wie es bezeichnend genug heutzutage oft gebraucht wird, sondern der Auferstehung ist der Schmetterling, der Sohn der Raupe. Ihr zürnen wir, solange sie die Gärten verwüstet, und freuen uns, wenn die Zeit gekommen ist, wo sie sich verpuppt, aus ihrem eigenen Leibe sich ein matt durchsichtiges Gewand verfertigt und sich in dieses dicht einhüllt. Das Häuschen, das sie sich gemacht, wird ihr zum Sarge und dem Schmetterlinge zur Wiege. Nach zwei- bis dreihundert Tagen wird das Gefängnis geöffnet, in das die Raupe sich eingeschlossen, und es geht ein neugestaltetes Tierwesen hervor, das nicht mehr schwerfällig auf der Erde kriecht, sondern in leichtem und munterm Fluge durch die Lüfte jagt und jedes Auge entzückt durch die Pracht und die Mannigfaltigkeit seiner Farben, deren Schönheit für alle menschliche Kunst unerreichbar bleibt.

Dieses Wunder der Natur ist zwar kein vollkommenes Bild der Auferstehung, aber die großartigen Veränderungen, die an dem Insekt während seiner Zurückgezogenheit vor sich gehen, veranschaulichen in treffender Weise die wunderbare Verklärung des menschlichen Auferstehungsleibes und sollten auch die Gegner des Christentums wenigstens an

die Möglichkeit erinnern, daß ähnliche Übergänge und Umwandlungen, wie sie an dem häßlichen Wurme und der starren Puppe geschehen, auch einen anderen „Erdenwurm", der aber zugleich der König der sichtbaren Schöpfung ist, zu einer höheren Stufe des leiblichen Daseins erheben können.

Laß die Raupe fortkriechen auf dem Kohlblatte, sie bleibt, was sie ist: ein elendes Kriechtier. Aber laß sie sich ein Grab bauen und darin erstarren, und sie wird ein prächtiger Schmetterling. Fahre fort zu arbeiten und zu wirken; bald kannst du nicht mehr; alle deine Kräfte sind erschöpft: dein Auge blind, dein Ohr taub, deine Füße und deine Hände lahm, dein Herz matt. Aber schlummere ein und schlafe eine lange Nacht im Grabe, sei eine Zeitlang tot für diese Welt, und du wirst zu neuem Leben mit jugendlicher Kraft und Schönheit erwachen. Wie? der Leib, das Haus einer großen Seele, sollte geringer sein als das erbärmliche Gehäuse der armen Raupe, der innigste Genosse des unsterblichen Geistes beschämt werden von dem niedrigsten Getier und für immer vollständig der Verwesung anheimgegeben sein? Das wird nicht sein, und daß es nicht so ist, das macht der christliche Glaube zur vollkommenen Gewißheit.

So hatte G. F. Daumer, während er noch mitten in seinen antichristlichen Gedankenkreis gebannt war, die Angemessenheit der leiblichen Erneuerung mehr als geahnt und in diesem mächtigen Vorgefühle einstiger Vollendung Schutz gefunden gegen düstere, oft bis zu Selbstmordgedanken gesteigerte Verzweiflung. Er suchte eine neue Welt und einen neuen Menschen, die Religion eines neuen Weltalters, und die Gnade ließ ihn finden, was längst vorhanden war: die Bürgschaft und die teilweise Erfüllung des prophetischen Wortes: „Siehe, ich mache alles

neu."[10] „Von der letzten, höchsten Verwandlung der Art," schreibt er, „von dem Welt- und Menschheitsschmetterling sozusagen, der jetzt noch als Wurm im Staube kriecht und mühsam in die Höhe klimmt oder als Puppe sich in sich selbst verschließt, um äußerlich still und tot, aber um so energischer im Innern betätigt, einer höheren Art von Sein und Leben entgegenzureifen, sprechen die prophetischen und apokalyptischen Stimmen des Judentums und des Christentums."[11] Auf dem Gottesacker empfehlen sich die aus dem Naturleben entnommenen Sinnbilder im allgemeinen nicht. Durandus gibt dem Toten noch eine Kohle mit, weil sie immer wieder leicht angezündet werden kann, und pflanzt auf das Grab Efeu, der nie welkt. Die Cypresse jedoch sieht er als ein Zeichen des Todes an, da sie, einmal abgeschnitten, nicht wieder ausschlägt. Unbedingt verwerflich sind die aus dem Heidentume entlehnten Sinnbilder und die modernen Spielereien. Für das Grab des Christen geziemt sich das Zeichen der Erlösung und der Hoffnung: das schlichte Kreuz mit einer kurzen Inschrift und einem passenden Bibelspruche ist das geeignetste Denkmal und die schönste Zierde zugleich.

Selbstredend ist die Verwandlung des verwesten Leibes in einen unsterblichen und bei den Gerechten obendrein in einen verklärten Leib eine Wundertat der göttlichen Allmacht und zugleich eine freie Tat der göttlichen Güte, ein reines Gnadengeschenk, dessen wir nicht bedürfen, um Menschen zu sein, oder um unsere natürliche Bestimmung zu erreichen, auf das wir deshalb auch keinerlei Anspruch haben. Andererseits aber scheint es sowohl dem göttlichen Schöpfungsgedanken, als auch unserer eigenen Natur zu widersprechen, wenn der Leib für immer eine Beute des Grabes bleiben sollte.

Der Mensch, aus Leib und Seele zusammengesetzt, steht

in der Mitte zwischen der körperlichen und der geistigen Welt, gehört beiden an und vereinigt beide in sich. Zwar ist der Leib seiner Natur nach sterblich, aber durch die Vereinigung mit einem unsterblichen Geiste zur Wesens- und Lebenseinheit ist er auf eine höhere Stufe des Daseins erhoben. Ihn also, der von der Erde genommen ist und von der Erde sich nährt und erneuert, hat der Schöpfer auserkoren zum Vertreter der Körperwelt, die ebenfalls nach Vervollkommnung strebt,[12] damit auch sie im Himmel ihre entsprechende Stelle erhalte.

Das vernünftige Denken sträubt sich gegen die Annahme, daß Gott das Mittel- und Bindeglied alles Geschaffenen aus dem harmonisch geordneten Reiche seiner Schöpfung austilgen sollte. Dies aber würde geschehen, wenn die Seele nach dem Tode auf ewig des Leibes entbehren müßte; denn sie für sich allein ist nicht der ganze Mensch, nicht die menschliche Person.

Da die Seele nicht das ganze menschliche Wesen, sondern nur dessen Hauptbestandteil ist, so erhält der vorhin angeführte Grund eine weitere Bekräftigung durch die Bedürfnisse und Wünsche der Menschennatur. Der Mensch hat zwar vermöge seines natürlichen Wesens nur auf die Seelenfortdauer ein unverlierbares Anrecht, nicht aber auch auf die Unvergänglichkeit des Leibes; denn weder der Geist noch der Stoff, den jener zum Leibe gestaltet, den er bewegt und beseelt, hat die Macht, diese Verbindung für immer zu erhalten. Nach seiner stofflichen Seite unterliegt der menschliche Organismus wie jedes andere Stoffgebilde vermöge seiner Natur dem Gesetze der Auflösung, dem er ursprünglich allerdings durch eine besondere Wohltat Gottes entzogen war, nach der Sünde aber sofort unterworfen ward.

So wenig nun die natürliche Lebenskraft der Seele imstande ist, für ewig den Leib vor der Zerstörung zu

bewahren, ebenso wenig und noch weniger vermag sie aus eigener Macht das zerrissene Band wieder anzuknüpfen. Jedoch behält sie nach der Trennung sowohl die Fähigkeit als auch die Neigung, mit dem Leibe, der ihr Wohnung, Werkzeug und Gefährte gewesen, von neuem sich zu verbinden. Ihre Natur wird im Tode nicht geändert; dieser aber würde es nicht entsprechen, wenn sie für immer ohne alle Leiblichkeit fortleben sollte. Die Seele verliert auch im Tode nichts von den ihr zur Bildung des Leibes verliehenen Kräften und wird darum nicht ein so reiner Geist, wie der Engel ist. Jedoch würde der Leib in seiner gegenwärtigen tierischen Beschaffenheit für ihren neuen Zustand nicht passen. Da sie also, wie der hl. Thomas bemerkt, ihrer Natur gemäß zur Verbindung mit einem Körper bestimmt, weder vor ihm noch bisher ohne ihn existierte, so empfindet sie diese Trennung von ihm als eine Unvollkommenheit ihres Daseins. Wenn sie auch kein Recht hatte auf seine Unsterblichkeit, da er, aus dem Staube gebildet, wieder zu Staube werden mußte, und wenn sie auch ohne ihn tätig und glücklich sein kann, so fühlt sie doch naturgemäß eine gewisse Sehnsucht nach ihrem früheren Genossen. Mag sie auch noch so oft von ihm gequält und in ihrem Aufschwunge gehindert worden sein, sie hat trotzdem ungern genug ihn verlassen. Wie schwer erst wäre ihr der Abschied geworden ohne jegliche Aussicht auf Wiedervereinigung?

Unter Hinweis auf die heiligen Väter führt der Römische Katechismus[13] gleichfalls diesen Vernunftgrund für die in Rede stehende Wahrheit an: „Da die Seelen unsterblich sind und als ein Teil des Menschen zu den menschlichen Körpern eine natürliche Neigung haben, so muß man es für widernatürlich ansehen, daß sie von den Körpern für immer getrennt werden sollten. Weil aber das, was

der Natur zuwider und gewaltsam ist, nicht von immerwährender Dauer sein kann, so scheint es ganz entsprechend zu sein, daß sie aufs neue mit den Leibern vereinigt werden, woraus denn auch folgt, daß eine Auferstehung der Leiber stattfinden werde. Auch unser Heiland selbst hat sich dieser Beweisführungsart bedient, da er in seiner Rede wider die Sadduzäer aus der Unsterblichkeit der Seelen die Auferstehung der Leiber folgert." Christus sagte nämlich: „Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen";[14] also wird der ganze Mensch dereinst wieder leben, um ewig fortzuleben. Auch schon damals leugneten die Gegner der Auferstehung zugleich die Unsterblichkeit der Seele.

Zu den Auferstehungsgründen, die durch die Stellung des Menschen innerhalb der Gesamtschöpfung, durch seine natürliche Anlage und Bestimmung empfohlen werden, gesellen sich noch die Erwägungen, die die Auferweckung der Toten als ein den göttlichen Vollkommenheiten überaus angemessenes Wunder erscheinen lassen.

Nach dem Tode wird der entseelte Leib ein Opfer der Verwesung. Noch einige Zeit hindurch bewahrt er seine Gestalt; allmählich aber löst er sich in Millionen Teilchen auf, die zwar nicht zugrunde gehen, sondern mit anderen Stoffen neue Verbindungen eingehen. Jedoch kein einziges von diesen Teilchen ist vor jenem allwissenden Auge, das alle Haare unseres Hauptes gezählt, verborgen, kein einziges für jene mächtige Hand, die alles trägt und sammelt, verloren. Warum also sollte Gott es unterlassen, durch die Wiedererweckung der Toten sich als den Herrn und Schöpfer aller Dinge vor der ganzen Welt zu verherrlichen und dadurch zugleich seinen vornehmsten Geschöpfen auf Erden einen neuen Beweis seiner Güte zu geben? Endlich entspricht es auch in allen Stücken der göttlichen

Gerechtigkeit, daß die Seele mit dem Leibe wieder vereinigt werde.

Wie nämlich die Seele nicht der ganze Mensch, sondern nur dessen vorzüglichster Bestandteil ist, so bedarf sie auch zu ihrer Tätigkeit hienieden wesentlich der leiblichen Mitwirkung. Was sie Gutes oder Böses schafft, an Lohn oder Strafe verdient, gehört nicht ihr allein an; auch der Leib, ihr unentbehrliches Werkzeug und ihr steter Bundesgenosse, hat wesentlichen Anteil daran. Es ist darum billig, daß auch er bei der dereinstigen Abrechnung bedacht werde und teil habe an der jenseitigen Vergeltung, daß er Lohn empfange oder Strafe in demselben Maße, als er zum Verdienste oder Mißverdienste beigetragen hat, oder, um genauer zu sprechen, daß die Seele, die dem Leibe Leben, Empfindung und Bewegung verlieh, ihn gut oder schlecht gebrauchte, beherrschte oder herrschen ließ, wieder mit ebendemselben Leibe vereinigt werde, um in den Freuden oder Peinen der Sinne an der eigenen Belohnung oder Bestrafung den gebührenden Zuwachs zu empfangen. „Die in der Arbeit verbunden waren, sollen in der Auslöhnung nicht getrennt werden," schreibt Tertullian.[15] Das ist überhaupt die Sprache der Väter und der Theologen. Es gewinnt dieser Grund um so mehr Bedeutung, als nicht selten hienieden die Gottlosen statt der gebührenden Strafe leibliches Wohlergehen, die Gerechten dagegen statt des verdienten Lohnes zeitliches Ungemach ernten. Dieses Mißverhältnis kann zwar in der Ewigkeit an der Seele allein vollkommen wieder ausgeglichen werden, aber in beiden Fällen würde der Leib ganz leer ausgehen.

Auf diesen Punkt macht auch der Römische Katechismus[16] besonders aufmerksam. Über die Stelle des hl. Paulus:[17] „Wenn wir aber nur in diesem Leben auf Christus hoffen, so sind wir elender als alle Menschen" sagt er:

„Niemand wird diese Worte auf das Elend der Seele beziehen wollen, die ja unsterblich ist und daher im zukünftigen Leben die Seligkeit genießen könnte, auch wenn der Leib nicht auferstände; sondern sie sind von dem ganzen Menschen zu verstehen. Denn empfinge der Leib nicht die verdienten Belohnungen für sein Ungemach, so müßten notwendig die, die gleich den Aposteln so viele Mühseligkeiten und Drangsale im Leben erlitten haben, die Elendesten von allen sein. Er lehrt dasselbe aber noch deutlicher im Briefe an die Thessalonicher.“ [18]

Wäre dem Leibe die Aussicht auf die Wiederbelebung und somit auf die ewige Vergeltung benommen, so würde er noch unbotmäßiger gegen seine Herrin, die Seele, als er ohnehin schon ist. Er würde ihr erklären: Meine Tage sind kurz, ich will das Heute genießen; denn morgen bin ich nicht mehr. Laß mich meine Wege gehen, und willst du vernünftig sein, so halte mich nicht zurück, sondern folge mir; denn du weißt nicht, was aus dir selbst nach dem Tode wird. Nie warst du ohne mich, und eine Fortdauer ohne mich kannst du dir nicht einmal vorstellen. In diesem Sinne schreibt der hl. Paulus: [19] „Warum setzen wir uns zu jeder Stunde Gefahren aus? Täglich, ich beteure es, Brüder, bin ich in Todesgefahr; was nützt es mir, wenn die Toten nicht auferstehen? Lasset uns denn essen und trinken; denn morgen werden wir tot sein.“

Wie müßte dem Sterbenden zu Mute sein ohne die Hoffnung der Auferstehung? Und von welchem Schmerze würden die Hinterbliebenen gemartert werden, wenn nicht die Tränen der Trennung durch den sanften Schimmer der Ostersonne gewissermaßen verklärt würden? Unauslöschlich haftet im Geiste der Überlebenden das Bild eines zerstörten Leibes, durch den allein eine liebe und liebende Seele sich

ihnen mitteilen und Gutes erweisen konnte. Und diese teuren Überreste sollten unwiederbringlich dahin sein?

Sonach ahnt und wünscht die gesunde Vernunft schon von rein natürlichen Gesichtspunkten aus das Wiedererwachen des Leibes aus dem Todesschlafe. Sie begehrt und ersehnt es, da sie es nach allen Beziehungen der menschlichen Natur und der göttlichen Vollkommenheiten im höchsten Grade angemessen findet. Allein sie bekommt nicht eher volle Beruhigung und Gewißheit, als bis Gott ihr dieses wunderbare Geheimnis mitteilt. Und das ist geschehen. Die Auferstehung des Fleisches ist ein Grunddogma der christlichen Religion, das die göttlichen Offenbarungsurkunden an zahlreichen Stellen mit überzeugender Klarheit verkünden. Das Christentum also und nicht die griechische Weltweisheit ist die Versöhnung von Natur und Geist.

Von den Patriarchen und den Propheten des A. B. schreibt der hl. Chrysostomus:[20] „Sie klagten mit Recht, weil Christus noch nicht vom Himmel gekommen war, er, der durch seine Auferstehung die Quelle der Tränen über Verstorbene trocknete. Sie jammerten mit Recht, weil damals das Todesurteil über die Menschheit noch nicht aufgehoben war. Alle Heiligen des Alten Bundes haben auf die Ankunft des Herrn gehofft, aber darum unterdessen die Toten beklagt, weil sie den nicht sehen konnten, auf den sie gehofft hatten." Ihnen war die tröstliche Wahrheit von der künftigen Auferstehung nicht so klar und bestimmt geoffenbart, als es später durch Christum den Herrn und seine Apostel geschah, aber auch ihnen fehlte sie nicht ganz. Außer dem hl. Joh. Damascenus ist der hl. Chrysostomus der einzige Kirchenvater, der die folgende Stelle aus dem Buche Job nicht auf unser Geheimnis bezieht: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," ruft der fromme Dulder aus,

indem er von diesem Leben nichts mehr erwartet, „und ich werde am jüngsten Tage von der Erde auferstehen, und ich werde wieder umgeben werden mit meiner Haut und werde in meinem Fleische Gott schauen. Ich selbst werde ihn sehen, und meine Augen werden ihn anschauen, und kein anderer, d. h. nicht als ein anderer, sondern als dasselbe Ich. Diese Hoffnung ruht in meinem Busen.[21] Job sagt hier voraus, „daß er einst ins Leben zurückkehren wird, daß auch der auferweckte Leib an diesem Leben teilhaben wird, und daß sich dann Gott in voller ausgleichender Gerechtigkeit und Liebe dem Job zu schauen gibt. Dieses neue, über das jetzige weit erhabene Leben wird dann durch die Gotteserscheinung am Schlusse nicht bloß dem Job, sondern allen denen verbürgt, welche ihm in Buße und Ergebung gleichen."[22] Welch ein Unterschied zwischen der Dichtung von Job und der griechischen Tragödie! Dort wie hier ein Held, dessen Leiden uns erschüttern, ängstigen und zum herzlichsten Mitleid auffordern; hier erliegt er den finsteren Mächten; Job dagegen rettet sich hoffnungsfreudig in die Arme des großen Lebensfürsten und Vergelters, und so heilt er die Wunde, die der Anblick seiner Jammergestalt unserem neidfühlenden Herzen schlug. Das Glaubens= und Hoffnungsbekenntnis dieses alttestamentlichen Gerechten, der viele Jahrhunderte vor der Ankunft Christi gelebt, ist eine unversiegbare Quelle des Trostes für den Abscheidenden wie für den Zurückbleibenden.

Die Zuversicht, die den leidenden Job aufrecht erhielt und die beiden Propheten Jesaias und Ezechiel mit Entzücken erfüllte, flößte auch den makkabäischen Brüdern jenen Heldenmut ein, der ihren Namen unsterblich gemacht hat. Als sie vor den Augen des grausamen Wüterichs Antiochus Epiphanes gemartert, mit Geißeln und Riemen geschlagen

wurden, als ihnen die Zunge ausgeschnitten, die Haut vom Kopfe gezogen, Hände und Füße abgehauen, und sie so verstümmelt in ehernen Kesseln gebraten wurden, da blieben sie standhaft im Vertrauen auf die „Verheißung des Herrn". Und als der erste bereits verschieden war, sprach der zweite kurz vor seinem letzten Atemzuge: „Du Ruchloser nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben; aber der König der Welt wird uns, die wir für seine Gesetze sterben, bei der Auferweckung zum ewigen Leben erwecken." Desgleichen rief der dritte, als man ihm Zunge und Hände abforderte: „Vom Himmel habe ich dieses und für Gottes Gesetz verachte ich es; denn von ihm hoffe ich es wiederzuerhalten." Ebenso sprach der vierte zum Tyrannen, der ob eines solchen Heldenmutes in Verwunderung geraten war: „Es ist besser, von den Menschen zum Tode überliefert zu werden und die Hoffnung zu haben, von Gott wieder zum Leben erweckt zu werden; denn du wirst nicht auferstehen zum Leben." Die Heldenmutter bestärkte ihre Kinder in diesem Glauben und besiegelte ihn durch ihr eigenes glorreiches Martyrium.[23]

„Seitdem das Wort Fleisch geworden und unter uns gewohnt hat," fährt der hl. Chrysostomus fort, „seitdem der neue Adam das über den ersten Adam gesprochene Urteil wieder aufgehoben, unsern Tod durch seinen Tod vernichtet hat und am dritten Tage von den Toten wieder auferstanden ist, seitdem ist der Tod den Gläubigen nicht mehr schrecklich, und sie fürchten nicht mehr den Untergang ihrer Lebenssonne, weil deren Aufgang sich schon wieder in der Höhe zeigt."

Mit der Auferstehung von den Toten erreicht das Erlösungswerk am einzelnen Menschen seinen vollkommenen Abschluß. Die Vergeltung beginnt auch für den Leib, der am guten wie am schlechten Gebrauche der Erlösungsgnade seinen Anteil gehabt. Als Gott über unsere gefallenen

Stammeltern und alle ihre Nachkommen ausnahmslos das Todesurteil ausgesprochen, hat er mit der Verheißung des Erlösers zugleich die allgemeine Aufhebung der Strafe insofern angeordnet, als das Aufhören des leiblichen Daseins nicht ewig, sondern nur eine Zeitlang dauern soll.

Darum schreibt der Apostel: „Wenn es keine Auferstehung der Toten gibt, so ist auch Christus nicht auferstanden; so folgt, daß unsere Predigt vergeblich ist, vergeblich auch euer Glaube. Dann würden wir auch als falsche Zeugen Gottes befunden; denn wir hätten wider Gott bezeugt, daß er Christum auferweckt habe, den er nicht auferweckt hat, wofern die Toten nicht auferstehen."[24] Er will sagen: wenn Christus der Herr sein Erlösungswerk durch seine Auferstehung wirklich vollendet und beglaubigt hat, so hat er auch den Tod überwunden, der ja tatsächlich nur eine Folge und Strafe der Sünde ist. In der späteren Auferweckung der Gestorbenen wird also der vollkommene Sieg des Erlösers zur vollendeten Darstellung gelangen. „Verschlungen ist der Tod im Siege. Wo ist, o Tod, dein Sieg? o Tod, wo ist dein Stachel?"[25]

„Es ist eine der großen Grundwahrheiten des Christentums," schreibt Pascal,[26] „daß alles, was an Christus geschah, an der Seele und am Leibe jedes Christen geschehen soll. Wie Christus während seines sterblichen Lebens gelitten hat, abgestorben ist diesem sterblichen Leben, zu neuem Leben wieder erweckt, aufgefahren ist zum Himmel und zur Rechten des Vaters sitzt, so sollen Leib und Seele leiden, sterben, wieder auferwachen, zum Himmel fahren und zur Rechten Gottes sitzen. Alles dieses erfüllt sich an der Seele während dieses Lebens; nicht so am Leibe. Die Seele leidet und stirbt der Sünde ab in der Taufe und Buße, die Seele verläßt die Erde und fährt zum Himmel in der Stunde des Todes und sitzt zur Rechten, wann Gott es befiehlt.

Nichts von diesem geschieht am Leibe während dieses Lebens, wohl aber hernach. Denn im Tode stirbt der Leib seinem sterblichen Leben ab; im Gerichte wird er zu neuem Leben erwachen, nach dem Gerichte wird er zum Himmel fahren und zur Rechten sitzen. So geschieht also dasselbe am Leibe wie an der Seele, aber zu verschiedener Zeit, und die Veränderungen des Leibes beginnen erst, nachdem die der Seele vollendet sind, d. h. in der Stunde des Todes, so daß der Tod für die Seele die Krönung der Vollendung, für den Leib deren Anfang ist."

Als zweiter Adam nämlich ist Jesus Christus der neue Stammvater, das neue Haupt der ganzen Menschheit, da er für alle gestorben ist und mit allen sich vereinigen will, der Gerechtfertigten aber insbesondere, da er sie durch die Taufe sich angegliedert hat und mit ihnen einen Leib bildet. Eine solche geheimnisvolle Verbindung jedoch, wie sie zwischen dem Erlöser und den Erlösten besteht, bei der die menschliche Natur das Einigungsband zwischen dem Haupte und den Gliedern und die Gnadenleitung vom Haupte zu den Gliedern bildet, eine solche Verbindung hat, wie der hl. Paulus in seiner tiefsinnigen Weise ausführt, einerseits die Auferstehung des Hauptes zur Voraussetzung und andererseits die Auferstehung der Glieder zur Folge. Haupt und Glieder gehören ja zusammen und machen erst in ihrer Vereinigung den ganzen Leib aus. Durch die Glieder, d. i. die Gesamtheit der Gläubigen, erhält das Haupt Christus seine „Vollendung, das seinerseits alles in allem vollendet",[27] indem es die einzelnen Glieder mit seinem Geiste belebt, mit seiner Kraft erfüllt, zu allem Guten befähigt, durch den Glauben und die Liebe mit sich verbindet.[28] Dieser innige Zusammenhang führt also notwendig dahin, daß zwischen dem Haupte und den Gliedern eine wahre Lebens- und Gütergemeinschaft in Kraft trete,

daß demnach Gottes unendliche Macht, die in Jesu Auferweckung sich geoffenbart hat, auch in der Auferstehung aller Menschen sich verherrliche,[29] die ihm entweder wirklich angehören oder anzugehören berufen sind, daß namentlich die Jünger dem Meister ähnlich werden.

So viele Seiten die unerschöpfliche Lehre von Christo dem Haupte darbietet, ebenso viele Gründe ergeben sich für die hehre, tröstliche Wahrheit, die wir hier besprechen. Von der wunderbarsten und zartesten Seite des innigen Verhältnisses zwischen dem Haupte und den Gliedern in der neuen Menschheit macht der Herr selbst die Anwendung, indem er für den würdigen Genuß seines heiligsten Fleisches und Blutes die Auferstehung von den Toten und das ewige Leben verheißt: „Ich bin das Brot des Lebens, das vom Himmel herabgekommen ist, damit, wer davon isset, nicht sterbe, d. i. nicht im Tode bleibe. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken."[30] Aber selbst abgesehen von diesem „Schutzmittel gegen den Tod", von dieser „Arznei der Unsterblichkeit", wie der hl. Märtyrer Ignatius die hl. Kommunion nennt: ist denn ein lebendiges Haupt mit toten Gliedern auch nur denkbar? Da der „Erstling der Entschlafenen" auch der „Erstgeborene aus den Toten ist",[31] „der in allem den Vorrang hat",[32] so sind die, die in ihm entschlafen sind, im Tode nicht verloren.[33] Da der Weinstock ewig grünt und blüht, so können die Reben an ihm nicht für immer verdorren. Wenn der Grund- und Eckstein des geheimnisvollen Baues fortbesteht, so werden auch die einzelnen Steine, aus denen die „neue Wohnung Gottes im Geiste" bis zur Vollendung zusammengewachsen ist, nicht auf ewig verwittern.[34] An der Erbschaft des Eingeborenen vom Vater werden alle Kinder Gottes teilhaben; die durch die Taufe und die Buße

mit Christo zusammengepflanzt sind zur Ähnlichkeit seines Todes, werden es auch zur Ähnlichkeit der Auferstehung sein; die mit ihm leiden, werden auch mit ihm verherrlicht werden.[35]

„Jesus lebt, mit ihm auch ich;
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt und wird auch mich
Einst vom Tode auferwecken;
Er verklärt mich wie sein Licht,
Dies ist meine Zuversicht."

Das ist in Wahrheit unsere ganze Zuversicht in der schmerzlichsten Stunde der Trennung von den lieben Unsrigen. Denn die Verheißung der künftigen Auferstehung ist die sichere Hinterlage für den Glauben an unsere Fortdauer nach dem Tode überhaupt.

„Das Mädchen ist nicht tot, sondern schläft," sprach der Herr von der verstorbenen Tochter des Jairus. Was ist dem Christen der Tod anders als ein langer Schlaf, als Ruhe nach den Sorgen und Mühen des Lebens, Erlösung aus den Gefahren und Fallstricken der Welt, Befreiung von den Anfechtungen und Versuchungen des Fleisches? Er ist für den Gerechten kein Tod mehr, sondern die Vorbedingung und Vorbereitung zur glorreichen Auferstehung, der Durchgang zur vollkommenen Seligkeit. Ein schreckliches Übel ist es nur, wenn er mit dem Tode der Gnade zusammentrifft, ein hohes Gut aber, wenn ihm der Tod der Sünde vorausgegangen ist. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben. Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist."[36]

Wohl bleibt die Angst und die Not der letzten Stunde für den Sterbenden wie für die Umstehenden eine harte Pein. Aber das Licht des Glaubens leuchtet dem erlöschenden

tränenvollen Auge durch die dunkle Todespforte und gewährt ihm den frohen Ausblick in ein neues, besseres Leben, dessen Vorboten die Zeichen der Auflösung sind. Der Tod ist der Kampf um ein neues Dasein, der unfehlbar gewiß zum glorreichsten Siege führen wird, wenn er den redlichen Kampf um die geistige Wiedergeburt in der Gnade, in der Kindschaft Gottes beschließt. Dann „wird der Tod fürder nicht sein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz; denn das Erste ist vergangen. Gott wird abtrocknen alle Tränen von ihren Augen.“[37] „Der letzte Feind, der Tod, ist vernichtet.“[38]

XI.

Das Wiedersehen und die Scheidung am jüngsten Tage.

„Es grünt ein stiller Acker,
Drauf keine Ähren stehn,
Doch wird der Herr der Welten
Dort selber ernten gehn.
Dann sammelt er den Weizen
Und gibt die Spreu dem Wind
Und einet die Geschiednen,
Die gut geblieben sind.“
(Julius von der Traun.)

Das Wiedererkennen am jüngsten Tage wird ein ganz allgemeines sein, so daß nicht bloß die, die auf Erden sich persönlich gekannt haben, sondern alle ohne Ausnahme einander kennen. Dies bezweifeln hieße das allgemeine Gericht bestreiten.

Am Ende der Zeiten wird der ewige Richter alle Entschlafenen versammeln, um vor ihnen und seinen Engeln seine Gerechtigkeit zu offenbaren, um die Guten zu verherrlichen und die Bösen zu beschämen. Dann wird er das verborgene Verdienst und die verkannte Unschuld zu Ehren bringen, die geheimsten Gedanken und alle Werke der Finsternis ans Licht ziehen, der Heuchelei und der Verstellung die gleisnerische Maske abreißen, Lüge und Hinterlist aufdecken, Tücke und Verrat an den Pranger stellen. Die Gottlosen wird er überführen und ihnen ihre Sünden vor Augen halten,[1] die Gerechten aber für alles erlittene

Unrecht und Ungemach entschädigen. Alle müssen vor seinem Richterstuhle offenbar werden,[2] damit alle einander nach ihrem Werte erkennen und beurteilen und insgesamt den Richterspruch des Menschensohnes bestätigen. Nach der Meinung des hl. Thomas von Aquin[3] wird ein jeder mit einem Male nicht nur sein eigenes Gewissen, sondern die Herzen aller wie ein aufgeschlagenes Buch lesen. Das Weltgericht ist die großartigste Rechtfertigung der göttlichen Weltregierung vor Himmel und Erde. Dann wird an den verstockten Pharisäern die Drohung des Herrn in Erfüllung gehen: „Eure Kinder werden eure Richter sein."[4] Auch die bußfertigen Niniviten und die gläubige Königin des Ostens werden jenes ungläubige Geschlecht richten.[5] „Wisset ihr nicht," fragt der Apostel, „daß die Heiligen die Welt richten werden?"[6] Und die zwölf Apostel werden bei der Wiederkunft des Herrn, wenn er auf dem Throne seiner Majestät sitzt, auch auf zwölf Stühlen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten.[7] Wer aber alle richten soll, muß auch alle kennen.

Das ist das Wiedererkennen der Auserwählten und der Verworfenen. Welch ein Wiedersehen der Apostel und ihrer Verfolger, der Märtyrer und ihrer Peiniger, des Gotteslammes selbst und seiner gottlosen Feinde: des herzlosen Verräters, der falschen Zeugen und Ankläger, der gotteslästerischen Hohenpriester und Pharisäer, der ungerechten Richter und der grausamen Henker! „Merke Dir mein Angesicht!" sprach Eulalia von Emerita, die gefeiertste Märtyrin Spaniens, zu Calpurnian, dem Präfekten von Lusitanien; „merke Dir mein Angesicht, daß, wenn wir vor den Richterstuhl meines Herrn Jesu Christi treten, Du mich an jenem Tage wiedererkennest und die schuldige Vergeltung empfangest."[8] Wie müssen vor dem Wiedererkennen bei jenem Gerichte, „welches das Dunkel des

Verborgenen erhellen und die Anschläge der Herzen ans Licht bringen wird",[9] besonders die erzittern, die unter dem Deckmantel der Freundschaft Verrat üben, unter dem Scheine des Rechtes unrecht tun, jene „reißenden Wölfe in Schafskleidern", jene ehrlosen „Ehrenmänner", jene „übertünchten Gräber", jene Verbrecher im Tugendgewande, jene scheinheiligen Pharisäer!

Vergegenwärtigen wir uns im Geiste diese furchtbare Szene!

Über die Maßen schrecklich schon ist das Erwachen der Gottlosen beim Schalle der Gerichtsposaune. Die Gerechten stehen auf zu einem neuen Leben in ewig blühender Jugend und Schönheit, die Verworfenen zu einem Leben, das in der Hl. Schrift der „zweite Tod" genannt wird, also schlimmer ist als der erste Tod samt der Verwesung, da sie ewig leben, um ewig zu leiden.

„Nicht ist der Tod das Schlimmste, sondern leben und
Nicht sterben dürfen, während man den Tod begehrt."[10]

Was erregt mehr Grauen als ein in der Verwesung begriffener Leichnam? Hiernach kann man sich das Entsetzen vorstellen, mit dem die unglückliche Seele in den Leib zurückkehrt, der jetzt noch häßlicher und entstellter ist, als da er im Grabe vermoderte. Sie weigert sich, ihn, den einstigen Gefährten, den sie mit so zärtlicher Liebe und Sorgfalt gepflegt und so oft zu schnöder Lust mißbraucht hat, als den ihrigen anzuerkennen. Sie schaudert, sie sträubt sich, sie weicht entsetzt zurück und will entfliehen, aber von unsichtbarer, starker Hand wird sie festgehalten und hineingetrieben in diesen schauerlichen Kerker voll Modergeruch, um ewig darin zu wohnen. Wie qual- und martervoll ist für sie das Bewußtsein, daß sie eine solche Wohnung sich ausgewählt und bereitet hat. Welche Schmach ferner, daß sie ihre Torheit vor aller Welt offenbaren muß und durch ihre

grauenhafte Häßlichkeit in ihrer ganzen Umgebung Schrecken und Abscheu verbreitet. „Es wird geschehen, daß jeder, der dich sieht, zurückweicht von dir.“[11] Wohin immer diese wandelnde Leiche ihre Schritte lenkt, flieht man entsetzt zurück, wie vor einem grausigen Ungeheuer. Welch ein Wiedersehen der Verworfenen, die einander nicht ansehen mögen, die unter Angst- und Wutgeheul auseinanderrennen wollen, aber von höherer Gewalt zusammengehalten werden! So ernten sie Verderben, weil sie „auf das Fleisch gesäet“,[12] wohingegen die Gerechten durch den gegenseitigen Anblick ihrer entzückenden Schönheit sich ergötzen und den Lohn genießen dafür, daß sie „auf den Geist gesäet“, „das Fleisch aber samt seinen Gelüsten gekreuzigt“ haben. Jene müssen immerfort klagen: „Zur Verwesung sage ich: mein Vater bist du, und zu den Würmern: ihr seid mir Mutter und Schwester.“[13] Dieses nimmer aufhörende Sterben, dieses Verwesen bei lebendigem Leibe: welch ein furchtbarer und zugleich wunderbarer Zustand!

Noch größer aber erscheint die Schmach der Verworfenen, wenn wir bedenken, daß ihre leibliche Mißgestalt und Häßlichkeit nur ein Bild ihrer inneren Verunstaltung und Schändlichkeit ist. Als tierische Leiber wurden die Leiber der Verdammten gesäet, noch tierischer, gröber, plumper und widerlicher werden sie am jüngsten Tage wieder erscheinen, obschon auch sie eine gewisse Umwandlung erfahren werden. Sie werden vergeistigt nach dem Ebenbilde der teuflischen Geister; denn nur ein solcher Leib ist die angemessene Behausung einer Seele, die dem Satan gedient hat. Schon beim besonderen Gerichte hat die Seele des Gottlosen das Brandmal ewiger Verwerfung und Schande empfangen. Denn dort erkannte sie sich zum erstenmal, wie sie von dem Allwissenden stets erkannt ward, nach ihrem wahren Werte oder vielmehr Unwerte, in ihrer ganzen

Blöße und Häßlichkeit. Welche Beschämung für sie, dastehen zu müssen vor Gott, ihrem Herrn und Vater, als betrügerische Haushälterin, als nichtswürdige Verschwenderin seiner kostbaren Güter und nun ärmer als der ärmste Bettler; vor Christus, ihrem Heilande, als Verächterin seiner blutgefärbten Siegesfahne und ehrloser als der ehrloseste Überläufer vor seinem Feldherrn; vor dem heiligen Geiste, ihrem Bräutigam, als treulose Braut, als Buhlerin des Satans.

Indessen blieb die Schande, die der Verdammte auf sich geladen, vor den Augen der Welt einstweilen verborgen. Sie ward mit ihm selbst in die Finsternis der Hölle begraben und hatte vorläufig nur die Mitverdammten und den allwissenden Gott zu Zeugen. Auf Erden aber steht sein Andenken vielleicht noch in hohen Ehren. Er hat dort Freunde, Genossen und Lobredner hinterlassen. Auf dem Leichenacker, „wo die Toten liegen und die Lebenden lügen“, erhebt sich ein gar prunkvolles Denkmal über seinen Gebeinen, das auf glänzender Marmortafel in weithin leuchtenden Buchstaben seine Ehren, Würden und Titel, seine Großtaten und Verdienste den Überlebenden vor Augen führt. Sein Name ist mit Glanz in die Geschichte eingetragen und dadurch für viele Jahre der Vergessenheit entrissen. Selbst die zeitliche Unsterblichkeit, nach der allein er gestrebt und gerungen, mag ihm zuteil geworden sein, so daß er vielleicht bis zum Ende der Welt in der Erinnerung der Menschheit fortlebt.

Beim Wiedersehen am jüngsten Tage aber wird auch dieser letzte Schimmer von Ehre für immer erbleichen. Unerbittlich verzehrt das Gerichtsfeuer die elenden Werke, „Heu, Stroh und Stoppeln“, wie der Apostel sagt, so daß davon nichts übrig bleibt als ein Häufchen Asche. Wie eine Seifenblase zerplatzt das Gaukelbild irdischen Ruhmes in

nichts. Tor der ganzen Welt wird der Gottlose nun als Tor und Verbrecher gebrandmarkt, der Verachtung und dem Abscheu aller Guten und dem Gespötte und Hohne seiner unglücklichen Schicksalsgenossen preisgegeben werden. Er muß den Kelch der Demütigungen leeren bis zur Hefe. Schon an seinem Leibe als Feind Gottes gezeichnet und als solcher allen kenntlich, muß er nun auch sein Inneres mit allen Brand- und Schandmalen, mit dem ganzen Unrate von Niedertracht und Verruchtheit vor aller Augen bloßlegen.

Mit unvergleichlich größerem Schrecken, als der todeswürdige Verbrecher dem Erscheinen des irdischen Gerichtshofes, sieht der zum ewigen Tode bereits verurteilte Sünder der Ankunft des Weltrichters entgegen. Dessen furchtbare Strenge, die er schon beim besonderen Gerichte hat fühlen müssen, raubt ihm nicht nur alle Hoffnung auf irgendwelche Milderung der Strafe, sondern macht ihm deren Verschärfung zur zweifellosesten Gewißheit. „Die Gottlosen werden am Tage der Untersuchung keinen Trost haben.“ [14]

„Weh euch, ihr verruchten Seelen,
Hofft nimmermehr, den Himmel zu erblicken!
Zum Ufer jenseits komm' ich, euch zu führen
In ew'ge Finsternis, in Frost und Gluten.“ [15]

In einer Lichterscheinung von wunderbarer Pracht wird am Himmel das Zeichen des Menschensohnes, das Bild des Kreuzes, sichtbar. Die Auserwählten begrüßen und bejubeln es mit überseligem Entzücken als das machtvolle Zeichen, in dem sie gleich ihrem Erlöser alle Feinde ihres Heiles überwunden haben. Die Gottlosen aber zittern bei dessen Anblicke am ganzen Leibe, und ein Schrei der Bestürzung und des Entsetzens geht durch ihre Reihen. „Die Geschlechter der Erde,“ d. h. die, deren Namen nicht im Himmel verzeichnet stehen, sondern in den Erdenstaub

geschrieben sind, „werden wehklagen".[16] Einst war das Kreuz auch für sie ein Zeichen des Heiles und der Gnade, der Hoffnung und des Trostes, jetzt wird es für sie ein Zeichen der schrecklichsten Beschämung und Verzweiflung. Das Kreuz, das sie beschimpft und gelästert haben, ist die glänzendste Rechtfertigung ihrer Verdammnis! Angesichts desselben wird Satan zum Erlöser sprechen: Gerechter Richter! sprich Recht und erkläre diese Menschen, die dich, ihren besten Freund, verlassen und mir, ihrem schlimmsten Feinde, gedient haben, feierlich vor der ganzen Welt und endgültig als meine Sklaven!

Hoch in den Lüften erscheint der Sohn Gottes in seiner anbetungswürdigen Macht, Hoheit und Herrlichkeit, umflossen von blendendem Verklärungsglanze, getragen von einer das ganze Himmelsgewölbe erhellenden Lichtwolke und umgeben von den himmlischen Heerscharen, die in wunderbaren Lichtgestalten in die sichtbare Erscheinung treten. Nun kennt der Jubel der Auserwählten keine Grenze mehr. Schauen sie doch jetzt zum erstenmal mit ihren leiblichen Augen ihren himmlischen Bräutigam in seiner verklärten Menschheit. Mit einem unbeschreiblich huld- und liebevollen Lächeln blickt er sie an, begrüßt sie als die Gesegneten seines Vaters, heißt sie willkommen als seine heißgeliebten Bräute und zeigt ihnen seine strahlenden Wunden. Neuer Schauder aber befällt die Gottlosen, denen sein zornsprühendes Auge, seine durchstochenen Hände und Füße und die furchtbare Majestät seiner ganzen Erscheinung unerträglich sind. „Den werden sie schauen, den sie durchbohrt haben!"[17] Sie möchten fliehen und vor Angst und Scham sich verkriechen in die tiefsten Abgründe der Erde, aber sie müssen stehen wie festgebannt. Sogleich nimmt der göttliche Richter die Scheidung vor, „wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet; und er stellt die Schafe

zu seiner Rechten, die Böcke aber zu seiner Linken."[18] Was für eine peinliche und beschämende Szene für den Sünder, der mitten unter den Teufeln seinen Platz angewiesen erhält und schon vor dem Richterspruche als rettungslos Verlorener gekennzeichnet wird! Mit Schrecken ohne Ende erwartet er ein Ende mit Schrecken. Die Herrlichkeit des Richters leuchtet in die verborgensten Falten und in die geheimsten Schlupfwinkel seines Herzens und macht alles klar und offenbar. „Nichts ist verborgen, das nicht offenkundig werden wird."[19] Alles kommt ans Licht, mag es auch einst mit dem dichtesten Schleier der Heuchelei und Scheinheiligkeit bedeckt gewesen sein. Denn Gott selbst ist es, „der die Geheimnisse der Dunkelheit ans Licht zieht und die Anschläge der Herzen offen deckt;"[20] der erfüllt, was er einst angedroht: „Ich will über dich herfallen und dich vor dein eigenes Angesicht bringen;"[21] „ich werde den Völkern deine Blöße zeigen und den Nationen deine Schande."[22] Alle Greuel und Missetaten ladet er dem Sünder aufs Haupt,[23] schreibt sie ihm auf die Stirne und bekleidet ihn damit, wie mit einem Gewande.[24]

Wo Gott selbst, der alles gesehen hat und alles weiß, Zeugnis ablegt, da ist keine Beweisaufnahme erforderlich, da hilft kein Ableugnen. Den Blicken der Welt ist nur das äußere Handeln und Treiben eines Menschen zugänglich, dem Arme des irdischen Strafrichters nur die verbrecherische Tat und auch diese nicht immer erreichbar. Die Leuchte des jenseitigen Richters aber dringt auch in die verborgenen Gemächer, hinter verschlossene Türen, macht die dunkelste Nacht heller als den Tag und bringt die lichtscheuen Werke, die für immer begraben schienen, an die Öffentlichkeit; einen Berg von Missetaten! Wie Ungeheuer, die aus dem Schlafe aufgeschreckt worden, zieht das Heer der verborgenen und verheimlichten Taten heran. Vor dem großen Gerichte

am jüngsten Tage wird auch die geheime Quelle, der wahre Ursprung und Zweck, die ganze oft verwickelte Geschichte alles sündhaften Tuns erschlossen, werden die unbekannten Triebfedern, die versteckten Absichten, die stille Vorbereitung und der ganze innere Verlauf einer jeden Sünde bekannt. Vor aller Augen liegt offen wie ein aufgeschlagenes Buch die geheime Werkstätte des Bösen, die schlechte Gesinnung, die ganze innere Welt von Lug und Trug, von Neid und Nachstellung, von Falschheit, Hinterlist und Verrat. Es kommen zum Vorschein alle schändlichen Gedanken und Neigungen, alle entehrenden Begierden und Entschlüsse, alle Treulosigkeit, Ränkesucht, Rachgier und Feindschaft. Wer ermißt die bodenlose Beschämung des elenden Verbrechers, der hier öffentlich zur Schau ausgestellt ist! Vor einem Gerichte, wo die unbestechliche und unerbittliche Gerechtigkeit des Allwissenden den Vorsitz führt, gibt es keine Verteidigung, gilt keine Entschuldigung.

Hienieden bietet sich dem Sünder noch manche Aussicht dar, die Schwere seiner Vergehungen vor sich selbst und vor der Welt zu beschönigen. Das Temperament, die Schwachheit der Natur, die Macht des bösen Beispieles, die Ungunst äußerer Verhältnisse benutzte er zur Maskierung seiner ruchlosen Gesinnung, so daß es ihm manchmal gelang, nicht nur das eigene, sondern auch das fremde Gewissen zu bestechen. Für jede Ausschreitung und Ausschweifung hatte er im voraus eine Schutzrede bereit, mit der er die Schwere der Schuld vor seinen eigenen Augen verschleierte und beim Gerichte der Mitwelt die Wohltat mildernder Umstände erschlich. Der Lasterhafte vollends, der gewohnheitsmäßig Schandtat auf Schandtat häufte und die „Sünde trank wie Wasser,“ ward sich seines abscheulichen Tuns kaum noch bewußt, er wußte nichts mehr davon, weil er nichts mehr davon wissen wollte. Wie ängstlich mied

er die Selbsterforschung, wie gewaltsam betäubte er das von Zeit zu Zeit wieder aufwachende Gewissen, wie eifrig hütete er den Schein der Tugend, wie beharrlich floh er den Tadel, und wie brauste er auf, wenn seine Rechtschaffenheit in Zweifel gezogen wurde! Nicht selten ist der frechste Verbrecher auch im Heucheln und Leugnen am frechsten. Und mag er auch vor den Mitgenossen seiner Schandtaten sich rühmen, so offenbart er ihnen doch nicht seine ganze Schlechtigkeit, sondern behält einen Teil für sich und verschließt ihn sorgfältig in sein Inneres. Woher diese Feigheit, die mit der stolzesten und trotzigsten Gesinnung gegen Gott und sein Gesetz gepaart ist? Sie hat ihren Ursprung in der Angst vor Schande.

Beim letzten Gerichte muß jede Maske fallen, wird jeder Schleier zerrissen und die traurige Kunst des Verstellens und des geflissentlichen Vergessens mit allen ihren erbärmlichen Hilfsmitteln elend zu Schanden. Der Nebel der Selbsttäuschung zerrinnt, die Selbst- und Weltbetrügerei wird von bitterer Enttäuschung abgelöst. Über die Sünden nachdenken, war lästig; an sie erinnert werden, peinlich; sie erkennen, schwierig; sie in ihrer vollen Größe und Schwere ermessen, hienieden unmöglich.

Jetzt muß sich der Angeklagte in seiner ganzen Scheußlichkeit schauen und sich zugleich den Blicken der zahlreichsten und erlauchtesten Versammlung, die je auf Erden getagt, ausgesetzt sehen. Nichts entgeht ihnen, sein Sündenleben liegt mit einem Male offen vor ihnen. Er fühlt sich zerschmettert und zermalmt, er möchte vergehen vor Scham, aber er muß ausharren. Er vernimmt die bitteren Reden der Auserwählten, die ihm seine früheren Spöttereien über Religion und Tugend heimzahlen: „Da sehet den Menschen, der Gott nicht ansehen wollte als seinen Helfer.“ [25] Sehet ihn, der dem Allmächtigen trotzte, seinen Namen lästerte

und uns als Toren schalt. Was hat er nun davon, daß er für ein erbärmliches Linsengericht, für eine Handvoll Gold, für eine Scholle Land, für einen augenblicklichen Sinnenkitzel das Recht der Erstgeburt, die Würde der Gotteskindschaft, das Anrecht auf die himmlischen Güter, seiner Seele Seligkeit verkauft hat? Der beklagenswerte Tor! Dahin hat ihn seine Weltklugheit und Aufklärung gebracht. Er hat in seinem Erdenleben Gutes empfangen, er hat seinen Lohn. Der Name Sünder ist nun sein einziger Titel, die Sündenschuld sein letzter Reichtum, die Verzweiflung seine Hoffnung, ewiger Tod sein Leben.

Ach, werden jetzt die Unglücklichen seufzen, „das sind die, welche wir früher zum Gelächter hatten und zum Stichblatte des Übermutes. Wir Toren, die wir ihren Wandel als Narrheit ansahen und ihr Ende als ehrlos. Siehe, wie sie nun unter die Kinder Gottes gezählt sind und unter den Heiligen ihr Besitzteil ist. Ja, wir waren abgeirrt vom Wege der Wahrheit, und das Licht der Gerechtigkeit leuchtete uns nicht, und die Sonne der Einsicht ging uns nicht auf. Wir erschöpften unsere Kraft auf der Straße des Unrechtes und des Verderbens und durchwanderten ungebahnte Pfade, nur den Weg des Herrn kannten wir nicht. Was frommte uns der Übermut? was hat des Reichtums Prahlen uns eingebracht? Vorübergegangen ist alles wie ein Schatten.“ [26] Es ist ihnen nichts geblieben als die schmerzliche Erinnerung an die unerlaubten Güter und Genüsse, die nun unwiederbringlich dahin sind, als das Gedächtnis an die Sünden, das nun keine Lust mehr ist, sondern eine unerträgliche Last, ein Meer von Scham und Schande. Sie heulen: „Berge, fallet über uns, Hügel, bedecket uns!“ [27]

Die marternden Vorwürfe, die die Seligen den Verdammten entgegenschleudern, werden bald übertönt von dem

Wutgeschrei derer, die einst Genossen der Sünde gewesen und nun Genossen der Strafe geworden sind. Wilden Furien gleich stürzen sich die Opfer der Verführung auf ihre boshaften Verführer und fordern von ihnen die verlorene Tugend und den verscherzten Himmel zurück. Du treuloser Jüngling! heult es aus der Rotte, du hast mich durch deine süß schmeichelnden Reden um meine Unschuld und Seligkeit gebracht; gib mir wieder, was du mir geraubt! Du schamloses Weib! hallt es zurück, du hast durch deine unehrbare Kleidung, durch deine lüsternen Blicke und Gebärden mich umstrickt, so daß ich in den Sumpf des Lasters geriet und darin umkam; sei ewig verflucht! Du unbarmherziger Gatte hast mich zuerst zur Mitwisserin und dann zur Mitschuldigen deiner boshaften Ränke und Händel gemacht; so hast du mir meine Liebe gelohnt; hinweg von mir! Du böses Weib hast durch deine Zanksucht und Lieblosigkeit mich mit Gewalt dahin getrieben, daß ich ein pflichtvergessener Gatte und Familienvater geworden bin; wehe dir! Ihr grausamen Eltern, du gottloser Vater und du törichte Mutter! ihr habet durch schlechte Erziehung und böses Beispiel mich armes Kind in das zeitliche und ewige Verderben gestürzt; ach, wäre ich nie geboren! verflucht sei die Stunde, wo man euch zu meinem Eintritte ins Leben beglückwünscht hat! Ihr nichtswürdigen Vorgesetzten, Lehrer, Erzieher habet meine Seele vernachlässigt und herzlos schnöder Verführung preisgegeben; ewiger Fluch eurem Andenken! Ihr ruchlosen Kameraden habet meinem arglosen Sinne und meinen Füßen Fallstricke gelegt, so daß ich fiel und nie wieder aufstand; ewige Schande über euch! Die gegenseitigen Anklagen, Verwünschungen und Verhöhnungen im Haufen der Verdammten wachsen immer mehr und erfüllen die Luft mit einem wilden Wehe- und Wutgeheul.

Die härteste Beschämung aber, die den Sünder treffen

kann, ist die unwiderstehliche Notwendigkeit, mit der er als Ankläger, Zeuge und Richter gegen sich selbst auftreten muß. Wenn früher die Stimme Gottes in ihm gegen sein gottloses Trachten und Tun aufschrie, suchte er sie mit Gewalt zu ersticken, und es gelang ihm leider zu gut, so daß sie immer schwächer und seltener, bald nur noch in leisen Klagen und Seufzern sich vernehmen ließ und endlich völlig schwieg. Jetzt ist die Stunde gekommen, wo das Gewissen sich für die erlittene Vergewaltigung entschädigt und rächt. Wie ein wildes Tier, das lange Zeit im Käfig gefangen gehalten worden, mit grimmiger Lust die wiedererlangte Freiheit gebraucht, so tritt das Gewissen am jüngsten Tage mit grausamem Ungestüme in das Amt des Henkers. Nachdem es solange in der Brust des Sünders gefesselt und halb stumm hat liegen müssen, macht es sich Luft durch dessen eigenen Mund, indem es den Mark und Bein erschütternden Schrei auspreßt: Mea culpa! mea culpa! mea maxima culpa!

Einst war dies der Ruf, in dem das reuevolle Herz Hoffnung, Erleichterung und Hilfe fand, jetzt ist es der Angstruf der Schande und der Verzweiflung. Mir ist recht geschehen, du gerechter Gott! ich habe kein besseres Los verdient und gewollt. Verachtet mich, ihr Seligen alle, und ihr Mitverdammten, verhöhnet und verfluchet mich! Du ganze Schöpfung, erhebe dich wieder mich und stoße mich von dir! Ihr Elemente alle, verfolget mich und entladet euren Haß gegen den Feind eures Schöpfers! Du Himmel, schleudere Blitze herab auf mein gottloses Haupt, und du Erde, öffne dich und verschlinge mich![28] Und so wird es geschehen.

Es naht der Schlußakt des schauerlichen Dramas. Der Richter auf dem Throne seiner Herrlichkeit wendet sein Antlitz zu denen auf der Linken. Sein Auge, das eben noch

mit unbeschreiblicher Liebe und Wonne auf seinen Getreuen geruht, funkelt jetzt vor Zorn und sendet Feuerflammen hernieder, die Blitzstrahlen oder glühenden Pfeilen gleich die Verdammten treffen und sie bis in die innersten Eingeweide unsäglich brennen. Welch ein Entsetzen befällt sie bei diesem furchtbaren Blicke! Und schon ganz verwirrt vor Schrecken und Schmerz, zitternd an allen Gliedern, müssen sie jetzt die Donnerstimme vernehmen, vor der die Erde in ihren Angeln erbebt: „Hinweg von mir, ihr Verfluchten!“ Und von allen vier Winden hallt es schauerlich wider: Hinweg! hinweg! „Ich kenne euch nicht,“ spricht der Richter im Tone heiliger Entrüstung, der die Unglückseligen völlig zermalmet; ich anerkenne euch nicht mehr als Kinder meines Vaters, nicht mehr als meine Brüder.

Nach meinem Bilde habe ich euch erschaffen, ihr habet es ganz verunstaltet. Ich habe unsägliche Peinen und zuletzt den schmachvollen Tod am Kreuze für euch erduldet, eure Seelen erkauft mit meinem Blute; ihr aber habet diesen kostbaren Preis mit Füßen getreten. Ich habe in der hl. Taufe durch meinen Geist das Gemälde der allerheiligsten Dreieinigkeit in eure Seelen gezeichnet, das Siegel der Gotteskindschaft, des Bürgerrechtes in meinem Reiche und des Erbrechtes auf meine himmlischen Güter euch eingedrückt, habe euch eingepflanzt meinem geheimnisvollen Leibe und euch zu lebendigen Rebzweigen an meinem Weinstocke gemacht, der ich selbst bin. Fort und fort benetzte ich euch mit dem Tau meiner Gnade, um eure Herzen zu einem fruchtbaren Erdreiche, zu einem Garten voll schöner Blumen zu machen; ihr habet alle meine Gaben und Gnaden verscherzt. Ich habe euch eingereiht unter die ehrenvolle Schar meiner Streiter, ihr aber habet meine glorreiche Fahne treulos verlassen und seid zu meinem und eurem Todfeinde übergelaufen. Ich habe euch, wenn ihr in eurer

Sündennot zu mir riefet, wieder aufgenommen und euch von neuem rein gewaschen in meinem Blute; ihr aber seid mir immer wieder untreu geworden. Ich habe euch an meinen Tisch geladen und mein Liebesmahl mit euch gehalten; und ihr habet mich wie Judas verraten. Ich habe euch, wie jener Vater den verlorenen Sohn, mit Sehnsucht zurückerwartet, um euch abermals an mein erbarmendes Herz zu schließen, bin euch nachgegangen, wie der gute Hirt dem verlorenen Schafe, in die Wüste eures schmachvollen Elendes; ihr aber habet mir trotzig den Rücken gewandt. Als ihr schon am Rande des Abgrundes schwebtet, habe ich euch noch gerufen und gewarnt; ihr aber habet nicht gehört, sondern alle meine Ratschläge verachtet. Ich habe euch liebevoll meine Hand entgegengestreckt; ihr aber habet sie nicht ergreifen wollen. „Was hätte ich euch, meinem Weinberge, noch mehr tun sollen, das ich nicht getan; ich erwartete von ihm Trauben, er aber brachte nur saure Beeren." [29] „Wie oft habe ich euch unter meine Flügel sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt, ihr aber habt nicht gewollt." [30] Ich wohnte unter euch, und ihr wolltet mich nicht kennen; ich wandelte unter euch in der Gestalt der Armen, hungernd, dürstend, nackt, obdachlos und fremd, elend und krank, und ihr habet euch meiner geschämt. Ich habe euch vorgelegt Feuer und Wasser, Segen und Fluch, Leben und Tod; [31] ihr habt den Fluch erwählt; seid nun verflucht in Ewigkeit! ihr habt den Tod erwählt, und er soll euer Anteil sein. Mein und euer Feind von Anbeginn, der an eurer Spitze steht, ist nicht für euch in Leiden und Tod gegangen, hat nichts für euch getan, und ihr habt ihm umsonst gedient. Darum übergebe ich euch ihm unwiderruflich zum Eigentum. Also fort mit euch in jenes Feuer, das für ihn und seinen Anhang bereitet worden! Gehet denn hin, ihr Lästerer eures Gottes, ihr

Verächter meines Kreuzes, ihr Sünder wider meinen heiligen Geist, an den Ort, wo es keine Freude gibt und keinen Trost, sondern nur Pein und Marter ohne Ende, wo „das Feuer nicht erlischt und der Wurm nicht stirbt".[32] Alle Bande der Liebe zwischen mir und euch sind für immer gelöst; von jetzt an werdet ihr mein Angesicht nicht mehr schauen; hinweg von mir für immer!

Ach, die Unglücklichen! Sie haben keinen Gott mehr! Sie haben Gott verloren und mit ihm alles verloren, alle Hoffnung, alles Heil, allen Trost; ewige Verzweiflung ist ihr Los. Sie erheben ihren Blick nach oben auf die unermeßliche Schar der Seligen, die, angetan mit buntfarbigen Lichtgewändern, Strahlenkronen auf den Häuptern und Siegespalmen in den Händen,[33] unter Jubel- und Triumphgesängen, wie sie nie die Erde vernommen, in die Lüfte entschweben und „dem Lamme folgen, wohin es geht". Die Glücklichen bereiten sich zum Einzuge in die Stadt Gottes, in das himmlische Jerusalem. An sie ist die über alle Maßen freundliche und huldvolle Einladung ergangen: „Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters, und nehmet in Besitz das Reich, das euch bereitet worden von Anbeginn!"[34] Und aus den Chören antwortet der vieltausendstimmige Dank- und Jubelruf, in den auch die vernunftlose Schöpfung einstimmt: „Heil unserem Gotte, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme!"[35]

Die Verdammten erblicken in jenen Reihen zahlreiche Bekannte und Verwandte, auch ehemalige Sündengenossen, die aber so klug gewesen sind, sich vor ihrem Ende in aufrichtiger Reue und Buße zu Gott zu bekehren, und darum Gnade gefunden haben. Welch ein unsäglich martervoller Anblick für die Verstoßenen, die desselben Glückes, sogar wie jener Schächer in der letzten Stunde noch, hätten teilhaftig werden können, aber in törichter Verblendung und

Vermessenheit hartnäckig die dargebotenen Heilsmittel zurückgewiesen haben! Sie werden erfüllt mit bitterem Neide und geraten aufs neue in die grimmigste Wut gegen sich selbst. Das folternde Bewußtsein, daß sie um des traurigen Ruhmes willen, als „Starkgeister“ nicht bloß leben, sondern auch sterben zu können, die Bekehrung auf dem Totenbette verachtet und verlacht haben, treibt sie zur Raserei. Bejammernswerte Toren, die wir gewesen! Wie schön sind die Kronen, die uns zugedacht waren, die andere schmücken, welche auch gesündigt haben wie wir, aber nicht wie wir den Spott der Bekehrung gefürchtet haben. O Tod! erlöse uns von einem solchen Leben! „Sie werden den Tod suchen, aber nicht finden; sie werden begehren zu sterben, der Tod aber wird vor ihnen fliehen.“[36]

Während die Erben der Verdammnis mit brennenden Augen die Schar der Seligen in den lichten Höhen entschwinden sehen und die letzten Klänge der für sie herzzerreißenden Jubelgesänge vernehmen, beginnt die Erde unter ihren Füßen zu beben, und die Schlünde der Hölle tun sich auf; weithin öffnen sich die schauerlichen Abgründe, um die armen Opfer zu verschlingen und dann für immer sich zu schließen. Dante[37] setzt als Aufschrift über den Eingang der Hölle:

„Der Eingang bin ich zu der Stadt der Trauer,
Der Eingang bin ich zu dem ewigen Schmerze,
Der Eingang bin ich zum verlornen Volke.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung fahren!“

„Wohl ist es recht, daß der ohn' Ende leide,
Der einem Ding zuliebe, das in Bälde
Vergeht, die ewige Lieb' von sich gestoßen.“[38]

Welch ein Grauen und Entsetzen, welch ein Heulen und Wehklagen! Die Verzweiflung wie grenzenlos! Der Augenblick des letzten Scheidens von Gott und seinen Heiligen versenkt die Verdammten in ein Meer von Schmerzgefühlen. Mit Gewalt zieht es sie hinab in die grauenhafte Tiefe.

Heiße Tränen vergießend, rufen sie das letzte Lebewohl, das der hl. Ephräm[39] und Mac Carthy[40] so ergreifend ausmalen.

Lebe wohl, du Paradies der Wonne, du Vaterland des Friedens, du glorreiche Stadt Gottes, du Stätte des Lichtes und der Freude! Wir, die verstoßenen Paradieseskinder, wandern hinab an den Ort der Qual, in die Behausung der Teufel, in die ewige Finsternis: das ist unsere Schuld! Lebe wohl, du Vater der Güte und der Barmherzigkeit, für uns nur noch der Gott der Gerechtigkeit und der Rache; du nennst uns nicht mehr deine Kinder, sondern nur noch Sünder, die auf ewig verstoßen sind von deinem Angesichte: das ist unsere Schuld! Lebe wohl, du Sohn Gottes, unser Richter; du kennst uns nicht mehr als deine Brüder; auch für uns bist du gestorben, damit wir lebten, aber für immer ist dein Blut an uns verloren: das ist unsere Schuld! Lebe wohl, du Geist der Liebe und der Gnade: du liebst uns nicht mehr als deine Bräute und läßt uns ewig ohne Licht und Wärme: das ist unsere Schuld! Lebe wohl, du gebenedeite Jungfrau und Mutter Maria; für uns Sünder keine Zuflucht mehr: das ist unsere Schuld! Lebt wohl, ihr heiligen Engel und ihr Schutzengel besonders; ihr wollt nichts mehr wissen von euren verlorenen Schützlingen und seid für immer von unserer Seite gewichen: das ist unsere Schuld! Lebt wohl, ihr Heiligen alle, und ihr Schutzheiligen namentlich; ihr habt kein Wort der Fürbitte mehr für uns: das ist unsere Schuld! Lebe wohl, du Himmel: ich stürze in die Hölle! Lebe wohl, du ewiges Licht: ich schmachte in ewiger Finsternis! Lebe wohl, du ewige Ruhe: ich finde nirgend Rast! Lebe wohl, jeder Gesang des Lobes und jeder Laut der Freude: ich muß dorthin, wo Heulen und Zähneknirschen ist! Lebe wohl, Hoffnung, Trost, Erquickung; alles, was je einem Menschenherzen lieb und teuer war, was je eine Menschenseele erfreut und erleichtert hat, ist

mir versagt. Mein Anteil ist ewige Pein und Verzweiflung: und das ist meine Schuld!

„Und keine Hoffnung kann sie jemals trösten
Auf Ruhe nicht, ja nicht auf mindres Leiden.“[41]

Krachend schließt sich der Abgrund über den Verdammten, und ihre Stätte wird nicht mehr gesehen. „Gerecht bist du, o Herr, und gerecht sind deine Gerichte!“

Die Auserwählten, die unter unermeßlichem Jubel mit dem Herrn in die Lüfte entrückt werden, um nach dem Weltbrande zurückzukehren und zu herrschen über die „neue,“ d. i. über die in ihrer Art und im Verhältnisse zu dem neuen Zustande des Menschen erneuerte, verklärte und vollendete Erde, „auf der die Gerechtigkeit wohnt,“[42] sind zwar Zeugen des entsetzlichen Loses der Verdammten, aber dies schmerzt sie nicht und tut ihrer Seligkeit nicht den geringsten Abbruch, mögen sie auch zu einigen jener Unglücklichen während des irdischen Lebens in nahen Beziehungen gestanden haben. Sie sind frei von jeglichem Leid und darum auch von Mitleid, und wo Gott seiner Barmherzigkeit eine Schranke setzt, da hat auch ihr Erbarmen ein Ende.[43] Die natürlichen Beziehungen der Anhänglichkeit und der Teilnahme unter denen, die Gott zusammengeführt hat, sind an sich nicht bloß gut und edel, sondern haben auch unzweifelhaft das Recht ewiger Dauer, dies jedoch nur insofern, als sie mit den Zuständen des Jenseits verträglich sind. Sie werden durch den Urteilsspruch des göttlichen Richters für immer entweder befestigt oder gelöst; das eine wie das andere geschieht lediglich im Interesse der Geretteten. Letztere werden sich freuen, wenn sie Gottes Gerechtigkeit wirksam sehen.[44] Aufs innigste mit Gott vereinigt und seinem Willen vollkommen untertänig, haben sie keinerlei Gemeinschaft mit denen, die er aus seiner Gemeinschaft für immer ausgestoßen hat. Die Unbußfertigkeit bis zum Ende hat eine

unendlich weite Kluft geschaffen, über die kein Band leiblicher Verwandtschaft oder irdischer Freundschaft hinüberreicht. Wenn die hl. Königin Blanka zu ihrem Sohne Ludwig das heroische Wort sprechen konnte: „Mein Sohn! lieber möchte ich dich tot als in einer Todsünde wissen", so verstehen wir, daß die in der Tugend für ewig befestigte Seele die nicht mehr lieben oder auch nur bemitleiden kann, die ihrerseits ihr höchstes und einziges Gut nicht lieben, sondern fliehen und hassen, die durch das zentnerschwere Gewicht ihrer Sündenschuld unwillkürlich von ihm und allen seinen Kindern abgezogen werden und nicht mehr zurückkehren können noch wollen.

Die Seligen nehmen teil an dem Abscheu Gottes gegen das Böse. Darum auch ist ihr Abscheu, obgleich er die strengste Mißbilligung und Verurteilung der Sünde in sich schließt, nicht mehr von widerlichen Empfindungen begleitet, die ihre Seligkeit stören könnten. Von einem eigentlichen Hasse aber, der anderen Übles will, weil und inwiefern es für sie ein Übel ist, und aus demselben Grunde auch sich über ihr Unglück freut, kann bei den Verklärten auch den Verdammten gegenüber nicht die Rede sein. Wenn es von Gott heißt: „Du liebst alles, was ist, und hassest nichts von dem, was du gemacht hast,"[45] so muß auch von seinen Auserwählten gelten, daß sie nichts im eigentlichen Sinne hassen. Das Gefühl des Hasses, seiner Natur nach bitter, unruhig und darum störend, ist der Heiligen unwürdig. Sie können sich nur insofern über das Schicksal der Gottlosen freuen, als dadurch die Gerechtigkeit Gottes ihren Sieg feiert.[46] In demselben Sinne preist der Psalmist die Gerichte des Herrn, und jubelt die Stimme in der Geheimen Offenbarung: „Alleluja! Es herrscht der Herr, unser Gott, der Allmächtige. Freuen wir uns und frohlocken wir; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen."[47] Es muß

hinzugefügt werden, daß die Seligen in gewissem Sinne auch die Verdammten noch lieben, weil auch diese Geschöpfe, obschon ungeratene und deshalb verworfene Geschöpfe Gottes sind, und daß sie darum ihnen das Gute gönnen, das Gott ihnen noch gelassen, auch die Strafmilderung, die er nach der Meinung einiger Väter und Theologen um des Blutes Christi willen ihnen gewährt. Gewiß fehlt diesen Unglücklichen die geduldige Ergebung, mit der die armen Seelen leiden. Da aber ihre ganze Natur ins Böse verkehrt und ihr innerstes Wesen im Hasse und in der Feindschaft Gottes für immer verstockt ist, so ist einzig die ewige Verdammnis der ihnen zukommende Anteil und der allein naturgemäße Zustand. Im Himmel würden sie daher noch unglücklicher sein, als sie in der Hölle sind; das himmlische Licht würde sie heftiger peinigen als das höllische Feuer, das sich aus zwingender Notwendigkeit in allen Gliedern des Körpers entzündet und wie ein Naturtrieb in ihnen wütet. Infolge der klaren Erkenntnis ihrer unwiderruflichen Gottverstoßenheit sind sie derart an das Feuer hingegeben, daß sie eine Erlösung nicht wollen können. Sie hassen endlich Gott, nicht insofern er das höchste Gut ist, sondern wegen seiner furchtbaren Gerechtigkeit und Strafe, die sie fühlen müssen.

Man liebt es, die Kirche anzuschuldigen, daß sie die liebenswürdige Religion Christi gefälscht, den liebevollen Vater im Himmel als einen unerbittlichen Gläubiger und als einen erbarmungslosen Richter hingestellt habe. Aber nicht erst die Kirche, sondern ihr Stifter hat die Hölle gelehrt und mit der Hölle gedroht. Und diesen Verstoß gegen die „Duldsamkeit“ wollen ihm die Freidenker am wenigsten verzeihen. „Jesus glaubt an die Hölle, die Hölle gefällt ihm; weg mit der Hölle!“ schreit zornerfüllt die bekannte Schriftstellerin George Sand.

XII.

Der vollendete und verklärte Leib. Die vollkommene Wonne der Seligen.

„O Wonn', o unaussprechliches Entzücken!
O Leben, ganz erfüllt mit Lieb' und Friede!
O sichrer Reichtum, frei von jedem Wunsche!"

(Dante, Parad. XXVII. 7.)

Wie die Apostel auf Tabor Moses und Elias sogleich erkannten, so wird am jüngsten Tage jede Seele nicht nur ihren eigenen Leib sofort erkennen, sondern auch die Leiber der Auferstandenen insgesamt.

Jeder wird denselben Leib wiedererhalten, den er auf Erden besessen; denn es wäre unbillig, daß ein anderer Leib arbeite und ein anderer den Lohn der Arbeit genieße. Da Christi Leib, das Vorbild unseres Auferstehungsleibes, in der Blüte des Mannesalters von den Toten auferstanden ist, so neigen die Väter und Gottesgelehrten zu der Ansicht, daß wir in der Leibesverfassung auferstehen werden, die dem Höhepunkte des Lebens, der Frische und Fülle des Mannesalters, entspricht. Daraus folgt jedoch nicht, daß nach der äußeren Erscheinung alle einander gleich sein werden, vielmehr wird jeder in der ihm eigenen Gestalt, durch die er von allen übrigen sich unterscheidet, wiedererscheinen.

Welch eine Jubelszene muß es sein, wenn die, die auf Erden sich näher gekannt und innig geliebt haben: Gatte

und Gattin, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern nach vielen, vielen Jahren zum erstenmal einander wiedersehen mit ihren leiblichen Augen, zum erstenmal auch im Glanze ihrer verklärten Leiblichkeit, wenn sie zum erstenmal wieder einander in das bekannte Angesicht schauen und sich die Hand reichen. Welch ein Überraschen und Entzücken bei diesem frohen Willkommen, mit dem am großen Tage die Auserwählten einander entgegenjauchzen. Mit einem Worte nur an dieses über alle Maßen großartige und wonnevolle Schauspiel zu erinnern, reicht hin, um auch das betrübteste und gedrückteste Herz für die fremd gewordenen Empfindungen der Freude wieder empfänglich zu machen. Alleluja! wir sollen uns wiedersehen im beseligenden Zustande geistiger und leiblicher Verklärung, und der tausendfältige Schrei nach Erlösung ist für immer verhallt.

Die ausgesuchtesten Erzeugnisse der Natur und die raffiniertesten Mittel der Kunst, die zur Erhaltung oder Verlängerung der leiblichen Gesundheit, Kraft und Schönheit angewendet werden, haben nur für kurze Zeit einen geringen Erfolg; gar bald versagen sie sämtlich ihre Wirkung und beschleunigen vielfach das Wachstum des Todeskeimes. Jeder Tag bringt neue Last und Plage, Erschlaffung, Müdigkeit und Mißbehagen der mannigfaltigsten Art. Hunger und Durst quälen im Innern, Hitze und Kälte von außen. Nach und nach mehrt sich die Schwäche, die Schönheit verwelkt, die Sinne verlieren ihre Schärfe, die Auflösung schreitet unaufhaltsam fort und würde schließlich auch ohne besondere Unfälle oder Krankheit ihr Werk vollenden und durch Altersschwäche den Leib zerstören. Das ist nun nichts Widernatürliches für einen Körper, der wie der tierische aus dem Staube gebildet ist.

Aber widernatürlich bleibt der Mangel einer naturgemäßen Vollendung, auf die auch der Leib Anspruch hat,

und zwar in viel höherem Maße als jedes andere körperliche Geschöpf. Wie steht es nun in der Wirklichkeit mit der natürlichen Vollkommenheit und dem naturgemäßen Wohlbefinden des Menschenleibes? Sind es bloß die von Geburt an mit schweren körperlichen Gebrechen Behafteten, die Zeichen einer mangelhaften Bildung und Entwicklung des Leibes an sich tragen? Wohl sind es die Blinden, die Taubstummen, die Lahmen, die Krüppelhaften, die Mißgestalteten jeglicher Art, die am schmerzlichsten über den Mangel einer naturgemäßen Körperbeschaffenheit zu klagen haben; aber sie sind's nicht allein, die der leiblichen Vollkommenheit entbehren; jeder vermißt diese in geringerem oder höherem Grade.

Wie gut waren doch einst unsere Stammeltern daran! Sie waren nicht bloß als vollkommene Menschenwesen aus der Hand Gottes hervorgegangen, sondern auch auf eine Stufe körperlicher Vollendung und Seligkeit erhoben, die über ihre natürlichen Bedürfnisse, Erwartungen und Wünsche weit hinausging. Sie erfreuten sich eines leiblichen Wohlseins, das sie mit ihren natürlichen Kräften nimmer hätten erreichen können. Wer sollte sie nicht beneiden, wer hat nicht schon einmal, wenn auch mit wenig Berechtigung, ihnen gezürnt ob der grenzenlosen Torheit, die sie begangen! Auch das Übel ja verdanken wir ihnen, daß wir von Haus aus geneigt sind, weit mehr über den Verlust der leiblichen Güter zu klagen als über den Verlust der geistigen Güter, daß wir über dem leiblichen Elende mit seinem Heere von Leiden, Schmerzen und Krankheiten zu sehr das ungleich größere Unglück vergessen, das über unsere Seele gekommen ist.

In der Tat haben wir alle Ursache, nach dem verlorenen Paradiese zu jammern. Schmerzlos und mühelos, in blühender Gesundheit und Kraft verlief dort das Leben. Da gab

es kein Bedürfnis, das nicht befriedigt, keinen Wunsch, der nicht gestillt ward. Den Bewohnern des Gartens in Eden tat nicht Hand noch Fuß weh, kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, kein Seufzer entrang sich ihrer Brust. Leib und Seele waren in vollkommener Eintracht. Wie die Seele im Gehorsam gegen Gott ihre Ruhe und Zufriedenheit fand, so der Leib die seinige im Gehorsam gegen die Seele. Der Leib war frei von allem Wehe und Verderbnisse von innen wie von außen: Hunger und Durst waren ihm fremd, die Einflüsse der Witterung und der Elemente konnten ihm nicht schaden; er alterte nicht und nahm nicht ab; der Tod klopfte nicht an bei ihm, ebensowenig seine Vorboten, die Krankheiten. Welch ein herrliches Leben in diesem herrlichen Lande, in dem Elend und Not keine Stätte fand, aus dem jeglicher Jammer und Kummer verbannt war, wo man nie hörte ein Wehklagen der Armen, ein Ächzen der Siechen, ein Stöhnen der Verwundeten, ein Röcheln der Sterbenden, ein Weinen der Trauernden.[1] Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem einstigen Paradiesesleben und dem gegenwärtigen Erdenleben!

Gewiß ist er groß, aber größer noch ist der Unterschied zwischen dem irdischen und dem himmlischen Paradiese, zwischen der leiblichen Vollkommenheit unserer Stammeltern und der leiblichen Verklärung der auferstandenen Gerechten. Haben wir auch allen Grund, über den Verlust des Paradieses zu klagen, so haben wir doch noch mehr Grund, über diesen Verlust uns zu trösten.

Da die Natur durch die Gnade und Glorie nicht vernichtet, sondern veredelt, vollendet und verklärt wird, so wird der Leib in ganz vollkommener, unversehrter Wesenheit, mit allen Bestandteilen, die zu seiner Natur gehören, aus dem Grabe hervorgehen. Nur was von der Sünde ist, alle Schwächen und Gebrechen also, läßt er im Schoße

der Erde zurück, und daher erscheint er schon in seiner bloß natürlichen Vollendung als ein Meisterwerk, das die begeistertsten Künstler entzücken muß und die bewundertsten Erzeugnisse des Meißels und Pinsels weit überragt. Was immer die Zierde des Leibes beeinträchtigen kann, ist von den Körpern der Seligen geschwunden: an ihnen gibt es kein Zuviel und kein Zuwenig, keine Runzel und keinen Makel.

Es wird keinerlei Gebrechen an ihnen sein, schreibt der hl. Augustinus.[2] Was das Ebenmaß überschreitet, wird für überflüssig gehalten werden. Und was entweder Alter oder Krankheit am Leibe zerstört hat, wird von Christus durch göttliche Macht wiederhergestellt werden; er will uns alles wiedergeben, was die Sünde uns genommen. „Darum haben diejenigen," bemerkt scherzend an einer andern Stelle[3] derselbe Kirchenvater, „die an übermäßiger Magerkeit oder am Gegenteil leiden, nicht nötig, zu fürchten, daß sie einst wieder so sein werden, wie sie jetzt wider ihren Willen sein müssen. Alle körperliche Schönheit besteht im Ebenmaße der einzelnen Teile und im Schmelze der Farbe. Dort hört jedes Mißverhältnis und alle Häßlichkeit auf. Der Ausspruch des Herrn: ‚Kein Haar eures Hauptes wird verloren gehen,'[4] wird viel passender von der Zahl der einzelnen Haare als von deren Länge verstanden; deshalb heißt es auch: ‚Alle Haare eures Hauptes sind gezählt.'[5] Dem Künstler macht es keine Mühe, aus einer mißlungenen Statue eine neue von tadelloser Schönheit herzustellen, ohne von dem Stoffe etwas preisgeben zu müssen: was erst ist von dem mächtigsten Künstler zu halten!"

So werden die hl. Märtyrer in unverstümmelten Leibern wiedererscheinen; desgleichen werden die, die von Geburt an blind, lahm, verkrüppelt gewesen oder es später geworden sind, ohne solche Gebrechen auferstehen. „Denn in anderer Beziehung," schreibt der Römische Katechismus,[6] „würde

dem Verlangen der Seele, die nach der Vereinigung mit dem Leibe sich sehnt, nimmermehr Genüge geleistet; und doch glauben wir fest, daß ihr Verlangen bei der Auferstehung erfüllt werden soll."

Zwar ist alle mohammedanisch-sinnliche Vorstellung von der Leiblichkeit der Auferstandenen fernzuhalten, aber ebenso entschieden ist auch die Anschauung abzuweisen, die den Auferstehungsleib bis zur reinen Geistigkeit verfeinert und so einen wesentlichen Bestandteil der Menschennatur beseitigt. Auch dem körperlichen Teil des Menschen soll sein volles Recht gewahrt werden: er wird unversehrt in die Erscheinung treten und sich geltend machen, aber er wird zugleich alles ablegen und auf alles verzichten, was der neuen Ordnung zuwider ist.

Allerdings behält die Seele auch im Tode alle Anlagen und Vermögen, die ihr mit Rücksicht auf ihre Bestimmung, nämlich die Wesensform, die belebende und bewegende Macht des Leibes zu sein, von Gott verliehen sind. Jedoch wird sie die Kräfte schlummern lassen, deren Ausübung der verklärten Natur des Leibes und den Zwecken des höheren, himmlischen Lebens nicht entspricht. Dahin gehören jene Kräfte, die auf die Erhaltung des einzelnen Menschen und der Menschengattung gerichtet sind; sie ruhen für immer, sobald die Zahl der Auserwählten vollendet und jeder von ihnen mit dem Gewande der Unverweslichkeit bekleidet ist. In dieser glorreichen Gesellschaft wird man weder essen noch trinken, zur Ehe weder nehmen noch begehren.

Dagegen wird die Seele durch alle Sinne tätig sein, jedoch bei der Ausübung dieser Tätigkeiten alle Eindrücke vom Leibe fernhalten, die mit dessen Unverweslichkeit und Leidensunfähigkeit unverträglich sind. Jede stoffliche Zersetzung, jede Störung der Lebenstätigkeiten, jeder Mißton im Gefühlsleben wird unmöglich sein. Nur solche Ein-

wirkungen von außen wird die Seele zulassen, die das körperliche Wohlbefinden fördern können.

Der Leib also soll nicht leer ausgehen, er soll vielmehr in allen seinen Gliedern und mit allen seinen Sinnen eine überschwengliche Seligkeit genießen. „Die Augen, die Ohren, der Mund, der Geruch- und der Tastsinn: alles wird mit wunderbarer Wonne und Süßigkeit gesättigt werden“, sagt der heil. Anselm.[7] Alle Glieder, jedes in seiner Weise, haben auf Erden dem Geiste zur Verherrlichung Gottes gedient; alle werden dafür auch teilhaben an den Himmelsfreuden.

Und diese leibliche Glückseligkeit, soweit sie innerhalb der natürlichen Ordnung das Wesen und Leben der Seligen vollendet, empfängt ihre Krone durch die vollkommenste Eintracht zwischen Geist und Körper.

Das Leben der Seele ist Erkennen und Lieben. Sie vollbringt aber diese Tätigkeiten nicht als reiner Geist, sondern als Bewohnerin eines Leibes, mit dem sie zu einer Natur verbunden ist. So kommt es, daß sie einerseits durch eine Menge von Kräften wirkt, deren Ausübung an körperliche Organe geknüpft und physikalisch-chemischen Gesetzen unterworfen ist, und daß sie anderseits auch auf ihrem eigensten, dem geistigen Gebiete auf die Mittätigkeit der Sinne und der Nerven angewiesen ist. Die Folge davon ist die vielseitige Abhängigkeit des Seelenlebens von der Beschaffenheit und der Verfassung des Körpers. Zum Teil ist sie eine Unvollkommenheit der Natur, mehr noch aber eine Folge der Sünde; sie ist die Quelle ungezählter Schwachheiten, Armseligkeiten und Übel. „Der Leib der Verwesung beschwert die Seele, und die irdische Hülle zieht erdwärts den aufstrebenden Geist.“[8]

Die Eindrücke der Sinne setzen den Nervenapparat in eine Bewegung, der sich unverzüglich die von ihm beherrschten Organe und Kräfte anschließen: das Blut gerät in

Wallung, es erhebt sich der Sturm der Gefühle, die darauf ausgehen, den Willen zu erobern. Die überlegende Vernunft wird sich ihres Aufsichtsrechtes bewußt und ruft die Überlegenheit des Willens an. Dieser hinkt dem niederen Begehrungsvermögen nach, mit Mühe holt er den widerspruchslustigen Bundesgenossen endlich ein. Aber anstatt seinem natürlichen Diener das Joch aufzulegen, trägt er oft selbst dessen Joch. Und wenn er auch schließlich, seines Herrscherberufes sich erinnernd, ein ernstes Machtwort spricht, so streckt der trotzige Widersacher noch längst nicht sofort die Waffen. Es kostet große Anstrengungen, heiße Kämpfe, bis der Wille die Gefühle bemeistert, das Gemüt und die Leidenschaften, die schon ihr Werk vollbracht, zur Ruhe bringt.

Eine solche Abhängigkeit des Geistes vom Stoffe ist nicht das richtige Verhältnis und kann im Zustande der jenseitigen Vollendung nicht mehr fortbestehen. Dort ist die dreifache böse Lust erloschen, alle unordentliche Begehrlichkeit ertötet.

Außer diesen Vorzügen empfängt der Leib der Gerechten noch andere Gaben und Kräfte, so daß er hoch über seine Natur hinaus auf eine Stufe des Seins und des Lebens erhoben wird, die den paradiesischen Zustand unserer Stammeltern bei weitem übertrifft. Er wird wie die Seele eine besondere Aussteuer erhalten, um sich in der besseren Welt zum besseren Leben anzusiedeln.

Christo ähnlich, mit ihm vereinigt zu sein in diesem Leben durch die Gnade, im andern durch die Glorie, das ist unsere erhabene Bestimmung. Das Ebenbild Gottes ist zwar zunächst und vornehmlich der Seele eingedrückt; es überstrahlt aber auch den Körper, insofern in ihm die Seele sich spiegelt. Und je herrlicher in der Seele das Bild Gottes glänzt, desto mehr wird der Leib zum Leben des Geistes erhoben; je bereitwilliger die Seele auf die weisen

und liebevollen Absichten des göttlichen Willens eingeht, desto leichter beugt sich das Fleisch unter ihr Gesetz. Weil aber nicht bloß die Seele, sondern der ganze Mensch zum übernatürlichen Ziele berufen ist, so wird auch der ganze Mensch die der neuen Ordnung entsprechende Befähigung und Tauglichkeit erhalten. Und wie die Seele mit höheren Vollkommenheiten ausgestattet wird, um für die denkbar innigste Vereinigung mit ihrem Gott und Herrn in der glorreichen Anschauung zubereitet zu werden, so wird auch der Leib auf Grund seiner Verbindung mit dem beseligten Geiste eine neue Ausstattung empfangen.

Über die Mitgift der Seele gibt uns der englische Lehrer[9] eine ebenso schöne als klare Auseinandersetzung. Die Kirche, sagt er, und jede Seele, die ihr wahrhaft angehört, ist schon hienieden die Braut Christi und empfängt fortwährend die gnadenreichsten Beweise seiner Liebe. Diese Gaben aber bilden nicht die eigentliche Mitgift; letztere vielmehr besteht in den Geschenken, welche die Braut bei ihrem Einzuge in die Wohnung des Bräutigams mitbringt. Solange die Seele noch im sterblichen Leibe wohnt, ist sie auf der Pilgerfahrt und entfernt von dem Herrn.[10] Mit der brennenden Lampe in der Hand erwartet sie den göttlichen Bräutigam, der sie unvermutet abholen will zum himmlischen Hochzeitsmahle, um ihr den vollen Becher unvergänglicher Freude zu kredenzen. Das Hochzeitskleid hat sie vom Bräutigam schon hienieden empfangen, die besonderen Brautgeschenke aber erhält sie vom dreieinigen Gott am Tage ihrer feierlichen, glorreichen Vermählung; diese Aussteuer soll dem Bräutigam die Lasten der Ehe erleichtern. Die geheimnisvolle Ehe, die Christus mit der Seele eingeht, ist nun zwar frei von jeglicher Last, sie ist vielmehr voll von ungeahnter Wonne und Seligkeit; die Seele aber bedarf eines kostbaren Brautschmuckes, um

des hohen Bräutigams würdig und der innigen Verbindung mit ihm fähig zu werden. Diese Mitgift kommt jedoch auch dem göttlichen Bräutigam zugute, insofern sie um seinetwillen, zu seiner Ehre und Verherrlichung verliehen wird; im übrigen bleibt sie wie die irdische Mitgift dauerndes Eigentum der Braut.

Die leibliche Aussteuer nun kann nichts anderes sein als eine Vergeistigung des Auferstehungsleibes. Wie der Geist eingeht in Gottes Leben und Seligkeit, so der Leib in des Geistes Leben und Seligkeit, ohne jedoch in dessen Wesenheit verwandelt zu werden. Er wird dem Geiste nur gleichförmig und vollkommen untertänig, mit anderen Worten: er wird vergeistigt oder verklärt. Denn nur so paßt er für einen Geist, der mit seinem ganzen Wesen und Leben in das Wesen und Leben des unendlichen Geistes versenkt ist; nur so kann er teilnehmen an der Herrlichkeit seines Gebieters.

Den Brautschmuck des Leibes beschreibt uns näher der hl. Paulus[11] mit folgenden Worten: „Gesäet wird er in Verweslichkeit, auferstehen in Unverweslichkeit; gesäet wird er in Unehre, auferstehen in Herrlichkeit; gesäet wird er in Schwachheit, auferstehen in Kraft; gesäet wird ein tierischer Leib, auferstehen ein geistiger Leib." Im Anschlusse an diese Stelle legen die hl. Väter, die Gottesgelehrten und ebenso der Römische Katechismus den Leibern der Gerechten hauptsächlich vier Eigenschaften bei, die der hl. Thomas mit den vier Kardinal- oder erworbenen Tugenden in Zusammenhang bringt. Der Klugheit, d. i. der klaren Erkenntnis, entspricht die Gabe der Klarheit; der Gerechtigkeit, die ewig dauert, die Leidensunfähigkeit; der Mäßigkeit, durch welche die Sinnlichkeit unterdrückt wird, die Gabe der Feinheit, und endlich der Stärke die Gabe der Kraft.

Das also ist die glorreiche Veränderung, die unser sterbliche Leib an sich erfahren soll. Wie viele Geheimnisse in dem einzigen Worte Verklärung verborgen seien, vermag kein Geist auszudenken, keine Zunge auszusprechen. Zwar wird der Leib nach allen seinen Beziehungen, seiner Wesenheit, seiner Tätigkeit und seiner Erscheinung nach ein wahrer Menschenleib bleiben, aber wiederum nach allen diesen Beziehungen so verändert und umgestaltet sein, daß alle Bilder und Vergleiche nicht ausreichen, um uns eine Vorstellung von der dereinstigen leiblichen Herrlichkeit zu geben.

Die erste Gabe der wiedererweckten Leiber ohne Ausnahme ist die Unsterblichkeit. „Wie Christus, von den Toten auferstanden, nicht mehr stirbt,“ [12] so sterben auch die nicht, die in seiner Kraft auferstehen werden. „Das Sterbliche ist vom Leben verschlungen,“ [13] „der Tod ist vernichtet, er wird nicht mehr sein.“ [14] Unseren Stammeltern im Paradiese war ebenfalls die leibliche Unsterblichkeit verliehen, aber nicht unverlierbar, wie sie uns zuteil werden soll. Seiner Natur nach war der paradiesische Leib sterblich, wie der hl. Augustinus [15] lehrt, aber durch eine besondere Wohltat Gottes wäre er ohne die Dazwischenkunft des Todes aus dem Zustande der Sterblichkeit in den der Unsterblichkeit versetzt worden. Denn wie unser gegenwärtiger Leib nicht darum schon aufhört, verwundbar zu sein, weil es nicht notwendig ist, daß er wirklich verwundet werde, so hört er auch noch nicht auf, sterblich zu sein, weil es nicht notwendig war, daß er starb. Etwas anderes ist es, von dem Sterbenmüssen, etwas anderes, von dem Sterbenkönnen befreit zu sein. [16]

Daß unser Leib nach der Auferstehung nicht bloß der Notwendigkeit, sondern auch der Möglichkeit des Todes überhoben sein wird, hat seinen Grund darin, daß er dann, wie der Apostel sagt, die Unverweslichkeit angezogen

hat. Dieses kostbare Geschenk war unseren Stammeltern versagt. Ihre Leiber unterlagen in derselben Weise wie die unsrigen dem fortwährenden Stoffwechsel, infolgedessen der Leib innerhalb fünf bis sieben Jahre vollständig erneuert wird. Die Seele hat nun zwar die Bestimmung und Fähigkeit, sich mit dem Stoffe zur Wesens- und Lebenseinheit zu verbinden, ihn zum menschlichen Leibe zu gestalten und als solchen eine Zeitlang zu erhalten. Sie hat aber nicht eine solche Herrschaft über ihn, daß sie dessen Veränderung und Zersetzung hindern könnte. Sie sucht zwar die abgegebenen Stoffe durch andere zu ersetzen, vermag aber auf die Dauer das Gleichgewicht nicht aufrecht zu erhalten; und wenn infolgedessen endlich ihre Wohnung zu schadhaft und untauglich geworden ist, muß sie ausziehen. Dieses Los würde auch unsere Stammeltern im Stande der Unschuld getroffen haben, hätte nicht Gott aus besonderer Huld in den Früchten des Lebensbaumes ihnen ein Mittel geboten, ihre Leiber trotz der beständigen Stoffveränderung unversehrt zu erhalten. Die Unsterblichkeit haftete also nicht innerlich dem paradiesischen Leibe an, sondern wurde durch äußere Ursachen bewirkt. Die Kraft aber, die der Seele Adams fehlte, soll der unsrigen einst zuteil werden, nach ihrer Rückkehr in den gegenwärtigen Leib wird sie diesen in allen seinen Organen und Gliedern so binden und beherrschen, daß seine Veränderung und Auflösung ganz unmöglich ist.

Daher wird auch der Leib des Genusses von Speise und Trank weder bedürftig noch fähig sein. „Das Reich Gottes besteht nicht in Speise und Trank," [17] „die Nahrung ist für den Leib, und der Leib für die Nahrung, Gott aber wird beide abtun," [18] d. i. außer Tätigkeit setzen, sagt der Apostel. Und wenn der Herr von einem Essen und Trinken an seinem Tische in seinem Reiche redet, [19] so verheißt er

damit keineswegs eine Fortsetzung der irdischen Tafelfreuden für das andere Leben. Dieses haben wir uns überhaupt nicht zu denken als ein Dasein mit verfeinerten Sinnengenüssen, wie sie die Mohammedaner in ihrem Paradiese erwarten, sondern als eine vollkommene Freude und Sättigung im Herrn, in dessen Wesenheit der ganze Mensch wie in ein Meer von unbeschreiblicher Wonne und Seligkeit eingetaucht sein wird. Und wenn Christus auch nach seiner Auferstehung Speise und Trank zu sich genommen hat,[20] so tat er dies nicht aus Bedürfnis oder um sich zu nähren, sondern um die Seinigen desto augenscheinlicher von der Wahrheit des Auferstehungswunders zu überzeugen. Es erging der genossenen Speise, sagt man, wie dem Wassertropfen, der auf den heißen Stein fällt.

Wir lesen und hören von begnadeten Personen, die jahrelang fast ohne Nahrung leben; aber dieser Ausnahmezustand schützt nicht vor leiblicher Entkräftung, wie er denn in der Regel auch mit schweren körperlichen Leiden verbunden ist und den Tod beschleunigt. So oft die Seele aus der Verzückung, in der sie die Geheimnisse des göttlichen Wesens und Wirkens in besonderen Offenbarungen und Bildern schaut, in ihre naturgemäße Verfassung zurückkehrt, findet sie den Leib geschwächt und ermattet, todmüde und zerschlagen in allen seinen Gliedern. Wenn sie aber einst Gott von Angesicht zu Angesicht schauen darf, wird sie von derartigen Nachwehen nichts mehr zu leiden haben. Wie sie selbst ganz ungestört in Gott leben wird, so wird der Leib mit ihr und durch sie ebenfalls in Gott leben.

Der Leib einer verklärten Seele also wird nicht bloß unsterblich und unverweslich, sondern auch ganz und gar *leidensunfähig* sein. Und hierzu bedarf er keiner äußeren Mittel, die die Sinne betäuben oder die Empfindung aufheben, sondern die Seele wird alle Eindrücke so leiten und

meistern, daß sie nur Wohlbehagen erzeugen. Die Leiber der Gerechten „werden nichts Beschwerliches leiden," sagt der Römische Katechismus,[21] „und von keinem Schmerze oder Ungemache berührt werden können. Denn weder die Strenge der Kälte, noch die Glut der Flammen, noch der Andrang der Gewässer wird ihnen zu schaden vermögen."

Auch in dieser Hinsicht waren unsere Stammeltern bei weitem nicht so vorzüglich gestellt. Sie bedurften besonderer äußerer Schutzmittel, um schmerzlos die mannigfaltigsten Eindrücke von der Außenwelt zu ertragen. Und sie fanden diesen Schutz in der besonderen Fürsorge Gottes, der sowohl selbst beständig sie bewachte, als durch seine Engel sie bewachen ließ, damit sie nie ihren Fuß an einen Stein stießen. Von unsichtbarer Hand wie am Gängelbande geführt, blieben sie vor jeglichem Schrecken und Schmerze bewahrt. Zudem waren sie selbst mit höherer Erkenntnis ausgerüstet, als wir sind, so daß sie leichter unterscheiden und meiden konnten, was ihnen hätte gefährlich oder mißlich werden können. Die Leiber der Seligen dagegen werden in sich die Kraft besitzen, alles, was immer nur Weh und Pein verursachen könnte, ohne die geringste Mühe von sich fernzuhalten. Für alle Ewigkeit werden sie unverletzlich und unverwundbar sein, ganz und gar unfähig, irgendwie zu leiden durch Hitze oder Kälte, Feuer oder Wasser, Hunger oder Durst, Müdigkeit oder Krankheit; was immer ihre Sinne aufnehmen, wird nur Lust und Seligkeit im Gefolge haben. „Trauert und weinet, Brüder! vor dem Herrn," ermahnt der hl. Ephräm,[22] „damit er uns Wonne schenke in seinem Reiche, in jenem Reiche des unsterblichen Lebens, wo es keinen Schmerz mehr gibt, keine Trauer und keine Klage, wo keiner mehr weint oder büßt, keiner mehr fürchtet oder zittert, wo es keinen Tod gibt und keine Verwesung, keinen Feind und keinen Widersacher, weder Ungehorsam noch Zorn, weder

Haß noch Feindschaft, sondern nur Freude und Frohlocken an jener reichen und geistigen Tafel, die der Herr bereitet hat denen, die ihn lieben."

Solche Wunder wird der Allmächtige wirken, der die drei Jünglinge im Feuerofen, den Lieblingsjünger Johannes im Kessel siedenden Öles, seinen treuen Diener Johannes von Gott in den Flammen unversehrt erhielt und viele andere Märtyrer gegen alle Wirkungen der gräßlichsten Marterwerkzeuge unempfindlich machte. Tröste dich darum, du frommer Dulder, der du jahrelang auf deinem Schmerzenslager dem Tode entgegenharrst: dein Erlöser wird kommen und dein Leid in Freude verwandeln. Die Welt gleicht einem großen Krankenhause, jeder Erdenbürger ist Patient. Der eine wird vom quälenden Siechtum langsam verzehrt, der andere fällt einem heftigen Fieber zum Opfer; dem einen bohrt der Schmerz in den innersten Eingeweiden, dem andern frißt ein Krebsgeschwür das Fleisch vom lebendigen Leibe; die Erde wimmelt von wandelnden Leichen und schleichenden Gerippen. Täglich betritt der Engel der Ewigkeit das unermeßlich große Hospital der Adamskinder und bringt Tausenden die Botschaft der Entlassung. Sie ächzen und stöhnen und röcheln noch einmal und ziehen aus. Dürfen wir sie beweinen, die Genossen unserer Leiden, da sie nun für immer geheilt sind? Sie sind uns nur einige Schritte vorausgegangen, und wir folgen ihnen bald.

Die zweite Eigenschaft des Auferstehungsleibes ist die Klarheit: „gesäet wird er in Unehre, auferstehen in Glanz." Durch diese wunderbare Gabe wird er in seiner äußeren Gestalt und Erscheinung vervollkommnet, verklärt und verherrlicht. Er wird frei sein von jeglicher Häßlichkeit und von allem, was Mißfallen oder Abneigung erregen könnte, dagegen ausgestattet sein mit vollendeter Schönheit in Form und Farbe. Nicht mehr wird er der Kleidung bedürfen,

um seine Blöße zu bedecken oder gegen schädliche Einflüsse der Witterung und des Klimas sich zu schützen. Den gefallenen Menschen im Paradiese machte Gott Röcke aus Tierfellen, damit sie sich konnten sehen lassen. Seinen in Gnaden wieder angenommenen und zur Glorie erhobenen Kindern wird er ein ganz anderes Gewand bereiten, ein Lichtgewand von durchsichtiger Klarheit und strahlendem Glanze, damit sie ähnlich seien seinem eingeborenen und menschgewordenen Sohne. Um unter den Menschen zu leben und für die Menschen zu leiden, entzog der Erlöser seinem Leibe samt den übrigen Verklärungsgaben auch den Verklärungsglanz, der ihm kraft seiner persönlichen Vereinigung mit der Gottheit und der glorreichen Anschauung gebührte. Nur einmal ließ er ihn hervorbrechen, und da „glänzte sein Angesicht wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie der Schnee".[23] Unser Haupt und Vorbild ist heimgekehrt in das Haus seines Vaters, um uns dort eine Wohnung zu bereiten; von dort wird er wiederkommen in großer Kraft und Majestät, um die Seinigen zu sich zu nehmen und an seiner ganzen Herrlichkeit teilnehmen zu lassen. „Er wird den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten, daß er gleichgestaltet sei dem Leibe seiner Herrlichkeit."[24]

Wie die dunkle Morgenröte in funkelnden Silberglanz sich verwandelt, sobald sie von dem hellen Tagesgestirn durchleuchtet wird, so wird der von dem unerschaffenen Geiste durchleuchtete Menschengeist seinen Leib vergeistigen, verherrlichen und verklären. Das Licht, in dem der Verklärungsleib erglänzt, ist gewissermaßen der äußere Widerschein von der Fülle des geistigen, göttlichen Lichtes, mit dem die gottschauende Seele getränkt ist. Und es entsteht, wie der hl. Thomas[25] bemerkt, dadurch, daß die Seele ihre Herrlichkeit auf den Leib hinüberströmen läßt, um ihm eine ihres eigenen Lichtschmuckes würdige Schönheit und Pracht

zu verleihen. Zwar ist das sichtbare Strahlengewand, mit dem der von der verklärten Seele durchleuchtete Leib umwoben ist, nicht das geistige Licht selbst, sondern seiner Natur nach verschieden von ihm. Das Licht, in dessen Wesen und Entstehung die neuere Physik etwas mehr Licht gebracht hat, gehört nicht der geistigen, sondern der körperlichen Welt an, aber von allen Erscheinungen in der Natur kommt es dem Wesen und Wirken des Geistes am nächsten. Mit einer Bewegungsgeschwindigkeit von mehr als 42000 Meilen in der Sekunde reicht es näher als die Wärme und als die Elektrizität an die Schnelligkeit des Gedankens, und daher erscheint es nicht nur als das entsprechendste Bild, sondern auch als der naturgemäße Ausdruck und Ausfluß, als die leibliche Wirkung des Verklärungslichtes, mit dem die vollendete, Gottes Wesenheit schauende Seele erfüllt ist.

„Diese Klarheit," schreibt der Römische Katechismus,[26] „ist ein gewisser Glanz, der aus der höchsten Glückseligkeit der Seele in den Körper überfließt, so daß sie gleichsam eine Mitteilung jener Seligkeit ist, welche die Seele genießt, wie denn auch die Seele selber selig wird, weil ein Teil der göttlichen Glückseligkeit auf sie hinübergeleitet wird. Ein Vorbild dieser Herrlichkeit gleichsam sah auch das Volk Israel in der Wüste, als „das Angesicht des Moses von der Unterredung und der Gegenwart Gottes so leuchtete, daß die Kinder Israels auf dieses ihr Auge nicht richten konnten".[27] Einst wird nicht nur das Angesicht, sondern der ganze Leib der Gerechten in solchem reinen Lichtfeuer glänzen. „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne im Reiche ihres Vaters,"[28] „wie der Glanz des Firmamentes und wie die Sterne in alle Ewigkeit,"[29] „und wie Feuerfunken im Röhricht werden sie einhergehen."[30]

Das Licht ist die Fülle und der Inbegriff aller irdischen

Schönheit. Durch seine liebliche Farbenpracht wird die ganze äußere Gestalt des Leibes verherrlicht werden. Und hierin besteht die Verklärung im engeren Sinne, da sie zunächst und am meisten in die Augen fallen wird. Man frage nicht, wie für ein solches Lichtgewand der Leib empfänglich sei. Die Natur schafft in ihrer Werkstätte aus dem dunklen Kohlenstoffe den blitzenden Diamanten, und der beide schuf, säete Millionen und Millionen Lichtkugeln in den unermeßlichen Weltenraum. Nicht bloß die riesigen Zentralkörper oder die Sonnen erzeugen eigenes Licht, sondern auch die übrigen Körper. Das Erdlicht war am 7. Januar 1831 so stark, daß man ohne Anstrengung Gedrucktes lesen konnte. „Es ist nicht unwahrscheinlich," meint Alexander von Humboldt,[31] „daß der Mond, der Jupiter und die Kometen außer dem reflektierten Sonnenlichte auch von ihnen selbst hervorgebrachtes Licht strahlen." „Und da Gott den Unglauben der Menschen voraussah," schreibt der hl. Cyrill von Jerusalem,[32] „so gab er jenem kleinen Würmchen einen leuchtenden Körper, damit der Augenschein uns hoffen lasse, was wir erwarten. Der das eine konnte, kann auch das andere, und der jenem Würmlein den Lichtglanz verlieh, wird ihn seinen Gerechten gewiß nicht vorenthalten."

Ist nach der Auffassung der hl. Väter und der älteren Theologen das Licht der Verklärung so zu verstehen, daß der auferstandene Leib mit eigentlichem und eigenem Lichte leuchtet, so wäre nach den neueren Ergebnissen der Naturwissenschaft die Entstehung des Verklärungslichtes ebenfalls in einer außerordentlich raschen Bewegung der einzelnen Körperatome und des sie umgebenden Äthers zu suchen. Der Selige würde demnach von Gott die Kraft empfangen, den Leib in die zur Lichterzeugung notwendige Bewegungsgeschwindigkeit zu versetzen und ihn je nach der größeren

oder geringeren, aber stets ungeheueren Geschwindigkeit in der mannigfaltigsten Lichtfarbenpracht leuchten zu lassen.[33] Wird dieser aber solche schnelle Schwingungen ohne schmerzliche Erschütterungen ertragen können? wird er nicht von der eigenen Lichtglut verzehrt werden? Dieserhalb keine Sorge! Unverweslich und leidensunfähig, wird er ebensowenig Schmerz erleiden wie die Glühwürmchen. Übrigens ist auch nicht jede irdische Lichterscheinung von Wärmeentwicklung begleitet; das Licht des Mondes z. B. und das Nordlicht erzeugen keine Wärme.

Welch eine neue Welt, voll des lieblichen Lichtes, tut sich auf vor dem Auge des Geistes, das vom christlichen Glaubenslicht erleuchtet wird! Die Leiber der Gerechten werden glänzen wie die Sonne am Firmament und funkeln wie das Sternenheer am Himmelszelt, von dessen Lichtfülle wir uns schon keine Vorstellung mehr machen können; überstrahlt doch nach Secchis[34] Berechnung der Sirius die Sonne an Helle um das Dreiundsechzigfache. Nach freiem Belieben, wie der hl. Thomas[35] meint, Licht spendend und Licht empfangend, im anmutigsten Wechsel der wundervollen Farbentöne strahlend, bald in sanftem Lichtschimmer, bald in blitzendem Lichtfeuer, wird die gekrönte Siegesschar den Thron des Ewigen umstehen und unaufhörlich Jubellieder singen. Nicht alle werden in demselben Lichtschmucke erglänzen; denn „anders ist die Klarheit der Sonne; anders die Klarheit des Mondes, anders die Klarheit der Sterne; denn ein Stern ist von dem andern verschieden an Klarheit. So ist es auch mit der Auferstehung der Toten.“[36] Und die, die im zeitlichen Streite gegen die Feinde ihres Heiles vorzügliche Heldentaten vollbracht, die Märtyrer, die die grausamsten Verfolgungen der Welt starkmütig überstanden, die Jungfrauen, die die Sinnlichkeit mit besonderer Auszeichnung überwunden, die Lehrer des Evangeliums,

die dem Verderben so manches Opfer entrissen, nicht nur ihre eigenen, sondern auch die Seelen anderer gerettet haben, werden außer der allgemeinen Krone der ewigen Glückseligkeit noch ein besonderes Krönchen, eine sog. Aureole empfangen und vor den übrigen Heiligen auch äußerlich durch einen besonderen leiblichen Verklärungsschein ausgezeichnet werden.[37] Alle aber, die im Kampfe für ihr Heil und ihren Heiland redlich gestritten und gelitten haben, werden zum Lohne die Krone empfangen als Zeichen des Sieges und der Herrschaft mit Christo in seinem Reiche.

Darum weine nicht, wenn zwei Augen, die so oft voll Güte und Milde dich angeblickt, ihre letzte Träne weinen und dann erlöschen. Drückst du sie sanft zu, so ist es nicht für immer. Sie werden einst wieder geöffnet und mit neuer und unverwüstlicher Sehkraft ausgerüstet werden, um die Macht und Fülle des herrlichen Lichtes zu ertragen, das in mannigfaltiger Farbenpracht aus den Leibern aller Gerechten wie aus unzählbaren Sonnen, von denen die eine noch schöner als die andere, hervorbrechen wird. Dem unverklärten sterblichen Auge würde ein solcher Anblick wehe tun, es würde geblendet werden, wie dem hl. Paulus geschah, als er auf dem Wege nach Damaskus den Herrn im himmlischen Verklärungsglanze erblickte.[38]

Zage auch nicht, wenn das Flimmern der Sterbekerze dir selbst ankündigt, daß dein Auge bald brechen werde.

Die dritte Vollkommenheit, die dem Auferstehungsleibe eigen sein wird, ist die Kraft oder Behendigkeit: „gesäet wird er in Schwachheit, auferstehen in Kraft.“ „Die Gerechten werden leuchten und wie Feuerfunken im Röhricht einhergehen,“[39] „sie werden laufen, ohne zu ermüden, wandeln, ohne zu ermatten.“[40] Der hl. Thomas behandelt diese Mitgift in drei Artikeln[41] und leitet sie aus der vollkommenen Herrschaft ab, die die Seele über

den Leib auszuüben berufen und befähigt sein wird. Der Leib empfängt nämlich von der Seele nicht bloß Sein und Leben, sondern auch Bewegung. Diese aber ist im gegenwärtigen Zustande eine höchst unvollkommene.

Dem Gesetze der Schwere unterworfen, ist der Körper erdwärts gerichtet und, anstatt der aufwärts strebenden Seele zu folgen, hält er sie vielmehr zurück. Schwerfällig schleppt er sich auf ihr Geheiß an der Scholle dahin, er wandelt eine Zeitlang, bald wird er müde und matt und kann nicht mehr fort. Einst wird dieses Mißverhältnis, durch das die Tätigkeit des Geistes so sehr beschränkt und gelähmt wird, aufhören; jene Langsamkeit ist unverträglich mit dem vergeistigten und verklärten Leibe. Dieser wird nicht länger der Flugkraft des Geistes Hindernisse bereiten, sondern ihr sofort ohne Widerstreben folgen. „Was das für eine Bewegung sein werde," schreibt der hl. Augustinus,[42] „wage ich nicht näher zu bestimmen, da ich es nicht zu fassen vermag. So viel aber ist gewiß: wo immer der Geist sein will, da wird auch der Körper sein, und zwar sofort; jedoch nichts wird der Geist wollen, was entweder für ihn selbst oder für den Leib sich nicht geziemte."

In leichtem Fluge schwingt sich der Vogel in die Lüfte. Mit ungleich größerer Kraft wird die Seele des Gerechten ihren wiedererweckten Leib erfassen und mit ihm zum Himmel steigen,[43] die Anziehungskraft der Erde und die Schranken der Körperlichkeit besiegen, unbehindert und unaufhaltsam den weiten Weltraum durcheilen, schneller als die Wellen des Schalles und des Lichtes, schneller als der elektrische Strom sich fortbewegen, wie einst der Herr nach seiner Auferstehung plötzlich bald hier, bald dort erscheinen, im Nu kommen und wieder verschwinden, damit, wie der hl. Thomas bemerkt, auch der Leib, nunmehr ein ganz willfähriges Werkzeug der Seele, seine Sinnestätigkeit ausüben und in unmittelbarer

Gegenwart am Anblicke der geschaffenen Güter sich erfreuen könne.

Wie einst der Heiland auf dem Wasser wandelte, so wurden auch, wie die Legende der Heiligen erzählt, der hl. Petrus von Alcantara, der hl. Joseph von Cupertino, der hl. Vincenz Ferrerius u. a. durch das Wunder ausgezeichnet, daß sie zeitweilig die Hemmnisse der Körperwelt überwinden und auf dem Wasser gehen konnten, als hätten sie ihre natürliche Schwere verloren. Der Vorgang, daß schon der sterbliche und schwerfällige Leib dem Banne der Naturkräfte entrückt ward und dienstfertig den Anregungen und Bewegungen des Geistes Folge leistete, wenn dieser durch unmittelbare Gotteskraft zum Schauen der göttlichen Geheimnisse emporgehoben wurde und mit allen seinen Kräften in der höheren Welt lebte, gibt uns eine schwache Vorstellung dessen, was uns verheißen ist. Während aber Begebenheiten dieser Art jedesmal in einem besonderen Eingreifen der göttlichen Macht ihre Ursache hatten, wird den Seligen die Gabe der Behendigkeit wie die übrigen Verklärungsgaben für immer verliehen werden und beständig innewohnen, so daß sie dann aus eigener Kraft die Elemente und deren Gesetze beherrschen werden.

Welch ein wunderbarer Gegensatz zu dem Zustande des sterblichen und des gestorbenen Leibes! Die Krankheit wirft den Körper zu Boden und fesselt ihn ans Lager, der Tod macht ihn vollends steif und starr; einst aber soll er in unvergänglicher Kraft und Behendigkeit teilnehmen an dem unaufhaltsamen Fluge des verklärten Geistes.

„Zu diesem Schmucke gesellt sich noch," schreibt der Römische Katechismus,[44] „die sogenannte Feinheit, kraft deren der Leib dem Geiste vollständig unterworfen, ihm dienen und jedes Winkes gewärtig sein wird, wie dies aus den Worten des Apostels erhellt: ‚Gesäet wird ein tierischer

Leib, auferstehen ein geistiger Leib.'" Mit diesen Worten zwar bezeichnet der Apostel die leibliche Verklärung überhaupt und im allgemeinen, die ja nach dem früher Gesagten gerade in der Vergeistigung des Leibes besteht: bei der Auferstehung soll dieser von den Gesetzen und Fesseln der rohen, plumpen Körperlichkeit befreit und dem Geiste ähnlich werden. Der geistförmige Leib aber besitzt eine wunderbare Feinheit und Zartheit, eine ätherische Klarheit und Durchsichtigkeit, die deshalb auch als eine besondere Eigenschaft von den Vätern und Theologen behandelt wird.

Hierbei ist jedoch der schon früher erwähnte Gedanke älterer Irrlehrer an ein vollständiges Aufgehen und Verschwinden der Leiblichkeit in der Natur des Geistes unbedingt abzuweisen; eine solche Aufsaugung und Verwandlung des Leibes ist widersinnig und wäre auch keine Auferstehung mehr. „Tastet und sehet," sprach der auferstandene Meister zu seinen Jüngern, „ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe";[45] „in meinem Fleische werde ich meinen Erlöser schauen,"[46] tröstete sich der fromme Job. Durch die Ausstattung mit Eigenschaften und Vollkommenheiten, die natürlicherweise nur dem Geiste zukommen, wird der Leib zwar sehr vergeistigt, aber darum noch nicht selbst Geist, vielmehr wird er seine wahre Natur samt allem, was zu ihr gehört, beibehalten und nur dasjenige ablegen, was unvollkommen ist und zu dem neuen Stande der Herrlichkeit nicht paßt. Jakob Böhme, Baader, Oetinger, Lavater, Jung-Stilling, Schelling, Hamann, J. Kerner, Eschenmayer, Daumer, Carus, Fortlage, du Prel und andere Theosophen und Mystiker haben von einem Doppelleibe geredet: einem groben nämlich, den die Seele im Tode ablege wie der Arbeiter am Abende seinen Kittel — „Zellenfrack" nennt ihn vornehmer Baron v. Hellenbach —, und einem feineren oder „ätherischen", „siderischen", „seelischen",

mit dem sie auch nach dem Tode bekleidet bleibe. Dann wäre ja der Tod kein Tod mehr, und daher eine eigentliche Auferstehung ebenso unmöglich als unnötig. Das gleiche gilt von der Anschauung Deutingers,[47] der ebenfalls eine vollständige Trennung im Tode leugnet, vielmehr die Seele in fortdauernder Verbindung läßt mit dem verwesenden Leibe, aus dem sie sich allmählich die von Anfang an keimartig vorhandene unverwesliche Hülle bilde. Dadurch wird das Auferstehungswunder, diese freie Tat der göttlichen Macht, zu einem natürlichen Vorgange umgestempelt. Die Annahme eines aus dem feinsten Äther bestehenden „Seelenleibes" oder „Perisprit", wie die Spiritisten sagen, ist ein bewußtes oder unbewußtes Zugeständnis an die materialistische Anschauung, nach der ein Geist nicht ohne Leiblichkeit existiert, und die leicht damit enden kann, daß das Seelenwesen selbst zu einem ätherischen Stoffe verdichtet wird.

Durch die Gabe der Feinheit wird dem Leibe die Tastbarkeit, die Festigkeit und die räumliche Ausdehnung keineswegs entzogen, sondern nur die Fähigkeit mitgeteilt, bei seiner Bewegung durch den Weltenraum alle körperlichen Hindernisse zu überwinden, sie zu durchdringen. Wie der Herr aus dem verschlossenen und unverletzten Grabe hervorging und durch verschlossene Türen ein- und ausging, so werden auch die Seligen auf keinen noch so festen oder dichten Körper stoßen, durch den sie nicht mit Blitzesschnelle hindurch zu eilen vermöchten. Frei und ungehindert dringt der Geist mit seinen Gedanken, wohin er immer will; mit derselben Leichtigkeit kann er einst auch seinen Genossen mitnehmen, ohne daß irgend eine Schranke ihm den Weg versperrt.

Die Riesengeister der Gotteswissenschaft: Thomas, Bonaventura, Scotus a. a., haben mit größter Anstrengung und

Ausdauer sich abgemüht, einigermaßen uns eine Vorstellung zu verschaffen von dieser neuen wunderbaren Eigenschaft, und sie selbst haben wohl am lebhaftesten empfunden, wie unzulänglich ihre Erklärungsversuche gewesen. Trotz den großen Fortschritten, die die Wissenschaft seitdem in der Erkenntnis der Körperwelt gemacht hat, sind wir nicht viel besser daran. Die Annahme, daß die einzelnen Teilchen eines jeden, auch des dichtesten Körpers durch einen von feinem Ätherstoffe erfüllten Raum,[48] also durch Poren voneinander getrennt sind, trägt allerdings zum Verständnisse der Möglichkeit bei, wie feste Körper einander durchdringen und selbst ineinander sein können, ohne ihre Wesenheit zu ändern; so kann selbst durch die dichtesten Metalle wie Silber und Gold noch Wasser hindurch getrieben werden. Die weitere Frage aber ist die, ob eine Massendurchdringung zweier Körper derart stattfinden könne, daß beide mit ihren Teilen einen und denselben Raum einnehmen, ohne ihr wesenhaftes und selbständiges Dasein zu verlieren.

Der hl. Thomas und die angesehensten seiner Schüler sind der Meinung, daß eine solche Durchdringung selbst bei den Auferstehungsleibern, die ja weder der stofflichen Masse, noch der Ausdehnung entbehren, niemals anders als durch ein besonderes Wunder der göttlichen Macht könne bewirkt werden. Wir glauben jedoch von der Notwendigkeit eines jedesmaligen Eingreifen Gottes absehen zu können und auch zu müssen, wenn anders die Durchdringungsfähigkeit als eine dauernde Eigenschaft des verklärten Leibes soll gewahrt bleiben.

Die Raumerfüllung, kraft deren die Körper mit ihren nebeneinanderliegenden Stoffteilen auseinanderliegende Teile des Raumes so einnehmen, daß sie genau in diesem Raume nicht gleichzeitig mit anderen Körpern sein können, ist zwar eine naturnotwendige Folge ihrer stofflichen Beschaffenheit.

Jedoch läßt sich vom Standpunkte der atomistischen Anschauung über die Bildung und Zusammensetzung der Körper, nach der sie aus einfachen Elementen bestehen, die Zusammendrängung dieser Elemente in bloß einen Punkt des Raumes verstehen. Und die Ausdehnung der Körper im Raume erklärt sich hiernach einfach durch die Bewegung, in die der Schöpfer die Atome im Anfange versetzt hat. Der die Bewegung gegeben, kann sie auch wieder aufheben, wie er sie tatsächlich durch bekannte Naturgesetze vermehrt und vermindert. Wird aber den Atomen, aus denen der Körper zusammengesetzt ist, ihre Bewegung genommen, so wird dadurch die räumliche Ausdehnung des Körpers selbst auf ein äußerstes Maß beschränkt. Die innere Unmöglichkeit also, daß ein Körper die Fähigkeit habe, derart sich zusammenzuziehen, um einen andern zu durchdringen oder durchzulassen, kann nicht nachgewiesen werden.

Nur dann müßte diese Fähigkeit auf einen inneren Widerstand stoßen, wenn durch sie eine Veränderung oder gar Vernichtung der Körpersubstanz unvermeidlich würde. Wir kennen aber das Wesen der Körper noch zu wenig, um mit Gewißheit behaupten zu können, daß die räumliche Ausdehnung nicht bloß eine naturgesetzliche, sondern auch eine wesensnotwendige Eigenschaft des Körpers sei. Die ganze Substanz des Wassers ist in jedem Tropfen so gut wie im ganzen Ozean und in jedem unteilbaren Atome des Tropfens so gut wie im ganzen Tropfen. Es wird daher auch von Philosophen die Behauptung aufgestellt, daß einem Körper ohne Beeinträchtigung seiner Wesenheit die räumliche Ausdehnung könne entzogen werden, so daß er nicht mehr dimensiv, sondern wie die reinen Geister oder wie die Seele im Körper einen Raum erfülle, d. h. ganz im ganzen Raume sei. Hiernach enthielte nicht einmal die Annahme, daß zwei Körper mit ihren Substanzen gleichzeitig und genau

denselben Raum einnehmen und durchdringen könnten, einen inneren Widerspruch; und das wäre schon möglich, wenn einer der gegeneinanderdringenden Körper diese Eigenschaft besäße.[49]

Uns erscheint einerseits die stoffliche Beschaffenheit des verklärten Leibes mit dessen Feinheit am besten vereinbar, und anderseits seine Durchdringungsfähigkeit hinreichend gewahrt, wenn wir die letztere als eine Eigenschaft auffassen, durch die der Leib in den Stand gesetzt ist, bei seinen Bewegungen nach freiem Belieben seine räumliche Ausdehnung zu beschränken, ohne an seiner inneren Ausdehnung einzubüßen; eine Verminderung seiner Massenausdehnung wird in das innere Nebeneinander seiner Teile keine Störung bringen. Die Physiker sprechen zwar von einer Durchdringbarkeit der Körperatome; allein im ganzen natürlichen Bereiche gibt es keine Ausnahme von dem Naturgesetze, nach dem jeder Körper seinen Platz behauptet und alle anderen davon ausschließt. Die physikalische oder chemische Durchdringung von Körpern ist nicht eine solche Ausnahme, da die Atome in den Mischungen ihren Platz nebeneinander behalten. Auch die Erklärung der spiritistischen „Apporte“ bedarf einer solchen Ausnahme nicht.

Wenn irgend ein Ergebnis der neueren Physik eine Ähnlichkeit mit der Feinheit des Auferstehungsleibes zu bieten vermag, so scheint es uns die Entdeckung der „strahlenden Materie“ oder des „vierten Aggregatzustandes“ zu sein, durch die unsere Vorstellungen von der Verfeinerung der Materie eine überraschende Erweiterung erfahren haben. Der berühmte Physiker Faraday hatte bereits im Jahre 1816 geschrieben: „Wenn wir uns einen Zustand der Materie denken, der ebenso weit entfernt ist vom gasförmigen, wie dieser vom flüssigen . . ., so würden wir vielleicht, wenn unsere Einbildungskraft bis dahin vorzudringen vermag,

die ‚strahlende Materie' erfassen; und wie die Materie beim Übergange vom flüssigen in den gasförmigen Zustand eine große Anzahl ihrer Eigenschaften verliert, so müßte sie bei jener Umwandlung noch mehrere verlieren." Wenn feste Körper flüssig werden, so legen sie ihre grobe Struktur und Textur ab, verlieren die Mannigfaltigkeit der Formen, der kristallinischen wie der anderen, die verschiedenen Grade der Härte usw. Die Molekel gewinnen eine vollkommene Beweglichkeit, und an Stelle der Undurchsichtigkeit tritt oft die Durchsichtigkeit. Beim Übergange in den gasförmigen Zustand geht eine noch größere Anzahl der charakteristischen, physikalischen Eigenschaften zugrunde.

Was Faradays scharfblickender Geist vorausgesehen, ist durch die Geißlerschen Röhren und durch Crookes' Radiometer zum Teil wenigstens in Erfüllung gegangen. Der berühmte Experimentator Crookes hat durch seine „Lichtmühle" den schlagenden Beweis geliefert, daß ein vollkommen luftleerer Raum gar nicht hergestellt werden kann, sondern daß stets noch eine Materie im Raume zurückbleibt, die, mag man sie Äther nennen oder im Sinne Robert Mayers als die millionenfach verdünnte atmosphärische Luft bezeichnen, immer noch stoffliche Eigenschaften zeigt, da sie durch das Licht Bewegungszustände empfängt, die ihrerseits wieder die mechanische Bewegung eines minutiösen Mühlchens mit vier Flügeln zuwege bringen.[50] Crookes' Ergebnisse wurden durch ähnliche Versuche von Zöllner, Geißler u. a. bestätigt. Kalischer[51] stellt nun folgende Berechnung an. „Nach wohlberechtigter Schätzung enthält eine Kugel von 13,5 Zentimeter Durchmesser mehr als eine Quadrillion Gasmolekel. Wenn man die Kugel bis auf ein Millionstel einer Atmosphäre evakuiert, also die oben angegebene Zahl durch eine Million dividiert wird, so bleibt immer noch eine Trillion zurück. Um uns eine Vorstellung von diesen ungeheuren

Zahlen zu bilden, denken wir mit Crookes in eine leere Kugel von genannten Dimensionen vermittels des Induktionsfunkens ein Loch mit mikroskopischer Feinheit gebohrt und nehmen diese Molekel von solcher Feinheit an, daß hundert Millionen in jeder Sekunde durch jene kleine Öffnung eintreten. Wie lange Zeit würde wohl vergehen, bis die Kugel mit Luft von gewöhnlichem Atmosphärendrucke gefüllt sei, bis sie also eine Quadrillion Molekel aufgenommen haben würde? Ein Tag? Ein Jahrhundert? Für unsere Begriffe eine Ewigkeit: 408501731 Jahre." J. Loschmidt[52] bestimmt den Durchmesser eines Luftmoleküls in runder Zahl auf ein millionstel Millimeter. Lothar Meyer[53] hält mit William Thomson dafür, daß der Durchmesser keiner Molekel irgend einer gasförmigen Substanz kleiner sein kann als der fünfzigmillionste Teil eines Millimeters. Indessen ist mit der oben angegebenen Verdünnung die äußerste Teilbarkeit der Materie noch lange nicht erreicht.

Eine noch weitere Erörterung der sehr subtilen Frage über die Subtilität des Auferstehungsleibes liegt hier abseits unseres Weges. Der unverwesliche und verklärte Leib wird die Durchdringungsfähigkeit besitzen, und wir vermögen nur schwache Vermutungen über die Art und Weise anzustellen, wie er sie ausüben könne. Statt dessen bescheiden wir uns mit dem demütigen Glauben an dieses große Geheimnis und mit dem freudigen Staunen über Gottes Macht, die alles, was frei ist von innerem Widerspruche, wirken kann.

Der Gnade gegenüber, wenn sie das Gebiet der Natur berührt, findet der Verstand sich in größerer Verlegenheit, als wenn sie den Geist ergreift. Des letzteren Wesen und Leben ist uns zwar noch mehr verborgen als die Erscheinungen und die Zustände in der sichtbaren Welt; aber gerade deshalb sind wir auch weniger in der Lage, auf dem geistigen Gebiete die Grenze zwischen dem Möglichen

und dem Unmöglichen festzustellen. Zudem ist für den gottebenbildlichen Geist der Kreis der natürlichen Möglichkeiten viel weiter gezogen als für den Leib. Und da der Verstand zur Erkenntnis der körperlichen Natur und der in ihr waltenden Daseins- und Lebensgesetze nur durch die Tätigkeit der Sinne gelangen kann, so fühlt er sich in seinem ganzen Tun so sehr an die sinnliche Wahrnehmung und Erfahrung gebunden, daß er sich kaum davon losmachen kann. Strebt er höher hinan, so wird er jedesmal durch den ganzen Ballast der gewöhnlichen Vorstellungen vom Raume und von den Gesetzen des rein natürlichen Erdenlebens beschwert. Diese aber lassen sich nicht schlechthin auf die höhere, übernatürliche Ordnung des neuen Leibes im neuen Leben übertragen und haben deshalb keine unbedingte Gültigkeit. Gott, der sie gegeben, kann sie ganz oder teilweise aufheben, ohne die Geschöpfe, für die sie hienieden gelten, in ihrer natürlichen Wesenheit zu vernichten oder zu verändern; oder vielmehr die vollkommenen Gesetze der Leiblichkeit werden wohl erst jenseits des Grabes in Kraft treten.

Das wunderbarste Beispiel, wie wenig ein verklärter Leib den Bedingungen des irdischen Leibes und Lebens unterworfen ist, gibt uns das allerheiligste Altarssakrament. Der eine, wahre und wirkliche Leib des Herrn thront zur Rechten des Vaters und weilt, was nicht einmal ein geschaffener Geist von Natur aus vermag, gleichzeitig an vielen tausend Orten der Erde, ohne daß seine Wesenheit geteilt oder vervielfältigt wird; wie die Seele im Körper, so ist er ganz und unteilbar in den ganzen Gestalten wie in jedem Teile derselben zugegen; er nimmt ganz genau denselben Raum ein, den diese ausfüllen, so daß seine Gegenwart aufhört, wenn diese aufhören; er ist endlich zugegen ohne sichtbare Erscheinung seiner selbst. So ist größer das Wunder des Altares als das des jüngsten Tages.

Als Krone und Vertreter der gesamten Körperwelt hat der menschliche Leib die Bestimmung, nicht bloß das Gehäuse, sondern auch das Werkzeug des Geistes zu sein, durch das dieser die Sinnenwelt zunächst sich dienstbar machen soll, um sie dann in freier Unterwürfigkeit dem Schöpfer zu Füßen zu legen. Durch den Körper bemächtigt sich die Seele des Sinnlichen, sieht, hört, schmeckt und fühlt dessen Eindrücke. Allein was durch die Sinne wahrgenommen und empfunden wird, ist nur die äußere und rauhe Schale, nicht der wesenhafte Kern, den erst die Scheidekunst des Verstandes entdeckt, jedoch ohne ihn fassen zu können. Da in der anderen Welt das Geistige recht eigentlich zu Hause ist und die Leiblichkeit beherrscht, so wird dort den Sinnen des verklärten Leibes die eigentliche Wesenheit, sozusagen der zarte Duft, die feinste Würze oder Essenz der Dinge zugänglich sein.

Ferner ist der Leib nicht bloß das Organ des Geistes, sondern auch der Leiter und Träger des sakramentalischen Gnadenflusses, der sich in die Seele ergießt. Es entspricht daher der Stellung, die der Leib in der Natur- und Gnadenordnung einnimmt, daß in ihm und durch ihn in der körperlichen Außenwelt der Glanz des göttlichen Ebenbildes widerstrahle, daß der Leib der leuchtende Spiegel der gottbegnadeten Seele, die würdige Fassung des Idealen und der sinnfällige Ausdruck der verborgenen inneren Schönheit sei. Er war es ursprünglich, solange diese Schönheit bestand. Mit ihr aber ging auch die Zierde des äußeren Gewandes, der körperliche Abglanz des Geistigen und Göttlichen, meist verloren. Der Leib war nackt und beschämt, weil er das traurige Bild einer sündigen Seele geworden; die äußere Blöße war die notwendige Folge der inneren Nacktheit. Mit der Begehrlichkeit und als Schutzwehr gegen ihre furchtbare und verheerende Macht besteht das Schamgefühl; an

der verklärten Leiblichkeit wäre es samt dem Kleidungsbedürfnisse ebenso widernatürlich, als es an der verderbten natürlich ist. Der Unterschied der Geschlechter aber, an den der Schöpfer die Fortpflanzung der menschlichen Natur geknüpft hat, wird, wie alle hl. Väter, ausgenommen Basilius und Gregor von Nazianz, mit Berufung auf Matth. 22, 30 lehren, auch jenseits fortdauern, eine Zeugung jedoch weder auf die gewöhnliche, noch auf eine geistigere Weise, wie einige träumen, stattfinden; jene ist schon infolge der leiblichen Unversehrtheit unmöglich, die eine wie die andere aber nach Erreichung der Vollzahl derer, die das Himmelreich erben sollen, unnötig.

Da das natürliche Ebenbild Gottes im Menschen durch die Sünde zwar verunstaltet, aber keineswegs vernichtet ist, so hat auch der Geist nicht alle Gewalt über das Sinnliche verloren. In überraschender, aber immerhin unvollkommener Weise gelingt es ihm noch manchmal, den Stoff zu bewältigen und mit seinen Ideen die toten Elemente von Stein und Erz, von Holz und Leinwand zu beseelen. Ein edler Genuß für Auge und Gemüt ist der Anblick eines wahrhaft schönen Gemäldes. Je länger wir die Werke berühmter Meister anschauen, desto mehr werden wir von deren magischen Wirkungen ergriffen und fortgerissen. Der Odem des Lebens weht über die toten Pinselstriche auf der steifen Leinwandfläche; aus Auge und Mund und dem ganzen Bilde scheint eine Seele zu sprechen, die alles, was sie innerlich empfindet, vertraulich offenbaren möchte. Aufmerksam lauschen wir ihrem Worte, wir sind nicht bloß Zuschauer, sondern auch Zuhörer, obwohl wir in Wirklichkeit nur den Ausdruck des künstlerischen Gedankens, nur das mehr oder weniger gelungene Abbild des Urbildes wahrnehmen, das in der Seele des Meisters ruhte. Wieviel mehr würden wir sehen, wenn wir in die verborgene Werkstätte

des Künstlers in das Urbild voll Geist und Leben hineinschauen könnten! Sollte nicht im Verkehre der Seligen miteinander eine solche innerliche Anschauung oder vielmehr gegenseitige Selbstoffenbarung stattfinden?

Ferner leuchtet schon im unverklärten Auge die Unschuld und Liebe der Seele, auf dem Antlitze schimmert ihre Weihe und Freude, in der ganzen äußeren Erscheinung zeigt sich ihre Würde und ihr Adel; daher die geheime Anziehungskraft, die Kinder und Heilige ausüben. Auch die Sprache enthält ein geistiges Element in einer körperlichen Hülle und ist zugleich die höchste Vergeistigung der Materie. Allein wie alles Körperliche im Vergleiche zum Geistigen, so sind auch die Worte steif und schwerfällig, gegeneinander hart, uneins und undurchdringlich. Der sprachliche Ausdruck ist zu schwach und mangelhaft, um die Fülle und das Feuer einer Idee genügend zu fassen. Wer immer von einem großen Gedanken begeistert und von der Macht einer seelischen Bewegung ergriffen ist, hat mit der Sprache zu ringen, und um ihrer Unzulänglichkeit nachzuhelfen, nimmt er selbst beim stärksten Worte zum Mienenspiel und zur Bewegung der Hände und des ganzen Körpers seine Zuflucht; er redet nicht bloß mit dem Munde, sondern mit dem ganzen Körper. Sollte nicht einst ebendiese lichte und durchsichtige Leiblichkeit zur Offenbarung des inneren Geisteslebens, sollte nicht der Körper zum Transparent der Seele werden? Jeder Laut dort ist Wohllaut, die Sprache eine himmlische Musik, aus der die lautere Harmonie der in Gott miteinander geeinten Herzen widertönt. „In der Geisterwelt muß die wahre, allgemeine Sprache gesprochen und können nur die Worte gehört werden, die mit den Wesenheiten oder Urbildern der Dinge selbst eins sind. Aber die Sprache wird dort nicht ein Bedürfnis der Mitteilung sein wie hier, noch ein Mittel, sein Inneres, anstatt zu offenbaren, zu verbergen, sondern

diese Mitteilungsart wird dort ganz vollkommen und zur höchsten Frucht gelangt sein, so daß ich nicht zweifle, es werde auch jener Jüngling, der, die Verklärung des Herrn malend, selber verklärt hinwegschied, dort zur Darstellung nicht Stein noch Holz noch färbender Stoffe bedürfen, sondern durch unmittelbare Erweckung die Vorstellung der Urbilder hervorbringen, von denen er uns hier nur die Bilder zu zeigen vermochte. Und so ließe sich wohl noch vieles andere Herrliche von dort weissagen, nicht durch willkürliche Erdichtung, sondern als Folge richtiger zugrunde gelegten Begriffe, obgleich das meiste davon den hier Lebenden unglaublich vorkommen würde." [54]

Wenn wir nun mit der zuversichtlichen Gewißheit, die der Glaube uns einflößt, all der Herrlichkeiten gedenken, die den Leib erwarten, so werden wir nicht länger erschreckt oder betrübt durch den Anblick des dunklen Grabes und seines schauerlichen Inhaltes.

„Wenn jemand ein altes, baufälliges Haus erneuern will," sagt der hl. Chrysostomus,[55] „so läßt er zuerst die Bewohner ausziehen, bricht es dann ab und baut ein schöneres dafür. Diejenigen, die ausziehen mußten, trauern aber hierüber nicht, sondern freuen sich vielmehr; denn sie achten nicht auf die Zerstörung, die sie vor sich sehen, sondern denken an den Neubau, den sie noch nicht sehen. So will es auch Gott machen; er löst unseren Leib auf und befiehlt seiner Bewohnerin auszuziehen, wie aus einem Hause, um dieses herrlicher wieder aufzubauen und sie selbst dann mit größerem Glanze in dasselbe zurückzuführen. Darum sollen wir nicht auf die gegenwärtige Zerstörung, sondern auf die künftige Erneuerung unseren Blick richten.

„Ich will noch ein anderes Gleichnis anführen. Gesetzt, es habe jemand ein metallenes Bild, das vom Roste und von der Zeit verdorben und an allen Stellen beschädigt ist,

so zerbricht er es und wirft es in den Schmelzofen, um es ganz zerfließen zu lassen und dadurch herrlicher wiederherzustellen. Wie nun die Auflösung des Bildes im Ofen keine Vernichtung, sondern eine prächtige Erneuerung desselben ist, so ist auch der Tod unseres Leibes nicht eine Vernichtung, sondern eine Erneuerung. Wenn du nun unseren Leib wie Metall im Ofen zerfließen und vergehen siehst, so bleibe bei diesem Anblicke nicht stehen, sondern erwarte die Erneuerung. Doch ist dieses Gleichnis noch nicht ausreichend. Der Metallgießer, der einen Körper aus Erz im Ofen schmilzt, gibt dafür nicht einen goldenen und lebendigen zurück, sondern wiederum nur einen ehernen. Aber bei Gott ist dies anders; denn er vernichtet einen vergänglichen Körper aus Erde und gibt dir dafür einen unsterblichen, herrlichen, gleichsam goldenen Körper zurück. Ein sterblicher und vergänglicher Körper wird in die Erde gelegt, und ein unsterblicher und unvergänglicher geht wieder aus ihr hervor. Siehe also nicht auf den, dessen Augen geschlossen sind, und der sprachlos daliegt, sondern auf den, der wieder aufersteht und eine unaussprechliche, erhabene und bewunderungswürdige Herrlichkeit empfangen wird. Wende deine Gedanken von dem gegenwärtigen Anblicke auf die Hoffnung der Zukunft."

Schon schaut das gläubige Auge den lieblichen Lichtglanz des fröhlichen Ostermorgens, der das stille Kämmerlein des müden Erdenpilgers erhellt; schon glaubt das Ohr den mächtigen Posaunenschall der Engel und die gewaltige Stimme des Weltenrichters zu vernehmen, der die ruhenden Gebeine aus ihrer Schlafstätte ruft. Die Seele harrt ihres ehemaligen Gefährten, um von neuem ihn zu beleben, ihn mit sich zu nehmen in die seligen Wohnungen des himmlischen Paradieses und dort in unzertrennlicher und einträchtiger Vereinigung mit ihm und in Gemeinschaft mit

allen Engeln und Heiligen im Schoße ihres Gottes ewig glücklich zu sein. Das ist auch eine Emanzipation, eine Befreiung des Leibes, wie Oswald[56] treffend bemerkt, zwar ganz und gar verschieden von jener, die das begehrliche Fleisch in seinen niedrigen Genüssen sucht und die gottentfremdete Welt in ihren sinnlichen Freuden feilbietet. Aber wie die wahre Freiheit und Freude des Geistes im Dienste Gottes besteht, so diejenige des Leibes im Dienste des Geistes; wie der Geist gottförmig, so wird der Leib geistförmig sein.

Freue dich darum, du hinfälliger, schwächlicher und gebrechlicher Leib! Auch für dich schlägt die Stunde der Erlösung und der Verherrlichung. Um deine irdischen Tage und mit ihnen deine Mühsale zu verlängern, bringst du die größten Opfer, leidest du die härtesten Entbehrungen, unterwirfst du dich den schmerzlichsten Operationen. Jammere nicht, wenn der König der Ärzte dir seine Instrumente zeigt und Hand an dich legt, um zum neuen Leben dich tauglich zu machen. Es ist wahr: auch dieser höchste Arzt heilt dich nicht umsonst; er verlangt eine Bezahlung, die nicht so leicht zu leisten ist wie die der anderen Ärzte, und er erwartet sie gar schon vor oder während der entscheidenden Kur. Der berufsmäßige Arzt fragt wenig nach deiner Geduld in deinen Schmerzen, aber sie ist das einzige und vollgültige Honorar, mit dem du den himmlischen Arzt befriedigen kannst.

Jubelt und frohlocket, ihr Gebeine der Toten, ihr teuren Überreste meiner Lieben! Die Hand des Herrn wird euch neu gestalten. Nur mit Trauer und Schrecken konnten wir Zeugen sein, wie ihr in heftigen Wehen, in Schweiß und Tränen nach einem neuen Dasein ranget; wir entsetzten uns beim Anblicke eurer Verwesung, aber einst wird es anders sein.

XIII.

Die Wohnstätte der Wiedervereinigten. — Das Weltende. — Der neue Himmel und die neue Erde.

„Es geht ein allgemeines Weinen,
Soweit die stillen Sterne scheinen,
Durch alle Adern der Natur;
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
Entgegenschmachtend der Gewährung,
In Liebesangst die Kreatur."

(F. v. Schlegel.)

Wo werden wir uns wiedersehen? Im Himmel, so hoffen wir. Aber wo ist der Himmel? Die Alten ließen, wie Cicero erwähnt, die Tugendhaften in die Milchstraße aufsteigen. Die Manichäer versetzten die Seelen der Frommen zuerst in den Mond und dann in die Sonne. Einige der älteren Väter sprechen von einer Seelenherberge ohne nähere Bestimmung. Viele, vielleicht die meisten der mittelalterlichen und auch der neueren Theologen suchen unter Hinweis auf die Entrückung des hl. Paulus bis in den „dritten Himmel" die Wohnstätte Gottes und der Seligen in dem alle Himmelssphären umschließenden Empyreum oder Feuerhimmel. Die hl. Schrift läßt uns bei unserer Frage fast ganz im Stiche, und die Kirche hat darüber nichts entschieden. Am meisten sagt uns die Deutung zu, die den „dritten Himmel" im geistigen Sinne faßt, darunter nicht eine neue, übersiderische Körperwelt, sondern die Höhe und

Fülle der Gotteserkenntnis versteht. In Widerspruch mit den Ergebnissen der Astrophysik, die mittels der Spektralanalyse in den Gestirnen dieselben Grundstoffe nachweist, aus denen die Erde besteht, gerät die Auffassung derjenigen Bibelerklärer, die den „dritten Himmel" als eine Region von bereits verklärten Himmelskörpern und zugleich als die „verschiedenen Wohnungen im Hause des Vaters" bezeichnen, in denen die Engel und Seligen sich befinden. Eher noch ließe sich im Anschlusse an die Vermutungen Secchis und anderer Astronomen an das dunkle Zentrum denken, um welches das ganze All sich bewegt.

Man muß vor allem im Auge behalten, daß der Gegensatz zwischen Jenseits und Diesseits weniger ein räumlicher als ein zuständlicher ist, obwohl wir freilich unwillkürlich auf die jenseitigen Zustände die Begriffe begrenzter Räumlichkeiten anwenden. Wer sich aber die andere Welt von der gegenwärtigen etwa durch einen leeren Raum oder durch eine körperliche Schranke getrennt und die leibfreie Seele an einen bestimmten Ort gebannt denkt, überträgt die Bedingungen des sinnlichen Daseins auf das übersinnliche. Im Tode zerreißt die Seele die irdischen Bande und befreit sich von den Raumgesetzen. Sie ist in dem Sinne über diese erhaben, als sie naturgemäß infolge ihres neuen Zustandes, ohne ausdrückliche göttliche Anordnung von einem abgegrenzten Orte weder eingeschlossen, noch ausgeschlossen ist, obwohl sie selbstredend nicht überall, sondern immer nur an einem bestimmten Orte des Raumes gegenwärtig und zur Strafe in einen solchen auch gebannt sein kann: eine Strafe, die den Verworfenen für ihre Ausschreitungen und Ausschweifungen jedenfalls auferlegt wird, wohingegen die Seligen frei im Raume weilen. Daher beginnt die Geisterwelt nicht etwa da, wo die Sinnenwelt aufhört, sondern sie besetzt und beherrscht die letztere, ohne mit ihr

in Wohnungsstreit zu gelangen. Wenn daher Religionsspötter sich die Bemerkung gestatten, daß infolge des täglichen Massenauszuges von Menschenseelen notwendig Wohnungsmangel im Jenseits eintreten müßte,[1] so ist das kein Witz, sondern barer Unverstand.

Das Sterben ist nicht sowohl eine Auswanderung der Seele, als vielmehr deren Einkehr in die innersten Tiefen ihres Wesens, und die Anschauung Gottes darf nicht als ein äußerliches Schauen aufgefaßt werden. Gott tritt der Seele nicht gegenüber als räumlich von ihr getrennt, wenn auch noch so nahe, sondern er ergreift und erfüllt sie in ihrer tiefsten Innerlichkeit, durchdringt sie in ihrem innersten Wesen; der beseligende und der beseligte Geist sind unzertrennlich miteinander verbunden.

Vermöge der Allgegenwart ist Gott zwar allem Geschaffenen gegenwärtig, „er ist nicht fern von einem jeden aus uns; denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir".[2] Aber in anderer Weise ist er den noch eingekörperten, in anderer Weise den abgeschiedenen Seelen gegenwärtig, und wiederum in anderer Weise den Seligen wie den Verdammten. Während er den Erdenpilgern nahe ist als winkendes Ziel und als Führer zum Ziele, als Gegenstand des Glaubens und der verlangenden Liebe, ist er den Vollendeten nahe als das erreichte Ziel, als Gegenstand des Schauens und der besitzenden Liebe. Den armen Seelen ist er nahe als das sicher zu erreichende Ziel, als Gegenstand der heiß sich sehnenden und schmerzlich entbehrenden Liebe; den Verworfenen endlich als unwiederbringlich verlorenes, ewig unerreichbares Ziel, als Gegenstand der Sehnsucht und des Hasses zugleich.

Die am jüngsten Tage mit der Leiblichkeit wieder bekleideten Seelen der Gerechten sind zwar vermöge der Behendigkeit und Feinheit ihrer Körper nicht so an den Raum

gebunden wie wir auf Erden; aber sie sind doch in anderer Weise auf ihn an- oder hingewiesen, als sie im leiblosen Zwischenzustande waren. Demnach wird in die Vorstellung vom Himmel, wie er nach dem allgemeinen Weltgerichte alle Geretteten für die ganze Ewigkeit zur seligen Gemeinschaft vereinigen wird, der Begriff körperlicher Räumlichkeit aufzunehmen sein. Der Himmel also bezeichnet nicht bloß den Zustand, sondern auch den Ort der Seligkeit, die Wohnstätte aller Heiligen Gottes, die nun vollzählig und in der Vollständigkeit ihrer Natur um ihr Haupt und ihren Mittelpunkt, den „Erstling" Christus, versammelt sind. Wo aber im Weltenraume haben wir diesen Ort zu suchen? Ist der Himmel der Seligen identisch mit dem Lufthimmel oder mit dem Sternenhimmel? welcher Weltkörper ist dazu ausersehen, in besonderem Sinne die ewige „Wohnung Gottes bei den Menschen" zu sein?

In besonderem Sinne haben wir beigefügt, um die jedenfalls unrichtige Vorstellung fernzuhalten, als könne durch die räumliche Begrenzung des Himmels den Seligen die freie Bewegung im ganzen Weltall, die ihnen vermöge ihrer Behendigkeit zukommt, verkümmert werden.

Die hl. Schrift weist uns zwar nach oben, wenn sie vom Himmel redet, und bequemt sich dadurch unserer Anschauungs- und Vorstellungsweise an. Da sie im übrigen nur schwache Anhaltspunkte für die Entscheidung unserer Frage bietet, so sind wir dabei fast ausschließlich auf die theologische Forschung angewiesen. Der hl. Johannes[3] schreibt: „Ich sah neuen Himmel und neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde gingen dahin, und das Meer ist nicht fürder. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen aus dem Himmel, von Gott bereitet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt worden. Und ich hörte eine mächtige Stimme

von dem Throne, die da sagte: Siehe das Zelt Gottes bei den Menschen; und er wird wohnen bei ihnen, und sie werden sein Volk sein, und Gott selbst mit ihnen ihr Gott." Wenn das himmlische Jerusalem samt dem Throne Gottes zur Erde herniedersteigt, und Gott daselbst sein Zelt aufschlägt, um bei seinem Volke zu wohnen, so sind Himmel und Erde im theologischen Sinne nicht voneinander getrennt zu denken, und es ist zunächst und insbesondere unsere Erde als die einstige Wohnung der Seligen zu betrachten. Das Herniedersteigen der Himmelsstadt Jerusalem, die „geschmückt ist wie eine Braut für ihren Bräutigam," bedeutet nämlich den Übergang der Heiligen aus dem gegenwärtigen Zustande der Seligkeit in den Zustand jener vollkommenen Verklärung, der am jüngsten Tage beginnen wird; nachdem auch der Leib seinen Anteil am ewigen Lohne empfangen, ist der ganze Mensch selig vollendet. Überall zwar wird dann Himmel sein, wo Seele und Leib selig sein können, mithin überall, wo Christus mit seiner menschlichen Natur zugegen ist. Vorzugsweise aber wird die Erde der Wohnplatz sein, wo das Haupt der triumphierenden Kirche seinen Thron aufschlagen und die selige Schar der Geretteten um sich versammeln wird.

Die anmutige Vision des hl. Johannes entspricht in allweg dem verwandtschaftlichen Verbande, der zwischen den selig Vollendeten und der „Mutter" Erde einst bestand und der durch die leibliche Verklärung nicht gelöst, sondern nur geläutert ist; sie ist ferner durchaus angemessen dem sittlichen Verhältnisse, in dem die Seligen während ihrer Vorbereitungs- und Verdienstzeit zur Erde standen. Nach ihrer leiblichen, wenngleich vergeistigten Natur gehören sie nach wie vor der Erde an, da jene infolge der Eigenschaften, die sie empfangen, nicht aufgehört hat, eine irdische zu sein. Aus dem Schoße der Erde ist der Leib hervorgegangen und

dorthin zurückgekehrt, nachdem er die festgesetzte Zeit hindurch sein Leben von ihren milden Gaben gefristet hatte. Alle Kinder Adams, des Erdensohnes, haben nach der niederen Seite ihres Wesens die Erde zur gemeinsamen Mutter. Dadurch daß der menschliche Körper die gleichartigen Naturstoffe in sich aufnimmt und sich aneignet, in Fleisch und Blut verwandelt, namentlich durch die stickstoffhaltigen oder plastischen Nährstoffe seine höheren Gebilde: Muskelfasern, Blutkörperchen, Nerven und Drüsenzellen aufbaut und wieder ersetzt, wird die Erde fort und fort in die innigste Verbindung, die im Menschen zwischen Geistigem und Körperlichem besteht, hineingezogen, selbst gewissermaßen ein Bestandteil der menschlichen Natur, so daß sie unter diesem Gesichtspunkte, wie seitens der Naturphilosophen mit Vorliebe geschieht, als der erweiterte Leib des Menschengeistes bezeichnet werden darf.

Bildet aber die stoffliche Natur nach ihrer Bestimmung und tatsächlichen Verwertung eine unentbehrliche Ergänzung der menschlichen Leiblichkeit, so muß die Verklärung dieser, wenn anders sie eine vollständige und allseitige sein soll, eine entsprechende Erhöhung jener nach sich ziehen. Daß die Erde den entseelten Leib zurückempfängt, in seine Elemente auflöst und dadurch wieder ganz in den Kreislauf des Stoffes aufnimmt, darf als eine hinreichende Belohnung für die vielen Wohltaten und Dienste, die sie dem Menschen erwiesen hat, nicht wohl gelten. Sie erhält ihn ja nicht zum Eigentume und kann ihn nicht für immer behalten. Nur einen Gast hat sie bekommen, der nach müdem Lauf bei ihr eine Ruhestätte gesucht, seinen letzten Schlaf zu halten und in der kleinen, kühlen Herberge, die sie gewährt, den großen Tag des neuen Lebens zu erwarten. Auf den Ruf des Weltenrichters muß die Erde ihre Beute wieder loslassen, und sie tut es gern, weil die Wiederbelebung und

die Verherrlichung der vermoderten Leibesstoffe auch ihr zur Ehre und Zierde gereicht. Allein wenn sie ihre dunklen Kammern öffnet und die Gebeine der Toten zurückgibt, möchte sie nicht alle Anrechte auf den Leib preisgegeben haben, den sie stets mit Stolz ihr Eigentum und ihre Krone genannt, und an dem sie seit der wunderbaren Veränderung, die sie an ihm wahrgenommen, mit wahrhaftem Entzücken hängt. Soll sie nun gänzlich und für immer der lebendigen Blüten beraubt werden, die soeben ihrer edelsten Saat entsproßten? Sie fordert gewissermaßen ihren Anteil an den herrlichen Gebilden, mit denen der Odem des Allmächtigen am letzten großen Frühlinge sie ausgestattet, und sträubt sich gegen die ewige Trennung von den verklärten Leibern, ihren teuren Erstlingen.

Es kommt hinzu, daß die Körperwelt infolge ihrer Bestimmung, mit dem Menschen in die innigste Lebensgemeinschaft zu treten, nur an der Hand des Menschen, nur als erweiterter Menschenleib zu ihrem *Endziele* gelangen kann. Sie hat nur ein Sein an sich, nicht für sich; sie ist für den Menschen da, dem sie zum Dienste und Eigentume verschrieben worden, und durch den allein sie ihrer Bestimmung entgegengeführt werden kann. Die *Erde* aber ist für ihre Bewohner die Vertreterin und Vermittlerin des sichtbaren Alls.

Auch die Vollendeten haben der Erde ihr Interesse bewahrt; sie haben nicht vergessen, daß sie Erdenpilger gewesen sind, bevor sie Himmelsbürger wurden. Hier unten haben sie für Gott und seine Ehre gearbeitet, hier auch wird ihnen der *volle* Lohn ausbezahlt; hier haben sie gelitten, gestritten und gesiegt, hier auch empfangen sie die Palme und die Krone. Die Erde, einst Stätte und Zeugin ihrer Leiden und Kämpfe, wird am letzten Tage Stätte und Zeugin ihres Lohnes und Triumphes.

Kann ihnen aber die Erde gefallen, die ihnen einst so viel Ungemach bereitet und ihnen Unbilden zugefügt hat ohne Zahl? Können sie sich wieder heimisch fühlen auf einer Welt, die so viele Sünden sah, durch zahllose Schandtaten jeder Art entweiht und besudelt ward?

Zunächst ist einleuchtend, daß die schreckhaften und schädlichen Naturgeschehnisse für die *sittliche* Belehrung und Läuterung des Menschengeschlechtes von großem Werte sind und sich oft als sehr wirksame Zucht- und Besserungsmittel der göttlichen Erziehung bewähren. Da überdies die Natur den Zweck hat, nicht bloß die Güte und Liebe, sondern auch die Gerechtigkeit und Strenge ihres Schöpfers in machtvollen Erscheinungen sichtbar und fühlbar zu machen, so gehören die harten und herben Charakterzüge, die infolge der Sünde dem Naturleben anhaften, wie Lapidarstriche in das Buch, in dem der Allweise seine Erziehungskunst darstellt. Da wir, wenn wir recht sehen wollen oder richtig deuten können, auf jedem Schritte und Tritte Spuren seiner liebenden Hand erblicken, so ist es gut und heilsam für uns, daß wir zuweilen auch jenen Finger gewahren, dem es zusteht, in derber Schrift seine Gebote und Gerichte zu schreiben, damit wir an diesen unheimlich leuchtenden Zügen fort und fort unser Schuldbewußtsein und Sühnebedürfnis wach erhalten. Der wunderbare Einklang von Gerechtigkeit und Liebe, der nach dem Ausspruche des Kardinals Bellarmin das Kennzeichen aller Werke Gottes ist, hallt auch in dem großen Werke der Natur überall wider. Es ist darum kein Zweifel, daß die selig Vollendeten mit verbindlicher Neigung nicht bloß der Wohltaten, sondern auch der Schläge gedenken, die sie von der Hand der Natur empfangen haben, und mit freudigem Danke in jenen wie in diesen das weise Walten des himmlischen Vaters verehren. Alle Anfechtungen zum Mißtrauen und Murren

sind vorüber und in ihrer vollen Nichtigkeit erkannt. Die Natur war eben eine Vorbereitungs- und Erziehungsanstalt für sie, in der außer schönen Belohnungen auch empfindliche Strafen ausgeteilt werden mußten, das Leben war eine Schule, in der die göttliche Vorsehung nicht ohne Zuchtrute lehren, erklären, üben, einprägen konnte.

Diese Erwägungen lassen uns allerdings verstehen, warum die Heiligen sich für die Körperwelt auch in ihrem gegenwärtigen Zustand interessieren und ihr ein teures und treues Andenken bewahren können; aber sie lassen zugleich alle Gründe bestehen, warum die Erde, wie sie jetzt ist, nicht als angemessene Wohnstätte für die verklärte Leiblichkeit gelten kann. Die Seligen sind ein für allemal aus der irdischen Erziehungsanstalt mit dem Zeugnisse der Vollreife für das himmlische Leben entlassen; sie sind am Ziele und im Guten für ewig befestigt, sohin der göttlichen Zucht nicht ferner bedürftig. Sie sind ferner vollkommene Lieblinge Gottes, Gegenstand seines höchsten Wohlgefallens; seine Heiligkeit findet nichts mehr an ihnen zu tadeln, und seine Gerechtigkeit nichts zu strafen. Die Welt also, die nur Heilige beherbergt, muß ein Paradies sein, frei von jenen wilden, verheerenden Ausbrüchen der Naturmacht, die das Gepräge göttlicher Zucht und Züchtigung an sich tragen; gegenteils müßten diese Maßregeln den Charakter des Zwecklosen oder vielmehr Zweckwidrigen annehmen.

Sodann erfreuen sich die glorreich Auferstandenen einer leiblichen Ausstattung und Schönheit, zu der die gegenwärtige Welt in grellen Gegensatz treten würde. Sie insgesamt stellen leibhaftig das Ideal der Menschheit dar und jeder von ihnen den idealen Menschen. Damit nun in der neuen Schöpfung vollkommene und allseitige Harmonie bestehe, muß die Wohnstätte und die Naturumgebung der seligen Gottesgemeinde deren Verklärungs- und

Wonnezustande durchaus entsprechen. Für eine verklärte Leiblichkeit paßt nur eine verklärte Welt. Zwar ist jener Leib gegen Schmerz und Leid jeglicher Art gefeit; Hitze und Kälte tun ihm nicht weh, Donner und Blitz erschüttern ihn nicht, die Unbilden der Witterung können ihm ebensowenig anhaben wie die schädlichen Naturstoffe. Aber dennoch würde die ideale Harmonie der Schöpfung getrübt sein, wenn die lichte Schar der Gotteskinder in dieser unvollkommenen Welt für ewig Wohnung nehmen müßte. Die Erde, wie sie ist, wäre nicht einmal gut genug für den paradiesischen, geschweige ist sie es für den glorreich beseligten Menschen, der gegen jeden störenden Anblick und gegen jedes äußere Mißverhältnis zu seinem Seligkeitszustande geschützt sein muß. Soll sie Himmelsbürger beherbergen, muß sie zuvor selbst Himmel werden, d. h. die vollkommene Verwirklichung der göttlichen Schöpfungsidee darstellen.

Wie weit aber ist die gegenwärtige Welt von ihrer höheren Bestimmung noch entfernt! Nicht als ob das Auge des sinnigen Naturbetrachters nicht überall, im Kleinsten wie im Größten, die Fußspuren des Allmächtigen zu sehen vermöchte und vor sich, neben sich, um sich herum etwas anderes entdecken könnte als Zeichen einer wunderbaren Macht. Wohl ist die Natur ein für alle aufgeschlagenes und lesbares Buch, aber es ist nicht frei von dunklen Hieroglyphen, und weder die Unwissenheit der einen, die nicht lesen können, noch die Trägheit oder eitle Torheit der anderen, die nicht recht lesen wollen, trägt allein die Schuld, daß jene Hieroglyphen unentziffert bleiben. Wir denken hierbei nicht an die Probleme, die aus den phänomenalen Erscheinungen des Naturlebens für den forschenden Geist erwachsen, nicht an die Kräfte, die noch unentdeckt, an die Gesetze, die noch unerforscht oder unzulänglich sind,

kurz, nicht an die ungezählten Mängel und Lücken der wissenschaftlichen Naturauffassung, sondern an die schwierigen Rätsel, die die Natur in ihrem unberechenbaren Schalten dem Vorsehungsglauben zu lösen aufgibt. „Immer findet die Phantasie in dem Weltlaufe Spuren einhelliger und gütiger Weisheit; immer neben ihnen auch andere der Härte und Grausamkeit; vieles, wodurch sie zum Glauben an eine heilige Vorsehung geleitet wird, vieles, dem nur zum Trotz sie diesen Glauben festhalten kann.“[4]

Die Natur paart zwar Ordnung mit reicher Mannigfaltigkeit, aber der freudenvolle Eindruck, den diese Harmonie gewährt, wird durch manche Störung empfindlich getrübt. Sie ist eine Schule des Gemeinsinnes, aber sie verkauft diese schöne Lehre nicht ohne die peinliche Zugabe von Schmerz und Todesqual. Jedes Ding, jedes Wesen in ihr füllt seine Stelle aus; das eine muß dem anderen dienen, aber nicht selten dabei zugrunde gehen. Auch die giftigen Gewächse und die schädlichen Tiere offenbaren sich dem aufmerksamen Auge von einer nützlichen und wertvollen Seite, aber sie hören darum nicht auf, für viele verderblich zu sein. In jedem Jahre deckt die Natur ihren großen Tisch und lädt ihre Kinder zur Mahlzeit ein; aber während sie hier ihre Gaben zum Überflusse spendet, teilt sie anderwärts dieselben so kärglich aus, daß viele Geschöpfe elend verhungern. Sie trägt Disteln und Dornen, reicht manchmal Steine statt des Brotes, vernichtet mit roher Gewalt die Schöpfungen menschlichen Fleißes, spottet aller Kunst und List, betrügt die einen um ihre frohen Hoffnungen und täuscht das Vertrauen der anderen, die, anstatt gegen ihre unberechenbaren Launen sich zu schützen, sorglos auf ihre Treue und Gesetzmäßigkeit bauten. Sie treibt prächtige Saaten hervor, aber sie läßt ihnen nicht immer Zeit zu reifen, oder sie zerstört sie durch Frost, Hagelschlag,

Wolkenbruch, gleichsam spottend mit grausamer Lust der tausend Hände, die begierig nach den Früchten haschen. Sie begräbt jählings ihre prächtigen Werke, verzehrt ihre eigenen Erzeugnisse, wie Saturn seine Kinder frißt. Sie bereitet alljährlich noch größeres Weh: durch Erdbeben verwandelt sie in wenigen Sekunden blühende Städte und Dörfer in gräßliche Trümmerhaufen und begräbt unter ihnen die nichtsahnenden Bewohner; sie durchbricht mit ihren tosenden Wassermassen die schützenden Dämme der Flüsse und stürzt Tausende von Menschen in Verzweiflung und Verderben; sie entfesselt die Macht des Feuers, das Obdach und Habe händeringender Familien verzehrt.

Die Natur ist ein Buch Gottes, es hat aber zu viele dunkle Blätter; sie ist ein Bild Gottes, aber nicht der getreue Abdruck seines liebreichen Antlitzes; sie ist ein Spiegel Gottes, dieser aber ist nicht fleckenlos und klar, sondern mit einem Hauche überzogen; sie zeigt uns Gott wie durch einen Schleier oder Vorhang verhüllt. Daher auch kommt es, daß jede realistische oder derbgetreue Darstellung der Natur den Eindruck einer gewissen Leere in uns zurückläßt; volles Genügen, wahren ästhetischen Genuß vermag nur die idealistische Auffassung und Ausführung, die höhere Weihe und Verklärung durch den künstlerischen Genius zu gewähren. Es herrscht in der Natur zuviel Mißklang und Störung, sie verbreitet zuviel Angst und Entsetzen, bereitet zuviel Jammer und Not. Sie selbst trägt überall das Gepräge des Schmerzes, des Todes und der Verwesung. Das Stöhnen und Dröhnen in ihrem Innern, das Toben und Tosen ihrer Elemente scheint anzuzeigen, daß sie krank ist und leidet. Der Leibnizsche Optimismus, die bestehende Welt sei die bestmöglichste, wird durch die tausendfältigen Schreck- und Wehrufe ihres angestammten

Herrn über deren Unbotmäßigkeit und Feindseligkeit alle Tage Lügen gestraft.

Darum aber ist die einseitig pessimistische Naturauffassung noch keineswegs begründet. Wer nichts Besseres von der Welt sagen mag, als daß er sie mit Fichte für die „allerschlimmste Welt“ erklärt, „die da sein kann,“ oder deren Nichtsein ihrem Sein vorzieht, wie Schopenhauer, von Hartmann u. a. tun, die überdies die ganze Menschheit, sich selbst natürlich und allenfalls ihre Nachbeter ausgenommen, als „erbärmliche Fabrikware der Natur“ belächeln; wer sie nur nach dem Erdgeruche und dem Tierodem einschätzt, tut ihr unrecht und belohnt sie mit Undank. Die Naturübel können nicht hinweggeleugnet, dürfen aber anderseits nicht so gedeutet werden, daß entweder die Weisheit oder die Güte oder die Allmacht des Schöpfers verkürzt wird. Sie sind keineswegs so schlimm, daß sie den Glauben der Gnostiker, der Manichäer, der Origenisten an ein unerklärliches böses Prinzip rechtfertigen oder gar die Annahme Stuart Mills und anderer gestatten, die den Urheber der Natur mit einer ewigen, ungefügigen Materie kämpfen lassen.

Der religiöse Gedanke, der die Naturübel mit der Lehre, daß Gott alles gut gemacht,[5] in Einklang bringt, ist naturgemäß der Ausgangspunkt unserer weiterer Erörterungen. Die Gottesgelehrten weisen nämlich nach dem Beispiele der Kirchenväter auf den „Fluch der Natur“ hin, für den Kurtz ein sehr veranschaulichendes Bild hat: die Natur stellt jetzt nicht mehr die reine Handschrift Gottes dar; sie ist in manchen Partien ein Palimpsest, ein codex rescriptus, da eine Feindeshand über sie hingefahren ist. Von einer Störung der ursprünglichen Naturordnung sprach schon Aristoteles. „Wenn mich etwas mit dem Alten Testamente aussöhnen könnte,“ hat Arthur Schopenhauer gemeint,

„so wäre es der Mythus vom Sündenfalle. Denn in der Tat, dem Zustande der Strafe für ein begangenes großes Verbrechen sieht der Zustand der Welt aufs Haar ähnlich.“ Der „Fluch der Natur“ ist häufig dahin ausgelegt worden, als ob vor dem Sündenfalle das gesamte Naturleben von allen Unvollkommenheiten frei gewesen und erst infolge jener Katastrophe Krankheit, Tod und Verwesung in das Tierreich eingedrungen und die pflanzenfressenden Tiere zu fleischfressenden geworden seien. Schon der hl. Thomas weist diese Auffassung als eine ungereimte ab.[6] Es hat vielmehr nach den anerkannten und unbestreitbaren Ergebnissen der erdgeschichtlichen Forschungen auch in der voradamischen Zeit keine Periode gegeben, in der die Körperwelt von inneren Revolutionen, von feindlichen Gegensätzen und gewaltigen Erschütterungen, von Leiden und Tod verschont gewesen wäre. Auch haben diese Erscheinungen an sich nichts Widernatürliches, sondern sie sind natürlicher Art und widersprechen nicht notwendig oder unbedingt der göttlichen Idee von der Körperwelt, dem Gesetze der Zweckmäßigkeit. Selbst was dem Einzelwesen Schmerz, Schrecken oder Schaden verursacht, kann recht wohl dem Ganzen zweckdienlich sein, und das Sterben in der Natur erscheint überall als naturgemäß, wo innerhalb abgegrenzter Zeit der Lebenszweck erreicht wird.

Die Anhänger der sog. Restitutionshypothese, die die von der Erdgeschichte angesetzten Perioden der Erdbildung vor das Sechstagewerk verlegen, führen die gewaltigen Katastrophen der Urzeit sowie den Ursprung der erschreckenden Ungeheuer, von denen uns die Erdforschung Kunde gibt, ebenfalls auf ein sittliches Verderbnis, nämlich auf den Fall der Engel, zurück. Nach ihrer Meinung bezeichnet das Tohuwabohu des Chaos, von dem im zweiten Verse des ersten Kapitels der Genesis berichtet wird: „die Erde

war wüst und leer und Finsternis über dem Abgrunde," den durch einen störenden Eingriff seitens der Dämonen herbeigeführten Untergang einer früheren Schöpfung, die durch die zweite Schöpfung, d. i. das Sechstagewerk, wiederhergestellt worden sei: daher die Bezeichnung Restitutionshypothese. Diese zunächst hauptsächlich in England beliebte, in Deutschland von Kurtz[7] und anderen, vorwiegend protestantischen Theologen und Theosophen vertretene Auffassung bietet allerdings dem Ausgleiche zwischen dem biblischen und dem naturwissenschaftlichen Schöpfungsberichte manche Vorteile, hat aber auch schwerwiegende Bedenken gegen sich. Sie setzt voraus, daß die Erde in der vormenschlichen Zeit von Lucifer und seinem Anhange bewohnt gewesen und infolge der von diesem in Szene gesetzten Revolution gänzlich verunstaltet und verwüstet worden sei: eine Vermutung, die sowohl der hl. Schrift als auch den Vätern völlig fremd ist und die für das theologische Denken manches Anstößige hat.

Man muß aber zugeben, daß die Erde nicht mehr ist, wie sie einst gewesen, und auch nicht das geworden ist, was sie ihrer ursprünglichen Anlage und Bestimmung nach hätte werden können und sollen. Sie sollte wegen ihrer innigen Verbindung mit dem Menschen, dem Erdensohne, zu einer höheren Stufe des Seins und Lebens gelangen. Dem in den Stand der übernatürlichen Kindschaft erhobenen Adam war durch die wunderbare Erhöhung aller natürlichen Anlagen und Vermögen und durch die Vergeistigung der tierischen Seite seines Wesens und Lebens eine entsprechende Ausstattung zuteil geworden. Zu der reichen Mitgift, die er bei seiner Adelserhebung empfing, gehörte auch der Garten in Eden und die vollkommene Herrschaft über die ganze Erde: „erfüllet die Erde und machet sie euch untertan und herrschet über die Fische des

Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich regen auf Erden."[8] Der alle sichtbaren Wesen an Würde überragende Mensch wurde mit Recht zuletzt erschaffen. „Denn," so schreibt der hl. Chrysostomus,[9] „wie dem Könige, der seinen Einzug in eine Stadt halten will, Trabanten und Dienstleute vorausgeschickt werden, um alles würdig für ihn vorzubereiten, so hat Gott zuerst jenen Schmuck geschaffen und danach den Menschen, um ihn über alles zu stellen, und hat dadurch tatsächlich gezeigt, wie hoch er ihn ehre." Der besondere Reichtum an edleren Naturgeschenken, den Gott mit Rücksicht auf die Menschen im Stande der Unschuld in seinen Schöpfungsgedanken aufgenommen und der Welt zugedacht hatte, blieb vorderhand auf das Paradies beschränkt, sollte aber in der Folge durch Kultur der ganzen übrigen Erde zuteil werden; zur Ausführung dieses großartigen Werkes war die Menschheit selbst auserſehen. Was außerhalb der paradiesischen Urheimat lag, befand sich noch im Zustande natürlicher Wildheit, und vor dem Erscheinen des Menschen gab es überhaupt „kein Gesträuch des Feldes und kein Kraut des Ackers",[10] d. h. keine Kulturpflanzen; „denn es war kein Mensch da, das Land zu bebauen." In der Tat kommen unsere Getreidearten und Haustiere im fossilen Zustande nicht vor, weder im Tertiärgebirge noch im Diluvialgebilde, haben also der voradamischen Zeit gefehlt. Adam eben und mit ihm die Menschheit hatte die große Aufgabe und die Macht empfangen, der ganzen Erde zur gottgewollten Verschönerung zu verhelfen. Auch für den Stand der Unschuld galt die Arbeitspflicht, nur war deren Erfüllung nicht eine Last, sondern eine Lust. Adam, d. i. Menschheit, sollte nicht bloß das Paradies bebauen und bewahren, sondern auch die ganze Erde beherrschen, nämlich durch Kulturarbeit unter ungewöhnlich günstigen Naturbedingungen den

Garten in Eden immer weiter ausdehnen. Unter der ihm namentlich übertragenen Herrschaft über die Tierwelt ist besonders auch die Zähmung wilder Tiere zu verstehen.

Es ist höchst beachtenswert, daß alle Kulturpflanzen ihre Heimat in dem Erdstriche haben, wo der Ort des ehemaligen Paradieses zu suchen ist. Das Euphratgebiet, wohin meistens der Ursitz der Menschheit verlegt wird, ist die Heimat der edelsten Obstsorten. Der Pfirsich hieß bei den Alten prunum persicum, die Aprikose prunum armeniacum, die Zitrone malum persicum: Namen, die auf das Land hinweisen, von wo die Römer diese Obstarten bezogen hatten. Der Ölbaum, der Weinstock, der Mandelbaum, die Platanen, Rosen, Lilien usw. waren in den höheren Gegenden Westasiens einheimisch. Ähnliche Bewandtnis hat es mit den Getreidearten. Der Spelz, der Weizen, die Gerste, die Hirse stammen wahrscheinlich aus Persien oder Armenien. Von der Luzerne erzählt Plinius, daß sie zur Zeit der Perserkriege unter Darius von den Medern in Griechenland eingeführt sei. Es war also das Morgenland, das sein Füllhorn über Südeuropa umstürzte und dieses mit den Gaben der Ceres, mit den Zierden unserer Gärten und Haine und den lockenden Obstfrüchten beschenkte. Die Neue Welt hat nur weniges hinzugefügt: den Mais, die Kartoffel, die Agave und die Feigendistel.[11] „Die Untersuchungen über die Obstbäume haben uns zu der wichtigen Folgerung geführt, daß die Länder südwärts vom Kaukasus und die Länder um die Quellen des Euphrat und Tigris die Heimat der Ausbildung des Menschengeschlechtes sind, die auf uns überging. Die früheste Nahrung des menschlichen Geschlechtes, das Obst, gehört diesen Gegenden ursprünglich an. Nichts widerspricht in der ganzen Untersuchung über die Getreidearten jener Folgerung. Es ist nicht der geringste Beweis vorhanden, daß

eine von unseren Getreidearten in sehr entfernten Ländern von jener Gegend, namentlich in Indien, einheimisch sei. Das älteste Futterkraut (medicago sativa) gehört Medien an; das Vaterland der meisten Hülsenfrüchte ist unbekannt, aber das Klima von Armenien und Medien schickt sich für sie vortrefflich, und sie stammen nicht aus Indien her, sowie man sie auch keineswegs im südlichen Europa einheimisch nennen kann. Wärmere und kältere Länder können auf diese Heimat keinen Anspruch machen."[12] Das ist eine wichtige Bestätigung für die bevorzugte Ausstattung des Wohnsitzes der Urmenschheit.

Unsere Stammeltern erlitten infolge der Sünde eine sehr schmerzliche Störung in ihrem gesamten Lebensbereiche. „Dem Ungehorsame ward vergolten mit Ungehorsam;"[13] dem Ungehorsame des Geistes gegen Gott folgte die Empörung des Fleisches wider den Geist und die Unbotmäßigkeit der Natur gegen den ganzen Menschen. Adam wurde aus dem Paradiese verstoßen und mußte der Dornen und Disteln tragenden Erde im Schweiße seines Angesichtes sein tägliches Brot abringen. Mit der Kindschaft Gottes verlor er auch das Erbrecht, mit dem Adel zugleich die besonderen Güter, die ihm zur würdigen Wahrnehmung seiner erhabenen Stellung verliehen worden. Und von der schweren Strafe, die ihn traf, wurde die Erde mitbetroffen. Was an höheren Geschenken ihr bereits zuteil geworden, wurde ihr verkümmert, und was ihr nach dem Plane des Schöpfers noch werden sollte, blieb ihr vorenthalten. Wie Adam als Haupt und Vertreter des ganzen Menschengeschlechtes alle in seinen unseligen Fall verwickelt hat, so ist um seinetwillen auch die Natur, die er ebenfalls Gott und der reinen Geisterwelt gegenüber zu vertreten hatte, ihres paradiesischen Segens beraubt worden: die Erde wurde verflucht und geriet zugleich mit Adam in Feindschaft mit Gott

und in die Dienstbarkeit der finsteren Mächte. Der paradiesische Zustand, der von Eden aus sich über alle Erdräume verbreiten sollte, blieb diesen versagt und ließ in Eden selbst nur spärliche Spuren zurück. Gott hat zwar die ursprünglichen Kräfte und die Gesetze der Natur weder um der Sünde willen verändert, noch von Anfang an mit Rücksicht auf den späteren Sündenfall eingerichtet, sondern infolge des letzteren sie so gelenkt, daß den an Verstand und Willen ohnehin geschwächten Menschen zu ihrer Buße und Besserung die Kulturarbeit noch mehr erschwert ward. Er hat die menschenfeindlichen und kulturzerstörenden Elemente nicht gebunden oder deren Wirkung nicht durch die Gegenwirkung anderer Elemente aufgehalten, infolgedessen die Natur im blinden Spiele ihrer Kräfte ihre eigenen Erzeugnisse wie die Gebilde von Menschenhand so oft vernichtet. Langsam und mühsam ist die sündige Menschheit in der Naturbeherrschung vorangeschritten, hat jeden Erfolg durch bittere Erfahrungen und nach vielen Enttäuschungen erkaufen müssen. Sie hat das Antlitz der Erde verändern, aber keine Seite desselben verschönern können, ohne eine andere verunstalten zu müssen. Jede neue Verbesserung der Naturausbeutung ist eine einseitige, gereicht weder der ganzen Erde zur Zierde, noch der Gesamtheit ihrer Bewohner zum Vorteile oder Vergnügen.

Da die Natur durch die Schuld des Menschen nicht geworden ist, was ihre ursprüngliche Bestimmung forderte und verhieß, so darf ein Symboliker in ihrem Seufzen und Ächzen, in ihrem Stöhnen und Stürmen etwas mehr vernehmen als Laute blinder Kraft. Ihre Zuckungen und Krämpfe sind gleichsam Anzeichen des Schmerzes und des Unwillens, mit dem sie gegen ihr Geschick ankämpft. Wenn sie ihrem angestammten Herrn zürnt und droht, gegen ihn heult, wettert und wütet, ihn erschreckt und quält, so tut

sie es, weil sie um seinetwillen dem Fluche und dem Verderbnisse unterworfen ward, nicht bloß ein Werkzeug in der Hand des strafenden Gottes, sondern selbst gleichsam mitbestraft worden ist. Sie jammert unter dem Drucke dieses harten Gesetzes, und ihre Konvulsionen und Revolutionen tragen nach dem Sündenfalle gewissermaßen den Charakter von sühnenden Selbstpeinigungen, in denen sie nach dem Ausgleiche des schweren moralischen Konfliktes ringt: sie seufzt nach Erlösung. „Daher der Schleier der Schwermut, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe, unzerstörbare Melancholie alles Lebens."[14]

Der Mensch hat kein Recht, sich über die Unbotmäßigkeit und die Feindseligkeit der Natur zu beklagen. Vielmehr sind die Rollen zu wechseln, und der Angeklagten ist das Recht zuzusprechen, Klage zu führen. Sie selbst hat nichts verbrochen, sondern ist willenlos von ihrem Nutznießer und Herrn in freiem frevelhaften Tun gemißbraucht, entweiht und entheiligt worden. Von ihrem mißratenen Sohne fordert nun die Mutter Erde den Anteil an Vollendung und Herrlichkeit, um den sie durch seine Schuld betrogen worden. Gib mir zurück, darf sie zu ihm sagen, was du mir geraubt, und nimm von mir den Fluch, den du über mich gebracht hast. Verhilf mir zu der Vollkommenheit, zu der ich um deinetwillen bestimmt worden, von der ich aber um deinetwillen ferngehalten werde.

Offenbar können die Heiligen nicht mit allseitigem und unbedingtem Wohlgefallen eine Welt betrachten, die so sehr hinter ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeblieben ist, daß sie das ihr auferlegte Dienstverhältnis manchmal verleugnet und geradezu ablehnt. Und wie sie seit dem Genusse der verbotenen Paradiesfrucht zu vielen Sünden gemißbraucht worden ist, so wird sie auch sündhaften Gelüsten als Anreiz und Werkzeug dienen, bis mit dem Abschlusse

der menschheitlichen Entwicklung die Auswirkung des Bösen ebenfalls ihr Ende erreicht haben wird. Sie trägt das Schandmal des göttlichen Fluches. Die Erde in ihrem gegenwärtigen Zustande ist ebenso unwürdig, Gottes heilige Stadt und den Thron seiner enthüllten Herrlichkeit zu tragen, wie der rohe, sterbliche Leib unwert ist, den zur glückseligen Anschauung erhobenen Geist zu beherbergen. Bevor die Wohnung der Seligen auf die Erde verlegt werden kann, muß letztere einen Verwandlungs- und Verklärungsprozeß durchmachen, muß erlöst werden.

Wie aber und wodurch mag die Natur erlöst werden? Wird sie zu nichts werden? Aber die Vernichtung ist keine Erlösung, und das ewige Nichts kein Zustand der Vollendung. Gänzliche Vernichtung kann das Endlos oder Endziel der Welt nicht sein. Gewiß ist der allmächtige Schöpfer, der alles aus nichts erschaffen hat, imstande, durch ein gleich großes Wunder seiner Macht alles wieder zu nichts zu machen. Der Schluß vom wirklichen Sein der Welt auf ihre ewige Dauer ist nicht ein durchaus zwingender; er beweist zuviel, nämlich nicht bloß die Endlosigkeit, sondern auch die Anfangslosigkeit der Welt. Er entspricht aber der göttlichen Weisheit. Stellen der hl. Schrift, die von einem Vergehen der Welt reden, sprechen ebensowenig für deren gänzliche Vernichtung, wie andere Schrifttexte, in denen die Ewigkeit der Welt ausgesprochen ist, deren schlechthin unveränderliche Fortdauer beweisen. Zu den Worten: „Die Himmel werden vergehen wie Rauch, die Erde wird veralten wie ein Kleid, und ihre Bewohner werden umkommen wie sie“ [15] gibt der Prophet die notwendige Ergänzung: „Siehe, ich schaffe einen neuen Himmel und eine neue Erde; sowie der neue Himmel und die neue Erde, die ich mache, vor mir stehen, so wird euer Same und euer Name vor mir stehen.“ [16] In den bekannten

Aussprüchen: „Bis vergangen sein wird der Himmel und die Erde, wird nicht ein Jota oder Strichlein wegfallen von dem Gesetze," und: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen"[17] will der Herr sagen: meine Worte sind wahr und darum unwandelbar, und ihre Erfüllung ist unfehlbar gewiß; eher geht die ganze Welt zugrunde, als daß meine Worte unerfüllt bleiben; in der Tat ist auch die gesamte Schöpfung, Himmel und Erde, der Veränderlichkeit unterworfen, an meinen Worten dagegen wird in alle Ewigkeit kein Jota oder Strichlein geändert werden. Die Worte des hl. Johannes[18] endlich: „Und ich sah einen großen weißen Thron und den, der darauf saß; vor dessen Angesicht floh die Erde und der Himmel, und keine Stätte ward gefunden für sie" sind mit Bezug auf die Stelle: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind dahingegangen" nicht als gänzliche Vernichtung, sondern als Erneuerung zu verstehen.

Die Annahme eines vollständigen Unterganges der Welt steht in einem offenkundigen Widerspruche mit der hl. Schrift und der Lehre der Väter. „Deine Wahrheit geht von Geschlecht zu Geschlecht; du hast die Erde gegründet, und sie bleibt."[19] „Ein Geschlecht geht, und ein anderes kommt, die Erde aber steht in Ewigkeit."[20] „Gott hat die Erde gegründet auf ewige Zeit."[21] Nicht ihre Wesenheit, sondern ihre Gestalt (Schema, Figur) vergeht.[22] In der nachfolgenden Darstellung dieser Veränderung werden die Väter der Kirche zu Worte kommen; keiner von ihnen hat die auf dem fünften allgemeinen Konzil[23] verurteilte Irrlehre der Manichäer von dem gänzlichen Untergange der als wesenhaft böse angesehenen Welt geteilt.

Warum auch sollte die Welt aus der Reihe der Geschöpfe Gottes gestrichen und die Dreiteilung der Schöpfung

verstümmelt werden? Ist dem zum menschlichen Leibe geformten Stoff ein neues, ewiges Leben verbürgt, so läßt sich gegen die ewige Dauer der Körperwelt überhaupt nichts Triftiges einwenden. Dagegen spricht alles für den Fortbestand der sichtbaren Natur, die mit dem Menschen durch zahlreiche Beziehungen verknüpft und so innig verwachsen ist, daß sie gewissermaßen als sein erweiterter Leib angesehen werden kann. Und weil sie durch die Schuld und Strafe des gefallenen Menschengeschlechtes mitbetroffen ward und überhaupt an dessen großen Geschicken ihren Teil gehabt hat, so ist es billig, daß sie auch an dem Segen der erlösten Menschheit den ihr gebührenden Anteil empfange, und daß ihr Endschicksal an das Endziel der Menschheit geknüpft werde. Sie sollte leer ausgehen oder gar für immer untergehen, und der Mensch, der doch alles Verderben über sie gebracht hat, allein begnadigt werden? Wird er wieder zur Gotteskindschaft zugelassen, so kann sie nicht in der Gottesfeindschaft zurückgelassen werden; hat sie einst den Fluch getragen, so muß sie nun auch am Segen teilhaben.

In Wirklichkeit ist sie auch der Erlösungsgnade, insoweit die Körperwelt deren überhaupt fähig ist, teilhaftig geworden. Sie hat der göttlichen Natur Christi durch die allerseligste Jungfrau die reinste und edelste Blüte der Leiblichkeit dargereicht, einen Tempel bereitet, in dem die Fülle der Gottheit wohnt; durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist sie zu einem innigen, organischen Verhältnisse zur Gottheit erhoben worden. Sie ist geweiht durch die Gegenwart des Sohnes Gottes, der dreiunddreißig Jahre auf ihr gewohnt und Speise und Trank und Kleidung von ihr empfangen hat. Auf ihren Straßen und Wegen, auf ihren Feldern und Fluren ist er gewandelt, auf ihren Bergen und Hügeln hat er gekniet und gebetet; ihre Lüfte

haben ihn umweht, ihre Täler haben seine Reden vernommen. Sie war Zeugin und Schauplatz seiner wunderbaren Taten; sie bot ihm ihre Elemente und Stoffe dar, damit er an ihnen seine göttliche Sendung und Macht offenbare. Sie schenkte ihm das Kreuz, auf daß er an ihm das große Sühneopfer vollbringe und die ganze Schöpfung in Versöhnung mit Gott wiedervereinige; sie trank sein Blut, seine Tränen und seine Schweißtropfen. Und dem hl. Geiste, der durch die Kirche das Erlösungswerk fortsetzt und dessen kostbaren Früchte den einzelnen mitteilt, leiht sie ohne Unterlaß ihre besten Erzeugnisse, damit er sie als Träger und Zeichen seiner wunderbaren Gnadenwirksamkeit verwende: das Wasser zur Wiedergeburt der Neugeborenen, den Chrisam zur Stärkung der Wiedergeborenen, das Brot und den Wein zur unblutigen Erneuerung des Kreuzopfers und zur Seelenspeise der Erdenpilger, das Öl zur Heilung oder letzten Tröstung der Kranken. Manche ihrer Erzeugnisse werden fort und fort bis zum Ende der Zeiten durch die Beschwörung der Kirche vom Fluche befreit und zu Natursakramenten oder Sakramentalien geweiht, die den Gläubigen den Kampf um ihr Heil erleichtern und in ihnen die Hoffnung auf den Segen und Beistand Gottes stärken.

Besteht nun zwischen dem Menschen und der Körperwelt eine moralische Gemeinschaft und eine Gemeinsamkeit der Geschicke, so wird die Verwandlung des menschlichen Leibes auch eine Verwandlung seiner Naturumgebung im Gefolge haben müssen. „Wenn ihr Zustand durch deine Schuld, o Mensch, sich verschlechtert hat,“ schreibt der hl. Chrysostomus,[24] „so bedenke, daß sie auch um deinetwillen unverweslich sein wird. Nicht du allein, sondern auch die dir unterworfene Schöpfung, obwohl ohne Erkenntnis und Empfindung, wird zugleich mit dir an jenen

Gütern teilhaben. Sie wird dann nicht mehr verweslich sein, sondern deinem herrlich umgestalteten Leibe entsprechen. Denn wie sie dir in Tod und Verwesung nachfolgen mußte, so wird sie dir auch in die Unverweslichkeit nachfolgen." Die Erlösung, deren zeitliche Wirkungen am Menschen durch die Verklärung seiner Leiblichkeit am jüngsten Tage ihren vollkommenen Abschluß finden, bedeutet für die sichtbare Außenwelt ebenfalls eine Art Verklärung, d. i. die Erhebung auf eine höhere, und zwar auf eine solche Daseinsstufe, daß sie die vollendete Verwirklichung des göttlichen Schöpfungsplanes darstellt und zugleich eine würdige Wohnstätte für die verklärte Menschheit und deren Haupt, Christus, wird. Diese Erwartung ist der Natur in Wahrheit in den Schoß gelegt und durch Gottes Wort verbürgt.

Es ist beachtenswert, daß dem vorschauenden Auge der Propheten des Alten Bundes der Beginn des messianischen Reiches bereits die Aussicht auf einen allgemeinen und ungetrübten Naturfrieden eröffnet, „wo der Wolf bei dem Lamme wohnt, und der Pardel sich beim Böckchen lagert, wo Kalb, Löwe und Schaf zusammen weiden, von einem kleinen Knaben geleitet; wo die Kuh mit der Bärin weidet, und der Löwe Stroh frißt wie ein Rind; wo der Säugling spielt am Loche der Natter, und der kaum Entwöhnte seine Hand steckt in die Höhle der Schlange, wo nichts schädlich und tödlich ist auf dem ganzen heiligen Berge, weil das Land erfüllt worden ist von der Erkenntnis Gottes, gleichwie die Wässer den Meeresgrund bedecken."[25] „Und des Mondes Licht wird sein wie Licht der Sonne, und der Sonne Licht wird sein siebenfach, gleich Licht der sieben Tage, am Tage, wo verbinden wird der Herr die Wunde seines Volkes und die Striemen seiner Schläge heilt.[26] Diese Gesichte der Propheten, obschon sie nicht buchstäblich zu deuten sind, zielen unzweifelhaft auf den Erlösungssegen,

der sich auch über die vernunftlose Schöpfung ergießen, Raub- und Mordlust aus ihr verbannen, ihr den allgemeinen Frieden schenken und endlich eine Erhebung derselben bewirken wird. Die Erfüllung dieser Weissagung wird dann zu erwarten sein, nachdem die Heilung der sündigen Menschheit endgültig vollendet sein wird: am Ende der Weltzeit. Christus hat durch seinen sühnenden Opfertod das Böse in seinem Grunde bereits überwunden und unschädlich gemacht, auch die Kraft erworben, durch welche die Folgen der Sünde in allen Bereichen der Schöpfung getilgt werden können. Dem Vater hat es gefallen, „durch ihn alles zu sich hin zu versöhnen, sowohl was auf der Erde, als was im Himmel ist, indem er Frieden stiftete durch das Blut seines Kreuzes".[27] Wenn diese Erlösungsgnade mit ihren heilenden, heiligenden und beseligenden Früchten an allen Heilsbedürftigen und Heilsbegierigen sich ausgewirkt haben wird, dann ist das Endziel des göttlichen Ratschlusses seiner Erfüllung nahe, nämlich „alles, was im Himmel und was auf der Erde ist, in Christo wieder aufzurichten" oder alles in ihm, dem einen Haupte, wieder zusammenzufassen, wie auch im Anfange, bei der Erschaffung durch das göttliche Wort, das der Mittelpunkt der Schöpfung und der Angelpunkt ihrer Geschichte ist, das ganze All geeint und geordnet gewesen ist. Das ist die „Wiederherstellung aller Dinge", von der der heil. Petrus[28] spricht.

Wo der hl. Paulus es unternimmt, die Gläubigen in Rom in den Leiden und Bedrängnissen des Erdenlebens durch den Hinweis auf die einstige Herrlichkeit, d. i. die glorreiche Auferstehung des Leibes, aufzurichten, gibt er in einer überraschenden Wendung seinen Trostgründen eine neue und kräftige Stütze. Er erinnert an das sehnsuchtsvolle Hoffen und Harren der Natur, die ebenfalls leide und

nach Erlösung seufze; da nun sie nicht einmal vergeblich seufze, um wieviel mehr sei die Erwartung des Menschen begründet. „Das Harren der Schöpfung geht auf das Offenbarwerden der Söhne Gottes. Denn der Nichtigkeit ward die Natur unterworfen nicht freiwillig, sondern um dessen willen, der sie unterwarf auf Hoffnung hin, weil auch sie selber, die Natur, wird befreit werden aus der Knechtschaft des Verderbens zur Freiheit der Verklärung der Kinder Gottes. Wir wissen ja, daß die ganze Schöpfung seufzt und in Wehen liegt bis nun. Nicht aber sie allein, sondern auch wir selbst, die wir die Erstlinge des Geistes haben, auch wir selbst seufzen, erwartend die Annahme zur Gotteskindschaft, die Erlösung unseres Leibes.“ [29]

Unter der „Schöpfung“ verstehen Irenäus, Chrysostomus und fast alle neueren katholischen Erklärer die sichtbare Natur, das Weltall und vor allem unsere Erde; denn der Erd-Standpunkt der Naturanschauung ist und bleibt der wahrhaft christliche. Für das wissenschaftliche Erkennen freilich hat unsere Erde die stolze Stellung eines Mittelpunktes unter den Himmelskörpern längst mit der bescheidenen Rolle eines verhältnismäßig kleinen und unbedeutenden Planeten vertauschen müssen. Als Wohnstätte des Menschen aber, als Schauplatz der Menschwerdung, des versöhnenden Opfertodes und des Reiches Christi und als Erziehungsort der Heiligen bildet sie den geistigen Mittelpunkt des Weltalls. Der Apostel geht von der Wahrnehmung aus, die jedem sinnigen und verständnisinnigen Naturbeobachter sich aufdrängt, daß nämlich die Körperwelt ihrem Urbilde nicht entspreche, von ihrer ursprünglichen Bestimmung noch weit entfernt sei und daher „nach dem Offenbarwerden der Kinder Gottes,“ d. h. nach jenem Tage sich sehne, wo die, die dem Geiste nach Kinder Gottes sind, auch äußerlich oder dem Leibe nach als solche offenkundig werden. Dies

aber wird geschehen am Ende der Tage, wo die Seligen, mit der verklärten Leiblichkeit umkleidet, auch äußerlich das Siegel der Gotteskindschaft tragen und vor aller Welt zu Erben und Mitherrschern im himmlischen Reiche feierlich erklärt werden. Erst nachdem der Mittelpunkt und die Krone, der Vertreter und das Haupt der Schöpfung zur allseitigen Vollendung erhoben worden, kommt die Reihe auch an die Natur; daher ihr sehnsüchtiges Harren nach der Auferstehung und Verklärung der seligen Toten. Gegenwärtig ist die Erde der „Hinfälligkeit" und „Nichtigkeit" unterworfen, die nicht nur in dem beständigen Wechsel von Entstehen und Vergehen, von Leben und Sterben, sondern auch in ihrem Gesamtzustande sich kundgibt.

„Nicht freiwillig," d. h. nicht infolge der ihr innewohnenden Kräfte und Gesetze, ist die Körperwelt in diese Verderbtheit hineingeraten, sondern durch eine fremde, ihr feindliche Macht, nämlich infolge der Sünde Adams, ihres Königs, an dessen Geschick durch göttlichen Ratschluß ihr eigenes geknüpft war. Aber nicht hoffnungslos und rettungslos ist sie dem Verderben überantwortet. Die um des Menschen willen verflucht ward, wird auch um desselben Menschen willen gesegnet und zugleich mit ihm am Ende der Zeiten erhoben und verklärt werden. „Sie wird befreit werden von der verderblichen Knechtschaft." Als Knechtschaft der schlimmsten und traurigsten Art empfindet sie die unwiderstehliche, grausame Gewalt der Sünde, die gleich einer Tyrannin auf allen Naturgebieten haust: die Macht des Todes, das Todesgrauen und die Todesnot. Von diesem elenden Zustande soll die Schöpfung erlöst und zur „glorreichen Freiheit der Kinder Gottes" erhoben werden. Erst dann aber gelangen die Kinder Gottes zur vollendeten Freiheit, wenn sie mit Seele und Körper in den Verklärungszustand übertreten, wo jegliche Folge der Sünde samt der

Möglichkeit, zu sündigen, aufgehoben, der Tod im Siege verschlungen, alle Klage verstummt und jeglicher Widerspruch zwischen Geist und Leib in selige Eintracht aufgelöst ist. Durch diese Freiheit der Kinder Gottes ist die Befreiung der Natur bedingt. Die Schöpfung, die mit Widerstreben an die Geschicke des sündigen Menschen gebunden worden ist und die mit ihm gelitten und gebüßt hat, wird wenigstens bei der allgemeinen Wiederherstellung ihrem Haupte auch in den Stand der Verklärung nachfolgen. Nicht umsonst heißt Adam Erdensohn und alle seine Nachkommen Kinder der Mutter Erde. Aber sie sind nicht bloß deren Kinder, sondern auch ihre höchste Zierde, ihre Krone und Vollendung. Die Erde hat alle ihre Kräfte und Schätze aufgeboten, dem unsterblichen Menschengeiste einen würdigen Tempel zu bauen. Und wenn der letzte der Sterblichen, „die Kindschaft, die Erlösung des Leibes ersehnend," unter Todesschmerz und Tränen und Seufzern den Verklärungskeim getrieben und sich zur vollkommenen Herrlichkeit der in den „Erstlingen des Geistes" grundgelegten Gotteskindschaft emporgerungen hat, dann hat auch für die nach Erlösung seufzende Erde die Stunde der Geburt zu einem neuen Leben geschlagen; dann ist die Körperwelt an der Reihe, aus dem Zustande der Gebundenheit entlassen zu werden. Mit der ganzen Wucht ihrer entbundenen Kräfte sprengt sie die tausendjährigen Fesseln, schüttelt den Fluch der Sünde ab und stillt ihren gewaltsam zurückgehaltenen Drang nach Vervollkommnung. Nicht als ob sie aus eigenen Mitteln sich erheben und erlösen könnte, sondern weil ihr Schöpfer und Herr um des Erlösers und der Erlösten willen sie zur entsprechenden Teilnahme an den Gütern der Glorie beruft.

Wie jede Geburt von schmerzhaften Wehen angekündigt wird, wie die Mutter unter großen Peinen ringt, ein neues

Leben zur Welt zu bringen, und wie der Tod eine qualvolle Geburt zum höheren Leben ist, so kann auch die große Geburt, der die Natur entgegenharrt, nicht ohne Zittern und Stöhnen, nicht ohne heftige Erschütterungen und Krämpfe vor sich gehen. Und diese Vorzeichen der schweren Stunde sind bereits eingetreten, wie der Apostel sagt: „Die ganze Natur seufzt zusammen und liegt in Geburtswehen."

Gestützt auf die genannten Schriftstellen sind auch die hl. Väter voll von Hoffnung auf die einstige Welterneuerung. „Der Herr rollt die Himmel ab," schreibt der hl. Cyrillus von Jerusalem,[30] „nicht um sie zu vernichten, sondern um sie in schönerer Gestalt wieder aufzurichten." Gregor von Nazianz[31] sagt in der Leichenrede auf seinen verstorbenen Bruder Cäsarius: „Ich erwarte den Ruf des Erzengels, den letzten Posaunenschall, die Umgestaltung des Himmels, die Umwandlung der Erde, die Erlösung der Elemente, die Erneuerung der ganzen Welt." Die gleiche Erwartung hegen Clemens von Alexandrien, Hilarius, Basilius, Chrysostomus, Gregor von Nyssa, Hieronymus, Augustinus und Gregor der Große. Ebenso pflichten ihr die Theologen des Mittelalters[32] wie die der Neuzeit fast einstimmig bei, und sie begründen ihre Ansicht durch das physische und durch das moralische Verhältnis der Menschheit zur Erde, das wir oben dargestellt haben.

Der Glaube an eine einstige Welterneuerung tönt uns bereits aus dem grauen Altertume entgegen, vielleicht als Nachklang der Uroffenbarung, die Gott im Paradiese gegeben und den Menschen bei ihrer Scheidung als Wegzehrung gelassen hat. Er wurde nicht bloß in den Schulen der heidnischen Weltweisen gelehrt, sondern er lebte auch im Volke. Dies bezeugen die Dichter, die die Geistes- und Gemütsstimmung eines Volkes getreu widerspiegeln und den religiösen Herzschlag desselben am sichersten fühlen.

Welches Mittels aber wird sich die Allmacht Gottes bedienen, um die Welt in den Zustand der Vollendung hinüberzuführen?

Die hl. Schrift, die christliche wie die heidnische Überlieferung, Theologen und Philosophen antworten übereinstimmend: die Welt wird durch Feuer umgewandelt werden. Daß der Herr im zerstörenden Feuer zum Gerichte kommen werde, wird wiederholt im Alten und im Neuen Testamente ausgesprochen. „Siehe, der Herr wird kommen mit Feuer, richten mit Feuer."[33] „Sein Stuhl war lauter Feuerflammen, des Stuhles Räder brennend Feuer."[34] „Der Herr Jesus offenbart sich vom Himmel mit den Engeln seiner Macht in Feuersflammen."[35] „Jener Tag wird es kund tun, weil er sich in Feuer offenbart."[36] Von den Schriftstellen, die über die Frage nach der Umgestaltung der Welt entscheiden, kommt am meisten das dritte Kapitel des zweiten Briefes Petri inbetracht.

Der Apostel warnt die Gläubigen vor glaubenslosen Spöttern, die „nach ihren Lüsten wandeln und sagen: wo ist die Verheißung seiner Wiederkunft? Denn seitdem die Väter entschlafen sind, dauert alles so fort vom Schöpfungsanbeginn." Diese Irrlehrer, die auf Grund der Gesetz- und Regelmäßigkeit des Naturlaufes die zweite Ankunft Christi leugneten, widerlegt Petrus durch den Hinweis auf die Sündflut in den Tagen Noahs. „Jenen, die dies wollen, entgeht, daß die Himmel schon früher waren und ebenso die Erde, aus Wasser und durch Wasser zustande gekommen, durch Gottes Wort, durch welche (die Wasserfluten nämlich von oben und aus der Erde) jene damalige Welt ward und zugrunde ging. (Nur die äußere Gestalt ging zugrunde; darum bedeutet auch der einstige Weltbrand nicht den Untergang der Welt selbst, sondern nur ihres gegenwärtigen Zustandes.) Der Himmel aber und die Erde, die jetzt sind,

werden durch dasselbe Wort aufbewahrt, für das Feuer aufgespart auf den Tag des Gerichtes und des Verderbens der gottlosen Menschen.“ Der Sinn ist: so töricht und trügerisch es zu Zeiten Noahs gewesen ist, aus dem festen Bestande der damaligen Welt und dem regelmäßigen Walten ihrer Kräfte und Gesetze ihr eine ewige Dauer zu prophezeien und die Androhung der furchtbaren Flut zu verachten, ebenso unvernünftig ist es, die bisher ungestörte Fortdauer der nachsündflutlichen Erde gegen die Weissagung vom Weltgerichte und Weltuntergange ins Feld zu führen. Es steht vielmehr der Welt eine neue Katastrophe bevor, ungleich großartiger und gewaltiger, als die erste gewesen; diese ist durch Wasserfluten herbeigeführt worden, die andere aber wird, wie Gott angekündigt, nicht wieder durch Wasser, sondern durch Feuer geschehen. „Dies eine aber entgehe euch nicht, Geliebteste!“ fährt der Apostel fort, „daß ein Tag beim Herrn wie tausend Jahre sind, und tausend Jahre wie ein Tag. Nicht säumet der Herr mit seiner Verheißung, wie einige meinen, sondern er handelt nur langmütig um euretwillen, weil er nicht will, daß jemand verloren gehe, sondern daß alle sich zur Buße wenden. Kommen aber wird der Tag des Herrn, wie ein Dieb in der Nacht, an dem die Himmel mit großem Krachen vergehen, die Elemente in Hitze sich auflösen, und die Erde samt ihren Produkten verbrannt wird. Da also alles dieses sich wird auflösen müssen, wie tüchtig sollet ihr sein in heiligem Wandel und in Gottseligkeit, die ihr wartet und harret auf die Ankunft des Tages des Herrn, durch den die Himmel in Glut zergehen und die Elemente in Feuers Lohe zerschmelzen werden. Einen neuen Himmel aber und eine neue Erde erwarten wir gemäß seiner Verheißung, auf denen Gerechtigkeit wohnt.“ So die Schilderung des großen Brandes, der dem letzten der Tage heimleuchten wird.

Ob unter „Himmel“ der Luft- oder der Sternenhimmel zu verstehen sei, darüber sind weder die hl. Väter noch die Gottesgelehrten einig. Ambrosius und Hieronymus z. B. dehnen die Umwälzung auch auf den Sternenhimmel aus, während Augustin und Thomas von Aquin sie auf den Lufthimmel beschränkt sein lassen. Die letztere Meinung hat den Umstand für sich, daß der Apostel den Weltbrand zur Sündflut in Parallele setzt. Sehen wir ab von der Möglichkeit, daß die Erde durch einen Sternenfall in Feuer gerät, so hätten wir dieser Ansicht gemäß am Monde und an den Sternen, die den Weltuntergang ankündigen und begleiten, nicht streng buchstäblich zu deuten und daher nicht notwendig eine Erschütterung des Sonnensystems vorauszusetzen. Man würde unter ihnen die Veränderungen zu verstehen haben, die die Erdatmosphäre durch das Feuer erleidet, die aber die nun ebenfalls veränderte Gesichtswahrnehmung in ähnlicher Weise auf die Gestirne übertragen müßte, wie sie ehedem die wunderbar herbeigeführte Strahlenbrechung über Gabaon als „Sonnenstillstand“ angesehen hat. Die Feuersglut wird die Mischung der gasförmigen Bestandteile, aus denen die Luft zusammengesetzt ist, auflösen, so daß sie unter gewaltigem Getöse ihren Aggregatzustand ändern und neue Verbindungen eingehen. Das Bild: „die Himmel werden mit großem Krachen vergehen“ paßt vortrefflich zu der populären Anschauung, deren sich auch sonst die hl. Schrift bedient; hiernach nämlich erscheint der Lufthimmel als Firmament oder Feste, als ein großartiges festes Gewölbe, das krachend zusammenstürzt, nachdem seine Fugen sich durch die Glut gelöst haben. Das Feuer wird sodann seine zersetzende Macht gegen die übrigen Elemente, und zwar nicht bloß gegen die gasförmigen, sondern auch gegen die festen auslassen.

Die Elemente, von denen der Apostel spricht, sind nicht

zunächst im modern-wissenschaftlichen Begriffe als die gasigen und die festen Grundstoffe zu verstehen, die bis jetzt nicht zerlegt werden konnten, sondern sie bezeichnen, nachdem die Luft bereits erwähnt und das Feuer als tätiges Element von selbst ausgeschlossen ist, die beiden noch übrigen Elemente der Alten: Wasser und Land. Weder die flüssigen noch die festen Stoffe können der grimmigen Feuersmacht widerstehen: zischend löst sich die chemische Verbindung der Gase, aus denen das Wasser besteht, und alle unorganischen Körper oder Mineralien zerschmelzen. Der ganze Erdball steht im Feuer, und zugleich mit ihm werden alle „Werke", d. h. die Erzeugnisse der Natur wie die Schöpfungen der Kunst, verzehrt. Bald ist von diesem Teile des Alls nichts mehr übrig als ein glühender Dampf, eine formlose, feurige Gasmasse, aus der dann die göttliche Schöpferhand den neuen Himmel und die neue Erde bildet. Eine Neuschöpfung wird das sein, aber nicht in dem Sinne, als ob eine durchaus neue Welt, d. h. eine solche, die vorher nicht dagewesen, aus dem Nichts ins Dasein gerufen würde, sondern nur insofern, als aus den vom Feuer gereinigten Stoffen der alten, verderbten Welt eine neue geformt wird, auf der fortan Gerechtigkeit wohnt. Die Gestalt wird vergehen, die Wesenheit aber bleibt bestehen. Gott wird mittels des Feuers die Erde zunächst in den Zustand der Urzeit zurückführen, wo sie nach der Ansicht von Kant, La Place, Herschel u. a. als glühender Gasball im Weltenraume kreiste.

Da diese Umwandlung offenbar den doppelten Zweck hat, die Erde von allem Verderbnisse, das die Sünde im Gefolge gehabt, zu reinigen und zugleich für eine höhere, der verklärten Menschheit gebührende Daseinsstufe auszustatten, so muß unter diesem zweifachen Gesichtspunkte das Feuer wegen seiner physikalischen und chemischen Wirkungen als das tauglichste Element angesehen werden. Das Feuer

verzehrt nicht bloß, sondern verklärt auch, es läutert und veredelt. Dadurch daß es das ganze Erdsystem ergreift und alle Mischungen und Verbindungen der anorganischen Natur in die ursprünglichsten Grundstoffe auflöst, bringt es den echten, reinen Kern, das für die neue Welt geeignete Material zutage, aus dem der Allmächtige eine des verklärten Menschen würdige Wohnstätte bereiten wird. In der ersten Schöpfung, im Sechstagewerke, schuf er aus dem Urstoffe einen Wohnplatz für den irdischen Menschen; in der zweiten Schöpfung wird er aus der in den Urstoff zurückverwandelten Erde das Paradies für den himmlischen Menschen schaffen.

Der Glaube an die einstige Welterneuerung mittels des Feuers war auch den heidnischen Völkern nicht fremd; hier wohl ohne Zweifel ein Überrest der Uroffenbarung, von der ein gesunder Kern sich in allen heidnischen Religionssystemen trotz dem oft greulichen Wuste menschlicher Zutaten wiedererkennen läßt. Sie halten den Weltbrand für den notwendigen Durchgangspunkt zur Wiederherstellung des goldenen Zeitalters und bringen ihn in die innigste Beziehung zum Erscheinen des Messias; ganz entsprechend der christlichen Anschauung, mit der alleinigen Abweichung, daß zwischen der ersten und der zweiten Ankunft des großen Wiederherstellers nicht immer unterschieden wird. Im Grunde genommen ist auch die glorreiche Ankunft des Erlösers zum Weltgerichte, dem der Weltbrand unmittelbar entweder vorhergehen oder folgen wird, der Schlußakt, in dem das durch die Ankunft Christi begründete Gottesreich auf Erden den letzten und entscheidenden Sieg über alle seine Widersacher feiern wird. Daß beide Momente, obwohl ziemlich weit auseinanderliegend, in der perspektivischen Fernsicht näher und gar unmittelbar aneinander rücken, hat also nichts Auffallendes.

Um die Leser nicht zu ermüden, übergehen wir die

Einzelheiten aus den bezüglichen Sagen der Ägypter, Chaldäer, Perser, Inder, Chinesen, Griechen und Römer, die sämtlich trotz vielen Abweichungen manche Berührungspunkte mit der christlichen Anschauung darbieten. In allen steht der Weltbrand, der jedoch in einigen als ein periodisch, am Schlusse eines jeden Welt- oder Götterjahres wiederkehrender dargestellt wird, in naher Verbindung mit dem Weltgerichte, das überall mit einem Siege der guten Götter über die bösen, nach einigen Mythen aber auch mit dem Untergange des ganzen Göttergeschlechtes enden soll. In Europa soll die Lehre von der Zerstörung und der Wiedererneuerung der Welt zuerst durch die sibyllinischen Bücher, d. i. Sagen und Weissagungen, die einer erdichteten Seherin der Urzeit in den Mund gelegt wurden, verbreitet worden sein. Auch in den orphischen Gedichten war sie enthalten. Die griechischen Philosophen Pythagoras, Heraklit, Sokrates und namentlich die Stoiker beschäftigten sich sehr ernstlich und eifrig mit dem einstigen Weltbrande und fügten die umlaufenden Sagen, soweit sie mit ihren Anschauungen über die letzten Dinge übereinstimmten, ihren philosophischen Systemen ein. Namentlich auch stellen sie langwierige Berechnungen an über die Dauer des großen Welt- oder Götterjahres, dessen Winter sie Kataklysmus oder große Flut und dessen Sommer sie Ekpyrosis oder Weltbrand nennen. Was in Griechenland über das Weltende gelehrt und geglaubt wurde, stand auch bei den Römern in Geltung, wie die Schriften der Philosophen und Dichter bezeugen. Ovid[39] läßt den Jupiter, der bei der deukalionischen Flut über die Züchtigung der Menschen mit sich zu Rate geht, also reflektieren:

„Kommen werde die Zeit, so steht es im Buche des Schicksals,
Wo die Erde, das Meer und, ergriffen von Flammen, des Himmels
Burg entbrennt, und zusammenbricht der künstliche Weltbau.“

Wie unsere vorchristlichen Vorfahren im Norden über den Untergang der Welt und der Götter gedacht haben, erfahren wir aus den Lieder- und Sagensammlungen der beiden Edda, die eine wahrhaft großartige Schilderung jener Endkatastrophe und ihrer schrecklichen Vorboten enthalten, die ältere in markigen Versen, die jüngere in Prosa. Bisher hat man ziemlich allgemein angenommen, daß die darin enthaltenen Überlieferungen aus einer Zeit stammen, in der die skandinavischen Stämme sich noch nicht getrennt hatten, und also die altnordisch-germanische Götterlehre und Sage in der ursprünglichen heidnischen Gestalt uns vermitteln. Widerspruch gegen diese Ansichten erhoben erst seit 1879 die Professoren Bang und Bugge in Christiania, die in Vorträgen und Schriften die Meinung verfochten, daß die beiden, vermeintlich rein germanischen Liedersammlungen von den Kelten in Island und von den Angelsachsen in England fremde und zwar christliche Zutaten empfangen hätten, mithin nicht so rein nordisch-germanisch sein könnten, wie man bis jetzt geglaubt habe. Die Entstehung der in der Edda erzählten Mythen sei in eine nicht allzu ferne Zeit vor deren Aufzeichnung (Mitte des 13. Jahrh.) zu setzen; nach Bugge fällt sie in das 9. Jahrhundert.[40] E. H. Meyer[41] geht noch über Bugge hinaus und nimmt mit Unrecht an, daß die Völuspâ in ihrer ursprünglichen Gestalt, wie sie im großen und ganzen von Müllenhoff richtig entdeckt worden, vom Priester Saemund dem Weisen († 1130) nach mittelalterlichen Quellen verfaßt sei. Wenn, was vorderhand nicht wahrscheinlich ist, diese Forscher recht bekämen, so könnte nicht mehr wie bisher alles Nordische frischweg für uralt erklärt werden. Uns scheint es, daß sie bei ihren vergleichenden Einzeluntersuchungen über Sprachbildung, Wortform und Versbau den Überblick über das Ganze, nämlich über die gemeinsamen, in allen

Religionen wiederkehrenden Überlieferungen des Urglaubens verloren haben.

Gemäß der Eddaweissagung wird ein schreckliches Sturmwetter, Fimbulvetr genannt, kommen, und solcher Sturmwinter werden drei aufeinanderfolgen, ohne einen Sommer dazwischen. Das Sittenverderben und die Gesetzesverachtung werden überhandnehmen: „Kriegszeit und Mordszeit, Schildespalten, Windzeit und Wolfszeit, ehe die Welt fällt," heißt es in der Völuspâ. Darauf kommt ein Wolf und verschlingt die Sonne, ein anderer Wolf den Mond. Die Sterne erlöschen, die Erde bebt, die Bäume werden entwurzelt, alle Ketten und Bande zerreißen. Das Ungeheuer Fenriswolf (die Finsternis) reißt sich los, das Meer tritt über seine Ufer, weil die von Thor einst in die Tiefe geschleuderte Midgardschlange in Wut das Land sucht. Der Fenriswolf sperrt den Rachen auf, so daß sein Unterkiefer die Erde und sein Oberkiefer den Himmel berührt; Augen und Nase sprühen Feuer. An seiner Seite kämpft die Midgardschlange, sie speit Gift aus, von dessen Hauche Luft und Meer verpestet werden. In diesem Lärme birst der Himmel. Von Muspellheim (Feuerwelt des Südens im Gegensatze zum Niflheim des Nordens) reiten Muspells Söhne heran, geführt von Surtr, der von einem Flammenmeere umgeben ist, und dessen vortreffliches Schwert heller glänzt als die Sonne. Die Bifröstbrücke, die von der Erde zur Götterwohnung Asaheim führt, bricht zusammen. In der Ebene Vigrid treffen Muspells Söhne mit dem Fenriswolfe und der Midgardschlange zusammen. Loki, Hrymr samt allen Hrymtussen oder Riesen vereinigen sich mit ihnen. Heimdallr, der Himmelswächter, stößt mit aller Kraft ins Giallrhorn, um die Götter zu wecken. Sie halten Rat, aber es gibt keinen Rat und keine Rettung mehr. Denn die alte Esche Yggdrassil, unter der man sich sonst zum

Rate versammelte, bebt nach allen Seiten, und im Himmel und auf der Erde herrscht nur Not und Angst. Die Götter im Bunde mit den Einheriern, den Seligen des Paradieses, rüsten sich zum Kampfe und reiten hinaus in die Ebene, voran Odin und ihm zur Seite Thor. Odin kämpft gegen den Fenriswolf und wird von ihm verschlungen, jedoch von Vidar gerächt, der seinen Fuß dem Ungetüme auf den Unterkiefer setzt und mit der Hand ihm den Schlund herausreißt. Thor tötet zwar die Midgardschlange, stirbt dann aber selbst an dem Gifte, das sie auf ihn gespieen. Freyr fällt im Kampfe mit Surtr, und Tyr erliegt dem Bisse des Höllenhundes Garmr, der aus dem Loche Gnipi sich losgerissen und großes Unglück angerichtet hat. So sind die Asen tot, Ragnaröck, die Götterdämmerung, ist vollbracht. Nun wirft Surtr Feuer aus und verbrennt die ganze Erde: das ist Muspilli, der Weltbrand.[42] Aber eine neue Erde, grün und schön, taucht aus dem Meere auf, sie trägt Früchte, ohne Samen empfangen zu haben. Vidar und Vali, Odins Söhne, sind in Surtrs Flammen nicht umgekommen, sondern leben und wohnen in der Ebene Ida, d. i. auf dem neuen Felde, wo ehemals Asgard, die Götterburg oder das Paradies lag. Dort finden sich auch Thors Söhne Magni und Modi wieder. Der Lichtgott Baldr und Hödr, die ihn getötet, kehren von Hel, dem Totenreiche, zurück, setzen sich friedlich nebeneinander und reden von vergangenen Zeiten. Wie die jüngere Edda noch hinzufügt, werden Lif und Lifthrasir, die beiden einzigen Menschen, die in dem Verstecke Homimersholt dem Weltbrande entgangen sind, die Stammeltern eines neuen Geschlechtes.

Muspilli und Ragnaröck, Welt- und Götteruntergang, sind wesentliche, die gesamte Welt- und Lebensanschauung beherrschende Bestandteile der altgermanischen Mythologie

und zeugen ebensosehr von dem sittlichen Ernste wie von der dichterischen Begabung und plastischen Kraft unserer heidnischen Altvordern. Daß aber die beiden Eddabücher auch inhaltlich eine größere Verwandtschaft mit den christlichen Ideen aufweisen als die altheidnischen Traditionen der übrigen Völker, läßt sich nicht behaupten. Erst nach der Einführung des Christentums in Deutschland sind die uralten Sagen vom Weltende allmählich christianisiert worden, vollständig bereits in der altsächsischen Dichtung „Heliand“, teilweise in dem von Schmeller aufgefundenen althochdeutschen Gedichte „Muspilli“. In der Übergangszeit fand nicht sowohl eine sofortige Ausscheidung der mythologischen Elemente, als vielmehr deren Verschmelzung mit den christlichen Anschauungen statt. In das Produkt solcher Verschmelzung wurden später auch noch rabbinisch-jüdische Überlieferungen und Bruchstücke des klassischen Heidentums aufgenommen. So ist es zu erklären, daß neben den rein christlichen Darstellungen des Weltunterganges auch stark heidnisch gefärbte Sagen herliefen, die nicht nur das ganze Mittelalter hindurch sich erhalten, sondern selbst noch bis in die neuere Zeit Spuren hinterlassen haben. Die sibyllinischen Bücher, die auf uns gekommen, rühren zum Teil offenbar von christlicher Hand her und sind unverkennbar zu dem Zwecke verfaßt, die Juden für das Christentum zu gewinnen. Außer den Sibyllinen bilden die einschlägigen Schriften Hippolyts, Pseudo-Ephräms, des Pseudo-Methodius und der Danielapokalypsen die alten Quellen der mittelalterlichen Überlieferungen über den Antichrist, den Weltsabbat, das Weltgericht und das Weltende. Eine Menge derartiger Prophezeiungen hat Malvenda vor mehr denn 200 Jahren in einem umfangreichen Foliobande veröffentlicht; in neuester Zeit haben A. Maury, Bousset, Wadstein und Reuschel beachtenswerte Forschungen über diesen dunklen Stoff angestellt.[43]

Die hl. Schrift befaßt sich mit der Welt nicht von dem Standpunkte aus, den die Wissenschaft einnimmt, sondern nach deren Beziehung zum Menschen, betrachtet daher auch den Untergang der Welt nur im Zusammenhange mit dem Ende der Menschheit. Ferner prophezeit sie ihn nicht als einen rein natürlichen Vorgang, sondern sie läßt die Allmacht Gottes eingreifen. Es ist nun eine ebenso naheliegende wie fesselnde Frage, was die neue wissenschaftliche Forschung vom Weltende zu sagen weiß: hält sie es für möglich, für wahrscheinlich oder gar für gewiß? Da sie nur mit natürlichen Kräften rechnen kann, so ist sie zunächst auf die Schlußfolgerungen angewiesen, die sich aus deren gesetzmäßigen Wirksamkeit herleiten lassen. Sie beobachtet aber auch unvorhergesehene Erscheinungen und Umwälzungen im Weltraume, die ebenfalls zu Mutmaßungen über das künftige Schicksal unseres Wandelsternes anregen.

Zunächst ist zu bemerken, daß die Zeiten für immer vorüber sind, wo man die biblische Vorhersagung des Weltunterganges im Namen der Wissenschaft verspotten zu dürfen glaubte. Heute redet alle Welt von ihm wie von etwas Unvermeidlichem, Selbstverständlichem. Denn nicht eine, sondern mehrere Möglichkeiten sind nachgewiesen.

Die erste ist die, daß unser Sonnensystem zugrunde geht, nachdem es seinen natürlichen Entwickelungsgang beendet haben wird. Die Fachgelehrten bekennen, aus dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft lasse sich nicht der Schluß ziehen, daß das Weltall unveränderlich oder der Kreislauf der einzelnen Körper ewig sei. Im Gegenteile verraten alle Kräfte der Natur die Neigung, sich in Wärme umzusetzen, die sich dann gleichmäßig überallhin verteilt. Demnach strebt das Universum nach einem Zustande, in dem aller Temperaturunterschied der Körper und infolge davon jeglicher Umsatz von Wärme in Bewegung aufgehoben,

mithin auch alle Tätigkeit in der Natur zum Stillstande gebracht ist. Die Welt, aus dem Chaos hervorgegangen, wird, nachdem auch die Rotationsbewegung in Wärme umgesetzt worden, in das Chaos zurückkehren, ohne die Kraft, sich je wiederherzustellen. Die Wissenschaft, die nur physische Kräfte und Gesetze kennt, kann auch nur mit solchen rechnen.

Die noch immer am meisten verbreitete Ansicht über den Zustand der Erde in der Urzeit ist bekannt. Wenn die Temperaturzunahme im Erdinnern von 1 ° C auf je 33 m Tiefe eine stetige ist, so würde schon in einer Tiefe von 45000 m eine Hitze herrschen, bei der die meisten Mineralien und Gesteine in den feuerflüssigen Zustand geraten müßten. Diese Steigerung der Erdwärme, ferner die heißen Quellen oder Geiser, endlich die Vulkane, die Lava oder feuerflüssiges Gestein von 1500 bis 2000 ° Hitze an die Oberfläche speien, haben zu der wohlbegründeten Vermutung geführt, daß der Erdkern aus einer ähnlichen feuerflüssigen Masse bestehe, und daß ursprünglich die ganze Erde, nachdem sie in Form eines Ringes sich von der Sonne abgelöst und dann zusammengeballt hatte, eine glühende Kugel gebildet habe, deren Oberfläche infolge fortgesetzter Wärmeausstrahlung allmählich erkaltet und zu einer festen Kruste erstarrt sei. Die Abkühlung schreitet auch jetzt noch fort, allerdings so langsam, daß sie sich selbst den schärfsten Instrumenten entzieht und nach der Berechnung der Astronomen seit Hipparch, d. i. seit ungefähr 2000 Jahren, kaum $^1/_{700}$ ausmacht.

Im notwendigen Zusammenhange mit dieser zunehmenden Erkaltung steht die Abnahme der Kohlensäure und des Wasserstoffes in der atmosphärischen Luft. Die ungeheuren Massen von Kohlenstoff, die in den Erdschichten, namentlich in den fossilen Brennstoffen, wie Steinkohle, Braunkohle, Torf, Petroleum usw. aufgehäuft sind, mußten zu einer Zeit, als die Erdoberfläche, selbst nach der Erstarrung, wegen zu

hoher Temperatur zur Erzeugung von Organismen noch nicht fähig war, sich in der Erdatmosphäre befinden. Nicht anders verhält es sich mit der Kohlensäure, die an andere Mineralien gebunden ist und beim Glühen flüchtig wird; auch sie war während jenes höheren Temperaturzustandes der Erde frei. Da nun einerseits die unterirdischen Quellen der Kohlensäure stetig, wenn auch sehr allmählich, abnehmen, anderseits die Atmosphäre zur Bildung unlöslicher Karbonate bei der Verwitterung von Gesteinen sowie zur Bildung von kohlensaurem Kalk bei der Entstehung zahlloser Tierorganismen fortwährend Kohlensäuregehalt abgibt, den sie nicht zurückerhält, so muß schließlich der Moment eintreten, wo dieses Gas gänzlich aus der Luft verschwunden und alles organische Leben erstorben sein wird.

Ferner mußte zur Zeit, als die Erdtemperatur eine höhere war, auch die Wasserdampfmenge der Atmosphäre eine entsprechend größere sein, so zwar, daß der noch glühende Erdball von einer dicken Wolkenschicht umgeben war. Gleichzeitig mit der Erkaltung der Erdoberfläche trat eine Verdichtung dieses Gases ein, d. h. es bildete sich Wasser, das nach Humboldts Berechnung fast drei Viertel (0,734) der Erdoberfläche bedeckt, nach den Mutmaßungen der Geologen aber in früheren Perioden der Erdgeschichte eine noch größere Ausdehnung gehabt haben soll. Die Zufuhr von Wasserstoff aus dem Erdinnern ist noch geringer als die der Kohlensäure, und überdies geht anhaltend eine ansehnliche Quantität Wasser beim Verwitterungsprozesse der kristallinischen oder eruptiven Gesteinsmasse in den finsteren Schichten der Erdkruste verloren. Mit Ausnahme des Quarzes haben nämlich alle felsbildenden Mineralien eine gewisse Porosität, so daß selbst die dichtesten Gesteinsarten, wie Granit, Basalt, Porphyr, Gneis usw., nicht unbeträchtliche Quantitäten von Wasser aufnehmen können. Auch diese

festesten Gesteine sind nicht bloß an der Oberfläche, sondern auch in der Tiefe der Erde der Verwitterung ausgesetzt, lassen mithin Wasser durch und binden es chemisch durch Bildung der sog. Hydrate. Je mehr nun infolge der Abkühlung die Erdrinde nach dem Erdkern hin wächst, desto größere Wassermengen werden absorbiert, und da das Gewicht des gesamten Wassers nur auf $^1/_{24000}$ des Erdgewichts geschätzt wird, so ist eine Abkühlung des Innern bis zum Mittelpunkte nicht erforderlich, um eine zur Absorption sämtlichen Wassers hinreichende Erdmasse zu bilden.

Sonach kann schließlich eine gänzliche Auffaugung oder chemische Bindung des Wassers durch die verwitterte und aufgelockerte Erdrinde bewirkt werden. Letztere aber vermag in den Zwischenräumen ihrer Gesteinsmassen auch die beiden noch übrigen Elemente der atmosphärischen Luft, den Sauerstoff und den Stickstoff, bequem zu beherbergen. Ohnedies wird durch Oxydation mancher Mineralien eine stetige Abnahme des Sauerstoffes bewirkt, während der Stickstoff wegen seiner Abneigung gegen chemische Verbindungen nur auf dem Wege der Absorption in das Erdinnere gelangen kann.

Wenn nicht schon vorher eine Umwälzung eintritt, so eröffnet sich unserem Planeten folgende Zukunft. Luft und Wasser sind verschwunden, und die Erde bildet eine kalte, erstarrte, ausgetrocknete Kugel, deren Oberfläche überall zerrissen und zerklüftet und alles organischen Lebens beraubt ist.

Auch die Sonne geht ihrem Untergange entgegen: sie wird einst erlöschen. Wahrscheinlich wird sie noch 6 bis 8 Jahrmillionen in annähernd gleicher Stärke wie jetzt leuchten können. Dann aber wird sie an Strahlung allmählich abnehmen, jedoch vielleicht erst in 100 Jahrmillionen in einen Zustand gelangen, wo sie sich ohne Ersatz, ähnlich einem heißen Steine, abkühlen wird. Schließlich wird sie

nicht mehr imstande sein, unseren Planeten vor Erstarrung zu bewahren. „Dann wird für die Erde eine zweite ‚kosmogonische Eiszeit' beginnen, welche nicht wieder durch die wohltuenden Strahlen eines Zentralgestirnes wird aufgehoben werden können. Die Temperatur wird dann allmählich immer tiefer und tiefer sinken, so daß kein organisches Leben mehr gedeihen kann. Nicht bloß große Länderstrecken werden dann hoch vergletschert werden, sondern alle großen und tiefen Ozeane werden in immense Steinbrüche des Minerals ‚Eis' verwandelt werden. Nichts wird dann sich noch regen können als das noch glühflüssige Magma im tiefen Innern. Auch dieses wird allmählich und bis zu immer größeren Tiefen abgekühlt werden. Dadurch auf ein kleineres Volumen gebracht, wird es gewaltige Einschrumpfungen der Erdkruste veranlassen, so daß neue Gebirge emporgepreßt werden. Diese werden weit großartiger sein als unsere gegenwärtigen, und keine Regenströme werden ihre grotesken Gestalten abwaschen und ihre Höhe vermindern; aber kein Adler wird mehr auf ihnen seinen Horst aufschlagen, kein Tourist die großartige Natur bewundern können, sondern alles wird durch die grimmigste Kälte vollständig ausgestorben sein.

„Wie es der Erde ergehen wird, so muß es allen anderen Planeten ergehen, dem einen früher, dem anderen später. Mars wird trotz seinem geringeren Alter bereits unserer Erde etwas voraus sein. Dagegen werden Venus und Merkur infolge der von der Sonne empfangenen größeren Quantitäten von Wärme noch weiter von ihrem Endzustande entfernt sein. Jupiter und Saturn aber werden infolge des bei weitem größeren Vorrates von innerer Wärme noch eine lange Zukunft vor sich haben. Vielleicht wird dann auch auf diesen der gütige Schöpfer ein organisches Leben und vernünftige Wesen ins Dasein rufen. Und da

diese Himmelskörper durch eine sehr mächtige Atmosphäre vor zu starker Ausstrahlung geschützt sind, so wird solches Leben trotz dem dann bereits geschwächten Sonnenlichte viele Jahrmillionen Bestand haben können. Allein danach wird auch sie unausbleiblich dasselbe Schicksal treffen wie die Erde.

„Die Sonne selbst wird nun wohl gewiß alle ihre kleinen Angehörigen bei weitem überleben: allein schließlich wird auch sie denselben Weg gehen müssen. Die unermeßlich hohe Temperatur welche dort herrscht, wird einmal einer mäßigen Hitze weichen müssen; und dann wird unser Zentralkörper eine neue Reihe von Entwicklungen beginnen, die sehr ähnlich denen sein werden, die bei Betrachtung der geogonischen Vorgänge auf der Erde beschrieben worden sind. Die gewaltigen Massen von Metalldämpfen, welche dort im gasförmigen Zustande existieren, werden zu undurchsichtigen Nebeln werden, welche in größerer Tiefe einen weißglühenden glühflüssigen Kern umhüllen. Wahrscheinlich werden auch die enormen Mengen von Wasserstoff, welche wir nachweisen können, den erforderlichen Sauerstoff finden (für dessen Existenz wir noch keinen positiven Beweis haben), um sich zu Wasserdämpfen zu vereinen, welche dann allmählich nach langem Kampfe mit dem glühenden Kern ein Urmeer auf der Sonne bilden müssen. Der blendende Glanz der Sonne wird bei diesen Vorgängen zuerst einem durch die Dämpfe rotgefärbten Schimmer Platz machen, so daß die Sonne dann für ferne Beobachter ein roter Stern sein wird, wie wir deren jetzt schon sehr zahlreiche am Himmel finden. Später aber wird der Glanz ganz aufhören; und die Sonne wird ein großer dunkler Körper sein, wie deren die neuere Astronomie ebenfalls schon manche am Himmel nachgewiesen hat. Unter der enormen Wolkendecke werden dann wohl Kontinente und Gebirge entstehen

wie einstmals auf unserer Erde. Aber alles das vollzieht sich dort in lichtloser Finsternis; und auch später, wenn die Wolkendecken sich zerteilt haben und die Dämpfe herabgefallen sein werden, wird dort kein helles Licht vom Himmel scheinen als nur das flimmernde Licht von Fixsternen. Es wird auch dort eine Temperatur eintreten, welche für das Gedeihen eines organischen Lebens geeignet ist. Vielleicht wird dann auf das Wort des Schöpfers eine Vegetation entstehen, später auch Tiere und vernünftige Geschöpfe; aber diese müßten mit ganz besonders empfindlichen Augen ausgerüstet sein, ähnlich unseren Nacht-Tieren. Ob das geschehen wird, darüber wissen wir nichts. Was die Wissenschaft sagen kann, ist 1., daß die Möglichkeit solcher Lebensentfaltung auch auf der Sonne vorhanden sein wird, und daß bei dem riesigen Vorrat innerer Wärme diese auch Jahrmillionen lang anhalten können wird; 2. aber, daß auch dieses Leben, sollte es auch Hunderte von Jahrmillionen anhalten, schließlich infolge der unausbleiblichen Abkühlung doch aufhören muß.

„Was aber noch trostloser scheint, das ist, daß nicht nur unserem Planetensystem und unserer Sonne dieses Ende bevorsteht, sondern auch allen anderen Himmelskörpern. Alle die vielen Millionen von Fixsternen mit ihren Planetensystemen, welche zum großen Teil jetzt noch erst als embryonale Nebel existieren werden, alle ohne Ausnahme müssen doch einmal demselben Schicksal verfallen. Alle stehen ja unter den gleichen Existenzbedingungen, durch dieselben Kräfte geht nach denselben Gesetzen alles vor sich wie hier. Also ist auch derselbe Verlauf, dasselbe Ende. Manche früher, manche später — vielleicht um Milliarden von Jahren —, aber das Ende ist unausbleiblich dasselbe; und alle die schönen funkelnden Lichter des Himmels werden eines nach dem anderen erlöschen und in dunkle

Kugeln verwandelt werden, welche in einem lichtlosen Raume sich bewegen.

„Es wird dann also in dem jetzt so licht- und lebensvollen Kosmos nichts mehr sich regen als die Rotationsbewegung der Himmelskörper um ihre Axen und deren Umlaufsbewegung um ihre Zentralkörper — ohne Licht und Wärme —: eine todesstarre Maschinerie.

„Ob dann nun wenigstens diese Bewegungen ohne alles Ende fortgehen werden? Die Wissenschaft kann darüber nichts Sicheres sagen. Man könnte aber selbst daran zweifeln. Denn abgesehen davon, daß der Schöpfer dem Weltall, nachdem es seinen Zweck erfüllt hat, seine erhaltende Mitwirkung entziehen könnte, wodurch es eo ipso in nichts zurückkehren würde: ist ja auch die Kraft, welche jenen Bewegungen zugrunde liegt — die Gravitation — ihrem Wesen nach uns gänzlich unverständlich. Wenn diese, wie man vermutet, auf den Stößen der Äther-Atome beruht, dann könnte, ja müßte einmal eine Zeit kommen, wo alle diese Atome in dem unbegrenzten Raume außer der Welt sich verloren haben würden. Dann müßte konsequent alle Anziehung der Körper und Körperteile unter sich aufhören, und alle Körper würden, der Fliehkraft folgend, ins Unbegrenzte auseinanderfliegen und auch in sich selbst infolge der Rotation in den feinsten Staub sich auflösen.

„Ist das Träumerei? Das letztere mag man als eine unsichere Möglichkeit bezeichnen. Aber daß von allem, was in der Welt lebt und sich bewegt, nichts übrig bleiben kann als höchstens jene zwei Arten von Bewegung bei vollkommener Ausgleichung aller Temperaturunterschiede und folglich unter grimmiger Kälte, das ist — sofern die uns bekannten Gesetze der Natur allein maßgebend sind — ganz unausbleiblich und wird auch von allen wirklichen Kennern dieser Gesetze anerkannt. Die Naturgesetze haben eben aus

sich mitnichten eine spezifische Tendenz zur Förderung des Lebens, sondern sie wirken nur so lange belebend, als ein Fonds von lebenerhaltender Energie da ist, die durch sie uns vermittelt wird. Wenn aber diese erschöpft ist, dann können sie uns nichts vermitteln als eben den Mangel an lebenfördernder Kraft, und dann sind sie eo ipso nicht gedeihlich für unser Dasein, sondern sie führen im Gegenteil das Ende herbei." [45]

Der Vorrat von Energie in der Schöpfung ist eine endliche Größe. Ohne Unterbrechung geht ein sehr großer Teil davon durch Ausstrahlung verloren, ohne je wieder eingebracht werden zu können. Der Ausgleich der Wärme- und der Bewegungsunterschiede aber ist der Tod alles Weltlebens. „Mit der ersten Bewegung in jener anfänglichen, unendlich fein verteilten Gasmasse beginnt das Leben unserer jetzigen Welt; Sammlung des Zerstreuten ist das Endziel aller Bewegungen der Himmelskörper. Wenn auch die letzten sich vereinigt haben werden und die schließliche Ausgleichung der Temperatur dieses letzten Himmelskörpers mit der eisigen des Weltraumes erreicht sein wird, der letzte Wärmestrahl in dem Weltraume verschwunden sein wird, dann ist das Ende erreicht und die Welt dem Tode verfallen." [46] Nach der Lehre der neueren Physik sind alle Erscheinungen in der Natur an Mitteilung oder Umwandlung von Energie geknüpft. So streng auch bei allen in den Naturprozessen sich vollziehenden Kraftwandlungen die allseitig abgewogene Äquivalenz gewahrt wird, so daß vor und nach ihnen weder ein Überschuß noch ein Verlust irgendwo eintritt, so hat sich doch nach den genauen Untersuchungen von Clausius und W. Thomson das für den Atheismus äußerst fatale Gesetz ergeben, daß trotz aller Ausgleichung in der Kräftebilanz die Verwandlungsprozesse nicht durchweg umkehrbar sind, insbesondere die in Wärme-

form umgewandelte Spannkraft oder Energie durch Zurückverwandlung nicht ungeschmälert wiederzugewinnen ist. Weil also die höheren Energieformen zum größten Teile in das Stadium der Wärme herabsinken, während die Wärme nur unter ganz besonderen Bedingungen, mithin verhältnismäßig selten in den Zustand einer höheren Energieform übergeht, so folgt, daß die Totalenergie der Weltmasse sich allmählich in Wärme umsetzen wird. Und letztere muß sich nach dem Gesetze der Temperaturausgleichung schließlich so verteilen, daß der ganze Komplex der Materie dieselbe Temperatur erhält, mithin alle Naturprozesse, weil an Wärme- und Naturunterschiede geknüpft, still stehen müssen. Clausius nannte die Summe aller in der Welt geschehenden Energiewandlungen „Entropie des Universums" und drückte nach dieser Ausdrucksweise den eben dargelegten Tatbestand in dem Satze aus: „Die Entropie des Universums", d. i. der Teil der Energie oder Kraft, der nicht wieder zur Arbeit oder überhaupt zu einer Umwandlung oder Zustandsveränderung verwendet werden kann, „strebt einem Maximum zu". Mit anderen Worten: das Weltall wird zu ewigem Tode in sich selbst erstarren, sobald das Gleichgewicht der Temperatur darüber zu herrschen beginnt. Da aber nur der Weltstoff selbst, nicht der Raum Träger der Wärme sein kann, so „dürfte man wohl glauben, daß dieselbe dazu verwandt werde, um jenem gasigen Weltkadaver eine gigantische Ausdehnung zu geben".[47]

Hervorragende Physiker, z. B. v. Holtzmann, Hirn, Tait, haben gegen den zweiten Hauptsatz der „mechanischen Wärmetheorie" Einwendungen erhoben, die indessen als nicht stichhaltig erwiesen sind. Das Grundgesetz der Natur ist gefunden, welches allen Hirngespinsten von der Ewigkeit des Weltbestandes unerbittlich ein Ende macht. „Auch unserem eigenen Geschlechte," sagt v. Helmholtz, „will es

wohl ein langes, aber kein ewiges Bestehen zulassen. Es droht ihm mit einem Tage des Gerichtes, dessen Eintritt es glücklicherweise noch verhüllt. Wie der einzelne den Gedanken seines Todes ertragen muß, so muß es auch das Geschlecht; aber es hat vor anderen untergegangenen Lebensformen höhere, sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist, und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt.“[48]

Als durch R. Mayer, Joule und v. Helmholtz das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckt worden war, herrschte großer Jubel unter den Materialisten: der ewige Bestand der Welt sei durch einen unerschöpflichen und unverlierbaren Kraftvorrat gesichert, mithin auch ihr Entstehen gegen die Zudringlichkeit eines Schöpfungswunders geschützt. „Man hoffte den Schleier vom Universum zu lüften, an der Hand der Naturgesetze das ewige Aufatmen des Weltalls zu belauschen, und siehe, man findet den Stillstand der Weltuhr. Mentita est iniquitas sibi.“[49] Die Welt, wäre sie von Ewigkeit, könnte jetzt nicht mehr sein. Der bekannte Astrophysiker und Spiritist Zöllner suchte Heil bei der Riemannschen Raumtheorie; andere wähnten in dem oft gehörten Notrufe der modernen Philosophie: „Auf Kant zurück!“ auch gegen die letzte Weltnot das erlösende Wort zu finden. Der Königsberger Denker nimmt nämlich in seiner 1755 erschienenen „Allgemeinen Geschichte und Theorie des Himmels“ eine Neubildung des Kosmos an und nennt deshalb die Welt „einen Phönix, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wiederum verjüngt aufzuleben“. Durch den Niedersturz aller Planeten und Kometen auf die Sonne werde die Glut der letzteren so enorm gesteigert werden, daß alles sich wieder in die Urelemente auflösen müsse, diese aber mit einer der Hitze entsprechenden Ausdehnungskraft in dieselben Welträume sich zerstreuen

würden, die sie vor der ersten Bildung eingenommen haben, um durch Verbindung der Attraktions- und Repulsionskräfte die alten Bewegungen zu wiederholen und allmählich ein neues Weltgebäude darzustellen. Welten vergehen, um wieder verjüngt zu erstehen; der Tod gebiert neues Leben![50] „Ewiger Kreislauf der Materie" ist der vor der Hand eitle Trost, mit welchem Falb, Sonnenschmidt, Reuschle, Karl du Prel, Mr. Siemens u. a. sich vom Schrecken über die mißlichen Folgerungen aus dem sog. zweiten Clausiusschen Wärmegesetze zu heilen suchen. Kräfte, die den Zusammensturz des Weltalls aufhalten oder aus den Trümmern des alten Baues einen neuen aufrichten werden, sind bis jetzt nicht nachgewiesen worden; die Wissenschaft ist vielmehr zu dem Schlusse gelangt, daß das Weltall einem Zustande entgegensteuert, in dem keinerlei Veränderungen mehr stattfinden können.

Bis die Ursachen, die auf natürliche Weise den Weltuntergang herbeiführen, sich ausgewirkt haben, wird eine Zeit vergehen, die aller Berechnung und Mutmaßung spottet. Die Wissenschaft tut daher gut daran, einer Zukunftsberechnung, bei der es nach ihrer Perspektive ebenso wie bei der Bestimmung des Erdalters auf eine Handvoll Jahrmillionen nicht ankommt, sich bescheiden zu enthalten. Mag sie auf Grund der außerordentlichen Langsamkeit, mit der Wasser und Luft sich in die feste Erdmasse zurückziehen, den „Tod" der Erde in eine unermeßliche Zukunft hinausschieben, so will sie doch auch keineswegs die Möglichkeit abweisen, daß er durch „unvorhergesehene Zufälligkeiten" gewaltig beschleunigt werden könne.

Was würde z. B. geschehen, wenn die Umlaufsbewegung der Erde plötzlich gehemmt würde? Aus dem Gewichte der Erde und der Bewegungsgeschwindigkeit, mit der sie auf ihrer Bahn dahinrollt, läßt sich die Wärmemenge berechnen,

die durch Einstellung des Erdlaufes entwickelt würde. Mayer, v. Helmholtz u. a. haben diese Berechnung angestellt und das Resultat erhalten, daß die erzeugte Hitze hinreichen würde, nicht nur die ganze Erde in ein Feuermeer zu verwandeln, sondern auch einen bedeutenden Teil derselben in glühende Dämpfe aufzulösen. Sobald aber die Erde ihre Kreisbewegung verlöre, müßte sie notwendigerweise mit rapider Wucht in die Sonne stürzen, und dieser Zusammenstoß würde nun abermals Wärme freimachen und zwar eine solche Menge, als man durch die Verbrennung von 1600 Kohlenkugeln von gleichem Umfange, wie unsere Erde ist, erzeugen könnte. Kant und in neuerer Zeit Tyndall und v. Helmholtz stellen allen Planeten eine solche Katastrophe in Aussicht und sind der Meinung, daß diese schon bei der ersten Reibung mit der Sonnenatmosphäre glühend werden wie die Meteorsteine, jedenfalls aber beim ersten Aufpralle eine unermeßliche Quantität von Licht und Wärme entwickeln.

Die Untersuchungen von Poisson und Lagrange über die Beständigkeit des Planetensystems gehen von der Voraussetzung aus, daß die Planetenbewegung keinem Hemmnisse begegnet. Einen Widerstand aber findet sie am Äther, der die Licht- und Wärmeerscheinung durch den Weltraum fortträgt. Infolge dieses Hemmnisses, das die Bewegung der Himmelskörper erfährt, wird die Bahn der letzteren verengert und die Bewegung selbst beschleunigt; der Ätherwiderstand also vermindert die Abstände der Planeten von der Sonne, so daß schließlich die Planeten in der Sonne ihr Grab finden. Aus demselben Grunde werden nach einem hinreichend langen Zeitraume auch die Sonnen auf die Sonnen stürzen und zuletzt Sternhaufen mit Sternhaufen sich in ein riesiges Chaos verwandeln. Indes auch abgesehen vom Ätherwiderstande ist die Beständigkeit des

Fixsternhimmels unhaltbar, da sie mit den Eigenbewegungen der Fixsterne unvereinbar ist.

Die Ruhe der Fixsterne oder Sonnen ist eine kindliche Vorstellung. Unsere Sonne „stürmt mit gleicher Schnelligkeit wie die Planeten im Raume dahin und reißt uns mit sich fort; wir wissen ebensowenig, wohin sie fährt, wie uns bekannt ist, woher sie kommt. Wie sie bewegen sich auch die Milliarden von Fixsternen; nirgend sehen wir Ruhe, überall macht sich die Anziehungskraft geltend; aber niemand vermag zu sagen, wann und wo unsere Sonne mit einer anderen zusammenstoße, wann endlich alle Kräfte des Himmels sich bewegen oder alles zu einem vereint sein wird".[51] Es liegt also durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß ein Zusammenstoß unserer Sonne mit einer anderen Sonne unserer Erde Verderben bringe. Ihr Untergang wäre vollends besiegelt, wenn eine fremde Sonne auf sie losprallte. Auch dann wäre es um sie geschehen, wenn sie durch einen Himmelskörper von unserer lieben Sonne hinweggerissen und in den finsteren, kalten Weltraum hinausgestoßen würde, um in leichenhafter Leblosigkeit und Erstarrung umherzuirren.

Das öfters beobachtete plötzliche Erscheinen und allmähliche Wiederverschwinden „neuer Sterne" wird in jüngster Zeit auf Zusammenstöße von Weltkörpern zurückgeführt. Anfangs 1892 wurde ein solcher im Sternbilde des Fuhrmannes und 1900 im Sternbilde des Perseus wahrgenommen. Bei der Beobachtung des ersteren hat man mehrere Weltkörper im Zusammenstoße miteinander erkannt: „es handelte sich in Wahrheit um einen Weltbrand, hervorgerufen durch den Zusammenstoß von Sonnen und Planeten! Auch die Geschwindigkeit, mit welcher sich diese Weltkörper gegeneinander bewegten, konnte gemessen werden; sie betrug bis zu 100 Meilen die Sekunde."[52]

Auch die Möglichkeit endlich, daß die Erde durch einen buchstäblichen Sternenfall zerstört werde, ist ein Ergebnis der neueren Himmelskunde. Es gibt nämlich im Weltraume eine unberechenbare Menge von Sternkörpern, deren Bahnen noch nicht bekannt, deren Bewegung aber eine so schnelle ist, daß sie bei einer Begegnung mit einem Planeten sofort zu glühen beginnen und dann wie Feuerstreifen verschwinden. Demnach würde das Herabfallen der Sterne auf einen Regen oder Hagel von Asteroiden hinweisen. Da die Erde keineswegs stets dieselbe Bahn im Weltraume durchläuft, sondern gleich den übrigen Planeten von der Sonne in unbekannte Regionen gegen eine Konstellation (γ und δ) im Sternbilde des Herkules mit fortgerissen wird, und zwar nach den angeblich genauesten Berechnungen um eine Strecke von 2,2160000 Kilometer täglich, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß nicht eines Tages ein ganzes Heer glühender Asteroiden die Sonne verdunkele und auf die Erde niederfalle.

„Unter 20 Millionen Kometen, welche erscheinen, wird im Durchschnitt nur einer sein, welcher die Erde trifft. Aber eben dies, daß unter so vielen einer sein werde, welcher der Erde fatal sein würde, das ist sogar höchst wahrscheinlich; und daß dies nicht schon bald geschehen könne, dafür kann gar kein wissenschaftlicher Grund aufgebracht werden.

„Setzen wir also einmal den möglichen Fall, daß ein Kometenkern von $^1/_{10000}$ der Masse der Erde mit dieser zusammenstieße, so wäre das etwa so viel wie 270000 geogr. Kubikmeilen oder 110 Millionen Kubik-Kilometer fester Masse von der mittleren Dichte der Erde oder zirka 580000 geogr. Kubikmeilen = zirka 227 Millionen Kubik-Kilometer von der Konsistenz unserer Gebirge. Und diese Masse käme mit der kosmischen Geschwindigkeit von 6 geographischen Meilen pro Sekunde, d. h. mit fast der 199fachen

Geschwindigkeit unserer besten modernen Geschosse gegen die Erde heran. Es liegt auf der Hand, daß die Wirkungen eines solchen Stoßes über alle Vorstellungen furchtbar sein müßten. Die zerstörende Wirkung eines stoßenden Körpers ist nach den Lehren der Mechanik proportional dem Quadrat der Geschwindigkeit, und folglich würde die Wirkung ebenso durchschlagend sein, wie wenn eine der Erde gleiche Masse mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel gegen dieselbe anstoßen würde. Eine solche Katastrophe würde kein Mensch lebend durchmachen können, selbst nicht, wenn sie eine 1000mal geringere zerstörende Energie entwickeln würde.

„Dazu kommt aber noch, daß der mechanische Zusammenstoß nicht das einzige ist, was zu fürchten wäre. Selbst wenn der Kern des Kometen an der Erde vorbeigehen und nur ein größerer Teil der Sonne von der Erde aufgefangen würde, wären die Folgen schon sehr verderblich. Denn zunächst würde durch den Anprall so gewaltiger Gasmassen ein über alle Begriffe entsetzlicher Sturm hereinbrechen; und wenn der Anprall auf einem Ozean geschähe, würde eine meilenhohe Flut aufgepeitscht werden, die über alle Kontinente hin sich fortwälzen würde. Dann aber hat ja die Spektral-Analyse festgestellt, daß die Gase, die in den Kometen enthalten sind, vorzugsweise Kohlenwasserstoffe sind, also ähnlich den schlagenden Wettern unserer Kohlenbergwerke. Diese würden also nicht bloß die Atmosphäre zum Atmen untauglich machen, sondern sie würden sich entzünden und auf Kosten unseres Sauerstoffes einen allgemeinen, die ganze Erde umringenden Brand erzeugen. Und sollte das noch nicht genug des Schreckens sein, so braucht man sich nur zu erinnern, daß die Spektroskopie auch große Mengen von Cyan unter den Gasen der Kometen nachgewiesen hat, welches, an sich schon giftig, mit dem

reichlich vorhandenen Wasserstoff wahrscheinlich zu Blausäure sich verbinden würde.

„Ob solche Schrecken nun wirklich kommen werden, das kann niemand mit Gewißheit sagen. Alles, was die Wissenschaft darüber sagen kann, ist, daß es recht wohl möglich sei, daß es einmal so geschehen könne. Ein solches Ereignis wäre ja auch im Grunde nichts anderes als noch ein etwas verspäteter einzelner Fall von denen, die in früheren Zeitperioden zu Tausenden und Millionen sich ereigneten. Und da unser ganzes Sonnensystem beständig sich fortbewegt, etwa 100 Millionen Meilen jährlich, so haben wir gar keine Gewißheit, daß wir nicht solchen kosmischen Massen uns nähern könnten, die dann als solche Nachzügler in Gestalt großer Kometen in unser Planetensystem hineinstürzen würden."[53]

Außer den erkannten Ursachen oder Möglichkeiten, die nach dem Urteile der Wissenschaft unserem Planeten den Untergang bereiten können, gibt es gewiß noch andere, die nur dem Weltschöpfer bekannt sind. Welcher von ihnen er sich bedienen werde, um seine Offenbarung zu erfüllen, vermag der Menschengeist ebensowenig zu erforschen, wie den Punkt, wann das Ende mit Schrecken hereinbrechen werde. Auch das vom Glauben erleuchtete Denken darf sich nicht anmaßen, nur annähernd den „großen Tag zu bestimmen", den Gott allein weiß.

So viel indes wissen wir auf Grund der hl. Schrift,[54] daß er noch lebende Menschen überraschen, mithin eher eintreten wird, als nach natürlichem Verlaufe der planetarische Umwandlungsprozeß den Untergang alles organischen Lebens herbeigeführt haben wird. Ob der Erdbrand dem letzten Gerichte vorhergehen oder nachfolgen werde, ist eine untergeordnete und ziemlich müßige Frage. Begreiflicherweise sind auch hier die Meinungen der Gottesgelehrten

geteilt. Der hl. Thomas, dem sich manche Theologen angeschlossen haben, setzt den Erdbrand vor den Urteilsspruch, wohingegen der hl. Augustin und mit ihm Anselm, Bonaventura u. a. ihn nachfolgen lassen. Eine Entscheidung ist offenbar unmöglich. Nur so viel kann als zweifellos hingestellt werden: die Auferstehung der Toten muß dem Gerichte vorangehen, und gleichzeitig mit ihr erfolgt die leibliche Verherrlichung der auferstandenen Gerechten, die nach dem Gerichte in die Lüfte sollen erhoben werden; nach dem Erdbrande aber gibt es keine Atmosphäre mehr. Darf er überdies als das Endgericht über die wegen der Sünde verfluchte Erde angesehen werden, so würde er naturgemäß dem Gerichte über die Menschheit nachfolgen, wie auch die Verklärung der Erde erst nach der Verklärung der menschlichen Leiblichkeit geschehen kann.

Wie wird nun, fragen wir zum Schlusse, die neue Erde, die aus dem Brande hervorgeht, beschaffen sein? Wir wissen es nicht, sondern müssen uns, wie mehr oder weniger bei den letzten Dingen überhaupt, mit Ahnungen und Mutmaßungen behelfen. Als leitender Grundgedanke wird gelten können, daß die „Erlösung" und Erneuerung der Welt im allgemeinen zur Verklärung der menschlichen Leiblichkeit in Parallele zu setzen ist.

Sie ist darum vor allem als eine wahrhaft übernatürliche Erhebung anzusehen und nicht etwa auf eine bloße Läuterung der Erde von natürlichen Mängeln und Unvollkommenheiten oder auf eine Steigerung und Vermehrung ihrer rein natürlichen Kräfte und Vorzüge zu beschränken. Ohnehin zielt dem Ausspruche der Wissenschaft gemäß die natürliche Weltentwicklung nicht auf eine Welterneuerung, sondern auf eine Welterstarrung. Gewiß ist die endgültige Vollendung der Körperwelt eine durchgreifende und allseitige Erneuerung, aber sie ist mehr als dies; sie

ist auch eine Neuschöpfung, insofern dadurch die Natur selbst über den Zustand paradiesischer Unversehrtheit hinaus und auf eine Stufe des Daseins erhoben wird, zu der die ihr anerschaffenen Kräfte und Gesetze durchaus unzureichend sind. Sowenig die Auferstehung und die Verklärung des Menschenleibes das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung sein kann, ebensowenig darf die Weltvollendung als Wirkung eines nach natürlichen Gesetzen verlaufenen Prozesses aufgefaßt werden. Jene wie diese erfolgt durch übernatürliches Eingreifen Gottes, ist ein Wunderwerk seiner Allmacht.

Und in demselben Grade, wie die glorreiche Ausstattung des Auferstehungsleibes die Vorzüge des paradiesischen Leibes hinter sich läßt, wird auch die Herrlichkeit der neuen Erde alle Schönheiten des Paradieses überragen. Die Vollendung der Welt geschieht in Beziehung zur leiblichen Verklärung, die ihre Vorbedingung, ihr Vorbild und ihr Maßstab ist. Wie der Leib teilhaben wird an den Gütern des von Gottes Licht und Leben durchströmten Geistes, so die Erde an den Gütern des verklärten Leibes; wie er so wird auch sie geistförmiger werden, d. h. feiner und freier, befreit nämlich von der groben Massenhaftigkeit und den aus ihr entspringenden Gesetzen. Damit ist ganz allgemein die Beschaffenheit ausgedrückt, die die Erde besitzen muß, wenn sie als Wohnstätte der Verklärten deren Wesen und Leben entsprechen soll.

Sonach ergibt sich von selbst, daß Tod und Verwesung aufhören müssen: „der Tod wird nicht mehr sein; siehe, ich mache alles neu".[55] Mit dem Tode und der Verwesung wird auch alle Krankheit und Hinfälligkeit aus der Welt verschwinden; kein Laut des Schmerzes oder der Klage wird mehr gehört werden.[56] Da alles Verwesliche in Wegfall kommen muß, ist es auch unmöglich, daß auf der verklärten Erde eine neue Flora und Fauna vorhanden sei.

Die überwiegende Mehrzahl der älteren sowie der neueren Theologen entscheidet sich gegen alles organische Leben auf der neuen Erde. Die Bedürfnisfrage zunächst ist ohne allen Zweifel zu verneinen. Der verklärte Menschenleib bedarf weder der Nahrung noch der Kleidung, daher ist die Pflanzen- und die Tierwelt für ihn überflüssig. Allerdings hat diese außer der Bestimmung, dem Menschen die zur Fristung seines leiblichen Daseins nötigen Mittel darzubieten, noch den höheren Zweck, ihm die Größe und die Güte des Schöpfers vor Augen zu stellen und die Pflicht der Anbetung und der dankbaren Liebe ans Herz zu legen. Die verklärte Erde aber, auch wenn sie keine Lebewesen trägt, wird die Herrlichkeit Gottes verkünden und ihren Bewohnern Ausbrüche des Jubels und des Dankes entlocken. Bedarf es dazu wirklich noch einer Pflanzen- und Tierwelt? Und was ist denn schließlich alle geistige Erhebung, die die Seligen aus deren Betrachtung gewinnen könnten, im Vergleiche zu der Wissenschaft und Wonne, die sie fortwährend, ohne ermüdet oder übersättigt zu werden, aus der unmittelbaren Anschauung Gottes schöpfen? Mit seinem Lichte durchtränkt und hineinschauend in die Abgründe seines Wesens, haben sie vor sich das wunderbare Panorama des gesamten Alls, und sie erkennen die Zweckmäßigkeit und Schönheit, die Ordnung und Eintracht der geschaffenen Dinge nicht bloß aus deren sichtbaren Erscheinung, sondern mehr noch aus den Gedanken und dem Plane des Schöpfers. Die Naturwunder sind doch nur ein dürftiger Abglanz, ein Schatten der inneren Gotteswunder, und ihr Anschauen ist ein Notbehelf für die Zeit der unvollkommenen Gotteserkenntnis.

Würde aber nicht das *leibliche* Auge der Verklärten den Wegfall der Pflanzen und Tiere als eine Lücke empfinden? Man hat es behauptet, ohne recht zu bedenken,

daß an der herrlichen Erscheinung des Herrn und seiner gebenedeiten Mutter, an den strahlenden Leibern aller Seligen und endlich an der in voller Lichtpracht und in der entzückenden Mannigfaltigkeit aller Farbentöne glänzenden Erde das Auge in alle Ewigkeit sich nicht satt zu sehen vermag.

Von größerem Belange erscheint die Erwägung, ob nicht die neue Erde infolge der Abwesenheit alles organischen Schmuckes mit einem Mangel an Ebenmaß und Schönheit behaftet sein müßte. Wie viele Arten aber aus dem Pflanzen- und Tierreiche und welche, könnte man entgegen fragen, sind erforderlich oder hinreichend? etwa nur die jetzt vorhandenen oder auch die vielen Tausende, die bereits ausgestorben sind? Müssen ferner auch die giftigen Gewächse und die schädlichen, lästigen und häßlichen Tiergattungen in der einstigen Vertretung der Lebewelt vorhanden sein? Man könnte diesen unbequemen Fragen durch die Bemerkung entgehen, daß weder die ausgestorbenen noch die jetzt vorhandenen Tier- und Pflanzengattungen sämtlich zur Zierde der neuen Welt gehören müssen, daß vielmehr die Wiederherstellung und Verklärung einiger und zwar der beliebtesten und schönsten Arten genüge. Wir halten dafür, daß sie alle ausnahmslos ohne Beeinträchtigung des Schöpfungsgedankens der ewigen Vernichtung anheimfallen dürfen. Wenn nämlich das pflanzliche Leben gänzlich, desgleichen die unteren und weniger vollkommenen Stufen des tierischen Lebens fortfallen können, ohne daß dadurch die Vollkommenheit der neuen Erde irgendwie verkümmert wird, so darf auch das rein tierische Leben überhaupt aufhören, und zwar um so mehr, als es, wie es im menschlichen Körper seine höchste Ausbildung erreicht hat, so in der unsterblichen Fortdauer des zur Geistförmigkeit verklärten Auferstehungsleibes seine denkbar vollkommenste

und würdigste Vertretung findet. Durch den unvergänglichen Fortbestand der drei Hauptschöpfungsglieder ist die Ordnung des Geschaffenen vollkommen gerettet: die rein körperliche Welt feiert ihre Vollendung in der Verklärung der Erde, die körperlichgeistige Welt in der Auferstehung und Beseligung des Menschen, die rein geistige Welt in der Verherrlichung der Engel.

Ein neues Bedenken gegen die Wiederherstellung und ewige Fortdauer von Pflanzen und Tieren entspringt aus der Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit, die Bedingungen für das organische Leben auf der neuen Erde darzutun. Da durch den Weltbrand oder nach naturwissenschaftlicher Auffassung schon vorher, infolge der Absorption des Wassers und der atmosphärischen Luft, alle Organismen von der Erde verschwunden und in die einfachen Elemente aufgelöst sind, so würde deren Wiederherstellung einer Neuschöpfung gleichkommen. An sich ist die Möglichkeit einer solchen natürlich ohne weiteres einzuräumen, die Wahrscheinlichkeit aber aus mancherlei Schicklichkeitsgründen sehr stark anzuzweifeln. Da Tod und Verwesung von der neuen Erde verbannt sind, so müßten die neuen Tiere und Pflanzen unverweslich sein. Sie „würden der Nahrung nicht mehr bedürfen, sie würden leben, ohne zu vegetieren; sie würden die Fülle ihrer Lebenskraft analog dem verklärten Menschenleibe in der Zirkulation ihrer Kräfte, in ihren Bewegungen und Tätigkeiten, vor allem aber dadurch zeigen, daß ihr Leben sich selber trüge und erhielte, ohne einer Stütze von außen zu bedürfen".[57] Pflanzen und Tiere, die leben, ohne zu vegetieren, unsterbliche Pflanzen und Tiere: wir gestehen, daß uns hier unsere Vorstellungskraft noch mehr im Stiche läßt als bei der von den Vitiinsulanern erträumten Auferstehung der Tierleiber und Kokosnüsse. Aber sehen wir

nicht alles dieses im Menschenleibe vorgebildet? Dieser Hinweis ist sehr wenig zutreffend, da das Leben des menschlichen Leibes nicht selber sich trägt und erhält, sondern von der Seele erhalten und getragen wird.

Mag nun auch die Erde einst alles organischen Lebens entbehren, so ist doch kein Grund zur Befürchtung vorhanden, daß sie wegen dieses Mangels weniger schön gestaltet sein werde. Was immer nach dem Vorgange des biblischen Sehers unsere Vorstellung aus den kostbarsten Metallen und Edelsteinen künstlerisch zu bilden vermag, die Märchenwelten in ihrer feenhaften Pracht, alles dies und mehr als dies wird einst Wirklichkeit sein. Wenn schon die gegenwärtige Erde in ihrem Schoße eine große Menge edler Schätze birgt: was wird sie sein, nachdem sie durch Feuer geläutert worden und ihre dunklen und groben Stoffe in sprühenden Schlackenhaufen ausgeschieden hat, die wir uns als den Aufenthaltsort der Verworfenen und zugleich als ein Sinnbild ihrer sittlichen Beschaffenheit vorstellen können!

Die Wohnstätte der Seligen aber mögen wir uns denken als einen Kristallkörper, vom reinsten Lichte umflossen und in der bunten Mannigfaltigkeit aller nur möglichen Farbentöne glänzend, schimmernd, strahlend, funkelnd, blitzend. In ihm spiegelt und bricht sich alles Licht, das in reichster, buntfarbiger Pracht aus den Leibern der Seligen wie aus Millionen von Sternen hervorstrahlt und das seine Quelle wie seine Fülle im verklärten Leibe des Herrn hat; was für die irdische Welt die Sonne und für die überirdische, für die verklärte Geisterwelt Gott selbst ist, das ist für die *verklärte* Körperwelt Christi glorreicher Leib: Mittelpunkt und Herd des Lichtes, eine Sonne, die an Pracht und Glanz die unsrige unendlich überstrahlt. Sobald diese Sonne samt

dem sie begleitenden Monde und dem Sternenheere, der Schar der Heiligen nämlich, ihren wunderbaren Lichtschoß der Erde geöffnet, wird die Weissagung sich vollkommen erfüllen: „Dann wird Mondlicht sein wie Sonnenlicht und siebenfach das Licht der Sonne, wie die Helle von sieben Tagen",[58] ohne daß es noch einer irdischen Sonne, eines irdischen Mondes und irdischer Sterne bedürfte.

Der Dichter Johann Scheffler (Angelus Silesius) malt das Bild der Geheimen Offenbarung weiter aus und ordnet die Seligen nach der Verschiedenheit der Farbenpracht, in der sie strahlen.

„Das Licht kommt nicht vom Mondenschein,
Nicht von der Sonne Strahlen,
Es fällt auch nicht vom Blitz hinein,
Der all's im Hui kann malen:
Es ist das Licht der Herrlichkeit,
Der wesentlichen Sonne,
Die Flamme der Durchleuchtigkeit,
Gott selbst und seine Wonne."

Auf dieser neuen Erde wird, wie der Apostel[59] verkündet, die Gerechtigkeit wohnen. Denn Christus, „die Sonne der Gerechtigkeit", wird sie erleuchten, und alle ihre Bewohner sind angetan mit dem Gewande der Gerechtigkeit, vollkommen geeint mit dem Urheber aller Gerechtigkeit, und sie werden nichts anderes mehr als Werke des Lichtes vollbringen.

„Es ist derselbe Himmel und dieselbe Erde, und doch sind es auch andere, wie es derselbe Leib ist, der uns umkleidet, und doch ein anderer. Die ganze Welt erscheint nun wie eine Neuschöpfung der göttlichen Liebe. Bisher waltet in der Welt der Zorn und die Gnade. Nun ist der Zorn erloschen. Das Blut Jesu Christi hat ihn ausgelöscht. Der Zorn ist erloschen, die Gnade hat ihr Werk vollbracht, und die Liebe regiert. Das Seufzen der Kreatur ist

verklungen in Wonne und ihr Kreißen in Frohlocken und ihr Harren in Befriedigung und ihre Verwesung in Glorie und ihre Knechtschaft in Triumph. Die an Christum gläubige Menschheit ist nun verklärt in das Bild der verklärten Menschheit. Es ist Friede zwischen Gott und den Menschen, Friede zwischen Geist und Leib des Menschen, Friede zwischen allen Kreaturen. Das Blut Jesu Christi hat Frieden gemacht. Durch ihn hat Gott alles versöhnt zu ihm selbst, sei es auf Erden oder im Himmel."[60] „Gott ist alles in allem."

Nachdem schließlich auch die Körperwelt des Erlösungssegens im vollsten Maße teilhaft geworden, ist alles wiederhergestellt und vollendet. Das himmlische Jerusalem, auf die Erde herniedergestiegen, ist nun wieder irdisch geworden, ohne aufgehört zu haben, himmlisch zu sein. Christus ist der Eckstein der Stadt Gottes, alle seine Getreuen, die in Geduld sich haben behauen, meißeln und glätten lassen, sind gleich Edelsteinen dem herrlichen und unvergänglichen Baue eingefügt. „Siehe die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein."[61] „Hier will er wohnen, diesen Ort hat er sich auserkoren."[62] Dann juble und frohlocke, du kleine Erde, so hoch erhoben und zum Himmel geworden! Einst das Tal der Tränen und des Jammers, jetzt die Stätte der Freude und Seligkeit, einst aus heliozentrischen Rücksichten verachtet, jetzt feierlich zum Mittelpunkte des Kosmos erklärt. Du wirst keine Nacht mehr sehen, niemals betteln um fremdes Licht, sondern selbst ewig leuchtende Sonne sein. Freue dich, du hast dein Eden verjüngt und verschönert wiedererhalten, um es nie wieder zu verlieren. Einst bist du oft verflucht von deinen Kindern, jetzt ohne Unterlaß von ihnen gesegnet.

* * *

Noch zwar trägt die Erde ein rauhes Ansehen und zeigt uns oft ein so unfreundliches, zürnendes Gesicht. Wir haben gehört, warum. Im gegenwärtigen Zustande ist sie eine passende Wohnstätte für das verstoßene Paradieseskind, den armen Fremdling, der in ihren Wüsten unstet und unzufrieden umherirrt. Nicht in der Lage, ihm ein Plätzchen zu gewähren, wo er für die ewige Dauer und Ruhe sich anbauen könne, ist sie ihm eine vortreffliche Mahnerin, daß er sein Glück nur in seines Vaters Hause suchen soll. Dieser erziehliche Beruf aber hört von selbst auf, wenn der letzte Auserwählte zum Abbruche seiner irdischen Hütte sich anschickt. Daher sagt F. L. Graf zu Stolberg:

„Erde, harre ruhig der Stunde des besseren Lebens,
Samml' indessen in deinem Schoße die harrenden Kinder!"

„Sichtbar eilt die Natur mit uns durch dieses Leben, soviel sie kann," schreibt Baader.[63] „Freilich bestreut sie nach ihrer mütterlichen Art unsere Lebenspfade mit Blumen; aber diese, so bald wieder verwelkend, sollten uns selbst immerdar in der nüchternen Besinnung erhalten, daß wir hienieden nirgend zu Hause und daheim sind; und wehe dem Träumer, der diese Besinnung verliert und dieses Pilgerland für seine wahre Heimat nimmt! Er gleicht dem Reisenden, der sich im Wirtshause betrinkt, all seinen Reiseproviant dort aufzehrt und sich hierdurch in die schreckliche Lage versetzt, auf seiner weiten Reise vor Hunger sterben zu müssen."

Mit der zunehmenden Naturbeherrschung hat leider die Selbstbeherrschung keineswegs gleichen Schritt gehalten. Ist doch breiten Schichten der gegenwärtigen Menschheit jeder Gedanke an freiwillige Entsagung so sehr abhanden gekommen, daß sie in allen Regungen des Seelenlebens nur den gleichlautenden Widerhall körperlicher, mit Notwendigkeit sich abspielender Vorgänge zu hören versichern. Durch

die Hast des materiellen Fortschrittes ist die Aufmerksamkeit von den idealen Gütern und von den sittlich-religiösen Aufgaben abgelenkt worden, und die Ausbeutung der Natur durch Industrie und Technik ist vielfach dem gottfeindlichen Weltgeiste, der Stoffvergötterung in Lehre und Leben zugute gekommen.

„Mit der wachsenden Kenntnis der irdischen Natur und dem gesteigerten Geschicke ihrer Bearbeitung ist die Einsicht in ihren Zusammenhang mit der übersinnlichen Welt nicht klarer geworden, sondern die Aufmerksamkeit hat sich gewöhnt, seiner als eines vorliegenden Rätsels zu gedenken; von dem Inhalte des religiösen Glaubens, als Quelle der Verpflichtungen, hat das Leben und die Sitte sich mehr getrennt und auf eigene weltliche Prinzipien gestellt; den Idealen von umfassender und ewiger Bedeutung abgeneigt, wandte sich die ästhetische Empfänglichkeit vom Großen und Erhabenen zum Eleganten und Korrekten, zum geistreichen Spiel." [64] Auch Alfred Russel Wallace, [65] der bekannte Naturforscher und Reisende, Mitbegründer der Darwinschen Theorie, tritt als Buß- und Strafprediger auf: „Eine defekte Moralität ist der große Makel der modernen Zivilisation und das größte Hemmnis des wahren Fortschrittes. Unsere Herrschaft über die Natur hat zu einem rapiden Anwachsen der Bevölkerung und zu einer großen Anhäufung von Reichtum geführt; aber diese haben so viel Armut und so vielerlei Verbrechen mit sich geschleppt und haben das Gedeihen so vieler häßlichen Empfindungen und so vieler heftigen Leidenschaften begünstigt, daß man wohl die Frage aufwerfen kann, ob nicht der intellektuelle und der moralische Zustand unserer Bevölkerung im Durchschnitte sich verschlechtert hat, und ob nicht Übelstände die Vorteile überwogen haben. Verglichen mit unseren erstaunlichen Fortschritten in den physikalischen Wissenschaften und in

ihrer praktischen Anwendung bleibt unsere ganze soziale und moralische Organisation in einem Zustande der Barbarei." „So hat die Natur," schreibt Rudolf Eucken,[66] „auf unserem eigenen Gebiete über uns gesiegt. Wir haben das gerade Gegenteil von dem erreicht, was wir wollten; wir wollten die Natur der Vernunft unterwerfen, wir sind mit aller unserer Vernunft der Natur anheimgefallen."

Infolge der Stoffvergötterung ist die Herrschaft über die Natur in eine Herrschaft der Natur umgeschlagen, so daß es Mühe kostet, das Königskind im Sklavenkleide wiederzuerkennen; die Religion und eine von ihr belehrte und beratene Sittlichkeit allein kann ihm den verlorenen Adel zurückerobern.

XIV.

„Über eine kleine Weile." — Irrige Vorstellungen über den Zustand nach dem Tode: Seelenschlaf. Seelenwanderung und chiliastische Träumereien.

„Vorüber, bald vorüber
Wird dieses Leben fliehn,
Hinüber, dort hinüber
Wird meine Seele ziehn."
(Luise Hensel.)

Als die Apostel und Jünger aus dem Munde ihres göttlichen Meisters die Schreckensbotschaft vernommen, daß die Stunde der Trennung nun gekommen sei, wurden sie ganz niedergeschlagen und betrübt. Es erging ihnen, wie es uns beim Scheiden der Unsrigen ergeht, wenn es heißt zum letztenmal Abschied nehmen vom treuen Vater oder von der lieben Mutter. Sie hingen so innig an der leiblichen Gegenwart des Herrn, daß es ihnen unmöglich schien, auf sie zu verzichten und anders als in der sichtbaren Nähe Jesu zu leben. Über deren Verlust durch den Gedanken sich zu trösten, daß das äußere Zusammenleben mit ihrem heißgeliebten Meister aufhören müsse, damit er den Stand der Niedrigkeit mit dem der Herrlichkeit vertauschen und auch in seiner menschlichen Natur von seinem himmlischen Reiche Besitz nehmen könne:[1] das kam ihnen nicht in den Sinn; eine solche Höhe der Vollkommenheit hatte ihre Liebe zum Herrn noch nicht erreicht. „Wenn ihr mich liebtet,"

sprach er, „würdet ihr euch ja freuen, da ich zum Vater gehe." „Niemand fragt mich, wohin gehst du? sondern weil ich euch dies gesagt habe, hat Traurigkeit euer Herz erfüllt."[2]

Ihr Geist war so verwirrt und ihr Gemüt so geängstigt, daß sie nicht einmal zum Verständnisse ihres eigenen Vorteils gelangen konnten, der nach der sicheren Verheißung des Erlösers sie für das schwere Opfer der zeitweiligen Trennung mehr als entschädigen sollte: „ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebiert, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren, so denkt sie nicht mehr an die Angst wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt gekommen ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wiedersehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen."[3]

Endlich hatte der Herr wiederholt seinen Aposteln und Jüngern seine Wiederkunft in sichere Aussicht gestellt: „Noch eine kleine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen."[4] Jene aber waren so sehr an den Umgang mit Jesus gewöhnt, wußten sich selbst so wenig zu helfen, daß ihnen auch die kurze Trennung von ihrem geliebten Meister, der ihr eins und alles war, noch viel zu lang erschien; zudem waren sie in den Sinn jener tröstlichen Worte nicht eingedrungen: „sie verstanden nicht die Schrift, daß er von den Toten auferstehen müsse".[5]

Wer immer den Verlust eines heißgeliebten Angehörigen, Freundes oder Wohltäters beklagt, wird in der wehmutsvollen Stimmung der Apostel die Sprache seines eigenen schmerzerfüllten Herzens wiederfinden. Diesen hat das offene Grab des Welterlösers die Augen geöffnet und der vom Grabeseingange hinweggewälzte Stein den Stein der Angst

und der Trübsal vom Herzen genommen. „Fürchtet euch nicht!“ sprach der Engel zu den erschrockenen Frauen; „denn ich weiß, daß ihr Jesum suchet, den Gekreuzigten. Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er gesagt hat; siehe, er geht vor euch nach Galiläa hin, daselbst werdet ihr ihn sehen.“[6] Als sie zurückgingen, erschien ihnen bereits der Auferstandene und sagte ihnen dasselbe; er erschien auch dem Petrus, den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus und öfters einzelnen Aposteln, wie allen insgesamt. So haben Jesu Weissagungen sich erfüllt: am dritten Tage ist er zu den Seinigen zurückgekehrt; er hat sich zwar noch einmal von ihnen getrennt, aber diese Trennung war keine schmerzliche mehr. Er ging hin, um für sie eine Wohnung zu bereiten, und hat sie, seine getreuen Diener, später zu sich genommen.

„Fürchtet euch nicht!“ Der Widerhall dieser Worte tönt den betrübten Hinterbliebenen entgegen aus jeder Gruft eines teuren Abgeschiedenen. Dieser weilt nicht mehr in der Mitte der Lebenden, aber er lebt; er ist vorausgegangen nicht in das irdische Galiläa, sondern in das himmlische Jerusalem. Dort werden sie ihn wiedersehen und sich freuen, und diese Freude soll ihnen nicht mehr genommen werden. Noch eine kleine Weile, und die Trennung ist vorüber, es beginnt die Ewigkeit, in der es keine Trennung mehr gibt. Namenloser Jammer hat das Grab geschlossen, endloser Jubel wird es wieder öffnen, und das Alleluja dieser Osterfreude wird durch keinen Karfreitag mehr unterbrochen werden. Mögen daher während der wenigen Lebenstage noch so oft und heiß die Abschiedstränen fließen; im sanften Schimmer der Ostersonne, die über dem Hügel Golgatha aufgegangen ist, verwandeln sie sich in Freudentränen, in denen die Hoffnung auf das einstige Wiedersehen sich spiegelt. Von dieser Hoffnung stammeln die bebenden Lippen des

Sterbenden, von ihr der schluchzende Mund des Zurückbleibenden. Der Tod zerreißt nicht bloß Bande, er knüpft auch die zerrissenen wieder an; jeder Schritt, der dem Grabe uns näher bringt, führt uns entgegen dem frohen und glückseligen Wiedersehen aller, die mit dem Zeichen des Glaubens uns vorangegangen sind und unsere Ankunft erwarten.

Jedoch die Zeit bis zum jüngsten Tage, wo das allgemeine Wiedersehen stattfinden soll, ist noch lang, seufzt mancher. Gott allein weiß und bestimmt, wie lang dieser Zeitraum sei; von der Ewigkeit aus betrachtet, ist er immerhin sehr kurz: „wie ein Tropfen Wasser gegen das Meer und wie ein Körnchen gegen den Sand sind die wenigen Lebensjahre gegen die Ewigkeit.“[7] Überdies sollen wir uns der tröstlichen Hoffnung würdig machen, bald nach dem Tode die Unsrigen im Himmel wiederzufinden.

Von jenem Lazarus heißt es, daß er nach seinem Hinscheiden in den Schoß Abrahams getragen wurde,[8] und dem reumütigen Schächer erteilte der Herr mit der feierlichen Lossprechung vom Kreuze herab die Zusicherung, daß er noch heute mit ihm im Paradiese sein werde.[9] Der Apostel knüpft an den Austritt der Seele aus dem Leibe ihren Eintritt in die Wohnung des Herrn. „Wir wissen,“ schreibt er, „daß wir Pilger sind, entfernt von dem Herrn, solange wir im Leibe sind; denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Dennoch sind wir voll festen Vertrauens und möchten lieber abwesend sein vom Leibe und anwesend bei dem Herrn.“[10] Von seiner eigenen Auflösung erwartet er, daß sie ihn zu Christus bringe: „ich wünsche aufgelöst und bei Christus zu sein.“[11]

Nichtsdestoweniger haben manche und nicht unberühmte Lehrer unter Berufung auf mißverstandene Schriftworte den Einzug der Gerechten in das Himmelreich auf den jüngsten Tag hinausgeschoben, namentlich Tertullian, Irenäus, Justin,

Origenes, Theodoret, Ökumenius, Theophylakt, Laktantius, Viktorinus, also namentlich die Männer, die in chiliastischen Vorstellungen befangen waren. Der Schüler steht nicht über dem Meister, behaupten sie, darum müssen die Gerechten in der Seelenherberge (psychodocheum, diversorium, receptaculum) die Auferstehung abwarten, bevor sie in den Himmel auffahren können. Erst am Ende der Welt, wenn die Zahl der Brüder vollendet sei, werde ihnen Christus das Reich übergeben. Der Weizen und das Unkraut sollen zusammen wachsen bis zur Zeit der Ernte, d. h. bis zum jüngsten Gerichte, wo durch die himmlischen Schnitter, die Engel, die endgültige Scheidung solle vorgenommen werden; erst von „jenem Tage“ erwarte selbst der Apostel den Empfang der ihm hinterlegten Krone. Einige von diesen alten Vätern lassen wenigstens für die Märtyrer eine Ausnahme zu. Sie alle stimmen ferner darin überein, daß die Seelen der Gerechten an ihrem Aufenthaltsorte, den sie auch Paradies nennen, sehnsüchtig zwar auf die Ankunft des Herrn harren, im übrigen aber keine andere Betrübnis leiden als etwa um unserer Verirrungen willen, daß sie vielmehr bereits eine Vorahnung und einen Vorgeschmack der künftigen Glückseligkeit empfinden.[12]

Die genannten Lehrer waren überdies weit davon entfernt, die entgegenstehende und richtige Meinung schroff abzuweisen oder gar zu verurteilen. Vielmehr drücken sich mehrere von ihnen nur unentschieden aus. Und endlich läßt die Ansicht, welche die Auszahlung des vollen Lohnes auf den Tag des jüngsten Gerichtes verlegt wissen will, insofern einen richtigen Sinn zu, als allerdings das Vollmaß der Seligkeit nur der ganze Mensch, mithin die mit dem Leibe wiedervereinigte Seele, zu genießen fähig ist.

Die Mehrzahl der älteren Kirchenväter hat die der heil. Schrift entsprechende Lehre zum klaren Ausdruck gebracht,

so die beiden Gregore, Basilius, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und vor ihnen am schönsten der hl. Cyprian.

Mit dieser frohen Zuversicht beruhigte auch der hl. Bischof von Karthago, der im Jahre 258 den Martertod erlitt, seine geliebte Herde, die von einer ansteckenden Seuche heimgesucht ward: „Wir müssen immer und immer wieder daran denken, geliebteste Brüder! daß wir hienieden nur Fremdlinge und Pilger sind. Wir wollen uns also sehnen nach jenem Tage, der jeden von uns in die gemeinsame Heimat führt, der uns erlöst aus den Fallstricken der Welt und uns in den Frieden und in die Freiheit des himmlischen Reiches versetzt. Beeilt sich nicht jeder, der in der Fremde weilt, sobald es heißt, nach Hause zurückkehren? Und wenn die heimatlichen Berge jenseits des Meeres liegen, fleht er nicht mit aller Inbrunst um günstigen Wind, damit er desto eher in die Arme seiner Lieben gelange? Unser Vaterland ist das Paradies, unsere Eltern und Voreltern sind schon da: und wir sollten nicht laufen aus allen Kräften, um unsere Heimat zu sehen und die Unsrigen zu begrüßen? Eine große Schar lieber Seelen wartet auf uns: unsere Eltern, Geschwister und Kinder, die ihrer eigenen Seligkeit gewiß, aber für die unsrige besorgt sind, verlangen nach uns. Sie wiedersehen und umarmen: welch eine Freude für sie und für uns! Mit ihnen herrschen und keine neue Trennung mehr fürchten, nie wieder sterben, sondern ewig leben: welche Wonne und Seligkeit!"

Nachdem der hl. Bischof die Gruppen der Auserwählten aufgezählt, ruft er zum Schlusse aus: „Auf! geliebteste Brüder! Laßt uns zu ihnen hinübereilen; möchten wir doch bald bei ihnen, bald bei Christus sein! Mit Wohlgefallen wolle Gott auf unsere Gedanken, die bei ihm weilen, herabsehen, und Christus, der Herr, der die mit größerer Herrlichkeit belohnt, die mit größerer Sehnsucht nach ihm

verlangen, wolle die Seufzer unseres gläubigen Herzens anhören."[13] In derselben Rede ermahnt Cyprian die Gläubigen, daß sie nicht zu sehr trauern sollten über die Brüder, die der Herr bereits aus der Welt zu sich genommen: „Wir wissen ja, daß sie nicht fortgegangen, sondern nur vorausgegangen sind — non eos amitti, sed praemitti, recedentes praecedere —; sie sind etwas früher abgefahren; wir dürfen uns nach ihnen sehnen, aber nicht sie beklagen, schon um den Ungläubigen kein Ärgernis zu geben, die mit vollem Rechte an uns Anstoß nehmen müßten, wenn wir die, die nach unserer Aussage bei Gott sein sollen, beweinen, als seien sie nicht mehr, wenn wir mit Worten unseren Glauben bekennen, mit dem Herzen aber ihn verleugnen."[14]

Die Lehre, daß die Seelen der vollkommenen Gerechten sogleich nach dem Tode in die himmlische Seligkeit eingehen, ist vom Lyoner Konzil 1274 mit den Worten ausgesprochen: „Wir glauben, daß die Seelen derer, die nach der Taufe von jeglichem Sündenmakel sich frei gehalten, sowie derer, die zwar gesündigt, aber entweder in diesem oder im andern Leben gereinigt sind, sofort in den Himmel aufgenommen werden."

Aus Anlaß des berühmten Streites, den der Papst Johannes XXII. und die Minoriten mit den Dominikanern geführt, fügte das Florentiner Konzil 1439 hinzu, „daß jene Seelen Gott selbst, den Dreieinigen, klar schauen".[15] Daß Johannes XXII. über den Zeitpunkt der Zulassung der abgeschiedenen Seelen zur glückseligen Anschauung rechtgläubig dachte, beweisen die von ihm in Gegenwart der Kardinäle kurz vor seinem Hinscheiden abgegebene Erklärung und ein im vatikanischen Archive aufbewahrtes Beglückwünschungsschreiben, das er im Jahre 1317 aus Anlaß der Heiligsprechung seines Freundes Ludwig von Anjou, Bischofs von Toulouse, an dessen Mutter Maria von der

Provence, Gemahlin Roberts II., gerichtet hat.[16] Das Tridentinum[17] bestätigte die Lehre des Florentinums.

Außerhalb der Kirche sind über den Zustand der Seele zwischen dem Tode und der Auferstehung eine ganze Menge der sonderbarsten Irrtümer aufgetaucht, von denen jedoch die meisten nur noch ein geschichtliches Interesse haben und bloß vereinzelt wieder aufgelebt sind.[18] Die Thnetopsychyten oder Arabiker z. B. lassen die Seele zugleich mit dem Leibe sterben und mit ihm wieder aufwachen. Auch die Wiedertäufer und die Photinianer nahmen diese Meinung an. Die Psychopannychiten, zu denen die Nestorianer, später die Socinianer und die Arminianer und eine Reihe protestantischer Theologen gehören, lassen die Seele in einen schlafartigen Zustand versinken: wie jener sagenhafte Endymion liegt der Tote im Schlafe, aus dem er erst durch die Posaune des Weltgerichtes aufgeweckt wird.[19]

Die „ewige Ruhe" also, die wir unseren Verstorbenen wünschen und erflehen, wäre bis zum jüngsten Tage ein süßes Nichtstun, ein Erstarren in Trägheit, ein Zustand der Bewußtlosigkeit? Von solcher Art kann unmöglich die Ruhe derer sein, die ins „ewige Leben" eingegangen sind und vom „ewigen Lichte" erleuchtet werden. Für die Seelen der vollkommenen Gerechten bricht im Tode der Sabbat an, wo sie ausruhen von ihren Werken, von ihren Arbeiten und Beschwerden, von ihren Sorgen und Kämpfen. »Non ibi erit refectio, quia nec defectio; non ibi erunt negotia, quia nec indigentia.«[20] Sie ruhen in Gott, ihrem höchsten Gute, das sie ewig besitzen und ungestört genießen sollen. Sie sind eingegangen in den ewigen Frieden, da sie ihr Ziel gefunden haben und in ihm die volle Seligkeit. Der Glaube ist ins Schauen und die Hoffnung in den Besitz übergegangen, die Liebe allein ist geblieben; aber es ist nicht mehr jene Liebe, die hungrig

umherstreift, unstet und unruhig nach ihrem Gegenstande sucht, in heißer Sehnsucht nach ihm sich verzehrt, nach der Vereinigung mit ihm dürstet wie der Hirsch nach der Wasserquelle und wie die ausgetrocknete Erde nach dem erquickenden Regen, sondern jene Liebe, die durch die Freude an und in Gott vollkommen gesättigt wird.

Die ewige Ruhe ist vielmehr die lieblichste und lebhafteste Beschäftigung aller Geisteskräfte, die durch das ohne Unterlaß einströmende Lichtfeuer der Gotteserkenntnis und Gottesliebe und durch den Pulsschlag des göttlichen Lebens in wonnigster Bewegung erhalten werden, ohne jemals in Müdigkeit, Überdruß, Taumel oder Besinnungslosigkeit zu verfallen. „Gott, dieser ewige und ewig unausmeßbare Ozean von Licht, Liebe, Freude, Leben: das ist die Seligkeit der Seligen, deren Kräfte der Ordnung der Natur enthoben und in wunderbarer Weise gesteigert sind;[21] ist das Geheimnis der steten Bewegung in der Ruhe, des Fortschrittes mitten im Ziele."[22] Erkennen und Lieben ist die Arbeit und zugleich die Erholung, die Tätigkeit und zugleich die Ruhe, mit einem Worte die Seligkeit der Auserwählten. Sie erkennen und lieben Gott, und sie erkennen und lieben einander. Auch die leibfreie Seele kann, wie wir oben bewiesen haben, tätig und selig sein.

Mithin ist auch unter diesem Gesichtspunkte die schon früher abgewiesene Annahme eines Doppelleibes, eines groben, den die Seele im Tode ablege wie der Arbeiter am Abende den Arbeitskittel, und eines feineren oder „Seelenleibes" — „Seelenschnürleibchen," sagt Jean Paul —, mit dem sie nach dem Tode bekleidet bleibe, durchaus überflüssig, abgesehen davon, daß sie mit dem wahren Begriffe weder des Todes noch der Auferstehung vereinbar ist.

Im Kreislaufe der Irrungen ist auch die Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose), der namentlich

die alten Ägypter, ferner die griechischen Philosophen Pherekydes, Pythagoras und Plato, auch die Kelten und später mehrere Sekten, wie die Karpokratianer, Marcioniten, Manichäer, Priscillianer, Paulicianer und Albigenser, gehuldigt haben, in neuester Zeit wieder an die Oberfläche gespült und dank der Geschmacksverirrung, der dem Glauben entfremdete Denker zu verfallen pflegen, durch Zutaten aus dem rohen Vorstellungskreise wilder Völker noch widerwärtiger gemacht worden.

Die Wahrnehmung, daß auch entwicklungsgeschichtliche Seelenforscher die alten Fabeln neu aufputzen und eifrigst verbreiten, überzeugt uns von dem unbequemen Bedürfnisse auf seiten der neueren Denkrichtung, zur Sicherung ihrer bedrohten Existenz dem unaustilgbaren Unsterblichkeitsverlangen ein Zugeständnis zu machen und deshalb den besser angelegten Naturen großmütig zu gestatten, daß sie für den Verlust eines menschenwürdigen Stammbaumes in der phantastischen Ausmalung künftiger, sei es auf Erden, sei es in ätherischen Sphären verlaufender Daseinsformen Ersatz suchen. Die lockende Vorstellung, daß die Entwicklung aus dem Sarkodetiere bis zum vollkommensten Säugetiere keineswegs die höchste Sprosse auf der Leiter des Fortschrittes bedeute, sondern nur eine Periode in der endlosen Wanderung zu stets höheren Lebensstufen, soll das durch die tierische Ahnenschaft beleidigte Menschengefühl dermaßen versöhnen und befriedigen, daß es die christliche Hoffnung auf die Herrlichkeit des Auferstehungsleibes leichten Herzens preisgeben könne.

Die Seele gewinnt allerdings durch den Glauben an diese romanhaften Phantasieschöpfungen, denen die christliche Lehre von der Verklärung zur Folie dienen muß, den Vorteil, nicht bis auf den jüngsten Tag sich vertrösten zu müssen, sondern gleich nach dem Tode einen neuen Leib

in Aussicht zu haben, mit dem sie ihr zeitliches Dasein in zweiter, verbesserter Auflage beginnen kann. Sie soll nämlich, sobald sie den tierischen Leib abgelegt, in den planetarischen Äther, d. i. jenes feine Fluidum, das den Erdball umgibt, aufsteigen und sich dort mittels ihrer Lebenskraft einen neuen Organismus schaffen. Aber auch diesen wird sie nicht dauernd behalten, sondern, nachdem sie ihn abgenutzt hat, wieder fortwerfen wie ein abgetragenes Kleid. Sie selbst wird dann einen anderen Stern im weiten Weltraume aufsuchen, abermals einen provisorischen Leib annehmen und für eine Zeitlang sich ansiedeln, nach kürzerer oder längerer Frist aber wieder aufbrechen und ihre Wanderung fortsetzen, auf der ihr auch die Wesen anderer Welten, ebenso wie sie von Stufe zu Stufe emporklimmend, begegnen. An diesen alten Märchen, die ihr neues Kleid aus dem modernen Frankreich bezogen haben, mag sich die Phantasie belustigen, die Vernunft belächelt sie. Geradezu abstoßend aber und abgeschmackt ist die Reinkarnationstheorie der Spiritisten aus der Schule Kardecs. Hiernach hat jede Seele so oft eine Wiedereinverleibung auf dieser Erde einzugehen, bis sie ihre irdische Mission vollkommen erfüllt hat. Diese Anschauungen sind vorzugsweise in den romanischen Ländern verbreitet, während sie bei den germanischen und den slavischen Völkern vielfach Anstoß erregen. Jedoch haben sie auch in Deutschland Anhänger gefunden.

„Warum," hat Lessing[23] gefragt, „könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so

viel weg, daß es der Mühe, wiederzukommen, etwa nicht lohnt?" Im Anschlusse an diese Fragen haben B. H. Blasche[24] und Wiedemann[25] abermals die Seelenwanderung wissenschaftlich zu verteidigen gesucht. Sie bildet den obersten Glaubensartikel der „Theosophischen Gesellschaft", die sich durch die Geheimlehre der indischen Mahâtmâs, d. i. Weisheitsmeister, beraten läßt und in den „Lotusblüten" und der „Sphinx" ihre fremdländischen Anleihen feilbietet. Die Prophetin dieser Gesellschaft war eine Russin, namens P. H. Blavatzky. Neuerdings haben zwei Franzosen, Blanqui 1871 und G. Le Bon 1881, den Gedanken von der „ewigen Wiederkunft" ausgesprochen.[26] Auch Nietzsche hat ihn als die Krönung seines Werkes und als ein furchtbares Geheimnis angesehen, das einen völligen Umschwung für die Menschheit bedeuten würde. Sein Wiederkunftstraum lautet: „Wie, wenn dir eines Tages oder Nachts ein Dämon in deine einsamste Einsamkeit nachschliche und dir sagte: ‚Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzähligemal leben müssen . . . Jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen und alles in derselben Reihe und Folge. Die ewige Sanduhr des Daseins wird immer wieder umgedreht und du mit ihr, Stäubchen vom Staube!" würdest du dich da nicht niederwerfen und mit den Zähnen knirschen und den Dämon verfluchen, der so redet? Oder hast du einmal einen ungeheuren Augenblick erlebt, wo du ihm antworten würdest: „Du bist ein Geist, und nie hörte ich Göttlicheres"?[27] Ein Werk über die Seelenwanderung lieferte vor einigen Jahren der kalifornische Arzt J. A. Anderson,[28] der ebenfalls bei den Mahâtmâs in die Schule gegangen ist. Es verdient gleich seinen Vorgängern das Verwerfungsurteil Herm. Lotzes:[29] „Die Träume der

Seelenwanderung sind bisher Träume der Einbildungskraft geblieben, und noch nie hat man erfolgreich ihnen eine höhere und sittliche Bedeutung für die Ordnung der Welt zu geben vermocht."

Fichte, Ulrici, Perty, Fechner u. a. haben sich durch den Glauben an einen stetigen, sprunglosen Fortschritt so stark beeinflussen lassen, daß sie auch für das jenseitige Leben eine fortschreitende Entwicklung in Anspruch nehmen. Diese aber muß entweder als endliche oder als endlose gedacht werden. Im ersteren Falle ist es doch zweifelsohne angemessener, den Faden gleich beim Abschlusse des irdischen Daseins endgültig abzuschneiden; im anderen haben wir es wieder mit demselben Fortschritte zu tun, dessen Reize wir bereits in einem früheren Kapitel schwinden sahen. Ein Fortschritt nämlich, der nie zur Ruhe gelangt, vermag auch keine Ruhe zu gewähren. Man hegt keine echte Liebe zur Wahrheit, wenn man diese immer nur suchen und niemals finden will.

Muß aber nicht ein Zustand, in dem der Fortschritt zum Stillstande gekommen ist, muß nicht der Himmel mit ewigen Freuden und Genüssen bald eintönig und langweilig werden? Joh. Volkelt[30] glaubt im Namen der forschenden Vernunft das selige, weil „tatenlose" Anschauen Gottes vom Inhalte der Unsterblichkeit ausschließen zu müssen.

Wenngleich alle Anstrengung und Unruhe, alles Suchen und Sehnen aufgehört hat, so ist die Tätigkeit darum nicht weniger lebhaft, kraftvoll und vielseitig, da sich der Seele immerfort ein Gegenstand der Erkenntnis und der Liebe darbietet, dessen Tiefe unergründlich, dessen Schönheit unbegreiflich, dessen Größe unermeßlich ist. „Gott hört nicht auf," schreibt der hl. Irenäus,[31] „die Auserwählten zu unterweisen, und diese hören nicht auf zu lernen." Denn seine Reichtümer sind ohne Maß, und seine Macht, Weisheit

und Herrlichkeit ohne Grenzen. Es ist ein Fortschreiten von Licht zu Licht, von Liebe zu Liebe, von Leben zu Leben, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die „ewige Ruhe" ist nicht Erstarrung, sondern frisch quellendes und zur höchsten Kraft gesteigertes Leben einer Seele, die immerwährend aus dem Urborn des Lebens trinkt, ist Genuß in unaufhörlicher Arbeit, nämlich in ewigem Gottesdienste. Tätigkeit ist der wahre und volle Genuß des Lebens, ja das Leben selbst. Lange anhaltendes träges Genießen erzeugt endlich Überdruß. Daher können sinnliche Ergötzungen den Geist wohl in eine dumpfe Seligkeit einwiegen und eine Zeitlang in ihr erhalten; allein wenn nicht alle innere Lebenskraft schlummert, wird das wonnige Behagen bald von drückender Langweile abgelöst. Schmerzen und Leiden, Sorgen und Zweifel machen die Zeit zur Ewigkeit, aber auch Scherze und Freuden machen müde. Nur die Gewohnheit geregelter Arbeit verkürzt oder vertreibt die Stunden, so daß den meisten Menschen trotz dem Einerlei der täglichen Beschäftigungen die Lebenszeit, wenn an sich auch langsam, doch unvermerkt und wie im Fluge dahineilt. Die Seligen aber sind durch eine Tätigkeit, die für sie keine Last, sondern die höchste Lust ist und überdies die mannigfaltigste, wonnigste Abwechslung bietet, vor aller Gefahr der Langweile so geschützt, daß sie einschläfernder Mittel wahrlich nicht bedürfen. Die Anschauung Gottes ist ein ewiger Sonnenaufgang mit dem unvergänglichen Reize einer nie verblassenden Helligkeit; und die Gottesliebe ist ein immerwährendes Erglühen von nie erkaltender Wärme. „Allerdings gibt es Auffassungen vom ewigen Leben, wonach es ein unaufhörliches Älterwerden ist, eine ewige Erstarrung; allein es muß als nie verblühende Jugend, als sich stets erneuernde Geburt des Lichtes und des Lebens erfaßt werden."[32] Der Fülle des unendlichen Wesens und Lebens ist nur eine unendliche

Denk- und Willenskraft gewachsen; der geschaffene Geist wird in Ewigkeit nicht mit ihr fertig werden. Wenn Gott reich genug ist, um sich in unaufhörlicher Wonne mit sich selbst zu beschäftigen, so hat auch wohl die Menschenseele in Ewigkeit an ihm genug zu betrachten und zu bewundern.

Eine Gedankenverirrung, die selbst Gott mit dem Abschlusse der Weltzeit gleich Brahma in die starre Unbeweglichkeit versinken läßt, mag die ewige Ruhe der Seligen lästern: „Da sehen wir auf den Stufen dieses fremdartigen Himmels die Heiligen in Ordnung einen neben dem anderen sitzen, jeden auf dem Platze, den ihm die auf seiner kurzen Pilgerfahrt auf Erden vollbrachten Werke angewiesen: da sitzen sie, in sich versenkt, nichts darf sie je in ihrer strengen Beschaulichkeit stören; da sitzen sie, für immer mit den irdischen Leibern bekleidet, wie selbige der Tod ergriff, der ihnen gleichsam den Stempel ewiger Unbeweglichkeit aufdrückte. Was tun da diese Phantome? sind sie lebendig oder tot? O Christ! wie schreckt mich dieses Paradies! Wie viel mehr liebe ich mein Leben mit seinen Leiden, Trübsalen und Plagen als diese Unsterblichkeit mit ihrem seligen Frieden.“ [33] Ein Himmel allerdings, der wie einst der Berg Athos von Hesychasten oder Nabelbeschauern — Nabelseelen, wie Barlaam (1341) sie spöttisch nennt — bevölkert ist, hat für ein gesundes Gemüt nichts Einladendes.

Ist die Seligkeit, die der christliche Himmel verheißt, eine vollkommene, so muß sie eine ewige sein. Behaupten nun, eine endlose Freude müsse notwendig Langweile bereiten, heißt an der Möglichkeit verzweifeln, daß es eine wahre und vollkommene Glückseligkeit gebe. Was kann so seltsam und widernatürlich sein wie die Furcht vor einem ewigen Glücke? Diese Besorgnis ist das beredtste Zeugnis dafür, daß es hienieden kein wahres, ewiger Dauer wertes Glück gibt, das Bekenntnis eines Herzens, das noch nie ganz

glücklich war und darum auch nicht weiß, was Glück ist; und dies weiß niemand, solange er hienieden wallt.

Trotzdem aber darf man sich ohne Vermessenheit zur Vorstellung und Hoffnung einer wahrhaft vollkommenen Seligkeit erheben und es getrost darauf ankommen lassen, ob man sie werde aushalten können. Es sei hier an eine alte Sage erinnert, die ihren wesentlichen Zügen nach durch ganz Europa verbreitet ist. In einem nordischen Kloster lebte ein Mönch, der wegen seines Forschungstriebes den Namen Peter Forschegrund erhalten hatte. Er ging seiner Gewohnheit gemäß eines Morgens in einen nahegelegenen Wald und grübelte während des Spazierganges über die Ewigkeit nach. Er dachte sie sich als eine unendliche Reihe aufeinanderfolgender Zeiträume und geriet nun in Zweifel darüber, ob eine solche trotz der immerwährenden Seligkeit, die der Himmel bietet, für einen geschaffenen Geist erträglich sein könne. Durch den wunderbar lieblichen Gesang eines Vögleins erwacht er aus diesem Nachsinnen. Er bleibt stehen und horcht den über die Maßen entzückenden Tönen, die aus einer anderen Welt zu kommen scheinen, und vergißt dabei sich selbst und alles übrige. Nachdem er wieder zu sich gekommen, kehrt er zu seinem Kloster zurück. Nur wenige Stunden vermeint er im Walde zugebracht zu haben, und nun findet er zu seiner größten Überraschung so vieles verändert. Das Kloster und dessen nächste Umgebung erkennt er kaum wieder. Er tritt ein und erblickt unter den Brüdern nicht ein einziges bekanntes Gesicht; er sucht seine Zelle und kann sie nicht finden. Seine Bestürzung erreicht den höchsten Grad, als niemand den Pater Peter Forschegrund kennen will. Nur der Chronist und Bibliothekar des Klosters erinnert sich dieses Namens, da er gelesen, daß vor tausend Jahren dessen Träger eines Morgens in den Wald gegangen und nicht wieder zurückgekehrt sei.

Nun fiel es dem Forscher wie Schuppen von den Augen; er wußte jetzt, was es heiße, daß „tausend Jahre vor dem Herrn sind wie ein Tag", er zweifelte nicht mehr an der Möglichkeit, ewige Freuden zu ertragen, und gab mit Entzücken seinen Geist auf. Dieselbe Sage knüpft sich an das Kloster Heisterbach im Siebengebirge. Auch ein Benediktiner, namens Robert, soll durch den Gesang eines Wundervogels auf 300 Jahre in Ekstase versetzt sein; ebenso jener Mönch, der unter dem Abt Fulgentius gegen Ende des 11. Jahrhunderts wieder zurückkehrte. Bei Eron, dem Abte des spanischen Cistercienserklosters Armentaria, dauerte der Verzückungszustand nur 200 Jahre.[34]

Zum Schlusse haben wir noch des Chiliasmus, d. i. der Vorstellung und Erwartung eines tausendjährigen irdischen Messiasreiches, zu gedenken.

Der Chiliasmus ist in mannigfachen Formen aufgetreten, In seiner rohen, grobsinnlichen Gestalt aber hat er niemals Eingang in die Kirche gefunden, sondern ist Eigentum und Eigenart derer geblieben, die draußen waren. In den älteren Jahrhunderten waren es Cerinth, die Marcioniten, die Montanisten und andere Sekten, welche die an sich entschuldbare Erwartung jenes messianischen Reiches durch die unwürdigsten Zutaten verunstalteten. Von den sinnlichen Messiashoffnungen der Juden angesteckt und ganz erfüllt, lehrten sie, daß Christus bei seiner Wiederkunft tausend Jahre auf Erden wohnen werde, um Jerusalem zur Residenz eines mächtigen Weltreiches zu machen, in dem er mit den auferweckten und den noch lebenden Gerechten herrschen werde; erst nach Ablauf jener tausend Jahre würden auch die Gottlosen auferstehen, und darauf würde das Weltgericht stattfinden. Diesem zurückersehnten goldenen Zeitalter wurde ein eigenartig jüdisches Gepräge aufgedrückt: das Judentum mit seinen Altären und Opfern, mit seinen

Gesetzen und Gebräuchen sollte wiederhergestellt werden, neben dem Kultus Jahwes aber auch der Kultus der Sinnlichkeit gestattet sein.

Von diesen jüdisch-epikureischen Einbildungen und Erwartungen haben sich die chiliastisch gesinnten kirchlichen Lehrer und Schriftsteller sämtlich mit Abscheu hinweggewendet. Teilten sie zwar die Ansicht von einer zweimaligen Auferstehung und dem tausendjährigen irdischen Messiasreiche, dessen Gründung mit der ersten Auferstehung, d. i. mit der Auferstehung der Gerechten, zusammenfallen würde, so waren sie doch weit davon entfernt, den Bürgern dieses Reiches andere als sittlich erlaubte Freuden und Feste in Aussicht zu stellen.

Wenngleich dieser vergeistigte, von plumper Sinnlichkeit geläuterte Chiliasmus auf Papias, Bischof von Hierapolis in Kleinphrygien und Apostelschüler (um 168), zurückzuführen ist, so entbehrt er doch des apostolischen Ursprunges und Ansehens. Waren ja die Apostel von ihren früheren sinnlichen Messiashoffnungen, die ihnen der Meister so oft und ernstlich verwiesen hatte, seit dessen Himmelfahrt und dem Empfange des heiligen Geistes gründlich und für immer geheilt. Leonh. Atzberger spricht alle übrigen apostolischen Schüler, auch Barnabas und Hermas, von Chiliasmus frei. Indessen ist es nicht auffallend, daß die auf mißverstandenen Schriftworten beruhende Anschauung des mehr frommen als begabten Bischofs Papias wegen der Stellung und Heiligkeit ihres Urhebers in der morgenländischen Kirche und besonders in Kleinasien eine verhältnismäßig weite Verbreitung fand. Hier wurden auch die verdienten Schriftsteller Justin, Irenäus und Methodius mit den chiliastischen Vorstellungen bekannt, während Tertullian solche von der montanistischen Sekte, der er beigetreten, annahm. Es verdient Beachtung, daß der hl. Justin die Gegner des

Chiliasmus als rechtgläubige Christen gelten läßt. Er selbst hält an ihm fest, wie Atzberger bemerkt, „als an einem Lehrstücke, das er bei einem Teile der Christen (den Judenchristen) findet; er hält daran fest, mehr aus Konnivenz gegen die Juden und um persönlich ja vollkommen recht-gläubig zu sein, als wegen der inneren Bedeutung und Tragweite der Lehre".[35] Außer den Genannten sind noch ein ägyptischer Bischof Nepos, ferner Viktorin, Bischof zu Pettau, und Laktantius als Verteidiger des tausendjährigen Reiches zu erwähnen. Von den übrigen Lehrern jener Zeit schweigen die einen, während die anderen, wie Origenes, sein Schüler Dionysius der Große und der römische Priester Cajus, nachdrücklich die entgegengesetzte Meinung vertreten. Hippolytus liebäugelt zwar mit einem tausendjährigen Reiche, durchschneidet aber den diesbezüglichen Erwartungen eines Irenäus und Tertullian den Nerv durch den Nachweis, daß Christi Wiederkunft erst in ferner Zukunft erfolgen werde, und daß für jeden der Tag seines Todes auch der Tag des Endes sei. Alsbald nach dem Konzil von Nicäa (325) ward in der katholischen Kirche der Chiliasmus überwunden: die heiligen und gelehrten Väter Ephräm, Basilius, die beiden Gregore, Epiphanius, Hieronymus und Augustinus bekämpften ihn mit gleicher Entschiedenheit.

Aus dem Schoße der Kirche verbannt, begann er rasch abzusterben. Freilich erhielten sich die an die Sibyllinen, an Pseudo-Ephräm und Pseudo-Methodius angeknüpften Überlieferungen und setzten in gespannten Zeitverhältnissen die Volksseele in Erregung. Und mit ihnen verquickten sich gern die Spaltungs- und Umsturzbewegungen auf kirch-lichem und wirtschaftlich-gesellschaftlichem Gebiete. Man kann aber keine ungereimtere Behauptung aussprechen, als wenn man mit E. Wadstein[36] den „anarchistisch-revolu-tionären Chiliasmus" als das natürliche Erzeugnis der

christlichen Weltanschauung des Mittelalters deutet. Im Gegenteil: diese war ein wirksames Schutzmittel gegen jene Unruhe und Unzufriedenheit, Schwarzseherei und Weltverlästerung, die den Geist für schwärmerische Zukunftsträume empfänglich machen. Auch in neuerer Zeit ist gleichzeitig und im Zusammenhange mit dem Sektengeiste der Chiliasmus wieder aufgelebt und fristet bei Baptisten, Methodisten, Swedenborgianern, in des Schusters Cahagnet „fünfter oder neuer Kirche", bei Irvingianern und Mormonen oder „den Heiligen des jüngsten Tages" ein kümmerliches Dasein. In Württemberg gründete der Bürgermeister und Notar Hoffmann eine Gemeinde „für die nahe Wiederkunft des Herrn", und sein Sohn Christoph plante im Jahre 1856, das von einigen der neuen Propheten und Prophetinnen als Geburtsjahr des Antichrist bezeichnet ward, eine Auswanderung nach Palästina, um gleich zur Stelle zu sein, wenn der Herr käme; indessen zog man vor, den Gang der Dinge in der Heimat abzuwarten.

In der katholischen Kirche dürfen die chiliastischen Vorstellungen als längst abgetan gelten, mögen auch harmlose Anklänge daran sich im Volksglauben noch finden. Wie der hl. Thomas, Suarez, Soto, Bellarmin, Cornelius a Lapide, so haben auch fast alle neueren Theologen den Chiliasmus scharf abgewiesen; jedoch haben J. N. Schneider[37] und Ign. Waller,[38] denen noch Bisping beigezählt werden könnte, sich der verlorenen Sache wieder angenommen. Die protestantische Theologie dagegen hat in einer bedeutenden Anzahl ihrer gläubigen Vertreter die Hoffnung auf das Millennium festgehalten; Riemann,[39] Volck,[40] A. Koch[41] u. a. haben die von Spener, Bengel und Oetinger und später von Auberlen und v. Hoffmann wieder auf den Leuchter gestellte Lehre gegen die neueren Angriffe von Keil, Diedrich, Althaus, Fick u. a. in besonderen Schriften zu schützen

gesucht. Namentlich haben die Irvingianer in Deutschland und mehr noch die in England die Literatur chiliastischer Schwärmerei durch eine Flut von Schriften und Schriftchen bereichert.[12]

Fragen wir nach der biblischen Begründung des tausendjährigen Reiches, so ist es vor allem die berühmte Stelle in der Geheimen Offenbarung, wo der hl. Seher Johannes schreibt:

„Und ich sah einen Engel niederfahren vom Himmel, der hatte den Schlüssel des Abgrundes und eine große Kette in seiner Hand.

„Und er faßte den Drachen, die alte Schlange, die ist der Teufel und Satan, und fesselte ihn auf tausend Jahre und warf ihn in den Abgrund und verschloß und versiegelte über ihm, daß er nicht mehr verführe die Völker, bis tausend Jahre vollendet wären; und danach muß er losgelassen werden auf eine kurze Zeit.

„Und ich sah Stühle, und sie setzten sich darauf, und es wurde ihnen gegeben, Gericht zu halten, und (sah) die Seelen derer, die wegen des Zeugnisses Jesu und wegen des Wortes Gottes enthauptet worden sind, die weder das Tier noch dessen Bild angebetet, noch dessen Malzeichen an ihrer Stirn oder an ihrer Hand empfangen haben; und sie lebten und regierten mit Christo tausend Jahre.

„Die übrigen Toten lebten nicht, bis daß tausend Jahre vollendet waren. Dies ist die erste Auferstehung.

„Selig und heilig ist, wer teil hat an der ersten Auferstehung; über solche hat der Tod keine Gewalt, sondern sie werden Priester Gottes und Christi sein und mit ihm regieren tausend Jahre.

„Und wenn die tausend Jahre vollendet sind, wird der Satan losgelassen werden aus seinem Gefängnisse, und er wird ausgehen und verführen die Völker in den vier Ecken

der Erde, den Gog und Magog, und er wird sie versammeln zum Streite, deren Zahl ist wie der Sand des Meeres.

„Und sie zogen herauf über die Breite der Erde und umringten das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt.

„Da fiel Feuer von Gott aus dem Himmel und verzehrte sie; und der Teufel, der sie verführt hatte, ward geworfen in den Feuer- und Schwefelpfuhl, wo auch das Tier und der falsche Prophet gequält werden Tag und Nacht in alle Ewigkeit.

„Und ich sah einen großen weißen Thron und den, der darauf saß; vor seinem Angesichte floh die Erde und der Himmel, und für sie ward keine Stätte erfunden.

„Und ich sah die Toten, groß und klein, stehend vor dem Throne. Und die Bücher wurden aufgetan, und wieder ein Buch ward aufgetan, das Buch des Lebens; und die Toten wurden gerichtet aus dem, was geschrieben war in den Büchern nach ihren Werken.

„Und das Totenreich und der Tod wurden in den Feuerpfuhl geworfen; das ist der zweite Tod.

„Und wer nicht erfunden ward eingeschrieben in dem Buche des Lebens, der ward in den Feuerpfuhl geworfen."[43]

In der Tat redet hier der hl. Johannes von einer doppelten Auferstehung, und zwar sollen der ersten nur die Gerechten teilhaft werden, und diese dann auch tausend Jahre mit Christo herrschen. Wären nun die Worte buchstäblich zu fassen, so müßte allerdings der wenigstens sittlich reine Chiliasmus geduldet werden.

Allein nach den anerkannten Grundsätzen und Grundgesetzen der überlieferten Schriftauslegung ist die buchstäbliche Deutung der genannten Stelle ausgeschlossen. Eine solche nämlich widerspricht aufs offenkundigste nicht nur anderen unzweideutigen Schriftworten, sondern auch der übereinstimmenden Meinung der Väter und der Theologen,

die insgesamt, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, nach dem Vorgange des hl. Augustin den bildlichen Sinn hier als den einzig zulässigen erklären.

Die hl. Schrift lehrt mit klaren Worten, daß die Gerechten sowohl als die Gottlosen am jüngsten Tage,[44] und zwar gleichzeitig,[45] auferstehen, läßt also für ein tausendjähriges Zwischenreich keinen Raum. Sie lehrt ferner, daß die Gerechten gleich nach oder vielmehr zugleich mit der Auferstehung die leibliche Verklärung empfangen und darauf mit Christo in den Himmel einziehen.[46] Hiernach ist an ein irdisches Messiasreich, in dem die auferstandenen Gerechten durch Weltfreuden auf die himmlische Seligkeit vorbereitet werden sollen, nicht zu denken, um so weniger, als auch die erlaubten sinnlichen Genüsse, wie Essen, Trinken, Heiraten, ausdrücklich vom seligen Leben ausgeschlossen werden.[47]

Ist nun nach unantastbarer Regel die hl. Schrift so auszulegen, daß zwischen ihren Aussprüchen kein Widerspruch entsteht, so muß das in Rede stehende Kapitel der Geheimen Offenbarung so erklärt werden, daß es mit den vorhin angeführten klaren Schriftworten in Einklang tritt. Dies aber ist nur dadurch möglich, daß darin ein bildlicher Sinn gefunden wird. Zudem ist die figürliche Deutung von den Zeiten des hl. Augustin an in der Kirche allgemein gewesen.

Hiernach ist die „erste Auferstehung" nicht eine leibliche, sondern eine geistige, aus dem Grabe der Sünden nämlich. Die Wiedergeburt vom Tode der Sünde zum Leben der Gnade wird auch vom hl. Paulus[48] eine Auferstehung genannt. Und wie Johannes in der Offenbarung, so spricht auch der Heiland selbst von einer doppelten Auferstehung: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, es kommt die Stunde, und sie ist schon da, daß die Toten die Stimme des Sohnes

Gottes hören werden, und die sie hören, werden leben. Es kommt die Stunde, in der alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden. Und es werden hervorgehen, die Gutes getan, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan, zur Auferstehung des Gerichtes."[49] Unter der Auferstehung, die der Herr zuerst erwähnt, kann eine leibliche nicht gemeint sein, da sie als eine bereits sich vollziehende dargestellt und auf diejenigen Toten, die die Stimme des Sohnes Gottes hören, beschränkt wird. Es ist darunter vielmehr die geistige Auferstehung derer zu verstehen, die das Wort Christi, das Brot des Lebens, empfangen und darum leben. Im Unterschiede von dieser Auferstehung, die damals schon begonnen hatte und vor dem Ende der Welt nicht wieder aufhören wird, redet Christus von einer Auferstehung, die der Zukunft vorbehalten und allgemein sein soll: dies ist die leibliche Auferstehung am jüngsten Tage.

Die tausend Jahre, während welcher Satan gefesselt liegt und die Gerechten mit Christo herrschen, bezeichnen, wie bei den biblischen und auch bei den Profanschriftstellern oft der Fall, eine unbestimmte Periode von langer Dauer. Der hl. Johannes entwirft in kurzen charakteristischen Zügen ein Bild von der Zeit, wo Satan, der durch den Götzendienst und durch das Orakel- und Zauberwesen die vorchristliche Menschheit beherrscht hat, zur Ohnmacht verurteilt sein wird: vor dem Kreuze Christi werden die Dämonen fliehen und die Menschen mit Ehrfurcht niederfallen; die Opfer- und Orakelstätten, an denen die Geister der Finsternis ihr neckisches und boshaftes Spiel getrieben, werden verödet sein. In der Kraft Christi wird jeder, der will, sich des Satans erwehren können, und an dem Siege Christi werden alle Gerechten, d. i. alle die teilnehmen, die in der Liebe mit ihm vereinigt und so Glieder des geheimnisvollen

Leibes sind, von dem er selbst das Haupt ist. Über sie hat der zweite Tod, die Hölle, keine Gewalt, weil die Sünde keinen Teil an ihnen hat. Sie herrschen mit Christo, wohingegen die anderen, die seine Stimme nicht hörten und im geistigen Tode verharrten, nach Ablauf der tausend Jahre auch dem Leibe nach dem zweiten Tode, der ewigen Verdammnis, endgültig verfallen werden. Noch vollkommener als die Gerechten in der streitenden Kirche herrschen mit Christo die Glieder der triumphierenden Kirche, in der die mit der Marterkrone geschmückten Blutzeugen eine besondere Auszeichnung genießen.

Dem Ende der Weltzeit wird ein letzter gewaltiger Angriff der bösen Mächte gegen das Reich Gottes auf Erden und eine furchtbare Prüfung für dessen getreue Bürger vorhergehen. Satan wird „das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt" durch christenfeindliche Scharen umringen lassen. Wollte man unter der Stadt die irdische Residenz Christi und unter den Heiligen die mit ihm herrschenden Gerechten im chiliastischen Sinne verstehen, so würde man sich in bare Abgeschmacktheiten verirren. Die geliebte Stadt und ihre Heiligen, die das Ziel der Verfolgung gegen Ende der Zeiten sein werden, deuten offenbar hin auf die Kirche und ihre Kinder, und der Krieg, den der Antichrist dann entzündet, wird vor allem ein geistiger Kampf sein, eine großartige, mit allen erdenklichen Lockmitteln und Verführungskünsten in Szene gesetzte Versuchung zum Glaubensabfalle und zur Glaubensverleugnung.[50]

In Übereinstimmung mit den meisten Vätern und Theologen ist die bildliche Auslegung der von den Chiliasten als klassische Beweisstelle angerufenen Vision des hl. Johannes als die allein zulässige und zutreffende zu bezeichnen. Die entgegenstehende ist, wenn auch nicht als förmliche

Irrlehre, doch wenigstens als ein nicht gefahrloser Irrtum entschieden zurückzuweisen.

Die Aussicht also auf ein abermaliges Zusammenleben mit unseren lieben Toten in rein irdischen Verhältnissen ist uns versagt. Wir verzichten auch gern auf diesen schwärmerischen Trost; denn das höchste Erdenglück wäre durch einen Aufschub oder gar durch Unterbrechung der Himmelsfreuden viel zu teuer erkauft.

Das erste Wiedersehen in der neuen Leiblichkeit wird kurz vor der Ankunft Christi zum Weltgerichte, dessen Eintritt unberechenbar ist, stattfinden. Die Offenbarung teilt uns zwar mit, daß dieses große Ereignis durch gewisse Vorzeichen angekündigt werden soll; nun sind aber die entfernteren Vorboten des jüngsten Tages keineswegs so deutlich gekennzeichnet, daß ihre Spur nicht auch in anderen Zeitepochen gesucht und gefunden werden könnte, da einige bereits in der apostolischen Zeit aufgetreten sind. Die mißlungenen Versuche, den Sturm- und Drangperioden vergangener Jahrhunderte das einzigartige Gepräge der letzten Zeit aufzudrücken, sollten den Propheten des nahenden Weltendes eine Warnung sein. Alle Wendepunkte in der Weltgeschichte sind durch großartige Ereignisse markiert, und der Beginn einer neuen Ära wurde jedesmal durch außergewöhnliche Begebenheiten eingeläutet. Krieg, Aufstand und Mord, Rechtlosigkeit und Gesetzesverachtung, Glaubensverleugnung und Glaubensverfolgung, der Abfall von der Ordnung und der guten Sitte stehen mit blutroten Zügen an den Schwellen neuer Zeiträume verzeichnet. „Falsche Messiasse“ und „falsche Propheten“ sind zu allen Zeiten erschienen, von Theudas (45 n. Chr.) bis Bar Cochba, dem „Sternensohne“ (131 n. Chr.), allein 68, und sie haben „große Zeichen und Wunder getan“. Auch den späteren Jahrhunderten haben Pseudomessiasse nicht gefehlt. Und

wie die alten Goëten, so suchen auch die spiritistischen Medien der Neuzeit durch Scheinwunder und Gaukeleien dem großen Wundertäter von Nazareth Konkurrenz zu machen. In den Zeiten schwerer Umwälzungen auf dem religiösen oder auf dem politisch-sozialen Gebiete reüssieren und prosperieren solche falsche Propheten am leichtesten. „Das Geheimnis der Bosheit ist schon wirksam," schreibt der Apostel von der antichristlichen Strömung seiner Tage. Es war wirksam zu allen Zeiten, um jenem „Bösewichte" die Wege zu bereiten, „dessen Ankunft geschehen wird gemäß der Wirksamkeit Satans in aller Kraft und in lügenhaften Zeichen und Wundern und in allerlei Verführung zur Bosheit für die, welche verloren gehen dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben, um gerettet zu werden".[51]

Wenn auch in unseren Tagen die Lage des Reiches Gottes auf Erden in vielen Ländern eine betrübende und beängstigende ist, so ist nichtsdestoweniger die vielfach in Büchern, Broschüren und Traktätchen ausgesprochene Behauptung, daß die widerchristliche Zeitströmung bereits den leibhaftigen Antichrist an die Oberfläche gespieen habe,[52] mehr als leichtfertig und waghalsig. Und selbst wenn sie sich mit dem Ansehen angeblicher Offenbarungen seitens gottbegnadeter Personen umkleidet, kann sie vor diesem Urteile nicht geschützt werden. Dem sterblichen Auge ist der Einblick in die geheimnisvolle Region versagt, wo die Rechnung der moralischen Welt gebucht und endlich abgeschlossen wird. Gott selbst ist es, der das feurige Amen schreibt und den letzten Punkt dazu, wann es ihm gefällt. Christus hat uns den Zeitpunkt seiner Wiederkunft nicht enthüllen wollen; der hl. Paulus stellt deren Eintritt als möglich hin, fügt aber nur scheinbar einen bestimmten Zeitpunkt hinzu.[53] Gottes weiser und liebevoller Führung uns vertrauensvoll überlassend, hoffen wir, daß die Gegenwart

in schmerzhaften Wehen liegt, um eine lichtere, schönere Zukunft zu gebären, verlieren jedoch nicht aus dem Auge, daß die Erde immerdar eine Wohnstätte des Leidens sein wird und das Leben auf ihr ein stetes Kämpfen und Ringen um die Güter der Ewigkeit sein soll.

Und schlimmer als vor hundert Jahren, wo Tausende in der französischen Revolution das Grabgeläute dieser Welt zu vernehmen glaubten, sind die Drangsale der Gegenwart nicht.

Bis auf den heutigen Tag, bemerkt bereits der hl. Thomas, haben die Ankündiger des jüngsten Tages sich als falsche Rechenmeister erwiesen, und deren Zahl vermehren alle, die ungewitzigt von neuem rechnen. Große Verderbtheit, heftige Parteikämpfe und Umsturzbestrebungen in Staat oder Kirche haben oft die erregte Einbildungskraft mit Flügeln versehen und zu Vorhersagungen des Antichrist oder auch eines weltlichen oder geistlichen Friedensfürsten ermuntert. Auf diese Weise entstand die merkwürdige Bewegung der Joachimiten, zu der Joachim von Fiore um 1200 den Anstoß gab. Der Prager Bußprediger Milic soll 1366 dem Kaiser Karl IV. ins Gesicht gesagt haben, er sei der Antichrist. Roger Baco erwähnte 1267, vor 40 Jahren sei das Erscheinen des Engelgeistes angekündigt worden. Um diese Zeit nämlich war in Syrien die Petrusoffenbarung wieder aufgelebt, die dem heiligen Lande zwei Retter aus dem Osten verhieß. Das fünfte Laterankonzil hat das scharfe Verbot erteilt, mit Berufung auf die biblischen oder auf private Weissagungen die Zeit der letzten Bedrängnisse, des Antichrist und des jüngsten Tages genau zu bestimmen. Nichtsdestoweniger hat neuerdings Ign. Waller[54] den Beginn des tausendjährigen Reiches auf das Jahr 1962 angesetzt. Papstfeindliche Antichristvorhersagungen waren schon im 11. Jahrhunderte im Umlaufe. Die äußerlich zeitgeschichtliche

Verwertung der rätselhaften biblischen Zahlen richtet sich von selbst, da sie offenbar nicht dazu dienen sollen, eine Einteilung der Weltgeschichte zu vermitteln. Die neuesten französischen Ausleger, A. Chauffard[55] und ein Ungenannter,[56] haben ebenfalls mystische Künstelei getrieben. Der Umstand, daß jeder Versuch, sei es einer kirchengeschichtlichen, sei es einer zeitgeschichtlichen, sei es einer endgeschichtlichen Auslegung, mit einem scheinbaren Erfolge gemacht werden kann, legt die Gefahr willkürlicher Vermutungen und Spielereien nahe genug.

Nicht bloß abgeschmackt, sondern geradezu abstoßend sind jene zahlreichen Schriften, in denen die geschichtliche Deutung der biblischen Prophezeiungen durch eine gehässige Polemik gewürzt ist. Abbé de la Tour de Noé, Priester zu Toulouse, Abkömmling der alten Grafen Noé, der nach den Geständnissen des Erzbetrügers Taxil ein Buch „die Wahrheit über Diana Vaughan, die Heilige, und Taxil, den Heuchler“ zu veröffentlichen den Mut gefunden, hat in einem grundgelehrten, mindestens in 20 Auflagen verbreiteten Werke über das Weltende herausgerechnet, daß dieses „am 13. Juli 1921, 7 Uhr 3 Minuten 31 $^{13}/_{17}$ Sekunden morgens stattfinden wird“.[57] Bekanntlich galt den Reformatoren der Papst als Antichrist, als „der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der Ruchlose, der Widersacher, der sich in dem Tempel Gottes niedersetzt und sich für Gott ausgibt“.[58] Neuere protestantische Theologen, wie Düsterdieck, Auberlen, Hengstenberg, Ebrard, Luthardt u. a., haben schon aus Achtung gegen die obersten Vorschriften einer vernünftigen Schriftauslegung und trotz ihrer Abneigung gegen das Papsttum jene Lästerung zurückgewiesen. „Man würde damit,“ erklärt Luthardt,[59] „dem Papste unrecht tun und dem apostolischen Worte nicht gerecht werden.“ Bibelforscher dritten und vierten Ranges freilich glauben, die

schreckhafte Vorstellung vom Papste als Antichrist wie eine kostbare Überlieferung hüten zu müssen. Was konfessioneller Haß, gepaart mit Erklärungswillkür, ersinnen kann, hat einer der neuesten Propheten der nahenden Endzeit, H. Grattan Guineß, in einem zweibändigen Werke geleistet und eine gräfliche Hand den deutschen Anwärtern des tausendjährigen Reiches zugänglich gemacht. „Viele Übel," so beschließt der bibelfromme Mann seine Träumerei, „haben Kirche und Welt bedrängt und werden es bis zum Ende tun; aber keines von ihnen hat den Menschen so großen, weitverbreiteten und lange anhaltenden geistigen Schaden und Gott solche Unehre gebracht, wie dieser Antichrist es getan hat, dieser dunkle Mittelpunkt aller Weissagungen über die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Advent Christi, das kleine Horn des vierten Reiches, das achte Haupt des römischen Tieres, der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens, der Antichrist."[60]

XV.

Die jenseitige Läuterung. — Leiden und Freuden der armen Seelen.

„Stoß an der Art der Qual dich nicht, bedenke
Die Folge, denke, daß im schlimmsten Falle
Sie doch den großen Spruch nicht überdauert. —
Ich sage Qual und sollte Wonne sagen,
Denn jenes Sehnen führt uns zu dem Baume,
Das Christum froh geführt zum Eli-Ruf,
Als seiner Adern Blut uns freigemacht.“
(Dante, Fegfeuer X. 109, XXIII. 72.)

„Man gönne,“ sagt der hl. Augustinus,[1] „liebenden Freunden, über den Verlust ihrer Lieben zu trauern, man verschließe den Tränen nicht den Ausfluß; diese Tränen aber müssen getrocknet, dieser Schmerz muß gelindert werden durch den Glauben, daß der Gerechte, wenn er der Natur seine Schuld bezahlt hat, zu einem besseren Leben eingeht und nur auf kurze Zeit von uns getrennt ist.“ Der tröstliche Fernblick in das ewige Licht und in die ewige Ruhe, wohin wir unsere geliebten Toten versetzt glauben, soll durch den düsteren Schatten des strengen Gerichtes sich nicht aufhalten lassen; der Trauernde soll in Hinsicht seiner geliebten Toten nicht fürchten, sondern hoffen.

Allein das beglückende Gefühl freudiger Zuversicht inbetreff der Seligkeit einer teuren Seele wird doch in den meisten Fällen merklich herabgestimmt durch die untrügliche Lehre, daß nichts Unreines ins Himmelreich eingehen,[2] und

daß niemand zur seligen Freiheit der Kinder Gottes gelangen kann, der nicht zuvor alle seine Schulden bis auf den letzten Heller bezahlt hat. Denn wer ist so heilig und vollkommen, daß er bei seinem Übertritte in die andere Welt der dortigen Läuterung nicht mehr bedürftig wäre; wer so rein und makellos, daß er sich rühmen könnte: „Mein Herz ist rein und frei von Sünde"?[3] Zwar gibt es hienieden eine Menge Reinigungsmittel; der Tod selbst ist das letzte und jedenfalls auch das beste, wenn er mit vollkommener Ergebung aus der Hand Gottes angenommen wird. Wer bereitwillig dem Herrn über Leben und Tod sein Leben zum Opfer bringt und ebenso gottergeben all die schmerzlichen Zubereitungen zu dieser Selbstaufopferung erträgt, darf allerdings Großes hoffen. Darum bittet der gläubige Christ nicht um Abkürzung, sondern eher um Verlängerung seiner Todespein: „Hier brenne, hier schneide, o Herr, aber schone meiner in der Ewigkeit!" Keine Saat wächst so rasch und trägt so reiche Frucht als die, die durch den Todesschweiß und durch die Tränen der bereits umflorten Augen befeuchtet und durch die Glut der letzten Schmerzen zur Reife gebracht wird. Um keinen Preis der Welt möchte die nach den Wonnen der Ewigkeit dürstende Seele auch nur eines einzigen von den wenigen Augenblicken des Heiles, von der gnadenreichen Zeit, die die göttliche Barmherzigkeit ihr noch schenkt, beraubt sein. Noch nie streute sie mit so vollen Händen den Samen aus wie in dieser furchtbaren, aber auch fruchtbaren Stunde. Anstatt durch Ausbrüche wilden Schmerzes sie in diesem wichtigen Geschäfte zu stören, sollen wir durch fromme Zusprüche und Gebete ihr beistehen, damit sie nach kurzer Geduld eine desto reichere Ernte halte.

Viele Gottesgelehrte, unter ihnen der Kardinal Bellarmin, sind indes der Ansicht, daß nur wenige am Ende ihres

Lebens jene Reinigung vollbracht haben, von der der weise Mann spricht: „Reinige dich mit den wenigen von meinen Unvollkommenheiten.“ [4] Es gibt nur zwei Wege zum Himmel: den der Unschuld und den der Buße. Jener ist schmal und steil, und nur wenige sind, die ihn wandeln. Dieser ist rauh und dornenvoll, und die meisten fürchten ihn. Wer aber den geraden Weg zum Ziele verlassen hat, muß den viel beschwerlicheren Umweg einschlagen. Und welcher Gerechte hat so genau in den Fußstapfen seines göttlichen Meisters und Führers gewandelt, daß er niemals abseits trat, fiel oder strauchelte? Welcher Büßer hat so vollkommen der göttlichen Gerechtigkeit seine Schulden bezahlt, daß diese nun nichts mehr von ihm zu fordern hat? Die Rostflecken, die auch in der Hitze der Todesstunde nicht ausgebrannt wurden, müssen im jenseitigen Reinigungsfeuer ausgetilgt werden. Zwar wird die Seele des Gerechten gewiß gleich nach ihrer Trennung vom Leibe von solcher Liebe zu Gott, ihrem höchsten Gute, ergriffen und hingerissen, daß durch dieses Lichtfeuer der reinsten Gottesliebe jeglicher Makel der Schuld nach verschwindet, wie der Reif vor der Morgensonne; allein die noch rückständigen zeitlichen Sündenstrafen bleiben und müssen abgebüßt werden. Daher will auch von der zuversichtlichen Hoffnung auf den Himmel die Furcht vor dem Fegfeuer sich nur in den seltensten Fällen trennen. Alle dürfen, die meisten müssen auf diese Läuterung sich gefaßt machen, und wofern es nicht leichtsinnig, sondern mit aufrichtiger Bußgesinnung verstanden wird, auch vertrösten. Denn die jenseitige Reinigung ist nicht bloß schrecklich, sondern auch tröstlich, und das Wiedersehen im Reinigungsorte nicht bloß schmerzlich, sondern auch erfreulich.

Nach katholischer Lehre also gibt es im Jenseits einen Reinigungszustand (Reinigungsmittel) und einen Reinigungsort

in dem Sinne, in dem wir überhaupt mit unseren Raumvorstellungen die andere Welt betrachten.[5] Und die Gläubigen auf Erden können durch Gebete, durch das Opfer der heil. Messe, durch Almosen und andere gute Werke den dort befindlichen Seelen wirksam zu Hilfe kommen. Dieser Glaubenssatz ist mit gleichlautenden Worten von den beiden Konzilien von Lyon[6] 1274 und Florenz[7] 1439 ausgesprochen und durch das Konzil von Trient[8] bestätigt worden.

Von jenen Sekten abgesehen, die überhaupt vom Zustande der Seele nach dem Tode verkehrte Vorstellungen hegten, ist der Glaube an die jenseitige Läuterung Jahrhunderte lang fast ganz unbeanstandet geblieben. Geradezu angefochten wurde er von Aërius, den Waldensern, den Petrobrusianern und den im 12. Jahrhunderte in der Gegend von Köln auftauchenden Apostolikern. Ob auch den Armeniern die Leugnung des Purgatoriums zur Last gelegt werden dürfe, steht dahin; wenigstens geschieht in dem Unionsdekrete, das die armenischen Gesandten am 22. Nov. 1439 unterschrieben, eines solchen Gegensatzes keinerlei Erwähnung.

Auch zwischen der lateinischen und der griechischen Kirche hat eine wesentliche Lehrverschiedenheit rücksichtlich der in Rede stehenden Glaubenswahrheit nicht bestanden. Die beiden Haupturheber des morgenländischen Schismas, Photius in seiner Enzyklika (867) und Michael Cärularius in seinem Rundschreiben an den Bischof Johannes von Trani (1053), schweigen gänzlich davon. Erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, als man beiderseits anfing, theologische Meinungen mit kirchlicher Lehre zu verwechseln, war ein neuer Streitpunkt gefunden. Die Griechen nahmen Anstoß an der Reinigung durch „Feuer“, da sie durch diese die Ewigkeit der Höllenstrafe gefährdet glaubten, und mehr noch an den Abgeschmacktheiten, in denen spitzfindige scholastische Theologen bei der schauerlichen Schilderung des Fegfeuers

einander zu überbieten suchten. Aber der Ausdruck „Feuer“, den allerdings auch der Römische Katechismus und die deutsche Sprache allgemein gebraucht, muß keineswegs in buchstäblicher, sondern kann mit gleichem und noch größerem Rechte in übertragener Bedeutung gefaßt werden. Denn die Kirche hat, was auch immer Leo Allatius und einige andere Theologen einwenden mögen, über die Art, wie auch über den Ort und die Dauer der jenseitigen Läuterung nichts entschieden. Die unbestimmte Erklärung des zweiten Konzils von Lyon und des von Florenz ist später in gleichlautenden Worten von den Päpsten Gregor XIII., Urban VIII. und Benedikt XIV. wiederholt worden.

Wir wissen demnach nicht, wie, wo und wie lange die armen Seelen zu leiden haben. „Welche Leiden Gott über sie verhängen wolle, wie lange die Dauer derselben, ob auch eine Züchtigung durch ein körperliches Feuer ungeachtet der Trennung von Leib und Seele stattfinde, darüber hat die Offenbarung nicht einmal sichere Mutmaßungen nahegelegt.“ [9] Diesen Mangel aber vermögen weder Privatoffenbarungen noch die Behauptungen von Theologen zu ersetzen. Die Mehrzahl der älteren Väter spricht freilich von einem Reinigungsfeuer, läßt aber unentschieden, ob es als ein körperliches oder als ein geistiges gedeutet werden müsse; mehrere von ihnen haben dem letzteren ausdrücklich das Wort geredet. Nach dem Vorgange des hl. Thomas und des hl. Bonaventura lehrten die meisten Scholastiker, das Fegfeuer sei von derselben Art wie das irdische Feuer; überdies gefielen manche sich darin, eine Menge müßiger, selbst anstößiger Fragen aufzuwerfen und ausführlich zu erörtern, ob z. B. die armen Seelen auch durch Wasser, Schnee, Eis, giftige und reißende Tiere gequält würden. Abweichend von ihnen haben neuere streng rechtgläubige Theologen sich's durchaus nicht als Vermessenheit angerechnet,

36*

das jenseitige Läuterungsfeuer in bildlichem Sinne aufzufassen.

Das höllische Feuer dagegen wird vom jüngsten Tage an ein wirkliches sein, braucht aber nicht ein körperliches von der Art zu sein, wie es in der Regel geschildert wird. Über die bewirkende Ursache und die innere Natur dieses Feuers ist uns ebenfalls nichts bekannt. Und durch die Vermutung, es werde nicht von außen her den Körper ergreifen, sondern durch die Seele selbst entzündet und immerwährend unterhalten werden, verstößt man weder gegen die Schrift noch gegen die Überlieferung. Wie der verklärte Leib seinen Lichtglanz von der Seele empfängt, so wird auch der Leib des Verdammten den Herd des Höllenfeuers in sich tragen. In der hl. Schrift wird dieses Werkzeug der göttlichen Rache ein Werk des Sünders genannt: „Ich werde ein Feuer aus deinem Herzen ausgehen lassen, das dich verzehren wird." [10] „Ich werde es nicht von ferne her gegen dich senden," sagt Bossuet [11] zu dieser Stelle, „in deinem Gewissen wird es sich entzünden, aus deinem Herzen werden die Flammen hervorbrechen, und deine Sünden werden es sein, die sie hervorlocken werden. Bedenket es wohl, meine Christen: während ihr sündiget, schmiedet ihr euch das Werkzeug eurer ewigen Peinen! Und dennoch schmiedet ihr es: ihr trinket die Sünde wie Wasser und verschlinget Flammenströme." Für diese Auffassung spricht die seelische Erfahrung. Jede heftige Begierde, Gemütsbewegung, Leidenschaft, namentlich die Raserei des Zornes und der Verzweiflung und endlich die Folter des bösen Gewissens versetzt auch den Körper in ein eigentliches Feuer, das sich durch die funkelnden Augen, durch das glühende Antlitz, durch das in allen Adern kochende Blut deutlich genug kundgibt. Welchen Körperbrand erst muß eine von grenzenloser Erbitterung, Scham, Wut und Verzweiflung

durchglühte Seele empfinden! Plutarch hat bereits bemerkt, daß die von innerem Froste oder Feuer Gepeinigten mehr zu leiden haben als andere, denen Kälte oder Hitze von außen her bereitet wird. In der körperlichen Mitempfindung der Gewissenspein wechseln Hitze und Frost, und darin hat es seinen Grund, daß in Dantes Hölle neben dem Feuer auch die eisige Kälte in der Stufenleiter der Strafen eine Stelle findet. Durch diese Vorstellung vom Höllenfeuer wird auch die Schwierigkeit beseitigt, wie es sowohl die einzelnen Leiber, als auch die einzelnen Glieder desselben Leibes nach dem Maße ihres Anteils an der sittlichen Verschuldung peinigen könne; es erfüllt sich das Wort: „womit jemand sündigt, damit wird er gestraft“.[12]

Das Lyoner Unionsdekret, obschon es vom Kaiser und den Bischöfen der Griechen unterschrieben worden, hatte eine vollkommene und dauernde Einigung nicht zustande gebracht. Aber selbst diejenigen Griechen, die der römischen Kirche am meisten abgeneigt blieben, wie Georgius Pachymeres (1242—1312) und später Nikolaus Kabasilas jun., Michael Glykas, Manuel Rhetor, Gabriel Severus, Simeon, Metropolit von Thessalonich, Elias Meniates u. a., sprechen sich über den jenseitigen Reinigungszustand ziemlich rechtgläubig aus. Die langen und heftigen Kämpfe auf dem Florentiner Konzil hatten nicht sein Dasein, sondern seine Beschaffenheit zum Gegenstande. Wie zäh auch in der Folgezeit die griechische oder „orthodoxe“ Kirche, wie sie sich nennt, trotz dem vollständigen Bruche mit dem Abendlande an der alten Überlieferung festhielt, zeigt die Erfolglosigkeit des von den deutschen Reformatoren Melanchthon, Chyträus und den Tübinger Professoren M. Crusius und Andreä betriebenen Bündnisversuches; nicht einmal Cyrillus Lukaris († 1638), ein offenkundiger Begünstiger des Calvinismus, mochte das Purgatorium preisgeben, und die

dahin gerichteten Bemühungen des Zacharias Gerganus wurden von Matth. Karyophilus[13] vereitelt. Unter die Beschlüsse der Synode, welche Petrus Mogilas, Metropolit von Kiew, 1642 in Jassy abhielt, wurde das ausdrückliche Bekenntnis eines jenseitigen Reinigungszustandes aufgenommen; es wurde später von der Synode zu Konstantinopel bestätigt, desgleichen von der unter Dositheus 1672 zu Jerusalem abgehaltenen Synode, von der Winter[14] bemerkt: „Die in manchen Lehrpunkten unverkennbare Annäherung an den römischen Lehrbegriff hat die Synode in den Verdacht des Latinisierens gebracht." Auch in die Katechismen ging diese Lehre über, obgleich sie in dem griechischen Katechismus, den Platon Hieromonachus 1834 in München herausgegeben hat, keine Stelle findet.

Am heftigsten haben die Reformatoren des 16. Jahrhunderts gegen die Lehre vom Fegfeuer geeifert. Luther hat zwar anfangs nicht daran gedacht, es zu leugnen. „Ich habe beschlossen, daß ein Fegfeuer sei," hatte er erklärt; und in seiner Disputation mit Eck bekannte er seinen festen Glauben an das Fegfeuer, von dessen Existenz er durch die hl. Schrift überzeugt werde. Aber bereits im Jahre 1530 veröffentlichte er seinen „Widerruf vom Fegfeuer", nachdem er erkannt hatte, daß seine Rechtfertigungslehre für dieses keinen Platz mehr habe. Calvin verwarf das Fegfeuer mit den derbsten Ausdrücken, wohingegen der milder gesinnte Melanchthon wenigstens die Fürbitte für die Toten duldete. Chemnitz und Hutten dagegen führten wieder eine schroffe Polemik gegen das Purgatorium. Und vom Standpunkte der protestantischen Rechtfertigungslehre, nach welcher der Sünder sich die Gerechtigkeit Christi durch den bloßen Glauben an ihn aneignet, muß es, wie auch in den verschiedenen Bekenntnisschriften geschieht, entschieden geleugnet werden.

Anderseits aber bedarf eine Seele, deren Sünden nicht ausgetilgt, sondern nur zugedeckt sind, einer wirklichen Reinigung, da nichts Unreines in den Himmel eingehen kann. Deshalb sah sich schon Luther zu der Ausflucht genötigt, der Todesstunde eine reinigende Kraft zuzuschreiben. „Dann, wenn der alte Mensch ganz dahingehet, da wird es durch und durch christlich, alles, was im Menschen ist. Das kann nicht geschehen, habe ich gesagt, bis daß der ohnmächtige Madensack und der alte Adam ganz weg ist.“[15] Dieser Meinung haben sich auch Delitzsch, von Zezschwitz u. a. angeschlossen. „Es ist aber,“ bemerkt Möhler[16] dagegen, „in keiner Weise einzusehen, wie von dem sündhaften Geiste die Sünde möge abgestreift werden, wenn der Körper abgelegt wird. Oder sollen wir uns irgend ein Machtwort Gottes, irgend ein gewaltsames, mechanisches Verfahren denken, durch welches die Reinigung erfolgt? Irgend eine plötzliche, magische Verwandlung setzt die protestantische Lehre bewußtlos voraus . . . Wollte sich Gott eines Verfahrens dieser Art bedienen, dann kam Christus umsonst.“ Und Strauß[17] fügt hinzu: „Mit Recht hat Möhler darin (in der Reinigung durch den Tod) eine mechanische Operation, Schleiermacher eine zauberische Prozedur, beide eine gewaltsame Unterbrechung der selbsttätigen Entwicklung des menschlichen Lebens gefunden.“

Die Lücke, die sich hier im protestantischen Lehrsysteme zeigt, ist nicht erst von der neueren Wissenschaft entdeckt, sondern bereits von älteren Theologen und Theosophen, wie Jakob Böhme, Fr. Montanus, Lichtscheid, G. Arnold, Leibniz, Peter Poiret, J. W. Petersen, Lessing, Swedenborg, Oetinger, Jung-Stilling, Fr. v. Meyer u. a., empfunden worden. Sie alle nehmen einen jenseitigen Zwischenort an, der mit dem Fegfeuer nach katholischer Lehre Ähnlichkeit hat, und finden den Ausdruck Fegfeuer (purgatorium)

wenigstens für die Leiden des Zwischenortes sehr passend. „Die meisten Sterbenden," sagt Hase,[18] „sind wohl zu gut für die Hölle, aber sicher zu schlecht für den Himmel. Man muß offen zugestehen, daß hier im reformatorischen Protestantismus eine Unklarheit vorliegt." „Nichts in der ganzen Natur geschieht durch einen Sprung," schreibt Horst,[19] „und das gilt auch vom menschlichen Geiste. Und wo sind diejenigen, die ohne Unvollkommenheit und Schwachheit in jenes Leben hinübergehen können? . . . Was soll man endlich von denen sagen, die sich erst auf dem Todbette bekehren? . . . Sollte für diese nicht ein solcher Mittel- und Läuterungszustand notwendig und eine Wohltat sein?" Einer ähnlichen Annäherung an die katholische Fegfeuerlehre trotz aller Verwahrung gegen sie begegnen wir bei vielen Protestanten, z. B. bei Martensen, Rothe, Lange, Kern, Gueder, Schelling, Göschel, dem jüngeren Fichte, Eschenmeyer, Rudloff, Maywahlen, Rinck, Hahn, Oertel, Leibbrand, v. Zezschwitz u. a. Sie bestreiten zwar durchgehends den genugtuenden und sühnenden Charakter der Leiden des Zwischenzustandes und die Wirksamkeit diesseitiger Fürbitte für die darin befindlichen Seelen, glauben vielmehr, daß letztere „dort in der Kraft des Glaubens an Jesum Christum ihrer Vollendung entgegenreifen".[20] Wird jedoch zur Empfehlung einer bloß bedingten oder uneigentlichen Ewigkeit der Höllenstrafen dieses Wachsen und Ausreifen derart als Fortsetzung der irdischen Erziehung gedacht, daß auch die Möglichkeit der Buße und Bekehrung oder gar der endgültigen Entscheidung für oder gegen das Gute in den Zwischenzustand verlegt wird,[21] so tritt die Vorstellung vom jenseitigen Mittelorte in offenkundigen Widerspruch mit der hl. Schrift und führt zu bedenklichen Folgerungen in sittlicher Hinsicht.

Daher bemerkt Kliefoth[22] mit Recht: „Von den in diesem

Leben Berufenen wird gelten müssen, daß es für sie keinen Zwischenzustand gibt, sondern daß für sie im Moment des Todes die Gnadenfrist zu Ende geht und die Entscheidung über Seligkeit oder Unseligkeit fällt, weil ja ihnen die Verheißung der Berufung zum Heile bereits in diesem Leben gehalten ist. Diesen Satz festzuhalten, zwingt erstens die Beugung unter eine Reihe von Schriftstellen, welche klar aussprechen, daß wir schließlich nach demjenigen gerichtet werden, was wir bei Leibesleben getan; zweitens die unsittlichen Rückfolgerungen, die sich sofort ergeben würden, wenn es möglich wäre, daß wir hier das Wort der Berufung verachten . . . und dennoch nachträglich drüben uns bekehren könnten; endlich der Umstand, daß die Leugnung dieses Satzes auch die ganze Lehre unserer Kirche und namentlich die Lehre von der Rechtfertigung erschüttern müßte; denn wenn wir unserer Seligkeit nicht dadurch gewiß sind, daß wir im Glauben sterben, sondern erst durch das, was wir nachher weiter werden, so macht nicht die Rechtfertigung, sondern die Heiligung selig."

Selbst Paul Tschackert[23] sieht sich zu dem Geständnisse gedrängt: „Wir müssen den Katholiken unbedingt zugeben: es ist der vollendetste Widerspruch, in den Himmel mit Sünde eingehen, sie sei nun bedeckt oder unbedeckt. So werden auch wir nach der Vergebung der Sünden noch eine Vernichtung dieser nach dem Tode, eine jenseitige Entsündigung des gläubigen Christen zu denken haben. Nimmermehr aber kann in diesem Läuterungszustande eine Entsündigung durch eigene Leistungen stattfinden, sondern wie im Frühlinge die Sonne den Schnee schmilzt, so wird der erhöhte Christus, wenn seine heilige Liebe die gläubige Seele trifft, die Sünde hinwegschmelzen; so wird der Gläubige nach dem Tode in einem Übergangszustande entsündigt werden durch lauter Gnade." So langt Tschackert bei der

von Kliefoth gerügten Vorstellung an, daß nicht die diesseitige Rechtfertigung durch den Glauben, sondern die jenseitige Heiligung selig mache, und zwar eine Heiligung ohne eigene Leistung. Wer aber die Entsündigung als einen mechanischen Prozeß auffaßt, darf auch nicht, wie Tschackert tut, behaupten, das hl. Meßopfer könne den Toten nichts nützen, weil ihre „persönliche Beteiligung" fehle.

Vom strengen Standpunkte der protestantischen Bekenntnisschriften muß die Fürbitte für die Toten als unzulässig bezeichnet werden.[24] Aber hier hat sich zuweilen die Macht der altkirchlichen Überlieferung und das Bedürfnis des trauernden Herzens stärker erwiesen als der Zwang dogmatischer Folgerungen, und es hat sich eine „Pektoraltheologie"[25] ausgebildet, die der offiziellen vielfach zuwiderläuft.

Luther, der 1510 „es schier bedauerte, daß seine Eltern nicht schon gestorben waren, damit er durch Messen und andere treffliche Werke und Gebete sie aus dem Fegfeuer erlöste",[26] hat die Fürbitte für die Verstorbenen stets gestattet:[27] „für die Toten, weil die Schrift nichts davon meldet, halte ich, daß es aus freier Andacht nicht Sünde sei, so oder dergleichen zu bitten: Lieber Gott! hat's mit der Seele solche Gestalt, daß ihr zu helfen sei, so sei ihr gnädig usw. Und wenn solches einmal geschehen oder zwier, so laß es genug sein."[28] Auch Melanchthon in der Apologie[29] und Bugenhagen in der Braunschweiger Kirchenordnung erlauben diese Fürbitte, wohingegen Calvin[30] sie verbietet. Chemnitz, den Hengstenberg den „klassischen Theologen der reinen Lehre" genannt hat, und nach ihm die meisten altprotestantischen Theologen verwerfen ebenfalls das Gebet für die Toten.

Die Späteren befanden sich in einem peinlichen Zwiespalte zwischen dem Zuge ihres Herzens und der Verehrung

gegen ihre Lehrer. Sie glaubten jenem folgen zu können, ohne diese preisgeben zu müssen, indem sie zu beten anfingen, wie nach der durchaus falschen Unterstellung Chemnitz' die alte Kirche gebetet haben sollte: nicht zum Troste der Toten, sondern zum Troste der Lebenden. „Sollte es nicht lächerlich sein, am Grabe für die Seele zu beten, die nichts von mir gewinnen kann? . . . Lache darüber, wer da will, mir ist diese Äußerung der Liebe bei einer ernsthaften Szene trostvoll," hat Döderlein[31] gesagt. „Das Gebet kann ihnen weder zum Himmel verhelfen, noch von der Hölle sie erlösen, aber es ist nütze und notwendig für uns," meint Karsten.[32]

Bei manchen Andersgläubigen aber hat die menschliche Empfindung und die Achtung vor den Vätern der alten Kirche über das Ansehen der eigenen Lehrer so weit gesiegt, daß sie, wenn auch nicht öffentlich, so doch privatim für ihre Verstorbenen bitten. Soll aber eine solche Fürbitte nicht des einzig vernünftigen Beweggrundes entbehren, so muß mit dem Gedanken an einen jenseitigen Mittel- oder Zwischenzustand unvermeidlich der Begriff der Läuterung verbunden sein, und hieraus machen der Bischof Martensen[33] von Seeland, der Superintendent Hahn[34] u. a. kein Hehl. Wenn andere protestantische Stimmen, z. B. Kliefoth,[35] diese Lehre als eine Neuerung und als eine gefährliche Abweichung von den strengen dogmatischen und liturgischen Schranken der reformatorischen Lehrer anklagen, so können wir ihnen nicht unrecht geben. Die Angegriffenen indes erfreuen sich des großen Vorteiles, nicht bloß die allgemeine und beständige Überlieferung der alten Kirche,[36] sondern sogar die Stimmen nichtchristlicher Völker auf ihrer Seite zu haben.

Im Avesta der Perser ist klar ausgesprochen, daß die Seele auch des Reinen in den ersten drei Nächten nach dem

Tode im Gebete verweilt, „Heil für sich erbittend". „Wenn noch etwas übrig ist, so daß meine Sünde noch nicht gesühnt ist, so bin ich mit der Strafe der drei Nächte dafür zufrieden und einverstanden."[37] Auch von einer Mittelwelt ist die Rede.[38] Für den Glauben der Perser an ein Purgatorium spricht ferner die Sitte, für die Verstorbenen Gebete und Opfer darzubringen, was in merkwürdiger Übereinstimmung mit dem katholischen Brauche und wohl in Anlehnung an die syrische Kirche nicht nur bei der Beerdigung, sondern auch am 30. Tage nach dem Tode und am Jahrestage desselben geschieht. Die Babylonier und die Assyrier glaubten ebenfalls an einen Mittelort. Dies geht hervor aus der zwölften oder letzten Tafel der großen von George Smith entdeckten Izdubarlegende, wonach der Geist Heabanis zuerst an einen finsteren und schrecklichen Ort versetzt, dann aber auf die Fürbitte des Freundes Izdubar in das Land der Seligen aufgenommen wird. Die eigentümliche Auffassung der Ägypter von dem jenseitigen Läuterungszustande ist in deren Lehre über die dreitausendjährige Seelenwanderung ausgesprochen. Die alten Chinesen und die Japaner wie die meisten Völker des mittleren und des nördlichen Asiens glaubten an einen Buß- und Reinigungsort. In den Jenseitsvorstellungen der Juden und der Mohammedaner, der Griechen, der Römer und der Germanen finden sich gleichfalls manche Berührungspunkte mit der katholischen Fegfeuerlehre: der Glaube an einen jenseitigen Mittelzustand zur Abbüßung der Sünden wie an den Wert diesseitiger Hilfeleistungen für die daselbst leidenden Seelen. In den Begräbnisgebräuchen und den Totenopfern ist die Absicht und die Hoffnung ausgeprägt, den Abgeschiedenen Erquickung, Trost und Ruhe zu bereiten; wie wir oben gezeigt, ist selbst den Wilden dieses Verlangen nicht fremd.

„Ich sage nicht zuviel," schreibt daher Thiersch[39] mit Recht, „wenn ich behaupte, es ließe sich für den Glauben an einen Reinigungsort der abgeschiedenen Seelen, verschieden von dem Orte der Verworfenen, fast ein consensus gentium nachweisen. Denn nicht nur liegt die Hinneigung zu diesem Glauben tief in der menschlichen Natur; durch die rätselhaften Klänge, die zu allen Zeiten aus dem dunklen Reiche des Jenseits in das Land der Lebendigen herübertönen, hat sich dieser Glaube jederzeit wieder erzeugt und wird sich immer wieder erzeugen." Ein anderer Protestant, Lütkemüller, empfing aus dieser Übereinstimmung der katholischen Fegfeuerlehre mit dem religiösen Völkerbewußtsein den Antrieb, katholisch zu werden.

Nach der Vorstellung Platos im Gorgias und Phädon läßt Rhadamanthus, der Richter der Unterwelt, die Seele eines jeden vor sich treten, und nachdem er sie nach ihrer sittlichen Beschaffenheit gemustert, verhängt er über sie Lohn oder Strafe, je nach Verdienst. Nur denen aber ist die auferlegte Buße von Nutzen, die heilbare Fehler begingen, wohingegen die wegen unheilbarer Vergehungen Verurteilten immerdar die größten und grauenvollsten Qualen erdulden müssen. Calvin, Chemnitz, Gerhard, Hunnius, Ursinus, Löscher, Flügge, Mosheim, Schröckh, Baumgarten-Crusius und andere Protestanten, auch die beiden Griechen Johannes Eugenikus und Zacharias Gerganus haben nicht verfehlt, gegen die Kirche des patristischen Zeitalters den Vorwurf zu wiederholen, den schon der Manichäer Faustus erhoben hatte, daß sie nämlich das Fegfeuer und die Fürbitte für die Abgestorbenen aus dem „heidnischen Ideen- und Zeremonienkreise" herübergenommen habe.

Auf diese Anschuldigung lassen wir einen Gegner der katholischen Lehre, den General-Superintendenten Frantz,[40] antworten. „Man kann," schreibt er, „Männern wie

Tertullian, Ambrosius und Augustinus u. a. wohl nicht zutrauen, daß sie allzu blind oder gleichgültig gegen Einmengung heidnischer Sitte gewesen wären — sie alle aber betrachten die Gebete für die Toten als eine alte kirchliche Gewohnheit, in welcher sie heidnischen Beisatz nicht haben finden können —, wohl aber Mißbräuche, die in das Heidentum hinüberspielten, ernst gerügt haben würden. Bei einer Kirche, die drei Jahrhunderte lang ihre Selbständigkeit und Eigentümlichkeit mit dem Blute ihrer Märtyrer erkauft und bewahrt hat, darf man nicht so freigebig sein mit dem Tadel, daß sie ihre Sitte mit heidnischer Unsitte vereinigt hätte, ohne nicht mindestens ebenso freigebig mit dem Lobe zu sein, daß sie ihre kirchlichen Überlieferungen treulich rein und lauter zu erhalten verstanden habe. Das kirchliche Gemeinde- und Kultusleben bedurfte doch notwendig Formen und Einrichtungen, darin es sich bewegte und entwickelte, weil es ohne diese gar nicht zur Erscheinung kommen, gar nicht wirklich werden konnte. . . . Die Apostel legten alles nicht auf Erstarrung, sondern auf Entwicklung an; und es fehlte in den nachapostolischen Zeiten nicht an Männern, die Geist und Verstand genug hatten, um zu beurteilen, was aus der Saat der Apostel aufgegangen war, und was aus fremden Einflüssen sich eindrängen wollte; wie es ihnen auch nicht an Treue und Mut fehlte, jenes zu pflegen und dieses zu beseitigen. Die Gefahr subjektiver Willkür entging ihnen auch nicht; ihr Schranken zu setzen, war ohne Zweifel ein wesentlicher Zweck des Organisationsgeschäftes sowohl im öffentlichen Gemeindeleben wie im Kultus im besonderen. . . . Die Gebete für die Toten sind ihrem Inhalte und der Einordnung nach, die sie im Kultus fanden, und dem Bedürfnisse nach, das sie erzeugte, eine durchaus christliche Einrichtung, ein Eigentnm der christlichen Kirche."

Aus dem Umstande, daß eine Lehre nicht eigenartig christlich, sondern mehr oder weniger Eigentum aller Religionen ist, folgt keineswegs, daß sie dem Christentum ursprünglich fremd gewesen, sondern umgekehrt, daß sie ihm notwendig angehören muß, wenn sie als wahr gelten soll. Die christliche Religion ist die Sonne am Himmel der religiösen Erkenntnis, die verschiedenen heidnischen Systeme die Wolken, die hin- und herziehen und von dem mächtigen Gestirne Strahlen einsaugen. So töricht es wäre, die hellen Ränder und Flecken der Wolken für die wahre Lichtquelle zu halten, ebenso falsch ist es, die von der Sonne der ewigen Wahrheit, dem „Logos spermatikos," beschienenen Gebiete des Heidentums als Quelle der christlichen Wahrheit anzusehen. Eine solche Verwechslung ist ein geradezu unbegreiflicher und unverzeihlicher Anachronismus, nachdem die Sonne ihre ganze Lichtfülle entfaltet und die schwebenden Wolken durchleuchtet und aufgezehrt hat, so daß das Auge weit hinausschweift über die Sphäre, die jene eingenommen, und sich in die Unendlichkeit des reinen Glanzes über ihnen versenkt. Das Christentum enthält alle Blitzstrahlen des Wahren, Guten und Schönen, die vereinzelt in die heidnischen Vorstellungskreise fielen, wie in einem Brennpunkte in sich vereinigt und enthüllt dem wahrheitsuchenden Blicke zu triumphierender Freude seinen Lichtquell.

Mit Recht nimmt Frantz für die in Rede stehende Lehre und Praxis der Kirche apostolisches Alter in Anspruch, irrt aber, wenn er im Anschlusse an eine These Luthers meint, daß die hl. Schrift dafür kein Zeugnis ablege.

Wir übergehen eine Anzahl von Schriftstellen,[41] die wohl von einigen Vätern und Theologen auf das Fegfeuer, bezw. auf das Gebet für die Toten bezogen werden, und

berücksichtigen fast nur diejenigen, in denen ausdrücklich von dem einen oder dem anderen die Rede ist.

Im A. T. begegnet uns die bekannte klassische Stelle aus dem zweiten Makkabäerbuche. Wenngleich dieses Buch bei den Protestanten kanonisches Ansehen nicht besitzt, so hat es doch als vollgültiges Denkmal des jüdischen Glaubens auch für sie großen Wert. Dieser Glaube wird auch durch die apokryphischen Bücher Pseudo-Henoch[42] und Pseudo-Esra,[43] in denen die platonischen Gedanken vom Jenseits wiederkehren, sowie durch die profane Literatur[44] bezeugt. Der in der hl. Schrift erzählte Vorgang ist kurz folgender:[45] Als Judas der Makkabäer am Tage nach seinem glänzenden Siege über Gorgias, den Statthalter von Idumäa, die Leichname der gefallenen Juden beerdigen wollte, fand man unter deren Oberkleidern Schmucksachen und Opfergeschenke heidnischer Götzen versteckt. Da solche zu nehmen durch das Gesetz verboten war, erkannten alle, warum jene gefallen waren: zur Strafe nämlich für die Gesetzesübertretung. Sie priesen zwar das große Gericht Gottes, flehten aber auch zugleich um Vergebung für die von ihm Betroffenen. Und Judas veranstaltete eine Sammlung von 12000 Drachmen Silbers und sandte sie nach Jerusalem zur Darbringung eines Sühnopfers; denn er „dachte recht und fromm über die Auferstehung,“ welche die Juden mit der Unsterblichkeit verbunden glaubten. Der vom hl. Geiste erleuchtete Verfasser aber lobt diese Kundgebung der Frömmigkeit: „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu bitten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.“ Den Glauben an eine jenseitige Läuterung bekennen die Juden bis auf den heutigen Tag und üben ihn durch Gebete für die Toten. In den Synagogen sind auf einem Täfelchen die Namen derjenigen Verstorbenen angebracht, deren im Wechselgebete an mehreren

aufeinander folgenden Sabbaten gedacht wird.[46] Das Gebet der Juden für den verstorbenen Vater lautet: „Gott möge der Seele meines teuren dahingeschiedenen Vaters zum Heile gedenken und die Spende, die ich gebe, ihm zum Segen gereichen lassen, auf daß seine Seele aufgenommen werde in die Gemeinschaft der ewig Lebenden, in die Gemeinschaft der Seelen der Urväter Abraham, Isaak und Jakob und der Urmütter Sara, Rebekka, Rahel und Lea wie in die Gemeinschaft der Seelen aller dahingeschiedenen Frommen, welche die Unsterblichkeit in jener besseren Welt genießen." Auch für den Gedächtnistag der Verstorbenen ist ein besonderes Gebet vorgeschrieben.

Zahlreichere Beweisstellen als das Alte Testament enthält das Neue. Zunächst wird die Möglichkeit eines jenseitigen Sündenerlasses ausgesprochen. „Die Lästerung gegen den hl. Geist wird niemals vergeben werden, weder in dieser, noch in der künftigen Welt."[47] „Unverkennbar sagt der Herr an dieser Stelle allerdings, daß es Sünden gibt, die nach dem Ablaufe der irdischen Gnadenzeit vergeben werden, aber nicht Sünden der Ungläubigen, die sich in diesem Leben nicht bekehrt haben, sondern Sünden der Bekehrten und Gläubigen, die als solche wohl begnadigt, doch nicht ganz frei von sittlichen Gebrechen aus diesem Leben geschieden sind."[48] Auch der Kerker, aus dem nicht eher die Freilassung erfolgt, als bis der letzte Heller bezahlt ist,[49] wird von mehreren Vätern und Theologen auf den Kerker des Reinigungsortes bezogen, obwohl eine solche Beziehung nicht notwendig gefordert wird. Dasselbe gilt von der Mahnung des Herrn, mittels des ungerechten Mammons Freunde in der anderen Welt zu erwerben.[50] Nach dem Vorgange des hl. Augustin gründen Bellarmin und Suarez auf diese Worte die Hoffnung, daß denen, die hienieden in den Werken der Barmherzigkeit eifrig gewesen sind, auf

die Fürbitte der Heiligen des Himmels und der Gerechten auf Erden die jenseitige Reinigung abgekürzt und gemildert werden solle. Mit demselben Rechte aber denken neuere Bibelerklärer, wie Bisping, Reischl u. a., nur an die Gnade eines guten Todes, die dem Almosenspender verliehen werde.

Ferner spricht die hl. Schrift von Hilfeleistungen, die die Lebenden den Abgeschiedenen erweisen. In der Gemeinde zu Korinth bestand der seltsame Brauch, den, wie Tertullian[51] berichtet, auch die Cerinthier und die Marcioniten annahmen, daß Lebende anstatt oder im Namen der Verstorbenen, namentlich verstorbener Angehörigen, die ohne den Empfang der Taufe aus diesem Leben geschieden waren, sich taufen ließen,[52] ohne Zweifel in der wohlgemeinten Absicht, sie nachträglich der kirchlichen Gemeinschaft und Fürbitte teilhaftig zu machen. Wird diese stellvertretende Taufe in übertragener Bedeutung, genauer als Übernahme von Buß- und Leidenswerken oder gar des Martyriums (Bluttaufe) zugunsten der Verstorbenen aufgefaßt, so wird die Beweiskraft unserer Stelle noch erhöht.

Endlich redet die hl. Schrift von einem jenseitigen Prüfungs- und Läuterungsfeuer. „So jemand auf diesem Grunde (Jesus Christus) aufbaut Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeden Werk offenbar werden; denn der Tag des Herrn wird es kund tun, weil er im Feuer sich offenbaren wird. Von welcher Art eines jeden Werk sei, wird das Feuer bewähren. Wenn jemandes Werk, das er darauf gebaut hat, bleibt, so wird er seinen Lohn dafür empfangen; wessen Werk aber verbrennt, der wird Schaden leiden; er selbst zwar wird gerettet werden, jedoch so wie durchs Feuer.“[53]

Diese Stelle zielt allerdings nicht unmittelbar auf eine jenseitige Läuterung, legt aber den Gedanken an eine solche nahe. Das Werk, das der Apostel im Auge hat, ist

zunächst die Verkündigung des Wortes Gottes und weiterhin jedes gute, d. i. auf dem Grunde, der Christus ist, aufgebaute Werk. Ob es von größerer oder geringerer Gutheit gewesen, wird der Tag des Herrn, der im Feuer[54] offenbar wird, d. i. der Tag des allgemeinen Gerichtes, offenbar machen. Die Auffassung der griechischen Väter Athanasius, Chrysostomus, Theophylakt u. a., die den Apostel vom Höllenfeuer sprechen lassen, weist der hl. Augustinus durch die Bemerkung zurück, daß der Baumeister als gerettet dargestellt wird. Unter dem Feuer ist hier zunächst der Weltbrand zu verstehen. Offenbar aber redet der heil. Paulus im Bilde, wenn er diesem körperlichen Feuer die Wirkung beilegt, daß es die sittlichen Werke der korinthischen Lehrer prüfe und reinige, daß es an dem sittlichen Bauwerke der einen keinen Brennstoff finde, wohl aber an dem der anderen. Ferner drückt er sich so aus, als wenn die Lehrer in Korinth den jüngsten Tag erleben würden. Was er aber ihnen angekündigt, das gilt von allen, die diesen Tag sehen werden. Gleich einem Feuer wird das Gericht eines jeden Werke nicht bloß ans Licht bringen, sondern auch prüfen, ob sie von edlem Metalle, probehaltig, sozusagen feuerfest sind oder nicht; es wird endlich die minderwertigen und mangelhaften Werke: Holz, Heu und Stoppeln verzehren. Da aber das Werk von seinem Urheber nicht zu trennen ist, so wird die prüfende sowie die bewährende, bezw. verzehrende Wirkung des Gerichtsfeuers auch ihn treffen. Es ist nicht der äußere Verlust an sich, die Vernichtung des nichtigen, die heilige Grundlage gewissermaßen verunstaltenden Baues, was Schmerz verursacht; sondern der Gram und die Trauer über die begangene Torheit, über die verlorene Zeit und Mühe, die an dem unnützen Werke verschwendet worden, und über den verschuldeten Mangel an Verdiensten und infolge davon an geringerem

Lohne: das ist es, was an und in der Seele wie Feuer brennt. Solcher Schmerz aber ist läuternd, reinigend und darum heilsam. Der also Betroffene wird zwar gerettet, jedoch so wie durchs Feuer, wie jemand, der bei einer Feuersbrunst nicht bloß Brandschaden erleidet, sondern auch Brandwunden davonträgt. „Wie soll man im Gerichte und nach dem Gerichte Schaden leiden und doch gerettet werden können, wenn es nicht einen Reinigungsort gibt? In der Hölle leidet man Schaden, ohne gerettet zu werden; im Himmel wird man gerettet, ohne Schaden zu leiden; im Reinigungsorte leidet man Schaden, um dann gereinigt und geläutert in die Seligkeit einzugehen."[55]

Es braucht kaum darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß die Läuterung am jüngsten Tage dem Urteilsspruche des Richters vorhergehen muß; denn ist das Urteil gefällt, so gibt es keine zeitliche und läuternde Strafe mehr, sondern nur noch eine ewige und rächende. Ferner ist daran zu erinnern, daß der Apostel, obwohl er nur die Reinigung am jüngsten Tage erwähnt, eine schon früher eintretende und zwar gleich nach dem Tode beginnende Läuterung keineswegs ausschließt. Abgesehen davon, daß bis zum Weltgerichte Seelen im Reinigungszustande sich befinden werden, können die bei der Ankunft Christi noch lebend Erfundenen erst unmittelbar vor dem letzten Gerichte geläutert werden; und diese zunächst hat der Apostel im Auge. Der jüngste Tag, an dem eines jeden Werk und Wandel vor aller Welt offenbar werden und die Feuerprobe zu bestehen haben wird, ist „der Tag des Herrn" für alle; für den Einzelnen bricht dieser Tag und mit ihm auch die Probe und die Reinigung bereits gleich nach dem Tode an.[56] Denn wie diejenigen, die in ungebüßten läßlichen Sünden den jüngsten Tag erblicken, nur „wie durch Feuer hindurch" gerettet werden können, so haben alle, die vorher

in gleicher Lage starben, ebenfalls eine Läuterung durchzumachen, bevor sie in die himmlischen Wohnungen können aufgenommen werden. Diese Folgerung aus den Worten des Apostels läßt sich nicht abweisen. Die Annahme eines körperlichen Läuterungsfeuers aber findet in ihnen nicht den geringsten Anhalt.

Das Dasein eines zeitlichen Straf- und Bußortes ergibt sich endlich aus der Lehre des Apostels Petrus, daß Christus im Geiste den Geistern, die im Gefängnisse waren, nämlich den Seelen derer, die in der Sintflut umgekommen, gepredigt habe.[57] Christi Hadespredigt, von den älteren protestantischen Erklärern gern als Verdammungspredigt, von den neueren lieber als Bekehrungspredigt[58] gedeutet, war die Heils- und Befreiungsbotschaft an die Seelen der Vorhölle und des Reinigungsortes.[59] Die Seele Christi stieg nach der Trennung vom Leibe in die Vorhölle hinab, um den dort harrenden Gerechten des Alten Bundes die vollbrachte Erlösung und den bevorstehenden Einzug in den wiedergeöffneten Himmel anzukündigen. Unter ihnen befanden sich ohne Zweifel auch solche, die in der großen Flut ein elendes Ende gefunden; denn daß alle in Unbußfertigkeit gestorben seien, ist eine willkürliche und kaum haltbare Annahme. Die verwegenen Spottreden über Noes Strafpredigt mußten verstummen, als ihnen langsam zwar, aber unaufhaltsam das Strafgericht selbst folgte. Gewiß sind angesichts der Schrecken des grausigen Todes manche anderen Sinnes geworden; sie haben sich, als die Wasser höher und höher stiegen, gläubig und reumütig zu Gott gewendet und in der Hoffnung auf den künftigen Messias, der bereits im Paradiese verheißen worden, um Verzeihung gefleht. Obschon sie den Wassertod als zeitliche Strafe für ihr früheres Lasterleben und für ihren hartnäckigen Unglauben erdulden mußten, konnten sie nichtsdestoweniger vor Gott Gnade

gefunden und, wenn auch mit knapper Not, ihr ewiges Heil gewirkt haben. Mit Berücksichtigung aller inbetracht kommenden Umstände ist es wahrscheinlich, daß sie vor ihrem Ende nicht die ganze Schuld abgetragen haben. Das Strafmaß ist ohne Zweifel sehr hoch zu bemessen, und Mangel an geduldiger Ergebung beeinträchtigte den genugtuenden Wert der Todesnot. Sie werden im Jenseits ihre Buße haben fortsetzen müssen, schmachtend in dem „Gefängnisse" des Totenreiches, das für solche Züchtlinge, denen die Seligkeit in sicherer Aussicht steht, bestimmt ist. In diesem Gefängnisse oder Purgatorium harren sie auf die Ankunft des Erlösers. Und Christus, der soeben in seiner unbegrenzten Liebe und Barmherzigkeit dem reumütigen Schächer zugleich mit der Lossprechung von den Sünden einen vollkommenen Ablaß oder den Nachlaß aller zeitlichen Sündenstrafen verliehen hatte, wird gegen die Büßer im Scheol nicht weniger freigebig gewesen sein.

Wenn irgend eine Lehre durch einen glänzenden Aufwand von Zeugnissen aus dem christlichen Altertume sich empfiehlt, so ist es ohne Zweifel die Glaubenswahrheit vom Reinigungszustande. Nichtsdestoweniger haben manche ihrer Gegner nach einer Erfindung Schroeckhs[60] den Papst Gregor († 604) den „Erfinder des Fegfeuers" gescholten: eine Anschuldigung, die wie kaum eine andere der geschichtlichen Wahrheit ins Gesicht schlägt.

Die schöne Sitte, für die Verstorbenen zu bitten und zu opfern, war bereits in der vorgregorianischen Zeit allgemein in der Kirche verbreitet. Schon die ältesten Konzilien haben diesbezügliche Bestimmungen erlassen.[61] In der lateinischen Kirche haben Tertullian († um 240), Cyprian († 258), Ambrosius († 397), Sulpicius Severus († um 406), Hieronymus († 420), Paulinus von Nola († um 431), Augustinus († 430), Viktor von Vita (nach 487), Cäsarius

von Arles († 542), Fulgentius Ferrandus († um 550) die Fürbitte für die Verstorbenen eifrigst geübt und angelegentlichst empfohlen. Der große Bischof von Hippo hat uns in seinen „Bekenntnissen“[62] ein Gebet für seine verstorbene Mutter Monika hinterlassen, das auch von Andersgläubigen als ein leuchtendes Denkmal seines frommen Glaubens wie seiner kindlichen Liebe anerkannt wird. „Ein schönes, inniges, gläubiges Gebet!“ schreibt nämlich der Superintendent Frantz.[63] „Daß aber ein Protestant so beten würde, kann niemand behaupten wollen. Dieses Gebet ist durchaus katholisch, atmet durchaus den Geist katholischer Anschauung: Glut des Glaubens lodert über dem Holze der Werke . . . Und so nehmen wir keinen Anstand, zu sagen, daß wir in diesem Gebete des Augustinus den Maßstab haben, daran den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus zu bemessen; und wir finden schon bei Augustinus den Katholizismus im Begriffe einer Entwicklung, in der er, als sie vollbracht war, späterhin die Opposition in der Reformation hervorrief.“

Dem gleichen Glauben und Gebrauche wie die lateinischen Väter und Schriftsteller haben die griechischen gehuldigt: Clemens von Alexandrien († um 217), Eusebius († um 340), Cyrill von Jerusalem († 386), Ephräm der Syrer († um 379), Epiphanius († 403), Johannes Chrysostomus († um 406), Theodoret († um 458), Pseudo-Dionysius († um 500), Eustrathius († 582), Joh. Klimakus († um 600), Johannes von Damaskus († um 760).

Die leichteste und sicherste Erkenntnis des Kirchenglaubens vermitteln die Kirchengebete, nach dem bekannten Ausspruche des Papstes Cölestin. Die Beisetzung der Toten aber hat seit den ältesten Zeiten des Christentums unter dem Gebete der Darbringung des eucharistischen Opfers stattgefunden.[64] Tertullian und der hl. Cyprian bezeugen

diesen Brauch als einen allgemeinen und althergebrachten. Man muß annehmen, daß für diese Gebete allmählich eine bestimmte Formel in Anwendung kam und vorgeschrieben wurde. Tertullian erwähnt, daß eine Witwe für ihren verstorbenen Gemahl die „Erquickung" und die „Teilnahme an der ersten Auferstehung" erflehte;[65] dieselben Ausdrücke aber kehren wieder in den ältesten liturgischen Gebeten der Sakramentarien. Die alte liturgische Formel: „Gott verleihe euch Los und Anteil mit seinen Heiligen", kommt bereits vor im Briefe des hl. Polykarp an die Philipper und in den Martyrakten dieses Heiligen. Es ist also nicht zu bezweifeln, daß sie schon sehr früh das Ansehen einer kirchlichen Gebetsweise besaß.[66] Die vollständigen Kirchengebete für die Verstorbenen finden sich freilich erst in den gottesdienstlichen Büchern des ausgehenden Altertums, die in Handschriften auf uns gekommen sind; so in den beiden Liturgien, die vom Apostel Jakobus verfaßt sein sollen,[67] ferner in den beiden, die den Namen des hl. Markus tragen;[68] ebenso in der Liturgie der hl. Apostel,[69] in den von Goar gesammelten Liturgien des hl. Chrysostomus und des hl. Basilius, in denen, die dem hl. Petrus und dem hl. Matthäus zugeschrieben werden, endlich in der mozarabischen, in der armenischen und in der Liturgie des hl. Ambrosius. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß manche von diesen Gebeten, die uns in den ältesten Sammlungen überliefert sind, bereits aus früherer Zeit stammen, nämlich jene, die zum Teil wörtlich übereinstimmen mit den Zurufen und Gebeten der Grabschriften des zweiten, des dritten und des vierten Jahrhunderts. Dies gilt namentlich von dem Gebete für die Verstorbenen, das heute in der hl. Messe gesprochen wird: „in dem ganzen Gebete ist fast kein Ausdruck, der nicht auf Epitaphien des dritten Jahrhunderts, entweder in Akklamation oder in anderen Textteilen, vorkommt."[70]

Selbst die Steine reden für den Glauben der alten Kirche an das Purgatorium; unter den altchristlichen Grabmälern mit ihren Inschriften und Gebeten finden sich sehr zahlreiche Denkmäler desselben.[71] „Der Gräberschmuck der Katakomben ist offenbar auf zwei Dogmen gegründet: auf die Lehre, daß wir für die Verstorbenen beten sollen, und daß unser Gebet ihnen nützlich ist; zweitens daß die Heiligen unsere Fürsprecher bei Gott sind.“[72] Die Zurufe und Gebetsformeln der altchristlichen Grabschriften tragen zweifellos den Charakter wirklicher Fürbitten an sich, durch die die Lebenden den Abgestorbenen zu Hilfe zu kommen suchten. Schon die Wünsche in den Inschriften des zweiten Jahrhunderts, die abgeschiedene Seele möge in Frieden, in Erquickung ruhen, bei Gott, bei Christo, bei den Heiligen sein, drücken das Vertrauen aus, daß sie bei Gott Erhörung finden. Vollends sind die in den Inschriften unmittelbar an Gott gerichteten Fürbitten für die Verstorbenen nur unter dieser Voraussetzung verständlich. Die Christen wären nicht auf den Gedanken gekommen, solche Bitten auszusprechen und sie so häufig und in mannigfachen Wendungen an den Gräbern anzubringen, wären sie nicht von deren Wirkung fest überzeugt gewesen. Sie waren von derselben Hoffnung beseelt, die uns durch Tertullian und Cyprian bezeugt wird. Die Bitten der Grabschriften zeigen Anklänge an die Kirchengebete in der hl. Messe, die beim Begräbnisse und beim Jahresgedächtnisse für die Verstorbenen gefeiert wurde, und sind daher offenbar in demselben Sinne gemeint wie diese. Aus dem zweiten Jahrhunderte sind Grabschriften vorhanden, in denen die Verstorbenen selbst um die Fürbitte der hinterbliebenen Gläubigen anhalten oder diese in anderer Form erbeten wird, so daß die Zurufe gleichsam die Antwort auf solche Aufforderung geben. Wir übergehen die berühmte Abarkiasinschrift, über

deren christlichen und nichtchristlichen Ursprung noch immer gestritten wird, und begnügen uns damit, auf zwei wichtige Zeugnisse aus der römischen Priscilla-Katakombe hinzuweisen: es sind die Grabschriften einer Marcia und einer Agape, die in fast gleichlautenden, wahrscheinlich einem älteren Gedichte entnommenen Ausdrücken ein Gebetsalmosen erbitten. „Euch bitte ich, o Brüder! wenn ihr an diesen Ort kommet, um zu beten: seid eingedenk der teuren Agape, auf daß der allmächtige Gott Agape in Ewigkeit bewahre." Hieraus erhellt, daß die Christen der Urkirche regelmäßig die Gräber zu besuchen und daselbst in der Absicht und Hoffnung zu beten pflegten, ihren lieben Toten Gutes zu erweisen.[73] So wird begreiflich, daß Tertullian und Cyprian, Clemens von Alexandrien und Origenes den Glauben an die Wirksamkeit der Fürbitte für die Verstorbenen und den ihm entsprechenden Brauch als Gemeingut des christlichen Volkes bezeugen konnten.

Um der Verlegenheit, die angesichts einer Wolke von Zeugnissen entstehen mußte, zu entgehen, geriet Chemnitz[74] auf den Einfall, daß die alte Kirche bei ihren Gebeten und Opfern für die Abgestorbenen keineswegs eine ins Jenseits reichende Hilfeleistung bezweckt, sondern bloß die Absicht gehabt habe, das Andenken der Abgeschiedenen zu ehren und die Hinterbliebenen zu trösten. Aber schon Augustinus und Chrysostomus, so meint er, seien in bedenklicher Annäherung an die Meinungen und Herzenswünsche des von platonischen und origenistischen Anschauungen erfüllten Volkes von der alten Gewohnheit abgewichen. Dieser Ausweg ist später noch von vielen anderen betreten, und, wie wir oben gehört, ist namentlich Papst Gregor beschuldigt worden, die bereits von Augustinus begonnene Abirrung zur katholischen Lehre und Übung endgültig vollzogen zu haben.

Wir geben einem Protestanten wieder das Wort zur Entgegnung. „Daß die Fürbitte," schreibt Kliefoth,[75] „nicht die zutreffende Form ist, um von der unbestreitbaren Seligkeit der Verstorbenen ein öffentliches Zeugnis abzulegen oder den Leidtragenden zu ihrem Troste zu versichern, leuchtet von selbst ein . . . Das Verhalten der Kirche an den Toten tritt demnach gleich anfangs, wo wir imstande sind, es genauer zu durchschauen, wesentlich und entschieden als ein pro iis eorumque animabus orare, mithin als ein kirchliches Handeln, zwar noch nicht an (!) den Toten, aber für die Toten auf. Man sollte der Wahrheit nicht so wehe tun, daß man dies nach der einen oder anderen Seite hin leugnete . . . Vielmehr steht die Kirche zu Tertullians Zeit bereits entschieden auf dem Prinzip, daß sie für die Toten handelt; dies Prinzip kommt nicht später hinein . . . Alle Kirchenschriftsteller neben und seit Tertullian sprechen von dem Fürgebet für die Toten als von einem selbstverständlichen und ebenso selbstverständlich dem Toten an seiner Seele gerade so sehr wie dem Lebendigen nützlichen Dinge." Ihm stimmen Leibbrand[76] und Frantz[77] zu. Letzterer schreibt: „Diese Oblationen für die Toten galten nun wirklich für Opfer, womit die Darbringenden nicht bloß die Vergebung ihrer eigenen Sünden, sondern auch die Vergebung der Sünden für die Verstorbenen nachzusuchen pflegten; und man war allerdings der Überzeugung, daß diese Opfer etwas im Zustande der Verstorbenen ändern könnten."

Die allgemeine Sitte, für die Verstorbenen zu bitten, setzt einen ebenso allgemeinen Glauben an einen Zustand derselben voraus, in dem ihnen das Gebet der Lebenden nützen kann. Die kirchliche Fürbitte also, da sie weder den Seligen, die ihrer nicht bedürfen, noch den Unseligen, die ihrer nicht würdig sind, zuteil werden kann, sollte nach

der Absicht der alten Kirche jenen Verstorbenen zugute kommen, die ihrer ebenso bedürftig als würdig sind, den Seelen des Purgatoriums nämlich, damit sie von ihren Strafleiden erlöst würden. Niemals hat die Kirche um die Erlösung der Verdammten angehalten. Wenn einige Väter und Lehrer, wie Chrysostomus, Augustinus, Theophylakt und Petrus Lombardus, das Gebet auch für solche zulassen, so hoffen sie von ihm nur eine kleine Linderung der ewigen Pein. In den alten Liturgien wird beim Memento der Verstorbenen auch wohl der Heiligen gedacht, jedoch nicht, um ihre Seligkeit sicherzustellen oder zu vermehren, sondern um Gott, der sich in ihnen verherrlicht hat, Dank zu sagen und sie selbst um ihre Fürbitte zugunsten der noch leidenden Seelen anzuflehen. „Die Gebete für die Verstorbenen," sagt der hl. Augustinus,[78] „sind für die sehr Guten Danksagungen, für die nicht sehr Schlechten Fürbitten, für die sehr Schlechten, wenn keine Hilfeleistungen für die Abgeschiedenen, wenigstens Trostmittel für die Hinterbliebenen."

Übrigens gibt es außer diesen praktischen Zeugnissen für den altchristlichen Glauben an das Dasein des Fegfeuers noch eine ganze Reihe lehrhafter Zeugnisse, und zwar wiederum aus dem Munde vorgregorianischer Väter und Lehrer. Cyprian, Ambrosius, Laktantius, Hilarius und Augustinus in der lateinischen, Origenes, Clemens von Alexandrien, Basilius, die beiden Gregore, Isidor von Pelusium und Theodoret in der griechischen Kirche lehren ausdrücklich die Existenz einer jenseitigen Reinigungsstrafe, reden von einem Reinigungsfeuer nicht für alle, sondern für die kleineren und läßlichen Sünden, „für die nicht aus bewußter Bosheit, sondern aus Unvorsichtigkeit und Schwäche begangenen Fehler,"[79] für „solche Sünden, die bereits in der Beichte reumütig bekannt wurden".[80] Diese Strafe, behaupten

sie, sei „nicht den Gottlosen vorbehalten, sondern den Christen, die gerettet werden sollen“,[81] „den Dienern Gottes“,[82] „die viele Buße gewirkt“,[83] „Christum zum Fundamente gehabt“,[84] „gerecht gewesen sind“[85]. Sie unterscheiden endlich diese Strafe sehr scharf von der ewigen Verdammnis.[86]

Wir wissen nun nicht, wo die armen Seelen leiden, wissen auch nicht, was alles sie leiden, und wissen endlich nicht, wie und wie lange sie leiden. Es sind das Geheimnisse, über die uns die Kirche in Ungewißheit lassen muß, da Gott in seiner Weisheit dieselben nicht hat offenbaren wollen. Auch ist es genug für uns, zu wissen, daß, weil der Himmel unsere wahre Heimat, das Heimweh nach ihm am schmerzlichsten ist, daß also jene Seelen, die wegen ihrer ungesühnten Sünden noch nicht eingehen konnten, wirkliche und große Strafen leiden, und daß dies ihrer sittlichen Beschaffenheit nicht minder als den unergründlichen Vollkommenheiten Gottes durchaus gemäß ist. Weder die Kirchenväter noch die Gottesgelehrten waren oder sind einig darüber, ob das Fegfeuer ein körperliches oder ein bildliches, geistiges Feuer sei; und jene, die ein körperliches Feuer annehmen, behaupten doch einstimmig, daß es von unserem Holz- und Kohlenfeuer sehr verschieden, mithin ein solches sei, über das wir eine klare Vorstellung uns nicht machen können.

Leider sind in Wort und Bild manche Darstellungen des Fegfeuers und noch zahlreichere Vorstellungen darüber im Umlaufe, die nicht nur gegen alles ästhetische Gefühl verstoßen, sondern auch die Regel des theologischen Denkens verletzen. Eine glaubensfeindliche Geistesrichtung findet darin einen willkommenen Anlaß, die Kirche der Unmenschlichkeit und der Gedankenverwirrung anzuklagen.[87] Der Kirchenrat von Trient hat daher das weise Verbot erlassen,

die schwierigen und spitzfindigen Fragen, die für die Erbauung der Gläubigen wertlos sind, in volkstümlichen Erörterungen zu behandeln. „Die Bischöfe," so heißt es ausdrücklich, „sollen nicht gestatten, daß ungewisse und verdächtige Vorstellungen über das Fegfeuer verbreitet werden; als einen Gegenstand des Anstoßes und Ärgernisses für die Gläubigen sollen sie alles verbieten, was dem Aberglauben oder schmählicher Gewinnsucht dient." [88]

„Aber wer fragt heutzutage um die Genehmigung der Bischöfe?" klagte der Bischof Dupanloup seiner Zeit. Er hatte gerade eine Schrift vor sich, die den Titel führte: „Prophetische Mitteilungen einer Seele im Fegfeuer ꝛc." und ohne oberhirtliche Erlaubnis gedruckt war. Auf Grund von Offenbarungen einer angeblich begnadeten Person erzählt der Verfasser bis ins einzelne, wie es im Fegfeuer aussieht und zugeht, weiß sogar die Ruhe- und Festtage zu nennen, die Gott bisweilen den armen Seelen gewähre. [89] Auch in Deutschland sind mehrere „Erbauungsbücher" sehr verbreitet, die infolge einseitiger und grobsinniger Deutung von Gesichten und Bildern ꝛc. halluzinierender Seher und Seherinnen recht geschmacklose Schilderungen des Reinigungsortes enthalten und jedenfalls mehr den Vorwitz und den Aberglauben als die Erbauung zu fördern geeignet sind. Wer daran Anstoß nimmt, fehlt wahrlich nicht gegen die Kirchenlehre, die uns nur spärliche Aufschlüsse über den Zustand der zu läuternden Seele zu geben vermag.

Manche aber scheinen gerade aus dem Schweigen der Offenbarung und der Kirche für sich die Berechtigung herzuleiten, das unermeßliche Reich des Jenseits als unbegrenzten Spielraum für ihr ruheloses Einbildungsvermögen in Anspruch nehmen zu dürfen, lassen es führerlos und nach freier Willkür dort umherschweifen und empfehlen die ohne Mitwirkung philosophischer und theologischer Denkarbeit

erzeugten Vorstellungen einem neugierigen, leichtgläubigen und gern getäuschten Publikum als interessante Aufhellungen des Geheimnisvollen. Der Kirchenlehre wird durch solche Schilderungen, die weder in der hl. Schrift noch in der Überlieferung, noch in der Vernunft eine Stütze finden, der denkbar schlimmste Dienst erwiesen; sie gerät dadurch bei Un= und Schwachgläubigen in Mißkredit.

Die von zuständiger Seite geprüften und beglaubigten Privatoffenbarungen soll man in Ehren halten, soweit sie mit dem gesunden theologischen Denken im Einklange stehen; aber dem Urteile der Kirche vorgreifen und vorschnell jeden ungewöhnlichen Vorgang und jede mit dem Anspruche auf übernatürlichen Charakter auftretende Erscheinung in das Gebiet der höheren Mystik erheben und Armen=Seelen=Gesichte und =Geschichten um so leichter und lieber glauben, je schauerlicher sie sind, widerspricht der weisen Vorsicht der Kirche wie der gesunden Vernunft. Gerade in diesem Stücke etwas hartgläubig und zurückhaltend zu sein, empfiehlt sich besser, als leichtgläubig und voreilig zu verfahren. Manche Erzählungen dieser Art können nur die Wirkung haben, den Glauben lächerlich zu machen und die Sittlichkeit zu untergraben. So weiß Rosignoli [90] von einem verkommenen spanischen Edelmanne zu berichten, daß dieser auf dem Wege zu einem unsauberen Abenteuer an einem Galgen vorbeikam, an dem die Leiber von Verbrechern baumelten, und zur Belohnung für das Rosenkranzgebet, das er für die armen Sünder verrichtete, einen ungeahnten Retter fand. Einer der Gehängten nämlich stieg herunter, und nachdem er ihn gegen den Zorn des beleidigten Ehemannes geschützt, knüpfte er sich selbst wieder an den Galgen unter den Worten: er sei von Gott wunderbarerweise gesandt worden, dem Ritter zu helfen. Diese Geschichte geht über allen erlaubten Galgenhumor hinaus.

Unter Hinweis auf die Halluzination dürfen wir sagen, daß die große Mehrzahl der Geisterseher durch einen kurzen Schritt vom Glauben zum Schauen gelangt, und daß die von einem Spukgeiste begehrte „Erlösung" in den allermeisten Fällen dadurch am sichersten bewerkstelligt wird, daß der halluzinierende Seher vom Wahne des „Geistes" erlöst wird. Sein fester Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinung ist durchaus bedeutungslos; denn dem Bewußtsein meldet sich eine regelrechte Halluzination mit derselben Überzeugungskraft an wie ein äußerer Sinneseindruck; die Reizursache aber, die in der zentralen Sinnesfläche das Phantasma erregt und über die Schwelle hinaustreibt, die das Reich der Gedanken von der Sinnenwelt scheidet, tritt nicht ins Bewußtsein. Ohne sich dessen bewußt zu werden, erdichtet die Seele aus einem subjektiven Vorgange einen objektiven, setzt die innere Vorstellung in die äußere Erscheinung um; den zentralen Reiz nimmt sie unter der Form eines Sinneseindruckes, eines Gesichts-, Klangbildes 2c. in ihr Bewußtsein auf und legt ihm eine objektive Wirklichkeit bei, die diesem Eindrucke entspricht. Die Halluzination kann bei ganz gesunder Körper- und Seelenverfassung eintreten und durch die bloße Vorstellung bewirkt werden. Walter Scott erzählt, daß er beim lebhaften Gedanken an seinen Freund Byron dessen Gestalt in den Vorhängen des Bettes zu erblicken glaubte. Goethe berichtet aus seinem Leben, daß die heftige Sehnsucht nach der Geliebten ihm diese entgegengeführt habe. Hochgradige Gemütserregungen, anhaltende tiefe Trauer um einen geliebten Toten und heiße Sehnsucht nach ihm vermögen das Zentralorgan in jenen Reizungszustand zu versetzen, der zu objektivierten, d. i. in die Wirklichkeit projizierten Bildern führt, so daß Personen, die zu Halluzinationen überhaupt veranlagt sind, durch eine bloße Vorstellung,

einen lebhaften Gedanken, eine heftige Gemütsbewegung Geistervisionen erzeugen können.

Man tut auch nicht gut daran, allen Gesichten, die uns im Leben heiliger Personen erzählt werden, ohne weiteres einen außernatürlichen Charakter oder auch nur eine besondere Bedeutung beizulegen. Oder soll man etwa die armen Seelen, die sich einer hl. Gertrud in der Gestalt häßlicher Kröten oder wilder Tiere zeigen, und jene Priesterseele, die einer Lindmayr in der Gestalt „eines armseligen Küchenleuchters mit einem Stümpfchen Kerze darauf" sich bemerkbar macht,[91] für wirkliche Geistererscheinungen ansehen! Man darf vielmehr nicht übersehen, daß gerade zu solchen Personen, die sich gern und leicht in ihre Innerlichkeit versenken, dem beschaulichen Leben obliegen und sich Kasteiungen auferlegen, die Halluzinationen am leichtesten Zutritt finden, so daß Phantasmen als äußere Erscheinungen und rein innerlich erzeugte Klangbilder als Stimmen von außen gedeutet werden. Manche Begebenheiten, die aus längst vergangenen Zeiten als außernatürliche Vorkommnisse überliefert werden, können vor einer nüchternen Prüfung nicht mehr bestehen und würden, wenn sie in der Gegenwart geschähen, keinen Glauben finden. Der Umstand, daß sie einer ehrwürdigen Vergangenheit angehören und mit Personen in Verbindung gebracht werden, denen wir wegen ihres heiligmäßigen Wandels alle Hochachtung schulden und zollen, verbietet uns nicht, sie auf ihre Tatsächlichkeit wie auf ihren Charakter mit den Mitteln zu prüfen, die die heutige Wissenschaft mit ihren verbesserten Methoden uns an die Hand gibt; sie dogmatisch zu verwerten, halten wir für unberechtigt und für nicht unbedenklich.

Weder die theologische Wissenschaft noch die religiöse Erbauung würde irgend welche Einbuße erleiden, wenn die angeblichen Offenbarungen, in denen die Teufel als Henker

der armen Seelen auftreten, wie dies z. B. in den Gesichten der hl. Franziska Romana, der hl. Birgitta, der Schwester Mechtildis von Magdeburg, der gottseligen Katharina Emmerich u. a. der Fall ist, abgelehnt würden. Geradezu anstößig ist, was Dionysius der Kartäuser[92] aus der Vision eines englischen Ordensmannes mitteilt, die Seelen nämlich würden von den Teufeln zersägt, zerrissen, zernagt, ins Feuer geworfen usw. Die Seelen des Reinigungsortes, in der Gnade und Liebe Gottes so befestigt, daß sie nicht mehr sündigen können, und ihres ewigen Heiles unfehlbar gewiß,[93] gehören nicht in die Gesellschaft, geschweige in die Gewalt und Knechtschaft der bösen Geister, die für alle Ewigkeit als unversöhnliche Feinde Gottes gebrandmarkt sind und mit der Möglichkeit der Bekehrung alle Hoffnung auf Befreiung endgültig verloren haben. Dagegen erscheint es als durchaus angemessen, daß sie von ihren Freunden, den Engeln und namentlich den Schutzengeln, während ihrer Leidenszeit besucht und getröstet und nach deren Beendigung zum Einzuge in die himmlischen Wohnungen abgeholt werden. Freilich haben mehrere Mystiker und Visionäre in Übereinstimmung mit Sätzen Luthers, die vom Papste[94] und von der Pariser Fakultät[95] verworfen worden sind, den leidenden Seelen die Heilsgewißheit abgesprochen und sie in den Zustand zeitweiliger Verzweiflung versetzt. Neuerdings zieht Thalhofer[96] aus der Aufnahme des siebten Psalmes in das Totenoffizium den Schluß, daß jene Seelen „zuweilen auch von der Angst gequält werden, des ewigen Heiles noch verlustig gehen zu können". Mit Recht aber wird dagegen geltend gemacht, daß die ganze Liturgie für die Verstorbenen einen dramatischen Charakter besitzt und auf den Augenblick des Abscheidens und des Gerichtes berechnet ist. Für jene nun, die vor den Richterstuhl des Gerechten hinzutreten im Begriffe stehen, ist das Flehen um Schutz gegen die

Nachstellungen des bösen Feindes und um Bewahrung vor der ewigen Strafe durchaus am Platze. Im Gerichte aber empfängt die Seele das unwiderrufliche Urteil über ihr ewiges Los, und sie erkennt ihren sittlichen Zustand mit so vollkommener Klarheit, daß ihr sofort die Gerechtigkeit des Richterspruches einleuchtet. Auch die zum Zwecke der Läuterung zeitweilig von den Himmelsfreuden ausgeschlossenen Seelen sehen sich gerettet, aus jeglicher Sünden- und Heilsgefahr erlöst, weil in vollkommener Liebe mit Gott dauernd vereinigt; dieses tröstlichen Bewußtseins können sie nicht wieder beraubt werden, daher im Reinigungsorte niemals in Ungewißheit darüber sein, daß sie nur vorübergehend von Gott getrennt sind. Oder sollte die leidende Kirche mit Geistesumnachtung geschlagen sein, eine Gesellschaft Geistesgestörter darstellen, die nicht wissen, wo sie sich befinden? Der Reinigungsort ist ein Gefängnis, nicht aber eine Irrenanstalt. „O Seelen, die ihr sicher seid, den Frieden zu erlangen, wann's auch sei", singt Dante.[97]

Weil es am Ende leichter ist, zu sagen, was die armen Seelen nicht leiden, als was alles sie leiden, so folgen wir an dieser Stelle doppelt gern dem Rate des hl. Franz von Sales, dem der Gedanke an das Fegfeuer eher Trost als Furcht einflößte, und dem es gar wenig gefiel, wenn immer nur von den Leiden und niemals von den Freuden der armen Seelen gesprochen oder geschrieben wurde.

Die keinen Lichtstrahl in den Reinigungskerker zulassen wollen, verkennen das Wesen jener vollkommenen Gottesliebe und Gottergebenheit, von der die armen Seelen erfüllt sind. „Das Wohlgefallen Gottes," schreibt der hl. Franz von Sales,[98] „ist das höchste Ziel der liebenden Seele. Sie wird vom göttlichen Willen wie an einem äußerst lieblichen Bande geleitet und folgt ihm überall nach. Sie würde die Hölle mehr lieben mit dem Willen Gottes als

das Paradies ohne den Willen Gottes. Ja, sie würde sogar die Hölle dem Paradiese vorziehen, wenn sie wüßte, daß in jener auch nur ein wenig mehr vom göttlichen Wohlgefallen wäre als in diesem, so daß, wenn sie wüßte, ihre Verdammnis, was natürlich unmöglich ist, sei Gott etwas angenehmer als ihre Seligkeit, sie auf ihre Seligkeit verzichtete und der Verdammnis zueilte." Ähnlich drückt sich der hl. Thomas[99] aus: „Viel lieber würde die Seele auf die ewige Glückseligkeit verzichten, als in irgend einem Stücke dem göttlichen Willen zuwider sein, und für eine größere Glückseligkeit würde sie es halten, selbst mit ihrem eigenen Nachteile den Willen Gottes in allem zu erfüllen."

„Es ist zwar wahr," bemerkt nun der hl. Franz von Sales[100] mit Recht, „die Peinen im Reinigungsorte sind so groß, daß die größten Leiden dieses Lebens nicht mit ihnen verglichen werden können; aber es ist auch der innere Friede der dort befindlichen Seelen so groß, daß kein Glück der Erde mit ihm in Vergleich kommen kann. Denn die Seelen sind daselbst in einer beständigen Vereinigung mit Gott. Seinem Willen sind sie vollkommen unterworfen, oder besser gesagt, ihr Wille ist in den göttlichen so eingegangen, daß sie nichts wollen, als was Gott will. Wenn auch das Paradies ihnen offen stände, sie würden sich lieber in die Hölle stürzen als vor Gottes Angesicht mit den Flecken erscheinen, die sie noch an sich sehen. Sie unterwerfen sich der Reinigung freiwillig und aus Liebe, weil es so der Wille Gottes ist. Sie wollen leiden, soviel Gott will, und solange er will. Sie sind ganz unfähig, noch irgend eine Sünde zu begehen; nicht die leiseste Regung der Ungeduld, nicht die geringste Unvollkommenheit lassen sie sich zuschulden kommen. Sie lieben Gott mehr als sich selbst, sie lieben ihn über alles mit einer wahrhaft vollkommenen, reinen Liebe. Sie empfangen Trost von

seinen hl. Engeln. Sie sind ihres ewigen Heiles sicher und wissen, daß ihre Hoffnung nicht zuschanden werden kann. Mitten in einem Meere von Bitterkeit leben sie dennoch im tiefsten Frieden.

„Wenn demnach das Fegfeuer eine Art Hölle ist seinem Leiden nach, so ist es ein Paradies den Freuden nach, die die Liebe in die Herzen jener armen Gefangenen ausgießt, eine Liebe, die stärker ist als der Tod und mächtiger als die Hölle. Darum ist ihr Zustand mehr zu wünschen als zu fürchten, weil die Flammen daselbst Flammen der inbrünstigen Liebe sind. Dennoch ist ihr Zustand sehr zu fürchten, weil er in der Tat ein furchtbarer ist; denn sie entbehren der Vollendung, die darin besteht, daß man Gott schaue und liebe und in dieser Anschauung und Liebe ihn besitze und lobe durch alle Ewigkeit."

Diese erhabenen Gedanken hat der hl. Bischof nicht aus einem berühmten Kirchenvater oder aus einem erleuchteten Geistesmanne geschöpft, sondern jener schönen Abhandlung entnommen, welche die hl. Katharina von Genua über das Fegfeuer geschrieben hat. Vom hl. Franz von Sales erzählt in dieser Sache dessen vertrautester Freund und Schüler, der Bischof Joh. Pet. Camus[101] von Belley: „Das auserlesene Büchlein der hl. Katharina empfahl er mit besonderem Lobe und Eifer. Auch ich habe es auf seinen Rat wiederholt mit Aufmerksamkeit gelesen, und jedesmal empfing ich neues Licht von oben und empfand neue Freude in meinem Innern. Und ich gestehe, nichts über diesen Gegenstand gefunden zu haben, was mich so befriedigt hätte. Ich habe auch einige Nichtkatholiken eingeladen, es zu lesen, und sie haben es zu ihrem großen Troste getan. Ein sehr gelehrter Konvertit gab mir folgendes Urteil darüber ab: Hätte ich dieses Büchlein vor meinem Rücktritte in die Hände bekommen, ich würde davon mehr

ergriffen und über meine Irrtümer besser belehrt worden sein als durch all die wissenschaftlichen Verteidigungsschriften und Streitreden, die über diesen strittigen Glaubenspunkt veröffentlicht worden sind." Bemerkt zu werden verdient, daß nicht bloß Männer wie der hl. Franz von Sales, Ludwig von Granada u. a. die Auffassung Katharinas teilen, sondern daß auch der große protestantische Philosoph und Theolog Leibniz[102] mit ihr übereinstimmt.

Der bekannte Mystiker Joseph von Görres[103] nennt die selige Katharina, die im Jahre 1510 im Alter von dreiundsechzig Jahren ihr Dulderleben beschloß, „einen Engel auf Erden", eine „Seele, die in ihrem Leben jene Läuterung bestanden, die sie in ihrem Purgatorium mit lebendiger Wärme uns beschrieben".

Indem wir aus dem goldenen Büchlein einige Stellen wörtlich mitteilen, vergessen wir jedoch nicht, daß auch dessen erleuchtete Verfasserin mit ihrem Blicke nicht die Geheimnisse des Fegfeuers zu durchdringen vermochte, und daß sie zudem oft mit der Sprache ringen mußte, um ihre Gedanken und Empfindungen der gewöhnlichen Fassungskraft zugänglich zu machen. Um die Geheimnisse der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit miteinander in Einklang zu bringen, tut sie manchmal Aussprüche, in denen der Nachsatz dem Vordersatze zu widersprechen scheint.

Solche Dunkelheiten und scheinbare Widersprüche finden darin ihre Erklärung, daß jeder Lichtstrahl, der von der Sonne der ewigen Wahrheit in die Seele hineinfällt, durch ein doppeltes Prisma sich bricht, bevor er wieder nach außen dringt: durch das Prisma nämlich des subjektiven Gedankens und des unzulänglichen Wortes. Und da die Seele, solange sie im Körper wohnt, die Geister nur in sinnfälliger Gewandung schauen und rein geistige Zustände nur durch Vergleiche aus der Körperwelt sich veranschaulichen

kann, so sind selbst die Bilder, die sie in der Verzückung empfängt, nicht so sehr Licht- wie Schattenbilder, die obendrein durch den sprachlichen Laut niemals getreu portraitiert werden können. Daher sind sie oft so wenig deutlich und so schwer zu deuten.

Dennoch gewähren sie zuweilen unserem schwachen und beschränkten Wissen eine willkommene und wertvolle Nachhilfe, von der wir unbedenklich Gebrauch machen können, wenn sie den Einklang des vernünftigen Denkens mit der geoffenbarten Wahrheit in ein neues Licht stellen und dieses in einer würdigen Weise auf die Verhältnisse und Zustände des Jenseits reflektieren lassen. Die Gesichte und Ansichten, die die heilige Katharina von Genua über das Fegfeuer mitteilt, sind darum so ansprechend, weil sie sich als ungezwungene Folgerungen aus den Grundwahrheiten der natürlichen wie der übernatürlichen Ordnung darstellen und über das Verhältnis Gottes zu den armen Seelen so tiefsinnige, erhabene und erbauliche Gedanken aussprechen.

„Ich glaube," schreibt sie, „daß der Geist nirgend, ausgenommen im Himmel, mit einer Ruhe erfüllt werde, die mit dem Frieden einer Seele im Fegfeuer verglichen werden könnte. Diese Ruhe nimmt von Tag zu Tag zu, je mehr der Rost der Sünde ausgebrannt wird und verschwindet; die Seele wird immer mehr dem Einflusse der göttlichen Sonne geöffnet. Eine zugedeckte Sache wird von den Sonnenstrahlen nicht berührt; daran ist nicht die Sonne schuld, die ja unaufhörlich Licht und Wärme ausgießt, sondern die Decke. Je mehr diese gelüftet und hinweggenommen wird, desto mehr wird der Gegenstand von der Sonne beschienen. Gerade so verhält es sich mit dem Roste der Sünde, der die Seele gleichsam bedeckt und von dem reinigenden Feuer verzehrt werden muß. Je vollkommener dies geschieht, desto mehr wird die Seele in den Stand

gesetzt, das wahre Sonnenlicht, das Gott ist, in sich aufzunehmen, und so nimmt auch die Ruhe in demselben Maße zu, als der Rost abnimmt. So geht es fort, bis die Strafzeit zu Ende geht; letztere wird immer kürzer, aber darum die Strafe selbst, d. i. die durch sie verursachte Pein, nicht geringer. Die armen Seelen sind in Gottes Willen, den sie aus reiner Liebe innig und willig umfassen, mit solcher Ruhe ergeben, daß sie ihre Strafe niemals Strafe nennen oder dafür halten.

„Die Seele, vom Leibe getrennt, trachtet nach dem ihr bestimmten Orte. Wenn sie an sich noch Makel erblickt, die ihrer Vereinigung mit Gott im Wege stehen und nur durch das Fegfeuer entfernt werden können, so stürzt sie sich sogleich und freudig in dieses hinein. Müßte sie sich dagegen außerhalb des Ortes, der zur Beseitigung ihres Hindernisses bestimmt ist, aufhalten, so würde sie hier weit heftigere Qualen erdulden als dort; denn sie würde erkennen, daß nun das Hindernis nie gehoben und ihre Vereinigung mit Gott nie vollzogen werden könnte. Ja die Pein des Fegfeuers, so ähnlich sie auch der Höllenpein sein mag, ist doch unvergleichlich geringer als jene Qual, die die läuterungsbedürftige Seele erleiden müßte, wenn sie sich außerhalb des Fegfeuers befände.[104]

„Ferner bemerke ich, daß das himmlische Paradies deswegen ohne Tore ist und für jedermann, der eingehen will, offen steht, weil Gott unendlich barmherzig ist und uns mit offenen Armen erwartet, um uns in seine Herrlichkeit aufzunehmen. Aber die göttliche Wesenheit ist, wie ich sehe, von solcher Reinheit und von einer so unbegreiflichen lichten Klarheit, daß eine mit dem geringsten Makel behaftete Seele sich lieber in tausend Höllen stürzen, als befleckt vor der göttlichen Majestät erscheinen würde. Da sie also einsieht, daß das Fegfeuer zur Austilgung solcher

Makel angeordnet ist, so wirft sie sich freiwillig hinein und erkennt es als einen Beweis der höchsten Barmherzigkeit Gottes, daß sie durch dieses Mittel ihr Hindernis wegräumen darf. Freilich kann es keine Zunge aussprechen und kein Verstand begreifen, wie peinlich das Fegfeuer ist. Nichtsdestoweniger hält eine Seele, wenn sie auch nur den Makel einer geringen Unvollkommenheit an sich trägt, jene Pein für gering, ja im Vergleiche zu diesem Makel für gar nichts, und es dünkt mich, ich sehe die Seele im Reinigungsorte weit schmerzlicher gepeinigt durch den Anblick jener Gott mißfälligen Flecken, die sie freiwillig wider dessen Güte zugelassen, als durch irgend eine andere Qual, und dies darum, weil sie sich in der Gnade befindet und einsieht, welch ein großes Hindernis jener Makel ist, um deswillen ihre beseligende Vereinigung mit Gott verzögert wird."

Die hl. Katharina klagt sehr, daß sie kein Beispiel, kein Gleichnis, keine Worte finden könne, um deutlich zu erklären, was ihr Geist erkenne und vernehme. Wie die anderen Heiligen ihrer Art, so fühlt auch sie die Unmöglichkeit, die himmlischen Lichtstrahlen abzuspiegeln, die in ihre Seele gefallen waren.

Denken wir uns, sagt sie, es gäbe in der ganzen Welt nur ein einziges Brot, durch dessen Anblick alle Menschen ihren Hunger stillen könnten. Wenn nun jemand trotz der natürlichen Eßlust aller Speise sich enthielte und sein Verlangen ausschließlich auf jenes Brot richtete, das er nur anzuschauen brauchte, um gesättigt zu werden, so würde sein Hunger um so heftiger werden, je näher er zu jenem Brote käme. Die armen Seelen haben nach nichts Verlangen als nach dem Brote des ewigen Lebens, nach Gott, der ihre Speise ist und ihr Trank, ihre Freude und ihr Friede, ihre Liebe und ihr Leben. Ihr Hunger wird

immer heißer und heftiger, bis sie endlich das Brot der Engel schauen dürfen und durch diesen Anblick gesättigt werden.

Je näher ein fallender Körper der Erde kommt, desto größer wird die Geschwindigkeit, mit der er niederfällt. Die Seelen im Reinigungsorte sind nicht bloß von natürlicher, sondern auch von übernatürlicher Sehnsucht nach Gott entflammt und werden so gewaltsam zur Vereinigung mit ihm fortgerissen, daß deren schmerzliche Verzögerung, die sie selbst verschuldet, sie jeden Augenblick zu töten vermöchte, wenn sie sterben könnten. Der Schuld nach sind sie von aller Sünde frei und dem Willen nach mit Gott aufs innigste vereinigt. Sie fühlen, daß unaufhörlich und unwiderstehlich ihr liebevoller Vater sie an sich zieht, aber sie fühlen auch, daß sie wegen anklebender Makel diesem Zuge nicht folgen können. Sie würden sich, wenn es dem göttlichen Willen gemäß wäre, mit unaufhaltsamer Gewalt in ein noch viel schmerzlicheres Feuer werfen, um desto schneller gereinigt zu werden. Sie preisen die Gerechtigkeit, die Bezahlung fordert bis auf den letzten Heller; sie loben die Barmherzigkeit, die ihnen die Möglichkeit gewährt, noch nach dem Tode genugzutun. Sie weheklagen, aber sie beklagen sich nicht. Sie halten an um Erbarmen bei ihren zurückgebliebenen Mitbrüdern und Mitschwestern, aber sie sind zufrieden mit der allergeringsten Linderung, die ihnen aus den stellvertretenden Genugtuungswerken der Hinterbliebenen zuteil wird. Sie betrüben sich nicht, wenn andere vor ihnen erlöst werden, und wollen lieber ewig leiden, als der göttlichen Gerechtigkeit etwas schuldig bleiben. Dante hörte den Reinigungsberg von Jubelliedern erdröhnen, so oft eine Seele in den Himmel entlassen ward.

Mit jedem Augenblicke wächst die Gotteserkenntnis der

armen Seelen, und jedes Fünklein derselben schlagen sie höher an als die Pein der Feuersglut. Je heller das ewige Licht ihnen leuchtet, desto heftiger brennt in ihnen die Flamme ihrer ungestillten Liebe; je mehr also die Freude zunimmt, desto mehr auch die Qual, je näher das Ziel ist, desto schmerzlicher wird die Sehnsucht nach ihm. Und anderseits: je größer die Pein wird, desto größer auch der Trost. Die vollkommene Ruhe inmitten der heißesten Sehnsucht, der reichste Trost im bittersten Leid, die geduldigste Ertragung undenkbarer Peinen, die freudige Ergebung in eine zeitweilige Verdammnis, die wunderbarste Mischung von Glück und Unglück, von Wehe und Wonne, eine Art Himmel in einer Art Hölle: das ist das Geheimnis des Fegfeuers, das sozusagen die Seelen wieder und wieder schmilzt wie die irdische Flamme das Gold, bis es von allen unreinen Zusätzen gereingt, vierundzwanzigkarätig und damit vollwertig geworden ist. Der Drang und der Brand der unbefriedigten Sehnsucht, die an der Seele zehrt, ohne sie zu verzehren, dieses über alle Maßen schmerzliche, mit keinem irdischen Feuer vergleichbare Liebesfeuer einer gerechten, aber noch nicht beseligten Seele ist nach der Auffassung der heiligen Katharina und vieler anderer das Reinigungs- oder Fegfeuer.[105]

Die hl. Theresia[106] sagt, es gebe eine so heftige Gewalt der Liebe zu Gott, daß die Seele gleichsam in sich selbst sich entzünde und brenne, wie von einem feurigen Pfeile durchbohrt oder wie von einem zückenden Blitzstrahle getroffen. Daraus zog sie mit Recht den Schluß auf die Qual der im Reinigungsorte leidenden Seelen, die, wenn sie auch ohne Leiber seien, dennoch viel schmerzlicher leiden als die im irdischen Leibe wohnenden Seelen. Wie der Hirsch nach der Wasserquelle, so verlangt die arme Seele nach Gott. Sie klagt und jammert: Wehe mir, daß meine Pilgerfahrt

so lange dauert![107] Wer gibt mir Flügel, wie die einer Taube, daß ich fliege und ruhe in dir, mein Gott und mein alles.[108] Meine Seele dürstet nach dir, wie Land ohne Wasser, mein Geist verschmachtet vor Sehnsucht.[109] Nicht eher werde ich Ruhe finden, als bis ich deine Herrlichkeit schaue.[110] Ich dürste nach Gott, nach dem starken, lebendigen Gott: wann werde ich hinkommen und erscheinen vor seinem Angesichte! Tränen sind meine Speise bei Tag und Nacht, da man täglich zu mir sagt: Wo ist dein Gott? Daran denke ich und schütte in mir aus mein Herz in Klagen; denn ich will hinüber an den Ort des wunderbaren Zeltes gehen bis zum Hause Gottes unter Jubel und Lobgesang und festlichem Klang. Sie selbst antwortet sich: Warum bist du so traurig? Hoffe auf Gott; denn ich werde ihm noch danken; er ist das Heil meines Angesichtes und mein Gott.[111] In der Sanftmut und Demut des Herzens findet sie ihre Ruhe.[112] Gott sättigt seine noch nicht vollkommen geläuterten Lieblinge mit Bitterkeit und berauscht sie mit Wermut, er schlägt sie mit der Rute seines Grimmes und verhüllt sein Angesicht vor ihnen. Aber er hat sie nicht verworfen, er züchtigt sie, weil er sie liebt, um ihre Heiligung zu vollenden[113] und sie bald für immer in seinen seligen Besitz zu nehmen. Bald wird er abwischen alle ihre Tränen, und es wird nicht Trauer, noch Klage, noch Schmerz mehr sein; denn das Alte ist vergangen.[114]

Die geliebten Bräute Christi, die auserwählten Gefäße des heiligen Geistes, die geretteten Kinder Mariä leiden im Fegfeuer mehr, als die hl. Märtyrer auf Erden gelitten haben, aber sie leiden auch mit größerer Geduld und Freudigkeit, als diese leiden konnten. Wie jedoch die glühende Liebe zum Gekreuzigten und das unüberwindliche Verlangen, im Leiden ihm ähnlich, um in der Freude mit ihm vereinigt zu werden, das natürliche Schmerzgefühl der Blutzeugen

keineswegs gegen die Wucht der Marterwerkzeuge abstumpfte, so vermag auch in den armen Seelen die unzerstörbare Ruhe und Gottergebenheit die Qualen ihrer schmachtenden Sehnsucht nicht zu bannen. Darum sind sie in ihrer immerhin trostvollen Lage doch so trostlos, daß sie unseres innigsten Mitleides würdig und unserer eifrigsten Hilfe bedürftig bleiben. Ihnen, die sich selbst nicht helfen können, die Barmherzigkeit versagen, wäre die grausamste Lieblosigkeit und in manchen Fällen zugleich der schwärzeste Undank und die schreiendste Ungerechtigkeit.

Mag nun auch die jenseitige Läuterung noch so schmerzhaft sein, die Lehre, daß es eine solche gibt, ist höchst tröstlich und beruhigend. Nur Mißverständnis oder absichtliche Mißdeutung kann ihr das Gepräge des Schreckhaften aufdrücken; denn was etwa menschliche Erfindung oder Einbildung hinzugetan, hat die Kirche nicht zu vertreten oder zu verantworten. Diese Lehre ist eine Quelle aufrichtigen Vertrauens für den Gerechten, der im Bewußtsein seiner vielen Schwächen und Gebrechen ohne diesen Trost in Kleinmut und Verzagtheit fallen müßte. Sieht er auch beim Übertritte ins andere Leben sein hochzeitliches Gewand vom Staube der irdischen Wanderschaft befleckt, er braucht nicht zu fürchten, für ewig vom himmlischen Hochzeitssaale ausgeschlossen zu werden. Er muß nur in den Vorräumen so lange warten, bis er vollkommen gereinigt ist; dann darf er eintreten in den Chor der Engel und teilnehmen an ihrem Mahle. Welch ein entsetzlicher Schauder aber müßte den befallen, der es nicht einmal bis zur Mittelmäßigkeit in der Tugend gebracht, der in sinnlicher Bequemlichkeit und in weltlichen Freuden seine Tage verlebt, der zwar in der letzten Stunde dem Rufe der Gnade Folge geleistet und sich bekehrt, aber keine Zeit mehr hat, seine Buße zu vollenden! Er hat so viel gesündigt und so wenig

gesühnt, so viel versäumt und so wenig nachgeholt; jetzt möchte er noch alles gutmachen, aber es ist zu spät. Jedoch weiß er, daß er in der anderen Welt die begonnene Genugtuung fortsetzen und zu Ende führen kann; mit diesem freudigen Troste scheidet er hinüber. Der Sünder endlich, vor dem plötzlich die schwarze Pforte des Todes sich auftut und die Ewigkeit ihren schauerlichen Schlund öffnet, um ihn zu verschlingen, würde unter dem Zentnergewichte seiner ungetilgten Sündenschuld in den Abgrund der Verzweiflung stürzen, wenn nicht die Flammen des Fegfeuers einen milden Lichtstrahl in sein umnachtetes Auge sendeten. So erhebt er zur Hoffnung sein bebendes Herz, und bereit, bis zum jüngsten Tage zu büßen, wenn er nur gerettet werden kann, empfiehlt er reuevoll dem Allbarmherzigen seine arme Seele. Nur die ganz reinen Seelen dürfen eintreten in die hl. Stadt Gottes, aber vor den Toren dieser Stadt gibt es noch eine Stätte der Reinigung für alle in bußfertiger Gesinnung verstorbenen Sünder.

Diese Wahrheit erweitert und stärkt auch unsere Hoffnung auf das glückliche Wiedersehen im anderen Leben. Daß das Wiedersehen im Fegfeuer ein wehmütig-wonniges sein müsse, ergibt sich aus dem vorstehend Gesagten. Die Angehörigen, Freunde und Bekannten, die dort einander treffen, finden sich wieder in namenlosem Schmerze; denn sie finden sich nicht im Glanze des ewigen Lichtes, sondern im schauerlichen Scheine der reinigenden und peinigenden Flammen, nicht am Herzen ihres Gottes, sondern vorläufig verstoßen von seinem glorreichen Angesichte, nicht in der Ruhe des Besitzes und Genusses, sondern in der Unruhe des schmerzlichen Hoffens und Harrens. Aber sie freuen sich des Wiedersehens in der tröstlichen Zuversicht auf Erlösung und wünschen einander Glück, daß sie nun allen Gefahren entronnen sind, alle Versuchungen überwunden,

alle Kämpfe bestanden, den letzten Streit gewonnen haben und für ewig gerettet sind. Sie wetteifern im Preise der Barmherzigkeit, die so Großes an ihnen getan, und der Gerechtigkeit, die noch Großes an ihnen vollbringt, der Liebe, die durch Strafe heiligt, durch Schläge heilt, durch Trübsal erlöst. Ihr Gesang ist voll Lob und Dank, voll Hoffnung und Vertrauen, voll Friede und Liebe.

„Ich hörte Stimmen, und jedwede schien mir
Um Frieden und Barmherzigkeit zu flehen
Zum Lamme Gottes, das die Sünden hinnimmt.
Mit ‚Agnus Dei' hob an ihr frommes Singen.
In allen war ein Wort und eine Weise,
So daß mir Eintracht alles schien bei ihnen." [115]

Möchten wir niemanden, besonders von denen, die im Leben uns nahe gestanden, dort mehr antreffen am Orte der Qual; möchten alle schon vorausgeeilt sein in die glückseligen Wohnungen des Lichtes, der Erquickung und des Friedens!

Gedenken wir hienieden in tätiger Liebe unserer lieben Toten, nach deren Wiedervereinigung wir ohne Unterlaß uns sehnen; trösten wir die, die vielleicht unseres Trostes noch sehr bedürftig sind, und helfen wir ihnen, die selbst sich gar nicht helfen können. Wer keine besseren Beweise seiner Liebe zu ihnen übt als unfruchtbares Weinen und Weheklagen, wird beim einstigen Wiedersehen beschämt werden. Der Christ darf nicht bloß an den sterblichen Überresten hangen, sondern er soll höhere Beziehungen aufsuchen und edlere Stimmungen gewinnen. Am sichersten wird das Band der Liebe, das der Tod nicht zu trennen vermocht, auch für die Zukunft vor Lockerung geschützt, wenn wir es fort und fort durch Werke der Liebe, die wir den unserem Auge Entschwundenen zuwenden, an unserem Herzen festhalten.

Wir schulden Gott unaussprechlichen Dank dafür, daß wir für unsere Lieben in der anderen Welt mehr tun können,

als ihnen wertlose Tränen nachweinen und auf ihre Gräber Blumen streuen, die bald verwelken. Wir sind zu unserem eigenen Troste in der glücklichen Lage, denen, die im Leben ungezählte und unbezahlbare Wohltaten uns erwiesen haben, aber von uns geschieden sind, bevor wir ihnen den verdienten Dank einigermaßen entrichten konnten, wenigstens nachträglich in etwa zu ersetzen, was wir ihnen schuldig geblieben sind.

Und es ist ja auch zu unserem Besten, wenn wir von den Mitteln, die Gott uns in die Hände gelegt hat, zugunsten der armen Seelen eifrigen Gebrauch machen. Er selbst wird uns reichlich dafür lohnen. Hat er in seiner Gerechtigkeit und Weisheit sich gewissermaßen die Hände gebunden, so hat er uns die Macht gegeben, sie dadurch zu lösen, daß wir stellvertretend ihm die Genugtuung leisten, mit der seine geliebten Züchtlinge noch im Rückstande sind. Wir erwerben uns durch die Hilfe, die wir unsern leidenden Brüdern und Schwestern im Reinigungsorte bringen, das sichere Anrecht auf den besonderen Schutz des Himmels, der Engel und Heiligen, die sich freuen, so oft sie einen neuen Ankömmling in ihrer Mitte begrüßen können. Besonders aber machen wir uns jene Seelen selbst zu Freundinnen; wenn sie an den Ort der Ruhe gelangt sind, werden sie unser gedenken und dafür sorgen, daß auch wir in ihre Hütten aufgenommen werden.

Bezüglich der Ablässe, die den Verstorbenen zugewendet werden, begegnet man nicht selten der irrigen Vorstellung, daß sie in derselben Weise wie für die Lebenden erteilt werden. Die Kirche aber wendet den armen Seelen die Ablässe zu nicht durch einen Akt der Gerichtsbarkeit und Lossprechung, sondern durch einen Akt der Fürbitte und Aufopferung, d. h. sie läßt ihnen die Strafe nicht nach, spricht sie nicht von ihr los, sondern bietet aus den Verdiensten Christi und der Heiligen eine dem betreffenden

Ablaß entsprechende Genugtuung an mit der Bitte, die Leiden der armen Seelen abzukürzen und zu lindern.[116]

Und noch bevor sie erlöst sind, können sie uns nützen. Die Christen der ersten Jahrhunderte haben, wie alte Grabschriften dartun, nicht bloß für die armen Seelen Gebete verrichtet, sondern auch Bitten an sie gerichtet.[117] Die hl. Katharina von Bologna pflegte sie anzurufen und versichert, ihrer Fürbitte vieles zu verdanken. „Und wird nicht diese Praxis der genannten Heiligen vom gläubigen Volke gern und oft nachgeahmt?" schreibt A. Perger.[118] „Wie viele haben nicht die Gewohnheit, in ihren Anliegen sich an die armen Seelen zu wenden, sie um ihre Fürbitte anzugehen oder ihnen auch irgend eine bestimmte Hilfeleistung zu versprechen für den Fall, daß sie ihnen Erfüllung ihres Wunsches erwirken! Und wie viele wissen uns die Güte dieser Praxis anzupreisen!"

Der heilige Thomas ist allerdings anderer Meinung.[119] Ältere und namentlich neuere Gottesgelehrte haben zwar den Versuch gemacht, ihn so zu verstehen, daß er den armen Seelen die Möglichkeit, für die Hinterbliebenen wirksam zu bitten, zuerkenne.[120] Man hat auf eine Stelle hingewiesen, wo er sagt, daß sie für die Überlebenden Teilnahme hegen, auch wenn sie deren Lage nicht kennen, wie auch wir für die Entschlafenen bitten, ohne daß uns ihr Zustand bekannt ist. Es ist aber zu beachten, daß der hl. Thomas hier von den Abgestorbenen im allgemeinen, die Verdammten nicht ausgeschlossen, redet und gerade an die Worte des reichen Prassers anknüpft. Und in der Stelle, auf die es ankommt, sagt er ausdrücklich, daß die armen Seelen nicht in einem Zustande sind, wo man für andere bittet, sondern mehr in einem solchen, wo man für sich bitten läßt.[121] Wir halten es mit Joh. Ernst[122] für verfehlt, diese Worte also zu deuten: jene Seelen befinden sich nicht, wie die Heiligen

des Himmels, in einem Zustande, kraft dessen sie in besonderer Weise zur Fürbitte berufen und befähigt wären; sie stehen nicht so schlechthin über uns, daß sie eigentliche Helfer oder geborne Mittler für uns sein könnten, die für uns bitten, ohne unserer Bitten zu bedürfen. Daß diese Auslegung den richtigen Sinn nicht wiedergibt, erhellt klar aus dem Zusammenhange. Der hl. Thomas will folgende Einwendung widerlegen: Die Seelen des Reinigungsortes bitten nicht für uns, mithin auch die Seligen des Himmels nicht. Anstatt nun den Vordersatz abzulehnen, begnügt er sich damit, auf Grund der Ungleichartigkeit der beiderseitigen Zustände die Schlußfolgerung zu bestreiten und zu sagen: Die leidenden Seelen stehen, weil sündenunfähig, über uns, als Sträflinge aber unter uns und sind daher nicht in der Lage, für uns zu bitten.

Die weit überwiegende Mehrzahl der späteren Theologen, unter ihnen z. B. Suarez[123] und Bellarmin,[124] hat aus guten Gründen die Ansicht des hl. Thomas verlassen. Die armen Seelen sind trotz ihrer Strafschuldigkeit ebenso wie die Seligen im Himmel Freunde und Lieblinge Gottes, und manche von ihnen sind reicher an Verdiensten und Gott wohlgefälliger als mancher Heilige. Sie sind ferner von warmer, hilfbereiter Nächstenliebe erfüllt, mithin um das Wohl der Hinterbliebenen besorgt und nach Kräften bemüht. Warum also sollten sie nicht bei Gott für uns eintreten und auch Erhörung finden? Das Wiener Provinzialkonzil[125] vom Jahre 1858 lehrt ausdrücklich, daß sie durch ihre Fürbitte uns zu Hilfe kommen.

Und hieraus ziehen zahlreiche Gottesgelehrte, aus der neuesten Zeit z. B. Scheeben, Hurter, Jungmann, Ernst, Bautz, Perger, die Folgerung, daß es nicht bloß erlaubt, sondern auch ratsam sei, die armen Seelen anzurufen. Es wird jedoch eingewendet, daß diesen Seelen die Kenntnis

von unseren einzelnen Geschicken und Gebeten mangele, wohingegen die Heiligen infolge der beseligenden Anschauung Gottes am göttlichen Wissen teilnehmen. Hierauf aber ist mit Augustinus, Suarez u. a. zu erwidern, daß sie durch Offenbarungen Gottes oder durch Mitteilungen seitens der Schutzengel sowohl von den Bitten, die wir für sie verrichten, wie von denen, die wir an sie richten, Kunde erhalten können. Diese Möglichkeit ist doch gewiß ohne weiteres einzuräumen. Man hat aber dagegen geltend gemacht, daß die Insassen des Reinigungsortes, den wir uns als einen Kerker vorzustellen pflegen, zur Strafe vom Verkehre mit der Außenwelt abgeschnitten, daher auf besondere Offenbarungen durch Gott oder die seligen Geister angewiesen seien; und diese Mitteilungen seien nicht als regelmäßige Vergünstigungen anzusehen. Solche und ähnliche Erwägungen sind freilich nicht von der Hand zu weisen, lassen aber die Frage unberührt, ob es nicht der leibfreien Seele möglich und natürlich sei, mittels eigener Erfahrung von den irdischen Angelegenheiten und Begebenheiten Kunde zu bekommen.[126]

Die private Anrufung der armen Seelen ist seitens der Kirche freigegeben. Sie hat sich in der neuesten Zeit sehr verbreitet und erfreut sich in manchen Gegenden Westfalens, Bayerns und anderer Länder einer großen Beliebtheit beim Volke und auch der Zustimmung kirchlicher Kreise. Sie kann aber, da jene Seelen selbst noch der Fürbitte bedürfen, nur in ähnlicher Weise geschehen, wie die Gerechten auf Erden um ein Gebetsalmosen angesprochen werden, und daher nicht zu einer öffentlichen erhoben werden. Und wegen des rein privaten Charakters, den sie naturgemäß besitzt, darf sie in Andachtsbüchern, die für den öffentlichen Gebrauch bestimmt sind, keine Stelle finden.

„Welch ein herrliches Bild ist das jener unermeßlichen Stadt der Geister mit ihren drei in ewiger Wechselwirkung

bleibenden Abteilungen! Die streitende reicht die eine Hand der leidenden und faßt mit der anderen die triumphierende. Die Gnadenwirkung, das Gebet, die Genugtuungen, der Beistand, die Eingebungen, der Glaube, die Hoffnung und die Liebe ergießen sich im Kreislaufe wie wohltätige Ströme aus einer in die andere. Nichts steht allein, und wie die Stäbe eines magnetischen Bündels genießen die Geister ihre eigenen Kräfte und die Kräfte aller anderen."[127] Der Glaube dagegen, daß alle wirksame Teilnahme und Gemeinschaft aufhört, sobald der Leib ins Grab gesenkt wird, daß zwischen den Toten und uns kein Austausch der Freundschaft und Liebe mehr bestehen könne, dieser Glaube ist nach den Worten des Kardinals Wiseman „kalt und düster, wie das Gewölbe eines Grabmales".

* * *

In den bisher besprochenen Wahrheiten erblicken wir die mächtigsten und zugleich die sanftesten und süßesten Heilmittel gegen den Schmerz der Trennung. Dieser Schmerz ist in jeder Familie zu Hause, und wo er nicht mehr wohnt, wird er bald wieder einziehen. Darum wollen wir die besonders schmerzlichen Todesfälle einzeln durchgehen und die entsprechenden Trostgründe, die wir im allgemeinen Teile besprochen haben, für sie bereit legen. Wir folgen dabei der Anleitung der hl. Väter, und wo es möglich ist, leihen wir von ihnen die Worte. Ihre Gedanken sind das Eigentum nicht bloß frommer Seelen, sondern auch großer Geister und tragen schon darum eine gewichtige Bürgschaft der Wahrheit in sich. Sie sind wirkliche Trostgedanken, und solange es noch trostbedürftige Seelen gibt, die sich mit der sichtbaren Welt nicht begnügen, werden die Wahrheit und Liebe atmenden Väterworte vor Vergessenheit geschützt sein.

XVI.

Durch Trennung zur ewigen Gemeinschaft.

1. Getrennte und neugeeinte Herzen. — Der himmlische Ehebund.

„Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten;
Und was du ewig liebst, ist ewig dein."

(Geibel.)

Kein Band auf Erden ist so fest wie das Band der christlichen Ehe, dieser von Christus geheiligten und zur Würde eines Sakramentes erhobenen unauflöslichen Verbindung und innigen Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib. „Um deswillen wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden zwei in einem Fleische sein."[1] Wie wehe muß es tun, wenn die schonungslose Hand des Todes dieses festgeknüpfte Band zerreißt und diesen heiligen Bund löst, wenn sie zwei Herzen voneinander trennt, die eins waren, die alles Leid und alle Freuden des Erdenlebens miteinander geteilt hatten! Und je glücklicher die Verbindung gewesen, desto schmerzlicher muß die Trennung sein.

Es ist ein erschütterndes Ereignis, wenn der Tod zwei Ehegatten, die in christlicher Eintracht und Treue miteinander gelebt, voneinander reißt; doppelt erschütternd, wenn am Sterbebette der lieben Mutter oder des teuren Vaters unmündige oder unerzogene Kinder schluchzend ihre Händchen

ringen. Wer, o Gott! seufzt der geschlagene Gatte, soll fortan diese Kleinen zu dir beten und dich lieben lehren? Die Stütze des Hauses ist gebrochen, das Herz der Familie schlägt nicht mehr, die Seele der Erziehung ist entschwunden, der irdische Schutzengel ist von seinen Schützlingen gewichen, mein Trost, meine Hilfe, meine Freude, mein Glück ist dahin. Nicht mehr darf der süße Muttername schmerzlos über die Lippen dieser unschuldigen Wesen kommen. Mutterlos! welch ein Wort, voll Wehe und Entbehrung! Eine junge Frau, umgeben von einem Häuflein blühender Kinder, weint am Sarge ihres biederen, treuen Mannes. Bald trägt man das Haupt der Familie aus dem Hause, und hinein zieht ein Heer finsterer Sorgen, von denen jede einzelne den Schmerz der Trennung erneuert.

Dem verlassenen und vereinsamten Teile zu dem schweren Opfer der unfreiwilligen Trennung noch ein neues Opfer auferlegen, und gar das schwerste von allen und ganz unerträglich für die aufrichtige und treue Liebe, nämlich auf den geliebten Gatten oder die teure Gattin für immer zu verzichten: es wäre eine Grausamkeit. Hat auch die äußere, sichtbare Gemeinschaft mit dem Tode aufgehört, die innere, geistige Gemeinschaft will fortbestehen. Das betrübte Herz des Hinterbliebenen fühlt sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem abgeschiedenen Teile hingezogen; es glaubt an die unsichtbare Nähe dessen, der keineswegs den Schwur der Liebe und Treue gebrochen hat, als sein Herz im Tode brach, der vielmehr im Geiste an der Seite seiner zurückgelassenen Hälfte noch weilt. Wohl ist, so hofft es, der unvergeßliche Tote bei Gott im Himmel, aber Gott ist überall, und darum ist überall Himmel und Himmelsfreude, wo Gott seine getreuen Geschöpfe selig macht, wo er sie hineinschauen läßt in den Abgrund seiner Wesenheit und sie trinken läßt aus dem Urquelle seiner Seligkeit.

Und auf dieses kurze Leben voll Schmerz und Leid folgt die freudenvolle Ewigkeit. Das Licht des Glaubens läßt die von Trauer gebeugte Seele nicht in die Finsternis der Verzweiflung geraten. Glücklich inmitten des schwersten Unglückes, wer für den Trost der christlichen Hoffnung, die an dem Tore der Ewigkeit befestigt ist, empfänglich bleibt! Noch eine kleine Weile, und es werden sich wiedersehen, deren letztes Lebewohl so herzzerreißend war. Während dieser kurzen Frist trägt der geduldige Witwer, die gottergebene Witwe mit beiden Schultern die Last der Ernährung und der Erziehung, für die bis dahin je eine Schulter ausreichen mochte. Wird das Gewicht der Sorge für die teuren Unterpfänder der ehelichen Liebe verdoppelt, dann auch die Kraft, es zu tragen.

Jeden Augenblick kann des Todes Sense das innige Band durchschneiden, das Mann und Weib aneinander knüpft. Der Schnitt wird um so tiefer auch in die Seele eindringen, je tiefer und fester das eheliche Band in ihr gewurzelt ist; diese Wunde ist nun einmal unvermeidlich. Es gibt aber auch für sie, wie wir vorhin schon angedeutet haben, eine heilsame Salbe, unter der sie sanft sich schließt und vernarbt. „Zwei Herzen, die jetzt eins sind, möchten es immer sein; und fürchtest Du, daß der Tod die Bande, die jetzt eins an das andere knüpfen, zerbrechen wird, so ist es die Furcht der Nachtansicht; der Tod in der Tagesansicht sprengt vielmehr die Bande, die jetzt beide noch voneinander trennen.“[2]

Eine vornehme junge Frau hatte ihren frommen und berühmten Gemahl Therasius nach fünfjähriger glücklicher Ehe verloren. An sie richtete der hl. Chrysostomus[3] ein ergreifendes Trostschreiben.

Nachdem der gefeierte Erzbischof von Konstantinopel über die Ehre des Witwenstandes und die Vorzüge des Therasius herrliche Worte geschrieben, fährt er fort: „Aber

Du rufst mit Deinem Wehklagen jenes Antlitz, jene sanften Blicke, jene liebliche Stimme zurück, und Deine Augen verlangen, daß ihnen der Gegenstand Deiner Freude wiedergegeben werde. Du bist trostlos, weil mit ihm Dein Ruhm, Deine Zierde, Deine Stütze dahingesunken ist, und dieser Gedanke hüllt Deinen Geist in dichten Nebel ein und erfüllt Dein Herz mit Gram. Aber, Beste, warum denkst Du, das Licht Deiner Liebe sei erloschen? Halte Dich ganz fest an sie; denn so groß ist die Kraft der christlichen Liebe, daß sie nicht bloß die Verwandten, die Nachbarn, überhaupt jene, die wir sehen, umfaßt und vereinigt, sondern auch die, die uns fern sind; keine Größe des Raumes oder der Zeit, keine Gewalt vermag das Band der Liebe zu zerreißen. Wenn Du Dich aber nach seinem Anblicke sehnst, wenn Du ihn hören und mit ihm sprechen möchtest, so will ich Dir sagen, wie Du es machen mußt. Einsam, unversehrt und rein bewahre Deinem Therasius das Brautgemach; die erste Liebe, die Dich mit ihm verband, steige unverletzt mit Dir ins Grab; Dein Leben sei ein Spiegel seines Lebens, Deine Handlungen die Fortsetzung seiner Tugenden; und dann sei versichert, daß Du ihn im Chore der Seligen wiederfinden und mit ihm nicht zehn, nicht zwanzig, nicht hundert, nicht tausend, nicht zweitausend, nicht hunderttausend oder mehr, sondern Jahrtausende ohne Ende zubringen wirst. Du wirst zwar Deinen Therasius nicht in jener seltenen Schönheit wiederfinden, in der er aus dieser Welt geschieden, aber in einer solchen lichten Klarheit und Schönheit, daß er an Glanz hundertmal die Sonne übertrifft.

„Nun frage ich Dich: Wenn jemand Dir versprochen hätte, Deinen Gatten zum Herrn der ganzen Welt zu machen, unter der Bedingung jedoch, daß Du zwanzig Jahre von ihm getrennt seiest, nach deren Ablauf Du ihn

mit dem kaiserlichen Diadem, mit Zepter und Purpur geschmückt wiedererhalten und neben ihm auf demselben Throne sitzen solltest: hättest Du nicht gern und freudig in diese Trennung eingewilligt und während derselben Deinem Gatten unverletzt die Treue bewahrt? Ertrage darum in Geduld diese Abwesenheit nicht aus Liebe zu einem irdischen Reiche, sondern aus Sehnsucht nach dem himmlischen Reiche, um Deinen Gemahl wiederzuerhalten nicht in einem vergänglichen Königsmantel, sondern im Gewande glorreicher Unsterblichkeit. Wenn Dir auch manchmal die Trennung lang wird, beruhige Dich, er kann Dir oft im Traume erscheinen, mit seinem Anblicke Dich erfreuen und mit lieblichen Worten Dich trösten. Gedenke also der hohen Ehren, die Therasius im Himmel genießt, und gebiete Einhalt Deinen Tränen und Seufzern. Lebe, wie er gelebt, und selbst noch vollkommener. Übe dieselben Tugenden, die er geübt, und Du wirst in dieselben Wohnungen aufgenommen werden, in denen er schon thront, in den ewigen Zelten mit ihm vereinigt werden."

In einem Trostbriefe an Theodora, die heiligmäßige Witwe eines edlen Spaniers, Lucinius, schreibt der heilige Hieronymus:[4] „Als Sieger thront er dort oben, er blickt auf Dich und tröstet Dich in Deinem Kummer und bereitet Dir einen Ort an seiner Seite; er ist erfüllt von jener reinen Liebe, die Euch schon hienieden bewogen hatte, wie Geschwister miteinander zu leben. Einst muß es so sein, wenn der sterbliche Leib mit Unverweslichkeit bekleidet sein wird."

Mit ähnlichen Worten tröstete der hl. Abt Theodor von Studi[5] einen verwitweten Freund: „Dort werden wir den Engeln gleich sein; sobald wir diese Bürde der Verwesung und des Todes abgelegt haben, gehen wir ein zum beständigen und unsterblichen Leben. Wenn uns also die Herrin

verlassen hat, so ist sie von der Finsternis zum Lichte und aus dem der Hinfälligkeit und dem Tode unterworfenen Leben zur seligen Unsterblichkeit hinübergegangen; dort oben werdet auch Ihr sie wiedersehen und an den ewigen Gütern teilnehmen. Im übrigen fasse wieder Mut, denke an die Kinder und an das Haus und vor allem an Deine Seele, bereichere sie mit Tugenden, wie Deine Gattin, diese auserwählte Seele, getan, die uns vorangegangen ist und uns ein herrliches Beispiel eines heilig zugebrachten Lebens hinterlassen hat."

„Du darfst Deine Lage nicht als eine trostlose ansehen," schreibt der hl. Augustinus[6] an eine gewisse Italika. „Haben wir doch die untrügliche Verheißung, daß wir aus diesem Leben in jenes Leben hinübersiedeln sollen, wo diejenigen, die auf der Wanderschaft uns voraus, aber nicht verloren gegangen sind, uns um so lieber sein werden, je mehr sie uns bekannt werden; und in diese Liebe mischt sich nicht mehr die Furcht vor der Trennung.

„Deinen Gemahl, dessen Tod Dich zur Witwe gemacht, kannte niemand so gut wie Du, aber er selbst kannte sich noch besser. Zwar sahest Du ihm ins Angesicht, nicht aber ins Herz; denn das Innere des Menschen schaut nur der Geist, der darin wohnt. Wenn aber der Herr kommt und alles Verborgene aufdeckt und die Gedanken des Herzens offenbar macht, dann wird es in niemand und für niemand mehr ein Geheimnis geben. Was für ein Licht muß das sein, wie mächtig und klar, das alle Herzensgeheimnisse durchdringt und erhellt! Keine Zunge kann es aussprechen, kein Geist erfassen; denn Gott selbst ist dieses Licht."

Auch werden im andern Leben die wiedervereinten Gatten mit voller Klarheit erkennen, wie sehr die zeitweilige Trennung ihnen zum Besten gereichen sollte. Und sie werden dann wetteifern im Danke für die liebevollen Absichten

Gottes, der den einen Teil rechtzeitig zu sich in den Himmel rief, auf daß der andere in der Welt desto eifriger für den Himmel lebe. Des Zwanges und des Bandes entledigt, kehrt die durch das Sakrament geheiligte Zuneigung zurück in den Stand der früheren Freiheit, aus der sie hervorgegangen. Aber sie ist jetzt viel reiner, sanfter und edler als vordem und läuft nicht mehr Gefahr, durch die Eingebungen der Selbstsucht und der Sinnlichkeit in ihren verschiedenartigen Gestalten befleckt zu werden. Das Herz ist nicht mehr so geteilt, und wenn es von jetzt an dem anderen Teile gefallen will, so muß es trachten nach dem, was droben ist. Durch den Schmerz der Trennung und durch die Tröstungen von oben empfängt es eine segensvolle Weihe und erwartet in stiller Wehmut und Sehnsucht den seligen Augenblick, wo es das gelöste Verhältnis in neuer, geläuterter und verklärter Weise fortsetzen soll, im himmlischen Hochzeitssaale nämlich, wo beide sein werden Engel in verklärter Menschengestalt.

Welch ein freudiges Wiedersehen, wenn nach langer Trauer die verlassene Witwe ihren vorausgeeilten Gemahl im Himmel wiederfindet!

Alleluja! Der Bund, der einst am Altare geschlossen worden, wird vor dem Angesichte des Allerhöchsten, in Gegenwart des ganzen himmlischen Hofes erneuert und endgültig besiegelt. Einst segnete ihn Gott durch die Hand des Priesters, jetzt segnet er selbst ihn, und alle Himmelsbewohner sind Zeugen dieser hehren Feier. Auch der neue Perlenkranz, den von nun an das treue Weib als Hochzeitsschmuck tragen wird, bedeutet Tränen; aber es sind die verklärten Tränen, die während der Trennung hienieden so reichlich geflossen. Durch die Erinnerung an die glücklich überstandenen Leiden und Gefahren wird ja das Maß der Freude noch erhöht. Mit überseligem Entzücken kann

die Gattin zu ihrem Gatten sagen: Siehe, die Ehre des Witwenstandes war mir heilig. Im Besitze Deiner teueren Ebenbilder, die Du mir hinterließest, suchte und fand ich Trost. Schwer lastete auf meinen schwachen Schultern das Gewicht der Verantwortung für Deine kostbarsten Schätze; die leibliche und die geistige Pflege unserer lieben Kinder lag mir allein ob. Daß sie auf Gottes Wegen wandeln und in ihm auch uns einst wiederfinden möchten, war meine Sorge, meine Arbeit und mein Gebet. Dich zu lieben, Dich zu bitten, Dein Andenken durch die Nachahmung Deiner Tugenden zu ehren, mahnte ich sie. Vereint nun flehen wir, daß auch sie einst zu uns kommen.

Alleluja! Der seit langem vereinsamte Gatte hat gleich auf der Schwelle der neuen Heimat seine geliebte Gattin wiedererkannt, ganz verändert zwar und doch dieselbe. Freude ohne Maß und Liebe ohne Makel beseelen und beseligen beide. Staunend schauen sie einander im Lichte der Verklärung, beide leuchten wie die Sonne, beide angetan mit dem Strahlengewande ungetrübter Heiligkeit und seliger Unsterblichkeit. Alles Abstoßende und Mißfällige, alle Rauheit und Unebenheit ist verschwunden; der eine hat am anderen nichts mehr zu tadeln, nichts mehr auszusetzen. Der eine ergötzt sich am Anblicke des anderen und freut sich über dessen Seligkeit wie über seine eigene. Die letzte Regung der Selbstsucht ist für immer erloschen. Ein Herz und eine Seele: das ist jetzt zur vollsten Wahrheit geworden; keine Verschiedenheit der Meinungen, kein Zwiespalt der Gesinnungen, kein Widerstreit der Gefühle, keinerlei Zwietracht mehr. Sie sind eins im Denken und Wollen, eins im Besitze und Genusse, eins in der Freude und Liebe.

Was Gott verbunden hat, kann der Tod nicht für immer trennen. Zwar sprach der Heiland zu den Sadducäern:

„In der Auferstehung werden sie weder heiraten, noch geheiratet werden, sondern sie werden sein wie die Engel Gottes im Himmel.“ [7] „Gott aber wird,“ wie Tertullian [8] bemerkt, „im ewigen Leben ebensowenig die trennen, die er vereinigt hat, wie er ihre Trennung in diesem niederen Leben gestattet. Das Weib wird seinem Manne angehören, und der Mann wird besitzen, was in der Ehe die Hauptsache ist, die Liebe.“

Daß diese nach der Auferstehung nicht wie im leiblosen Zwischenzustande eine rein geistige Tätigkeit sein werde, versteht sich von selbst. Denn die Seele, indem sie den Leib wieder annimmt, ihn belebt und sich ganz zu eigen macht, verbindet sich mit ihm von neuem zu einem einheitlichen Ganzen, zur Einheit der Natur und zu einer gemeinsamen Wurzel der Tätigkeit. Nun gehört aber neben der Erkenntnis gerade die Liebe, als der vollkommenste und edelste Ausdruck des Strebens, zu den eigentlichen und wesentlichen Äußerungen der menschlichen Natur, ihres Lebens und ihrer Kraft. Der verklärte Leib ist wegen der ihm zuteil gewordenen Vergeistigung umsomehr imstande, an den höheren Tätigkeiten der Seele, namentlich auch an ihrer Freude über den unverlierbaren Besitz der wiedergefundenen Lieben wahren und wesentlichen Anteil zu nehmen. Die Liebe also, in der die Gemüter zusammenstimmen und ihre beglückendsten und wonnigsten Empfindungen erleben, kann den Seligen nicht fremd sein.

Allein diese besitzende und genießende Liebe ist trotz dem Anteile, den das Gefühl an ihr hat, frei von ungeordneter Leidenschaft; sie ist zwar ganz innig und zärtlich, heiß und heftig, aber zugleich so rein und heilig, daß sich für sie in den verschiedenen Formen der irdisch-menschlichen Liebe eine rechte Ähnlichkeit nicht finden läßt. Nicht in der ehelichen Liebe, ganz abgesehen davon, daß eine in Fleischeslust

und Fleischesdienst versunkene Zeitrichtung das Erdreich dieser Liebe nicht im Garten der Keuschheit, sondern in der Treibhausschwüle der Sinnlichkeit sucht: eine unwürdige und rohe Auffassung, durch die das kostbare Gut der Ehe jeglichen Adels beraubt und bis in seine Quelle verderbt und vergiftet wird.

Vielleicht möchte der eine oder der andere in der bräutlichen Liebe ein Vorbild der verklärten Gattenliebe erblicken. Allerdings lebt die ideale bräutliche Liebe in reinen, seligen Himmelsträumen, und diejenigen Eheleute sind wahrhaft gestraft, die von ihr nie etwas gewußt und den schönen Traum nicht gekostet haben, wie sie so ganz in himmlischer Atmosphäre grünte und blühte und jeden unlauteren Gedanken als unwürdig mit keuschem Abscheu von sich wies. Der Gegenstand, den sie erwählt, erschien ihr als ein Wesen, so hoch und erhaben, daß sie in den gewöhnlichen Zwecken der Ehe eine Entweihung oder Erniedrigung desselben erblickte. Ist die bräutliche Liebe, wie sie sein soll, aber nicht immer ist, so ist sie allerdings in ihren ersten zarten Keimen und Knospen voll reinster Unschuld unentweiht durch den Hauch wilder Leidenschaft. Sie ist der erste Schritt zum Altare, um dort das unzertrennliche Band zu knüpfen; unter dem Segen der Kirche feiert sie ihre hehrste und heiligste Stunde. Die Sonne ihres Glückes strahlt im hellsten Mittagsglanze; daß diese auch einmal sich verdunkeln oder untergehen könne, erscheint unmöglich; und doch hat sie schon im selben Augenblicke den Zenith verlassen.

Mit dem Eintritte in den heiligen Bund glaubt sich die bräutliche Liebe in einen Himmel voll überschwenglicher Seligkeit versetzt, und das Siegel jenes Bundes hält sie für das Siegel eines ewigen Glückes. In Wirklichkeit aber wartet auf sie wie ein Gesetz die allgemeine Erfahrung, daß selbst in der „glücklichsten" Ehe und trotz aller Seelen-

gemeinschaft jenes vollkommene und unendliche Glück, das in die dauernde Lebensgemeinschaft zweier Wesen gelegt ward, hienieden ein unerfüllter Wunsch bleibt.

Die Liebe, wie sie die Welt kennt, ermattet bald; und wenn sie länger dauert, ist sie doch für sich allein, ohne die Stütze edler Freundschaft, christlichen Pflichtgefühles und höherer Gnade nicht stark genug, den geschlossenen Bund zu hüten und in leidenschaftlichen und leidvollen Stunden oder unter den schwersten Opfern treu zu halten bis ins Grab.

Das Menschenherz ist ein Abgrund von unergründlichen Geheimnissen, eine kleine Welt voll unberechenbarer Zufälle, ein Tummelplatz, auf dem Zu- und Abneigung, Liebe und Haß einander jagen. Es ist jenes bewegliche, unstete, unruhige Wesen, das gleich dem wogenden Meere auf- und niederwallt, zwischen den wechselnden Eindrücken hin- und herpendelt, das stets die Gegenwart genießt, aber, mit ihr nie zufrieden, bei der Zukunft bettelt, meist nur bedacht auf die Sicherheit seines Glückes und niemals recht besorgt um die Unsicherheit seiner selbst. Das Herz, das jetzt so rein und edel schlägt, hat vielleicht im nächsten Augenblicke den Sturm wilder Gefühle zu bestehen und auf Leben und Tod zu kämpfen, um im Strudel der Leidenschaften nicht unterzugehen.

Schon Zeit und Gewohnheit tragen das Ihrige dazu bei, daß die Liebe, die von der Sinnlichkeit lebt, allmählich erlischt. Jedes irdische Gut und Glück ist mit dem Mangel behaftet, daß es von ferne her die mächtigste Anziehungskraft ausübt, in der Nähe aber an Wert verliert; in der Ferne überstrahlt das Licht den Schatten, in der Nähe verdunkelt der Schatten das Licht. Da das von argloser Liebe geblendete Auge am leichtesten dieser Täuschung verfällt, so hat die Ehe auch am meisten unter deren

schlimmen Folgen zu leiden. Die Überraschung ist sehr schmerzlich, wenn bei Lichte besehen aller trügerische Schein und Schimmer an der ergaukelten Tugendgestalt verschwindet und überall Schatten und Schlacken sich zeigen. Ferner verliert jedes zeitliche Gut an Reiz, sobald es erreicht ist. Auch in der Ehe macht die Anbetung und die schwärmerische Bewunderung bald einer kühleren Anschauung Platz und geht manchmal über in Kälte und Entfremdung. Und je größer und entfernter das ersehnte Glück erschien, und je mühsamer es errungen ward, desto bitterer ist die Enttäuschung, wenn das Mißverhältnis zwischen Soll und Haben, zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Mittel und Zweck in seiner ganzen Schärfe sichtbar und fühlbar wird.

Es kommt hinzu, daß die Jahre so rasch enteilen und im Fluge die Reize der Jugend forttragen. Der Augenblick tritt ein, wo der Liebende an seiner Liebenswürdigkeit zu zweifeln beginnt und mit Grund besorgt ist, keine Gegenliebe mehr erwecken zu können. Dennoch will er festhalten, was für immer dahin ist und nie wiederkehrt; und anstatt sich in den Lauf der Natur zu fügen, versucht er, ihr zu trotzen und Gewalt anzutun, will durch Zwang oder Knechtschaft eine Leidenschaft wieder entzünden, die mit einer unvermeidlichen Notwendigkeit zu erkalten begann, sobald sie beim Jaworte den ersten Sieg, der oft auch der einzige bleibt, davongetragen hatte.

Dieser Torheit, ein Feuer zu unterhalten ohne Brennstoff, folgt leicht die andere und nicht weniger gefährliche, daß man die Unbeständigkeit des eigenen Herzens nicht verstehen will. Der Liebende erwacht eines Tages wie aus einem Traume; er staunt und begreift nicht, wie er das nicht mehr lieben könne, was er tags zuvor angebetet hat. Er fragt sich nach der Ursache und kann sie nicht finden; er merkt noch nicht, daß nichts anderes sich geändert hat

als das eigene Herz. Sobald er dies aber weiß, erhält er einen Schlag, von dem er sich kaum wieder ganz erholt. Und das ist keine Heilung, sondern nur eine Verschärfung der empfangenen Wunde, daß man in den ungerechten Verdacht sich hineinlebt, das Herz des anderen sei ebenso und zwar zuerst erkaltet. Nur die Seele kann sich vor dieser Doppelpein schützen, die selbst die Tugend übt und darum auch an anderen sieht und liebt. Sie hat ein Auge, mit dem sie auch an den Ruinen des Alters noch einen edlen und schönen Blütenstand entdeckt, der das Herz erfreut und fesselt.

Nur die Liebe, die ihre erste Innigkeit ungeschwächt bewahrt und zugleich die volle Gewißheit ungetrübter Dauer in sich trägt, vermag eine vollkommene Freude zu gewähren. Wo aber wohnt auf Erden eine solche Liebe, wenn selbst die Liebe, die im Angesichte Gottes von der Kirche das Siegel ewiger Dauer und Treue empfängt, den Gefahren der Unbeständigkeit und Untreue ausgesetzt ist! Also keine Art irdisch-menschlicher Liebe ist ohne Mängel. Die Einsicht aber in solchen Unbestand und Wechsel des Herzens erzeugt manchmal schon vorzeitige Besorgnis und vielleicht gar Mißtrauen, das gerade auf das edelste und beste Gemüt am peinlichsten drückt und das Glück der Liebe am empfindlichsten trübt. Jedoch auch hiervon abgesehen, jedenfalls ist die edle bräutliche Liebe mit ihren überschwenglichen Seligkeitsträumen in jeder Ehe bald für immer dahin. Für immer?

Der Tod hat äußerlich die getreuen Herzen getrennt, innerlich aber desto fester geeinigt. Das kühle Grab wird zum Herde neuer Liebe. Das lautere Feuer, das der Wind des rauhen Lebens manchmal auszulöschen drohte, glüht nun still und sicher unter der Asche, die der Tod gestreut. Und in jener besseren Welt, wo nur Friede und Freude wohnt, soll die eheliche Liebe in den ursprünglichen

Stand bräutlicher Zierde und Zartheit, reinster Unschuld und Innigkeit zurücktreten. Sie wird all die erhabenen himmlischen Vorstellungen und Ahnungen, in denen sie damals lebte und webte, über alles Erwarten und Sehnen für ewige Zeiten erfüllt sehen, ohne irgendwie noch auf den Gegensatz und das Verhältnis der Geschlechter und auf jene gegenseitige Ergänzung von Mannes- und Weibesseele angewiesen zu sein, von der es heißt: „Der Mann ist des Weibes Geist, aber das Weib ist des Mannes Seele“.[9] Von ganz anderer Art wie die schmerzlichen Überraschungen im Ehestande wird die Überraschung sein, wenn im Lichte der Verklärung das einst erträumte Idol als wirkliches, leibhaftiges Ideal erscheint, von allen Makeln und Unvollkommenheiten geläutert, strahlend in engelischer Anmut, Schönheit und Würde, übergossen von himmlischer Grazie und Glorie.

Und diese Überraschung beim ersten Wiedererkennen hat nicht etwa den Sinn berauscht, so daß ihr später eine Ernüchterung folgen könnte; die Freude des Wiedersehens nach so langer Trennung hat nicht das Gemüt betäubt, so daß bald eine Müdigkeit eintreten müßte; die Liebe der Neugeeinten hat nicht etwa für den Augenblick die Herzen fortgerissen, so daß nachher eine Erkaltung zu befürchten wäre. Nein, Verwunderung, Freude und Liebe, zwar über die Maßen groß, entspringen der klaren Erkenntnis und der wahren Wertschätzung der beiderseitigen Vorzüge, werden vollkommen von der erleuchteten Vernunft beherrscht und können daher durch keinen Unfall, durch keine Enttäuschung, durch kein Mißverständnis mehr gestört, erschüttert oder geschwächt werden. Ihr erstes Übermaß wird ewig dauern; ein endloser Genuß ohne Überdruß, eine Liebe, gleich unsterblich wie das Leben.

Wohl dem Witwer und der Witwe, die vor dem

jenseitigen Wiedersehen sich nicht zu fürchten brauchen, mögen sie nun im Witwenstande verharren, oder aber nach gewissenhafter Selbstprüfung und Beratung mit anderen aus dringenden häuslichen, erziehlichen oder sittlichen Gründen — „um dem Widersacher keinen Anlaß zu Lästerungen zu geben“ [10] — zur zweiten Ehe schreiten.

Neugierde und Eifersucht beschäftigen sich gern mit der Frage, die einst die Sadduzäer an den Herrn richteten. [11] „Wie würde Dir sein,“ schreibt eine Gattin an ihren Gemahl, „wenn Du mich dort wiederfändest, und ich nach Deinem Tode Gattin eines anderen geworden wäre? Ach, mir würde der ganze Himmel zum Unhimmel geworden sein, wenn ich Dich dort wiedergefunden hätte, und Du nach meinem Tode Gatte einer anderen geworden wärest.“ [12] Das ist eine schwärmerische Klage, die von der Verklärung der ehelichen Liebe zu engelischer Reinheit nichts weiß. Während der irdischen Ehegemeinschaft erträgt allerdings die Gattenliebe keine Teilung, gestattet nicht die gleichzeitige Doppel- oder gar Vielehe. Dagegen kann eine neue Ehe, die aus erlaubten Rücksichten nach dem Tode des einen Teiles von dem überlebenden geschlossen wird, einst jener ersten Liebe keinerlei Abbruch mehr tun. Alle Seligen, die ein besonderes Anrecht aufeinander haben, werden in besonderer Weise einander angehören, und der Mann, der etwa sieben Frauen gehabt hat, wird sie alle als seine Frauen lieben, jede von ihnen, als wäre sie die einzige gewesen, und sie insgesamt in unauflöslicher geistiger Gemeinschaft besitzen. Obwohl aber auf Grund des Ehebundes alle ihm gleich nahe stehen, können sie nach der Rangordnung der Seligkeit sehr ungleich zu ihm gestellt sein, und zwar wird die seiner größeren Liebe würdig und teilhaftig sein, die mit größerer Heiligkeit geschmückt ist.

Mit froher Beruhigung und Sehnsucht konnten die

heiligen Witwen Judith, Monika, Marcella, Paula, Franziska Romana, Franziska von Chantal, Elisabeth u. a. dem glücklichen Augenblicke entgegenharren, wo sie ihre Gatten wiedersehen sollten. Über die letztere wenigstens mögen hier einige Worte Platz finden.

Als im Jahre 1227 Papst Gregor XI. die christliche Welt zur Befreiung des heiligen Landes aufrief, empfing auch der fromme Ludwig, Landgraf von Thüringen und Hessen, das Kreuz aus der Hand des Bischofs Konrad von Hildesheim. Seine jugendliche Gemahlin Elisabeth, die bereits mit dem vierten Kinde gesegnet war, ward darüber ganz betrübt und bat unter Tränen ihren Gemahl, er möge, wenn es nicht gegen den Willen Gottes sei, doch bei ihr bleiben. Als sie aber hörte, daß Ludwig sich durch ein Gelübde verpflichtet habe, ergab sie sich sogleich; denn sie hatte schon lange sich und ihn Gott zum Opfer gebracht. Beim Abschiede sank sie vom Schmerze betäubt zu Boden, und als sie wieder zu sich kam, sah sie ihren Ludwig nicht mehr. Von dieser Stunde an trug sie Witwenkleider; denn sie ahnte, daß er nicht zurückkehren würde. Ihr trauriges Vorgefühl erfüllte sich bald. Als Ludwig an der italienischen Küste das Schiff bestiegen hatte, wurde er von einem heftigen Fieber ergriffen; gestärkt durch die hl. Sakramente, starb er nach kurzer Zeit sanft und gottergeben. Er hatte die Anordnung getroffen, daß seiner teuren Gemahlin sein Ring übergeben, und daß seine Gebeine in Reinhardtsbrunn beigesetzt werden sollten. Als Elisabeth die Trauerbotschaft empfing, ward sie ganz trostlos; nachdem sie aber im Gebete Gott ihr schweres Leid geklagt hatte, faßte sie sich und sprach: Könnte ich auch für ein Haar meinen Ludwig wiedererhalten, ich würde es nicht hergeben, sofern es gegen Gottes Willen wäre. Sie bewahrte ihrem verstorbenen Gemahl die Treue und schlug selbst die Hand des Kaisers

Friedrich aus, obwohl ihr Oheim, der Fürstbischof Egbert von Bamberg, die Heirat befürwortete. Sie opferte alle ihre Kostbarkeiten auf dem Altare, und nachdem sie den Überresten ihres unvergeßlichen Gatten die gebührenden Ehren erwiesen, sagte sie sich gänzlich von der Welt los und nahm den Schleier.

Von welch freudigem Entzücken würde das betrübte Herz der jungen Landgräfin erbebt sein, wenn sie auf einmal in der Schar der heimkehrenden Kreuzfahrer ihren Ludwig erblickt hätte? Vielleicht wäre sie durch die plötzliche Freude getötet worden.

Solches widerfuhr nach einem späteren Kreuzzuge einer Edelfrau in Flandern, Anna von Uutenhove, deren Gemahl Claes dem Herzoge von Burgund zum Kampfe gegen den Sultan Bajazet sich angeschlossen hatte. Die Kreuzfahrer erlitten bei Nikopolis eine harte Niederlage; die dem Schwerte entronnen waren, gerieten in Gefangenschaft, und auch von diesen wurden noch viele hingemetzelt; die übrigen wurden gegen hohes Lösegeld freigelassen. Sie kehrten zurück, Claes von Uutenhove war nicht unter ihnen. Seine trauernde Gemahlin hatte zweimal große Summen als Lösegeld fortgeschickt, diese aber waren zurückgekommen. Die nach Italien ausgesandten Boten hatten keine Nachricht über den vermißten Ritter erfahren können. Sieben Jahre waren verflossen; die lange Ungewißheit und der heftige Schmerz hatten die junge, blühende Frau gebeugt und gebleicht. Es war am Vorabende des St. Nikolai-Festes, des Namenstages ihres geliebten Gatten. Mit bitterer Wehmut gedachte sie des ersten Jahres ihres Ehestandes, das sie so glücklich an der Seite ihres Mannes verlebt; kein zweites war ihm gefolgt. Ihr Kind spielte mit den Geschenken, die St. Nikolaus gebracht, mit Bleisoldaten, hölzernen Schlachtpferden und Lanzen. „Liebe Mutter!“ rief es, „morgen

werde ich die Türken wieder schlagen und den Bajazet töten." Plötzlich entsteht ein ungewohntes Geräusch an der Haustür, und schon eilt jemand die Treppe herauf. Draußen ruft eine zitternde Stimme: „Teure Anna! ich bin es, ich bin frei!" Mit einem Schrei des Entzückens fällt die überglückliche Gattin ihrem Manne in die Arme, während der Kleine dessen Mantel erfaßt und hastig fragt: „Bist du mein Vater? sag! sag!" Claes wollte seine Gemahlin anschauen: Todesblässe lag auf ihrem Antlitze, ihre Augen waren geschlossen, ihr Mund lächelte noch — sie war tot.

Was würde geschehen, wenn plötzlich die Gräber sich öffneten und die vielgeliebten und vielbeweinten Toten leibhaftig im Kreise der Ihrigen erschienen!

Wie der Schmerz, so hat auch die Freude hienieden ihre Grenzen; sie darf diese nicht überschreiten, oder sie muß zugrunde gehen. Sie tötet, wenn sie über den Gipfel des normalen Affektes hinüberwill. Die Natur kann den Schwung nicht ertragen, in den plötzlich das ganze Nervensystem gerät; die Erschütterung ist keine gesunde Bewegung mehr, die Fasern des Systems zerreißen, und das Herz zerspringt. Dagegen verheißt der Heiland eine Freude des Wiedersehens, die nicht aufhören soll: „Euer Herz wird sich freuen, und diese Freude soll niemand von euch nehmen"; kein Rückschlag, keine Erschlaffung wird ihr folgen.

2. So früh verblüht. — Ein Engel im Himmel. — Kindesgrüße von drüben.

„Ach! alle Vöglein klagen
Um dich ihr Trauerlied,
Und alle Blümlein fragen:
Warum so früh verblüht?

Hör, Vöglein, hör es, Blume:
Das Mägdlein ist nicht tot;
Es blüht im Heiligtume,
Dem nie ein Winter droht.

Es hob zum Himmelsgarten
Des Gärtners Hand empor,
Wo lichte Englein warten
Des reinen Kelches Flor.

Dort soll ich's wiederfinden
Vor Gottes Angesicht
Und sel'ge Kränze winden
Mit ihm im ew'gen Licht."
(Luise Hensel.)

Der Tod ist oft sehr eilig. Mancher Rose läßt er nicht Zeit, ihre Pracht zu entfalten und ihren Wohlgeruch auszuatmen. Noch bevor sie ihr Köpfchen aus dem Kelche erhoben und das Auge der Menschen erfreut hat, pflückt er sie ab. Wohl hat dann das Bäumchen alle Ursache, zu trauern; es ist seines Stolzes, seiner Zierde, seiner Freude und Hoffnung beraubt. Die Eltern und besonders die Mütter wissen es, wie wehe es tut, so frühzeitig ein geliebtes Kind durch den Tod verlieren zu müssen. In ihm fanden sie sich selbst wieder, auf dieses hatten sie ihr Lebensglück und ihre Lebensfreude gebaut. Welch schmerzlicher Wechsel, wenn die Freuden- und Dankestränen, mit denen sie den Eintritt

ihres Ebenbildes in diese Welt begrüßten, plötzlich in Tränen der Trauer über dessen raschen Austritt aus ihr sich verwandeln! Tausend freudige Erwartungen, süße Hoffnungen, glänzende Aussichten sinken mit ihm ins Grab. Wahrlich, die Tränen, die hier fließen, sind gerecht; alles Bittere und Betrübende, das Tod und Trennung haben, tritt hier in hohem Grade zusammen. Wenn der lebensmüde Greis sich nach langem Tagewerke endlich schlafen legt und sein abgetragenes Kleid der finsteren Grabeskammer übergibt, so erblicken wir sozusagen die Gesetze der Natur in ihrem ruhigen und regelmäßigen Gange; es kann ja nicht anders sein, als daß der Baum, der geblüht und Früchte getragen, durch den kalten Herbstwind entblättert wird.

Wenn aber der Frost die ersten Frühlingsblüten vernichtet, der Hagel die üppig aufschießende Saat knickt; wenn ein junges Leben dem Tode zum Opfer fällt, so ist der allmähliche Stufengang der Natur plötzlich unterbrochen; da erscheint der Herr über Leben und Tod fast im Widerspruche mit sich selbst, weil er sein eben begonnenes Werk so bald wieder zerstört. Der Engel ist aus dem Elternhause gewichen und hat alle Freuden aus ihm mitgenommen; er hat eine Lücke gelassen, die niemals ganz wieder ausgefüllt wird.

Der Vater vergaß alle Sorge, wenn sein Auge mit stillem Entzücken auf dem unschuldigen, heiteren Antlitze seines Lieblings ruhte. Das Mutterherz fühlte sich reichlich belohnt für die ungezählten Mühen und Ängste bei Tag und Nacht, wenn der Säugling in ihren Armen ruhte und sich mit seinen zarten Händchen um ihren Hals schmiegte. Das Bild, das beständig vor dem Geiste der Eltern schwebte und sie in die süßesten Träume einwiegte, weicht auch nach dem Tode nicht, und gerade die Erinnerung an die Hilflosigkeit und Schwäche, an die langsame und mühevolle Entwicklung, an das Trippeln und Stammeln

des entrissenen Kindes erweitert die geschlagene Wunde und vermehrt den herben Schmerz. War der Sohn oder die Tochter bereits erwachsen, ausgezeichnet durch schöne Anlagen des Geistes und des Gemütes, durch edle Sitten und ein tugendhaftes Leben, der Stolz des Hauses, die Stütze und der Trost des Alters, so ist das Leid noch viel größer.

Gewiß ist es sehr betrübend, wenn ein anmutiger Säugling, ein lebensfrohes Kind, ein hoffnungsvoller Jüngling, eine blühende Jungfrau aus diesem Leben scheidet. Aber anderseits ist es auch schön, sagten die Alten, das Leben zu verlassen, bevor es Zeit gehabt, Elend und Gefahren zu bereiten. Denn oft ist die Frucht eines langen Lebens: viel Böses sehen, viel Böses begehen und viel Böses leiden.

Mit diesen Gedanken suchte schon der heidnische Schriftsteller Plutarch[13] seinen Freund Apollonius zu trösten. Er erinnert ihn an den weisen Ausspruch des Menander: „Den die Götter lieben, der stirbt jugendlich“, und an den des Euripides: „Das Leben ist nichts wie Mühe und Not“; darum sei es eine Wohltat für den früh Verablichenen, daß er in der Blüte seines Alters als ganz unverdorbener Jüngling, geachtet und geliebt von allen, aus dieser Welt gegangen sei. Er vergleicht das Leben mit einem Gastmahle und preist denjenigen glücklich, der es verläßt, bevor er durch die dem Alter eigene Schwäche in Trunkenheit und Taumel gefallen sei. Dann führt er eine Stelle aus dem Dichter Pindar an, der den Frommen einen anmutigen Ort in der Unterwelt in Aussicht stellt, macht aber die zweifelnde Zwischenbemerkung: „Wenn es wahr ist, wie man wohl glauben darf.“

Arme heidnische Eltern, gemartert von Zweifel und Ungewißheit in dem schmerzvollen Augenblicke, wo sie des Liebsten und Besten, das sie besaßen, beraubt wurden!

Man philosophiere indes zum Troste der betrübten Eltern

noch so schön und ergreifend über die Schwächen und Gebrechen des Alters, über die Mühseligkeiten und Beschwerden des Lebens, denen das geliebte Kind für immer entrissen worden; man sage den Eltern sogar, daß sie vielleicht durch ihren frühen Schmerz sich von allem Leid und Weh loskaufen sollen, das so manche undankbare Kinder im späteren Alter ihren Eltern bereiten: man wird schwerlich siegen über die Macht des Schmerzes und leicht Gefahr laufen, als unzeitiger Tröster zu erscheinen. Unterbricht man dagegen das heftige Schluchzen und Klagen durch das tröstliche Wort: „Wiedersehen im anderen Leben!" so findet man den geraden Weg zu dem trauernden Vater- und Mutterherzen. Denn diesem hat gleich schon die natürliche Liebe gesagt, daß sie niemals des verstorbenen Kindes vergessen und daher auch nicht ewig dessen beraubt sein könne. Und was die Natur gesprochen, ist nicht eine Selbsttäuschung, sondern empfängt durch den Glauben eine zweifellose und unerschütterliche Gewißheit.

Der fromme Job verlor an einem Tage seine zehn Kinder und überdies seine ganze Habe und seine leibliche Gesundheit. Allein die Seele des gottergebenen Dulders hielt stand gegen alle diese furchtbaren Stürme; denn sie stand fest auf dem Felsen der Hoffnung des Auferstehens und des Wiedersehens.

Selbst der christlichen Mutter will das Herz brechen, wenn ihr sterbendes Kind den letzten Seufzer seines brechenden Herzens ausstößt; vielleicht ist sie von dannen geeilt; denn sie kann eher statt ihres Kindes leiden, als es leiden sehen. Die Mutterliebe muß sie staunen und schaudern machen bei der Erinnerung an jene jüdische Mutter, die ihre sieben Söhne allzumal dem qualvollsten Martertode dahingab. Und wer hat das Wunder gewirkt, daß diese Heldenmutter beim Anblicke ihrer entsetzlich leidenden Kinder der Schwäche

ihres Geschlechtes und der Wucht ihres Schmerzes nicht erlag, daß sie vielmehr freiwillig Zeugin sein konnte, als auf Befehl des grausamen Wüterichs Antiochus Epiphanes ihre Söhne mit Geißeln und Riemen geschlagen wurden, als ihnen die Zunge ausgeschnitten, die Haut vom Kopfe gezogen, Hände und Füße abgehauen und sie so verstümmelt in ehernen Kesseln gebraten wurden?

Vernehmen wir aus ihrem eigenen Munde das Geheimnis eines Starkmutes, der aus einem schwachen Weibe und aus einer zärtlich liebenden Mutter die größte Heldin der vorchristlichen Zeit gemacht hat. Sechs ihrer Söhne hatten unter furchtbaren Peinen ihr Leben geendet; der jüngste allein war noch übrig. Diesem beteuerte Antiochus unter einem Eide, ihn glücklich zu machen und wie seinen Freund zu halten, wenn er ihm gehorchen wolle. Vom Kinde wendet sich der gottlose König, halb schmeichelnd, halb drohend, an die Mutter: er beschwört sie bei ihrer Mutterliebe, daß sie für das Heil ihres Kindes sorge. Und in der Tat, der Tyrann oder vielmehr das Mutterherz hat gesiegt; die Mutter verspricht, ihren Sohn zu — bereden! „Und sie wandte sich zu ihm und sprach, dem grausamen Tyrannen zum Hohne, in der vaterländischen Sprache: Mein Sohn! erbarme Dich meiner, die ich Dich neun Monate unter dem Herzen getragen, drei Jahre gesäugt und genährt und bis zu diesem Alter erzogen habe. Ich bitte Dich, Kind! aufzuschauen und Himmel und Erde und alles, was darin ist, zu betrachten und zu erkennen, daß Gott dieses und das menschliche Geschlecht aus nichts gemacht hat. Darum fürchte Dich nicht vor diesem Henker, sondern sei würdig Deiner Brüder und nimm, ihrer Leiden teilhaftig, den Tod an, damit ich Dich in der Erbarmung (die wir erwarten) mit Deinen Brüdern wiederfinde.“ [14]

Noch ehe die Sonne dieses blutigen Tages sich neigte,

hatte die Heldenmutter ihre Kinder wiedergefunden, um ewig mit ihnen vereinigt zu sein. Am jüngsten Tage wird sie diese auch in ihren mit der Marterkrone geschmückten Leibern wiedersehen, und sie selbst wird in der Herrlichkeit ihrer verklärten Leiblichkeit strahlen inmitten ihres glänzenden Siebengestirns. So auch die hl. Felicitas unter ihren sieben Söhnen und die hl. Symphorosa unter den ihrigen. So endlich jede Mutter in der Mitte ihrer Kinder, die sie nach dem Gesetze des Herrn für den Himmel erzogen hat.

Unter den zahlreichen Trostgründen, die die gebenedeite Schmerzensmutter unter dem Kreuze aufrecht erhielten, war das Wort ihres Sohnes vom dritten Tage und vom Wiedersehen nicht der schwächste. Unsere Hoffnung am Sterbebette der Unsrigen wird sich zwar nicht so rasch verwirklichen, aber darum ist sie nicht weniger sicher. Wer also fest hofft, hat's nicht eilig.

Die schönsten Blumen verwelken am schnellsten, die lieblichsten Früchte fallen zuerst ab. Aber sie gehen nicht verloren, sondern werden sorgfältig eingesammelt in die himmlischen Vorratskammern.

„Will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tode ein Menschenherz.“ (Körner.)

„Das Mägdlein ist nicht tot, sondern schläft,“ sprach der Herr zu dem weinenden Jairus. Wirklich tot war die Tochter in den Augen der Menschen, aber in den Augen Gottes schlief sie nur. Was nach dem Gange und dem Gesetze der Natur Tod heißt, ist vor dem Wirken und Walten der Kraft Gottes Schlaf, aus dem die Posaune des Engels alle Schlummernden auferwecken wird. Das beweinte Kind ist nicht tot, sondern schläft, und bevor es schlafen ging, hatte es „gute Nacht!“ gesagt auf ein glückliches Wiedersehen am neuen Tage, am Morgen des großen Sabbats nämlich, dem keine Nacht mehr folgen wird.

Der hl. Paulinus von Nola († 431), der das prunkvolle Senatorengewand mit dem demütigen Mönchskleide vertauscht hatte und später auf den bischöflichen Stuhl von Nola erhoben war, tröstet die trauernden Eltern Pneumatius und Fidelis über den Verlust ihres achtjährigen, mit hohen Vorzügen des Geistes und des Herzens ausgestatteten Söhnchens Celsus. Angelini[15] teilt aus dem in Versen abgefaßten Trostbriefe u. a. folgende Gedanken mit: „Ihr, meine lieben Freunde, Pneumatius und Fidelis, wenn Ihr wieder zu Eurem Celsus kommen und Euch in alle Ewigkeit im Schoße Gottes mit ihm erfreuen wollt, so wandelt auf dem engen und beschwerlichen Wege, der zum Himmel führt, und trachtet danach, das Leben und Beispiel Christi in Euch nachzubilden. Und Du, o süßester Celsus! neuer Himmelsbürger, Gegenstand der Tränen, der Freude und des Ruhmes Deiner Lieben; Celsus! Du unser Auge, unser Herz, unser Gut, gedenke unser bei Gott! Kurz und schön wie eine Blume war Dein Leben unter uns, aber Deine weit über die Jahre gehende Frömmigkeit verdiente Dir einen ewigen Lohn. Lebe mit meinem unschuldigen Söhnlein, das so viele Tage alt war, als Du Jahre; lebet beide selig bei jenen unschuldigen Kindlein, die das Schwert des Herodes hinmähte, jauchzet mit ihnen in der Umgebung des Lammes und reicht ihm in Euren zarten Händchen Palmzweige und Blumenkränze; erlustiget Euch miteinander in dem ewigen Garten, wo die Rose nicht sticht, die Tulpe sich nicht entfärbt, die Lilie nicht verwelkt. Mir aber und meiner Theresia — die gleich ihrem Gemahl der Welt entsagt hatte —, dem Pneumatius und seiner Fidelis, die wir von Eurem Blute sind, erfleht uns von Gott, daß wir in der himmlischen Stadt wieder mit Euch vereinigt werden."

„Unser Geliebter ist nicht unter die Erde gegangen,

sondern in den Himmel," schrieb der hl. Basilius[16] an seinen Freund Nektarius, der seinen einzigen Sohn verloren hatte. „Die Stunde der Trennung wird nicht lange dauern. Wenn er auch schneller das Ziel erreicht hat, wir alle werden es ebenfalls erreichen und alle in dieselbe Herberge gelangen. So sei es uns vergönnt, die Reinheit dieses Engels in uns nachzubilden und frei von Schuld in jenen Hafen der Ruhe einzugehen, wo die Kinder in Christo verweilen."

„Wenn daher das Mägdlein von Dir gegangen ist," tröstet der hl. Gregor von Nyssa[17] die Kaiserin Placilla, „so ist es zum Herrn hinübergegangen; wenn es für Dich die Augen geschlossen, so hat es sie dem ewigen Lichte geöffnet; es sitzt nicht mehr neben Dir, aber neben den Engeln zu Tische; es ist Deinem Garten entrissen, aber ins Paradies verpflanzt, von einem Reiche in ein anderes übergesiedelt; es hat den kaiserlichen Purpur ab- und einen anderen angelegt, und dieser neue ist weder aus Wolle noch aus Seide, sondern aus den Strahlen unvergänglicher Herrlichkeit gewebt. Welch ein herrlicher Tausch! Es schmerzt Dich, daß Du nicht mehr das liebliche Gesichtchen schaust, aber die wahre Schönheit ruht in der Seele, die jetzt in den Chören der Engel weilt. O wie schön ist jenes Auge, das Gott schaut, wie anmutig die Lippen, von denen Gott Lob erschallt; der Herr liebt es ja, aus dem Munde der Kinder und Säuglinge sich Lob zu bereiten. Wie prächtig sind jene Händchen, die nie etwas Böses getan, wie reizend die Füßchen, die die Wege der Sünde nicht gewandelt und auf der Straße der Gottlosen keine Spur hinterlassen haben. Wie entzückend ist der Anblick der Seele, die nicht von Smaragden und Edelsteinen, sondern in dem sanften Schimmer der Unschuld, Einfalt und Frömmigkeit strahlt."

Wie überaus wohl also sind jene Kleinen daran, die diese Welt voll Sünde und Leid mit den Himmelsfreuden

vertauscht haben. „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht," sprach der Herr; „denn ihrer ist das Himmelreich." Welche Beruhigung für die hart betroffenen Eltern, einen ihrer Lieblinge in seliger Sicherheit aufbewahrt zu wissen für den großen Tag des frohen Wiedersehens! Weinen mögen sie über den harten Verlust, aber nicht wie Rachel, die sich nicht will trösten lassen; sie am allerwenigsten dürfen trauern „wie die, die keine Hoffnung haben".

Der hl. Chrysostomus sagt in der öfters genannten Predigt über die Entschlafenen: „Es schmerzt mich, so klagst Du, daß ich den verloren habe, der meine Tage froh machte. Aber höre, mein guter Freund: gesetzt, Du hättest Deine Tochter einem angesehenen und braven jungen Manne zur Ehe gegeben, und dieser zöge mit ihr in ein fernes Land und machte sie reich und glücklich: würde nicht das Glück Deiner Tochter Dir den Schmerz der Trennung lindern? Wie darfst Du nun trostlos weinen, wenn nicht ein Freund, nicht ein Verwandter von Dir, sondern Dein Gott, Dein König und Herr, Dein Kind zu sich genommen hat?"

Könnten die jammernden Eltern die schönen innigen Grüße vernehmen, die aus der lieblichen Engelschar ihr Herzenskindchen, nun selbst ein Engel, herniedersendet: ihre Schmerzenstränen würden sich leicht zu Freudentränen verklären.

Der hl. Hieronymus[18] läßt in einem Trostbriefe an seine Freundin Paula deren verstorbene Tochter Blesilla also sprechen: „Wenn Du mein Bestes willst, gute Mutter! so störe doch nicht meine Ruhe und meine Freude durch Dein Weinen. Du meinst vielleicht, ich sei allein; o nein! wie schön ist die Gesellschaft, in der ich lebe! Wie viele sehe ich hier, die ich früher nicht kannte; ich bin bei Maria,

der Mutter des Herrn, ich bin bei den heiligen Frauen, deren Lob das Evangelium verkündet. Du bemitleidest mich, daß ich die Welt verlassen, aber ich bedauere jetzt Dein und aller Verwandten Los, die Ihr noch im Kerker des Leibes schmachtet und jeden Tag mit einem Heere von Feinden kämpfen müßt, die Euch ins Verderben ziehen wollen."

Überaus sinnige Trostbriefe läßt Antoniewicz[19] einen „Engel im Himmel" an die trauernde Mutter auf Erden senden: „Liebe Mutter! Bald wirst Du mit Gottes Hilfe an meinem Grabe knieen, Dein Auge wird heiße Tränen weinen, und die Wunden Deines Herzens werden sich öffnen. Geliebte Mutter! ich bitte, ich flehe Dich um eine Gnade an. Weine Dich aus, Gott wird Deine Tränen heiligen, aber senke nicht diese in Tränen schwimmenden Augen in die Nacht des Grabes; denn dort bin ich nicht. Was sucht Ihr den Lebenden unter den Toten? Erhebe sie zum lichten Himmel empor, dort ist Dein Stanislaus, und er lebt und liebt. Deine Tränen sollen nicht Tränen des Leides, sondern Tränen der Sehnsucht sein, damit sie Dich zu Gott und zu mir bringen.

„Liebe Mutter! Wenn Du nach dem Morgengebete diesen Brief siehst, und der Schmerz um mich Dein Herz drückt, und Du mir Deine Tränen zum guten Tag von der Erde zum Himmel schickst, dann sende ich Dir vom Himmel auf die Erde den Segen, den ich täglich für Dich bei Gott erbitte. Wenn Du früh erwachst, so erhebe Dein Herz zu Gott, und bei Gott wirst Du mich finden; denn ich weiche keinen Augenblick von ihm. Wenn Du an Gott denkst, denkst Du auch an mich; wenn Dein Geist und Dein Herz sich von Gott wegwendet, wendet Dein Geist und Dein Herz auch von mir sich weg."

Der hl. Aloysius von Gonzaga[20] schrieb am 10. Juli 1591, elf Tage vor seinem Tode, an seine Mutter:

„Ich bitte Sie, erlauchte Frau Mutter, darauf bedacht zu sein, daß Sie nicht wider diese unendliche Güte handeln, indem Sie den als tot beweinen, der in Gottes Nähe leben wird, um Ihnen mit seinem Gebete viel mehr zu nützen, als er es hier vermochte. Die Trennung wird keine lange sein. Dort oben werden wir einander wiedersehen und uns ohne Ermüden freuen, mit unserem Erlöser vereint, ihn nach unserem Vermögen preisend und seine Barmherzigkeit ewig verkündend."

Glücklich daher die Eltern, die einen „Engel im Himmel" haben; doppelt glücklich, wenn sie, für seine Engelsunschuld zitternd, zu schwach waren, sie zu schützen. Obwohl dieser neue Engel die glorreiche Gesellschaft aller unschuldigen Kinder, aller Engel und Heiligen insgesamt genießt, vergißt er doch seiner zurückgebliebenen Eltern nicht. Stets gedenkt er, daß er zum Teil ihnen sein Dasein und seine Glückseligkeit verdankt, daß er zuerst aus ihrem Munde den Namen Gottes vernahm, daß er zuerst in den Armen des Vaters und auf dem Schoße der Mutter Gott, den himmlischen Vater, erkennen, ihn lieben und zu ihm beten lernte. Er hört nicht auf, seine Eltern auf Erden zu lieben und für sie zu bitten am Throne des Allerhöchsten.

Von diesem Gebete singt die fromme Dichterin Anna Procter:

„Gewiß, der Heil'ge denkt der armen Brüder,
Die noch auf Erden wallen, im Gebet;
Doch kein Gebet ist zärtlicher im Himmel,
Als wenn ein Kindlein für die Eltern fleht."

Und wenn des Vaters und der Mutter letzte Stunde schlägt, wird der vorausgesandte Engel mit seinem Schutzengel ihnen entgegeneilen. Das unbeschreibliche Wonnegefühl,

in dem das Herz der Eltern schwelgt, wenn sie zum erstenmal ihr Erstgeborenes erblicken, ist ein schwaches Vorgefühl der überseligen Wonne, mit der sie beim einstigen Wiedersehen ihr für den Himmel gerettetes Kleinod zurückempfangen.

Nach der Schlacht am trasimenischen See (217 v. Chr.) war einer römischen Mutter berichtet worden, ihr Sohn sei gefallen; erstarrt vor Schmerz, saß sie da, als sie ihn plötzlich eintreten sah; vom Blitzstrahle heftiger Freude getroffen, fiel sie entseelt zu Boden. Das glückselige Wiedersehen im Jenseits kann durch solche schmerzliche Szenen nicht getrübt werden.

„O weine nicht! Ich bin Dir nicht gestorben,
Ein ewig selig Leben ging mir auf.
O sähst Du ihn, den Kranz, den ich erworben,
Es hemmte gleich sich Deiner Tränen Lauf.
Hier wohnt der Friede, leuchtet ew'ges Licht.
O weine nicht!

O weine nicht! Was sollt' ich länger wallen
Im dunklen Land, wo Tod und Sünd' Euch schreckt?
Mir ist das Los, das herrlichste, gefallen:
Mein Palmzweig grünt, mein Kleid ist unbefleckt.
Ich schau' in Wonne Gottes Angesicht.
O weine nicht!

O weine nicht! Sieh, wie die Jahre schwinden!
Auch dich trägt bald ein Engel zu mir her,
Du wirst mich selig unter Sel'gen finden,
Und ewig trennt uns dann kein Sterben mehr.
Drum hebe fromm zu Gott Dein Angesicht
Und weine nicht!"

(Luise Hensel.)

3. Trauer und Trost beim Tode der Eltern, Geschwister und Freunde.

„Ach! auf jenen Strahlenhöhn,
Wo dem Sieger Palmen winken,
Und der Tugend Fahnen wehn,
Werden wir uns wiedersehn,
Wenn wir manchen Kelch erst trinken,
Den die Hand der Prüfung reicht,
Und nicht gleich zu Boden sinken,
Wenn ein Unglück uns erreicht.“
(v. Brinkmann.)

Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ist ewig. Aber auch die Liebe der Kinder zu den Eltern ist unauslöschlich, und in jedem gut gearteten Kinde nimmt sie mit den Jahren zu an Klarheit und Kraft. Mögen auch der alternde Vater und die gebrechliche Mutter nichts Großes mehr vollbringen können; wenn ihr Auge gebrochen ist, erhellt aus des Kindes tränenvollem Blicke, daß es für das Vater- oder Mutterherz einen irdischen Ersatz nicht gibt.

Erst wenn die Eltern uns verlassen haben, fühlen wir so recht, wie sehr wir sie geliebt haben; erst in der Trennung merken wir, daß der Fäden ungezählte gewesen, mit denen ein stiller Instinkt unser Herz an das ihrige geknüpft hat. Wir entdecken in unserer Seele einen ungeahnten Reichtum von Liebe, den zu messen wir nie veranlaßt wurden, und diese Entdeckung ist bei allem Schmerze, den sie verursacht, doch ein großer Trost.

Früh die guten Eltern verlieren zu müssen, ist ein unsäglich bitteres Mißgeschick; in späteren Jahren ihrer beraubt zu werden, schmerzt in einer Beziehung noch mehr; denn jetzt fühlt das kindliche Gemüt die ganze Wucht des Stoßes, durch den es in den Zustand der Verwaisung und Verlassenheit versetzt ward. Mögen auch die erwachsenen Söhne

und Töchter sich selbst helfen können: sie haben keine Eltern mehr, sie haben die verloren, an deren Seite sie stets sich heimisch, wohl und sicher fühlten, von denen sie am reinsten und uneigennützigsten geliebt wurden, deren Rat und Trost ihnen niemals fehlte. „An dem Tage, da ich meine Mutter verlor, ward ich auf einmal ein alter Mann," sagt Msgr. Ségur in seinen Erinnerungen an seine Mutter. „Wie die Distel stehe ich einsam auf der Heide," klagt die verwaiste Zigeunerin.[21]

„Die Hand, die segnet und ordnet und pflegt,
Das Herz, das liebt und leidet und trägt,
Wird erst erkannt, wenn an düstrer Gruft
Den Mutternamen die Sehnsucht ruft."
(F. W. Weber.)

„Das Herz zerfloß mir in unaussprechlicher Betrübnis und das Auge in Tränen, als ich ihr die Augen zudrückte," schreibt der hl. Augustinus[22] über seine Trauer beim Tode seiner geliebten Mutter Monika. Er klagt, wie schwer ihm zumute gewesen im harten Kampfe mit seinen Tränen. Der hl. König Ludwig[23] stieß einen entsetzlichen Schrei aus, als er auf seinem Kreuzzuge in Palästina die Trauerbotschaft vom Ableben seiner frommen Mutter Blanka empfing. Er brach in heftiges Weinen aus, warf sich auf die Kniee, rang die Hände und sprach: „O Herr und Gott! Dank sei dir, daß du mir meine geliebte Mutter und Herrin bis jetzt gelassen, solange es deiner Güte gefiel, und daß du sie nun zu dir gerufen hast nach deinem Wohlgefallen." Das ist die Trauer des Christen.

Das Gemüt der Kinder schaudert zusammen, wenn sie das leibliche Dasein derer zerstört sehen, von denen sie ihr Dasein empfingen. Das Auge des treuen Vaters, der lieben Mutter, das stets über ihnen gewacht und mit soviel Milde und Güte sie angeblickt, ist erloschen; der Mund, der so liebevoll sie belehrt, ermahnt, gewarnt, getröstet, ist stumm; die

Hand, die ungezählte Wohltaten ihnen gespendet, ist erstarrt; das Herz, das von lauterster Liebe für sie schlug, steht still.

Wie einsam und finster ist alles um mich her am Grabe meiner unvergeßlichen Eltern, wie arm und gebeugt, wie schutzlos und verlassen fühle ich mich in der nächtlichen Dunkelheit, die hier lagert! Ich jammere nach Euch, ich rufe Eure Namen, und Ihr höret nicht; auf meine vielen Fragen und Klagen gebet Ihr keine Antwort.

Keine Arbeit war Euch zu lästig, keine Mühe zu groß, kein Opfer zu schwer, wenn es galt, mir Gutes zu tun. Eure erste Sorge am Morgen und Eure letzte am Abende war auf mich gerichtet; sie beschäftigte Euch im Traume, sie weckte Euch aus dem Schlummer. Ich genieße den irdischen Lohn Eurer Arbeit, die Früchte Eures sauren Schweißes. Unaussprechlich großen Dank habt Ihr verdient, nur ganz geringen habt Ihr empfangen. Ihr mußtet fort. Schwer lastet auf mir die Pflicht kindlicher Dankbarkeit; darum muß ich Euch wiedersehen im anderen Leben, um Euch zu sagen, wie gut Ihr es mit mir gemeint, wie viel Ihr für mich getan habt; um ewig Euch zu lieben und zu ehren und Eure Seligkeit durch die meinige zu vermehren.

Oft habe ich Euch beleidigt und gekränkt; den größten Teil der Genugtuung für alle Betrübnis und Bitterkeit, die ich Eurem Herzen bereitet, bin ich Euch schuldig geblieben. Wohl habt Ihr mir verziehen, wohl bete ich zu Gott für Euch, um Euch zu helfen, wenn Ihr der Hilfe noch bedürftig seid; aber ich muß Euch wiedersehen, um Euch die ganze Schuld zu bezahlen, die Ihr zu fordern habt, um ewig Euch zu dienen, ohne Euch jemals wieder zu betrüben. Hienieden fühltet Ihr für alle Mühen und Sorgen Euch reichlich belohnt, wenn ich Eure weisen Lehren und liebevollen Ermahnungen befolgte. Möge schon jetzt mein hl. Schutzengel Euch sagen, wie sehr ich Euch liebe, allen Undank und

Ungehorsam schmerzlich bereue, wie fest ich entschlossen bin, Eure Tugenden fortzusetzen. Gesegneter Augenblick, wo ich Euch wiedersehe, Euch, meine guten Eltern, von denen ich im wahren Glauben und von Gott erzogen ward, von denen der erste Strahl der Gotteserkenntnis in meine Seele geleitet, der erste Funke der Gottesliebe in mein Herz geworfen ward. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich Euch dann erzählen kann, daß ich Eure ehrwürdigen Vermächtnisse getreu erfüllt und meine heiligen Gelöbnisse gehalten habe. Als ich, an Eurem Sterbebette knieend, von Eurer zitternden Hand und aus Eurem stammelnden Munde den letzten Segen empfing, da brannte mein Herz, und heiße Tränen flossen über meine Wangen. Wenn aber an der Pforte unserer gemeinsamen himmlischen Wohnung Eure verklärte Hand und Euer selig lächelnder Mund zum erstenmal mich segnen wird, dann wird meine Freude und Wonne kein Ende nehmen; ewig und unzertrennlich werden wir zusammenwohnen in den heiligen Zelten Sions.

Die Fesseln, die Ihr abgeworfen und im Grabe zurückgelassen habet, verkünden mir Eure Befreiung. Der Leib, in dem die liebste Seele gewohnt, schläft sanft und friedlich im Schatten des Kreuzes; hier ruht er aus von seinen Mühen und Sorgen, von seinen Kämpfen und Leiden, aber er wird nicht ewig schlafen. Der gesagt hat: „Ich lebe, und auch Ihr sollt leben“;[24] „ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist“,[25] er wacht über dieser Gottessaat und wird sie beim Aufgange der Morgensonne des jüngsten Tages zur Reife bringen. Mag inzwischen das Grab an dem mit Fleisch und Haut bekleideten Knochengerüste seine Rechte ausüben, nicht ewig kann es seine Beute behalten. Euer Haus war baufällig und brach zusammen; als neuer, unverwüstlicher Palast wird es wiedererstehen, glänzender

als Gold und Edelstein, funkelnder als Kristall. Alternd, hinfällig und gebrechlich habt Ihr mich verlassen; strahlend in unsterblicher Jugendschönheit werdet Ihr wiedererscheinen; Ihr werdet „leuchten wie die Sonne im Reiche des Vaters",[26] „wie der Glanz des Firmamentes und wie die Sterne in alle Ewigkeit".[27]

Gregor von Nazianz[28] sprach in der Leichenrede auf seinen verstorbenen Vater, der ebenfalls Gregor hieß: „Jetzt kann er uns viel mehr durch seine Gebete nützen, als er uns bisher durch seine Lehre genützt hat. Denn da er die körperlichen Fesseln abgelegt hat, ist er um soviel näher bei Gott." Kindern, denen die Mutter früh entrissen worden, sandte Adolf Kolping[29] nachstehende Trostworte: „Wir stehen später im Leben so oft erstaunt stille, indem wir die wunderbaren Anordnungen Gottes in unseren eigenen Lebensschicksalen erwägen, wenn es uns selbst deutlicher und immer deutlicher wird, daß gerade jene Leiden, über die wir zurzeit wie verzagt zusammenzuckten, die gesegnetsten Wendepunkte unseres Lebens gewesen. Ich verlor meine unvergeßliche Mutter in einer Zeit, wo sie mir menschlicher Berechnung zufolge am unentbehrlichsten schien. Aber ich hatte sie in der Tat nicht einmal verloren, wie ich wähnte, sondern ihrer verklärten Liebe, die doch noch besser war, als sie hienieden sein konnte, bin ich dann erst recht froh geworden. Ihren Schutz habe ich erfahren, daß ich Gott zu danken Ursache habe, der ihre Liebe zur rechten Zeit verklärt hat, um ihr mehr Kraft zu verleihen, als im sterblichen Leibe möglich war." „Dank Dir, geliebteste Mutter!" ruft der unvergeßliche Bischof Sailer[30] aus. „Ewig bleibe ich Dein Schuldner. So oft mir Dein Blick, Deine Gebärde, Dein Wandel vor mir, Deine Leiden, Dein Schweigen, Dein Geben, Dein Arbeiten, Deine segnende Hand, Dein stilles, stetes Gebet ins Auge trat: von den frühesten Jahren an

ward das ewige Leben, das Gefühl der Religion mir gleichsam neu eingeboren. Und dieses Gefühl konnte nachher kein Begriff, kein Zweifel, kein Reiz, kein entgegengesetztes Beispiel, kein Leiden, kein Druck, selbst keine Sünde töten. Es lebt noch in mir das ewige Leben, obgleich Du schon vor mehr als sechzig Jahren das Zeitliche verlassen hast."

Unsere guten Eltern sind dem Rufe des Herrn gefolgt und fortgezogen aus diesem elenden Lande in das gelobte Land, das er ihnen zeigte. Sie sind vorausgeeilt, um uns Kindern dort eine Wohnung zu bestellen. Obwohl unseren leiblichen Augen entzogen, haben sie uns doch nicht als Waisen zurückgelassen: sie sind bei uns geblieben mit ihrer Liebe, an die ihr Bild, das unauslöschliche, unaufhörlich uns erinnert. Sie können nicht vergessen, daß wir ihre Kinder, ihre Ebenbilder sind, daß auch wir sie lieben und uns nach ihnen sehnen. Darum bitten sie für uns am Throne Gottes und beschützen uns auf der Pilgerreise, auf daß wir den Weg zu ihnen nicht verfehlen. Inzwischen spinnt unser Herz ein zartes Netz der zärtlichsten Gemütsstimmungen über die trennende Kluft und schlägt sehnsuchtsvoll der Stunde des Wiedersehens entgegen.

Wer über den Verlust teurer Geschwister trauert, findet Trost beim hl. Ambrosius.[31] Dieser berühmte Erzbischof von Mailand hatte einen mit allen Tugenden und Zierden eines Jünglings ausgestatteten Bruder Satyrus. Die Natur hatte das Band der brüderlichen Liebe unter ihnen noch verstärkt; Auge, Stirn, Stimme, Haltung, Gang waren bei beiden eher gleich als ähnlich zu nennen, so daß man Ambrosius in Satyrus und Satyrus in Ambrosius sah und es oft geschah, daß sie miteinander verwechselt wurden. Ambrosius hatte nach seinem eigenen Geständnisse zu niemand mehr Liebe gehabt als zu seinem Bruder, und, wie er ferner erzählt, war es mit ihnen so weit gekommen, daß, wenn

der eine krank wurde, auch der andere erkrankte, und daß selbst eine kurze Trennung ihnen den größten Schmerz bereitete. Aus der Heftigkeit solch herzlicher Liebe kann man schließen, welch tiefe Wunde der unerwartete Tod des Satyrus dem hinterlassenen Bruder schlug. Dennoch bereut Ambrosius seine Klagen, die man wohl den Ungläubigen verzeihen müsse, da diese glauben, daß ihre Lieben auf ewig dahin sind. „O mein Bruder!" ruft er aus, „Du bist mir vorausgeeilt; nun bereite aber auch mir eine Stätte in jener gemeinsamen Wohnung, nach der von jetzt an meines Herzens Sehnsucht zielt. Auf Erden hatten wir vollkommene Gütergemeinschaft; so soll es auch im Himmel sein. Ich beschwöre Dich, laß mich nicht zu lange hier warten; denn ich brenne vor Verlangen nach Dir. Siehe, ich bin schon unterwegs: erwarte mich; ich eile sehr: stehe mir bei; wenn Du aber meinst, ich säume, so laß mich schneller gehen. Nicht mehr wie bisher kehrst Du wieder, deshalb werde ich zu Dir kommen." Er schöpft Trost nicht bloß aus der Hoffnung des jenseitigen Wiedersehens, sondern auch aus der fortdauernden Gemeinschaft mit seinem verstorbenen Bruder, die er in seiner Leichenrede mit den lebhaftesten Farben schildert.

Der hl. Gregor von Nazianz[32] hing mit inniger Liebe an seinem Bruder Basilius. Sich und die anderen Leidtragenden tröstet er mit folgenden Worten: „Basilius hat uns nicht verlassen; er ist im Himmel, dort oben bringt er Gott für mich und für Euch das Opfer seiner Gebete dar. . . . Und Du, o heiliges und geliebtes Haupt, wirf vom Himmel herab einen Blick auf uns und tue Einhalt dem Kampfe, den das Fleisch uns bereitet, und erlange uns von Gott die Gnade, festzustehen. Lenke Du unsere Wege und leite sie nach dem, was das Beste ist, und laß uns, wenn dieser kurze und mühselige Weg vollendet ist, zu Dir

in die seligen Zelte des himmlischen Sion aufgenommen werden, damit wir, vereint im unsterblichen Leben, mit reinem und klarem Auge die hochheilige Dreieinigkeit schauen und nach Erfüllung unserer Wünsche die Krone der harten Kämpfe erlangen, die wir geschlagen und ertragen haben."

Einen herrlichen Trostbrief schrieb der hl. Augustinus[33] an die Jungfrau Sapida, die ihren Bruder Timotheus, Diakon an der Kirche zu Karthago, durch den Tod verloren hatte. Wir teilen folgende Stellen mit: „Stehe fest in der Tugend, auf daß Du lebest mit Deinem Bruder, der so gestorben ist, daß er lebt. Wahrlich, Du hast Ursache, zu weinen. Nicht mehr siehst Du Deinen Bruder, der wie kein anderer für Dein Leben und für Deine Jungfräulichkeit besorgt war, im heiligen Tempel aus- und eingehen, nicht mehr im kirchlichen Dienste beschäftigt. Nicht mehr vernimmst Du die bekannte Stimme, die so zart aus seinem liebenden, ergebenden und besorgten Herzen zu Dir sprach. Das alles bedenken und nach so langer Gewohnheit darauf verzichten müssen, schneidet allerdings durchs Herz und füllt die Augen mit Tränen. Jedoch richte himmelwärts Dein Herz, und Dein Auge wird trocken. Obgleich nämlich jene äußeren Liebeserweise aufgehört haben, die innige und aufrichtige Liebe selbst, mit der Timotheus seine Sapida liebte, hat nicht aufgehört. Sie ruht wohlverwahrt in ihrem Schreine, geborgen in dem großen Schatze der Liebe, der bei Christus dem Herrn hinterlegt ist. Oder verliert der sein Geld, der es in Sicherheit bringt? Im Gegenteil, wenn er es aus den Augen hat und an sicherem Orte weiß, so hat er keine Sorge mehr. Die Habgier also fühlt sich wohl dabei, wenn sie das Geld gut untergebracht hat: und die Liebe, die vom Himmel stammt, sollte trauern, wenn sie ihren Schatz vorausgeschickt und der Obhut Gottes übergeben hat, als ob sie ihn verloren hätte? . . . O meine

Tochter! Die Seele Deines Bruders lebt, und sein Leib schläft; aber soll denn, wer schläft, nicht wiedererwachen? Gott hat seine Seele zu sich genommen, den Leib aber wird er ihm zurückgeben; denn er nahm ihn nicht, um ihn zu vernichten, sondern um ihn wiederherzustellen. Wenn ewige Freude winkt, darf man nicht allzulange trauern."

Der hl. Bernhard,[34] Abt von Clairvaux, hatte seinen leiblichen und geistlichen Bruder Gerhard durch den Tod verloren. Als er am Tage nach diesem traurigen Ereignisse seinen Ordensbrüdern das Hohe Lied erklärte, wurde er plötzlich vom Schmerze überwältigt und ließ seinen Tränen freien Lauf. „Bis jetzt," sagte er, „habe ich mein Gefühl unterdrückt und meinen Schmerz verborgen; der Glaube allein regierte mein Herz. Die Tränen vermochte ich zurückzuhalten, nicht aber die Trauer; ich war tief betrübt und gab doch keinen Laut von mir, aber der erstickte Schmerz grub sich erst recht tief ein und wurde viel bitterer, da ihm kein Ausweg vergönnt war." Darum läßt der schwer heimgesuchte Abt sein Leid mit voller Wucht hervorbrechen und erleichtert dadurch seine schmerzerfüllte Seele. Ohne Scheu legt er sein Inneres bloß und läßt alle Glut jener aufrichtigen und zärtlichen Liebe sehen, die zwei Herzen sozusagen in eines zusammengeschmolzen hatte.

Hierauf schildert der hl. Bernhard die ganze Größe seines Verlustes und die über alles Lob erhabenen Tugenden und Verdienste seines heißgeliebten Gerhard. „Darum sei jeder billig denkende und mitleidsvolle Mensch nachsichtig und ertrage im Geiste der Sanftmut mich Trostlosen und Betrübten! Meine Tränen betrachte man als Ausfluß des menschlichen Gemütes und nicht als eine Sache des gewöhnlichen Brauches." Endlich macht er seinem Weinen ein Ende und tröstet sich durch die Wahrheiten der heiligen Religion und besonders durch die Hoffnung, seinen Gerhard dereinst

wiederzufinden. „Gebe der Himmel, daß ich Dich nicht verloren, sondern vorausgeschickt habe, und daß ich mich endlich dort, wohin Du gegangen bist, auch wieder mit Dir vereinige.“[35]

Diese nicht vorbereitete, sondern unmittelbar aus dem Herzen gesprochene Rede ist ein glänzendes Muster lebhafter, fast leidenschaftlicher Beredsamkeit. „Und beachte wohl,“ fügt der gelehrte Merlo Horstius[36] hinzu, „wie weit jene heiligen Männer von jener eisigen Gefühllosigkeit entfernt sind, die von Kurzsichtigen mit Seelenadel verwechselt wird.“

Wem ein Freund des Herzens gestorben ist, tröste sich mit dem hl. Ambrosius,[37] dem unerwartet der junge Kaiser Valentinian durch den Tod entrissen wurde und zwar an demselben Tage, wo er die heilige Taufe empfangen sollte. Ambrosius war schon unterwegs, um die feierliche Handlung zu vollziehen, und ward durch die traurige Nachricht um so mehr bestürzt, als einige Jahre vorher der Bruder des Verstorbenen, der Kaiser Gratian, ebenfalls plötzlich ums Leben gekommen war. Er fleht zu Gott, daß er die beiden Brüder nicht voneinander und nicht von ihrem vorausgegangenen Vater trennen möge. Dann wendet er sich an sie und verspricht ihnen, daß kein Tag und keine Nacht vergehen solle, wo er nicht im Gebete ihrer gedenken wolle. „Ehe ich Euch vergesse, o schöne Seelen, will ich lieber meine rechte Hand vergessen; und meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich Euch nicht an den Anfang meiner Freuden stelle. Eher will ich mich selbst als Euch vergessen, und wenn meine Zunge schweigen wird, so soll mein Herz reden, in das ich Euch eingeschrieben habe. Ach! ich Armer, welchen Schatz habe ich an Euch verloren! Mein Herr und mein Gott! laß es dir gefallen, daß ich im anderen Leben mich wieder mit ihnen vereinige, wie uns hienieden deine Liebe miteinander verbunden hatte.“ „Wie könnte dort der

Freund meiner vergessen," ruft der hl. Augustinus[38] aus, „da du selbst, o Gott, der du nun seine Seligkeit bist, unser gedenkst!"

Wie tröstlich lauten die Abschiedsworte, die die beiden Blutzeugen Hesychius und Julius bei der letzten Umarmung wechselten. „Mein Freund Julius!" sprach der eine, „bleibe treu Deinem Versprechen, und wenn Du die Krone erlangt hast, welche Gott denen bereitet, die auf ihn hoffen, so gedenke Deines Hesychius. Ich werde Dir bald folgen. Grüße mir, ich bitte Dich, die Diener Gottes Pasikrates und Valentio, die uns durch ihren seligen Martertod zum Herrn vorausgegangen sind." „Mein Bruder Hesychius!" erwiderte der andere, indem er seinen Freund noch einmal ans Herz drückte und ihm den Friedenskuß gab, „komme, sobald als möglich. Wisse, daß Dein Gruß den hl. Märtyrern bereits ausgerichtet ist;" und mit diesen Worten bot er seinen Nacken dem Streiche dar. Gleich rührenden Zügen begegnen wir in den Martyrakten der hl. Jungfrau Dionysia von Lampsakus und des Priesters Severus.[39]

„Ja, Freund! wir werden sein, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun,
Und lyrischer wird unser Leben tönen
Mit schönen Seelen im Verein." (Tiedge.)

„Wiedersehn! sei uns gesegnet,
Entzückungsvolles Wiedersehn,
Wann uns unser Freund begegnet,
Wo Engel liebend um ihn stehn!

Dieser Tag der Wonne
Trocknet unsre Tränen ab;
Hoch schwebt unsre Seele
Über unser Grab." (A. H. Niemeyer.)

* * *

Die von Gott erleuchteten Väter und die für Gott streitenden Glaubenshelden der Kirche suchten wie wir durch die tröstliche Hoffnung auf das jenseitige Wiedersehen den Schmerz der Trennung zu lindern. Sie alle lebten der entzückenden Zuversicht, daß der im Herrn Entschlafene nicht tot sei für die trauernden Hinterbliebenen, daß er der Verwandten, Freunde und Wohltäter auf Erden nicht vergesse, sondern ihnen seine besondere Liebe bewahre und nach Kräften betätige. Und diese besondere Liebe kann nicht erkalten, und dieses besondere Interesse kann nicht schwinden, wenn die noch im Lande der Verbannung Schmachtenden ebenfalls glücklich heimgegangen sind und ihre vorausgeeilten Lieben wiedersehen.

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl." (v. Schiller.)



XVII.

Besorgnisse.

1. Das Los der ungetauften Kinder.

„Nimmer kann uns das vergehn,
Was ins Herz wir einmal schlossen;
Und wenn Abschiedstränen flossen,
Fleht die Lieb' um Wiedersehn."
(Starke.)

Nirgend vielleicht fließen die Tränen heißer und reichlicher als am Sterbebette eines geliebten Kindes; nirgend aber auch ergießt sich mächtiger und reichlicher der Trost in die Wunde der Trennung als hier. Welche Pein aber muß es für die betrübten Eltern sein, wenn ihnen die frohe Gewißheit fehlt, einen Engel in den Himmel vorausgeschickt zu haben, wenn die tröstliche Hoffnung, dort ihr teures Kleinod einst wiederzufinden, ihnen versagt ist?

Leider nun gibt es eine große Zahl abgeschiedener Kinderseelen, denen das Himmelsglück nicht beschieden ist. Es sind die Kinder, die, ohne die hl. Taufe empfangen zu haben, ins Jenseits hinübergehen. Daß sie für immer von der himmlischen oder übernatürlichen Seligkeit ausgeschlossen sind, ist unzweifelhaft.

Vor der Stiftung des N. B. wurden die Unmündigen durch das sog. Natursakrament der Rechtfertigungsgnade teilhaftig. Der allgemeine göttliche Heilswille, der die des Vernunftgebrauches unfähigen Adamskinder nicht ausschließt, begründet die Meinung der Gottesgelehrten, daß zu jeder Zeit auch für sie ein Heiligungsmittel vorhanden sein mußte.

Dieses bestand darin, daß die Eltern oder Angehörigen des Kindes im Glauben an den künftigen Messias es Gott aufopferten oder seinem Dienste weihten. Für die männlichen Judenkinder, die das Alter von acht Tagen erreicht hatten, war die Beschneidung die gesetzlich vorgeschriebene Form des Natursakramentes. Den weiblichen Sprößlingen des auserwählten Volkes wie den unmündigen Heidenkindern insgesamt wurde es durch eine religiöse Zeremonie unbestimmter Art gespendet. Diese stellvertretende Handlung seitens eines Erwachsenen war nicht sowohl die Ursache oder Trägerin der Rechtfertigungsgnade, als vielmehr die bloße Bedingung, unter der sie Gott um des Erlösers willen verheißen hatte und eintreten ließ.

Nach der Einsetzung des Taufsakramentes steht dessen unbedingte Heilsnotwendigkeit unerschüttert fest. Zweimal nacheinander hat der Heiland dem Nikodemus gegenüber beteuert: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, kann in das Himmelreich nicht eingehen.“[1] An diesem Worte des Herrn läßt sich nicht markten noch mäkeln. Wer also weder der Taufe mit Wasser, noch der Blut- oder Begierdetaufe teilhaftig geworden ist, hat kein Anrecht und keine Aussicht auf die glorreiche Anschauung Gottes. Es geht mithin durchaus nicht an, mit den Pelagianern und den Socinianern den ungetauften Kindern insgesamt oder mit den Calvinisten den ungetauften Kindern christlicher Eltern die ewige Seligkeit zuzusprechen. Sie sind nicht zu Christus gekommen, daher auch nicht durch ihn erquickt oder beseligt worden. Mit Unrecht beriefen sich die Pelagianer auf das Wort des Herrn: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“[2] und deuteten es dahin, daß sich daselbst auch ein Ort befinde, wo die ohne Taufe verstorbenen Kinder zur beseligenden Anschauung Gottes gelangen würden.

Zu allen Zeiten nun haben die Gottesgelehrten sich damit abgemüht, den immer und überall von der Kirche gelehrten und zuletzt vom Trienter Konzil[3] ausgesprochenen Glaubenssatz von der Notwendigkeit der Taufe mit der Barmherzigkeit Gottes in Einklang zu bringen. Einige haben die obwaltenden Schwierigkeiten dadurch zu überwinden gesucht, daß sie die Ansicht aufstellten, in der Todesstunde empfange das Kind infolge plötzlicher Entwicklung seiner geistigen Kräfte den Gebrauch der Vernunft und des freien Willens, die Erkenntnis der natürlichen wie der übernatürlichen Wahrheiten und somit auch die Möglichkeit, zwischen gut und bös zu unterscheiden, zwischen Leben und Tod zu wählen und durch die Begierdetaufe die Gnade der Rechtfertigung zu erlangen.

Diese Meinung ist eine ganz unbegründete und rein willkürliche, sie führt zu manchen Ungereimtheiten und kann deshalb als Trostgrund nicht verwertet werden. Zwar sind uns die Geheimnisse der letzten Stunde verborgen; aber gerade weil der Augenblick des Todes in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist, bleibt es sehr fraglich, ob er immer durch ein geistiges Hellsehen erleuchtet werde.[4] Sodann muß die obige Ansicht, die obendrein jeder Stütze des christlichen Altertums wie einer kirchlichen Lehr-Autorität entbehrt, sofort an der Schlußfolgerung scheitern, daß der Gleichmäßigkeit wegen auch die getauften Kinder vor dem Tode in den Stand gesetzt werden müßten, von ihrer Vernunft und Willensfreiheit Gebrauch zu machen; dadurch würden sie aber in die Gefahr geraten, der angebotenen Gnade zu widerstehen und ewig verloren zu gehen.[5] Von einer dahin zielenden Befürchtung jedoch weiß die Kirche nichts; im Gegenteil, sie hält die abgeschiedenen Seelen der getauften Kinder für Engel im Himmel und nimmt sie in die allgemeine Fürbitte für die Verstorbenen nicht auf.

Da auch weder von einer „geheimnisvollen Taufe durch die Schutzengel", noch von einer stellvertretenden Begierdetaufe der Eltern die Rede sein kann, so ist es ausgemacht, daß die ohne Taufe sterbenden Kinder mit der Erbsünde behaftet in die andere Welt hinübertreten. Und da der Tod für alle Menschen ohne Ausnahme die zeitliche Laufbahn beschließt und die unwiderrufliche Entscheidung des ewigen Loses im unmittelbaren Gefolge hat, so kann solchen Kindern durch kein Gebet, durch kein gutes Werk seitens der Eltern zum Stande der Gnade und Glorie verholfen werden. Das ist zweifellos bitter für die hartbetroffenen Eltern. Aber auch ihnen gilt das Wort des Kardinals Bellarmin:[6] „Unser Mitleid kann jenen Kleinen nichts nützen und unser strenges Urteil ihnen nicht schaden; allein uns kann es sehr schaden, wenn wir aus falsch verstandenem Mitleide etwas behaupten, was gegen die Lehre der Schrift und der Kirche verstößt. Hier dürfen wir nicht unser Herz sprechen lassen, sondern die klaren Aussprüche der hl. Schriften, der Konzilien und der Kirchenväter."

Dort also wollen wir Rat und Trost suchen, wohin die Glaubensregel uns weist, und wir werden nicht vergeblich suchen.

Selbst der hl. Augustinus, der abweichend von den früheren Kirchenlehrern, namentlich der morgenländischen Kirche, in der vorliegenden Frage eine äußerst strenge Meinung vertritt, will doch keineswegs behaupten, es sei für jene Kinder besser gewesen, wenn sie nicht geboren wären. Sie werden also nicht den Tag ihrer Geburt verfluchen, nicht wie die Verdammten heulen: „Verloren sei der Tag, an dem ich geboren! Er wandle sich in Finsternis, es frage Gott nicht nach ihm von oben, und Licht bestrahle ihn nicht!"[7]

Allein trotz dem herrschenden Ansehen, das der hl. Augustinus als der größte Kirchenlehrer aller Zeiten stets in

der Kirche genoß, hat seine harte Ansicht über das Los der ungetauften Kinder einer milderen Auffassung weichen müssen. Eine solche galt in der mittelalterlichen Blütezeit der Gotteswissenschaft und auch auf dem Trienter Konzil, das jedoch eine bestimmte Entscheidung nicht gefällt hat, fast allgemein. „Augustinus scheint denn doch die Kleinen zu arg zu quälen," schreibt Dominikus de Soto.[8] „Deshalb unterschreiben nur ganz wenige — vielleicht war es nur ein einziger und auch dieser noch mit Vorbehalt — seine Meinung, und diese heißen die Peiniger der Kleinen."[9]

Die großen Theologen des Mittelalters, an ihrer Spitze der hl. Thomas von Aquin, der dem Geiste des hl. Augustinus am nächsten kommt und sozusagen sich mit ihm verbrüdert hat, erklärten sich gleichwohl einstimmig dahin, daß die ohne Taufe sterbenden Kinder vor den Peinen der Sinne bewahrt bleiben. Diese Meinung, die 1696 vom gelehrten Kardinal Sfondrati sehr entschieden verfochten wurde, steht im Einklange mit der Entscheidung, die Papst Innocenz III. gegen die Waldenser, und mit dem Verwerfungsurteile, das Pius VI. gegen die jansenistische Aftersynode von Pistoja ausgesprochen hat. Die letztere hat die althergebrachte Lehre, daß jene Kinder nicht den Feuerqualen verfallen, fälschlich als eine pelagianische Erdichtung bezeichnet. Die Peinen der Sinne sind die gerechte Strafe für die frei gewollte persönliche Sündentat, die der Mensch begeht, wenn er sich von Gott hinweg zu den Geschöpfen wendet und in ihnen unerlaubten Genuß sucht.[10] Von solchen Verschuldungen kann natürlich bei den Unmündigen nicht die Rede sein.

Christus sagt zu Nikodemus nicht, daß die Ungetauften in die Hölle eingehen müssen, sondern nur, daß sie nicht in den Himmel eingehen können. Auch sie werden am jüngsten Tage die Stimme des Sohnes Gottes hören und

aus ihren Gräbern hervorgehen; sie gehören aber weder zu denen, die Gutes getan haben und daher zum Leben, d. i. zur übernatürlichen Seligkeit, auferstehen, noch zu denen, die Böses getan haben und daher zum Gerichte und zur Verdammnis auferstehen. Sie stehen tatenlos da, mithin außerhalb der Vergeltung, die den Werken zuteil wird.

Die angemessene Strafe für sie ist allerdings die Entbehrung der beseligenden Anschauung Gottes; sie besitzen nicht die Kindschaft Gottes, und deshalb haben sie auch kein Erbrecht auf die himmlischen Güter. Nun ist es zwar über allen Zweifel gewiß, daß der Besitz Gottes das Wesen der Himmelsfreuden ausmacht, der Verlust Gottes aber recht eigentlich die Hölle zur Hölle macht. Jedoch bleibt die Frage offen, ob die Ausschließung von der übernatürlichen Seligkeit immer und unter allen Umständen geradezu unselig macht, mit anderen Worten, ob die ungetauften Kinder über ihren Verlust einen inneren Schmerz empfinden. Von den meisten und angesehensten Theologen wird auch diese Frage verneint.

Man braucht nicht mit Jul. Didiot[11] anzunehmen, daß jene Kinder das Unvollkommene ihres Zustandes gar nicht erkennen. Mögen sie auch davon Kenntnis haben; die Größe ihres Verlustes zu ermessen, sind sie nicht imstande. Sie wissen nicht, was Himmel ist, und haben keine vollkommene Vorstellung von der Anschauung und dem Besitze Gottes. Ihre Erkenntnis reicht nicht weiter als das Licht der Vernunft, die allerdings nach dem Tode zum höchsten Grade der Ausbildung innerhalb ihrer natürlichen Grenzen gelangt sein mag. Sie sehen sich zwar der Gnade und der Glorie beraubt, aber sie leiden darum keinen Schmerz. Worüber sollen sie sich betrüben? etwa über die Erbschuld, die auf ihnen lastet und niemals von ihnen genommen werden kann? Das müßte sie zur Verzweiflung bringen. Oder über

die gerechte Strafe, von der sie, als Erbsünder, betroffen wurden? Dann würden sie gegen Gottes Anordnungen sich auflehnen und sündigen. Aber ein geringer Schmerz wäre am Ende doch nicht ausgeschlossen? Ein solcher stände nicht im Verhältnisse zu der Größe des ewigen Verlustes. Endlich gilt hier, wie der hl. Thomas[12] bemerkt, derselbe Grund, der schon vorhin angeführt wurde. Da nämlich der strafende Schmerz der sündbaren Lust entspricht, so wird die Strafe für die bloße Erbschuld schmerzlos sein.

Weiterhin macht der hl. Thomas darauf aufmerksam, daß ein vernünftiger Mensch seine Wünsche nicht höher fliegen lasse, als seine Kräfte und Anlagen erlauben, daß er sich vielmehr zufrieden gebe mit dem, was er zu leisten oder zu erreichen befähigt sei. Niemand, sagt er, wird sich darüber betrüben, daß er nicht wie ein Vogel fliegen oder wie ein König regieren kann; er würde es nur dann, wenn er durch eigene Schuld, durch Vernachlässigung seiner Fähigkeiten hinter seiner naturgemäßen Vollendung zurückgeblieben wäre. Deshalb peinigt die Verdammten der Wurm des Gewissens, weil sie ihr letztes Ziel, das sie erreichen konnten und sollten, durch eigene Schuld nicht erreicht, weil sie Gott, das höchste Gut, durch den Mißbrauch seiner Gnaden für immer verscherzt haben. In solcher trostlosen und verzweiflungsvollen Lage befinden sich jene Kleinen nicht. Sie waren nicht zum Gebrauche der Vernunft und des freien Willens gelangt und konnten deshalb keine Sünde begehen; sie haben keine Gnade bekommen, also auch keine gemißbraucht. Die Erbschuld aber haben sie ohne ihr Zutun von Adam überkommen und ohne ihre Schuld in die Ewigkeit mit hinübergenommen.

Aber muß denn nicht doch der Gedanke jene Kinder unglücklich machen, daß sie ohne ihre Schuld schuldig geworden und schuldig geblieben sind? Das erstere nicht, weil

die Erbsünde das Erbteil aller Menschen ist, Maria ausgenommen. Diese Erbschaft ablehnen, hieße die Stunde der Geburt verwünschen oder aber ein höheres Dasein, als das menschliche ist, beanspruchen. Zu dem einen aber haben sie keine Ursache und zu dem andern kein Recht. Anderseits aber werden sie vor dem göttlichen Richter schwere Anklagen erheben gegen die, die etwa in fahrlässiger oder in noch schlimmerer Weise verschuldet haben, daß sie mit der Erbschuld behaftet geblieben. Gott der Herr jedoch tat den Kleinen nicht unrecht, wenn er den natürlichen Lauf der Dinge nicht gewaltsam hemmen oder die schuldbare Versäumnis der Mitmenschen nicht durch Zwang unmöglich machen wollte, um sie zur Heiligung gelangen zu lassen. Sie bedurften zwar nur eines einzigen Mittels, der Taufe nämlich, um das übernatürliche Endziel, für das auch sie bestimmt worden, zu erreichen; aber dieses Ziel sowohl als auch jenes Mittel ist ein übernatürliches, auf das der Mensch von Natur keinerlei Anspruch hat, ist Gnade, reine Gnade, die Gott niemand schuldet, sondern aus freier Güte und Liebe verleiht.

Mögen daher die ohne Taufe abgeschiedenen Kinder wissen, daß nach Gottes Absicht auch sie aus der Ordnung der Natur in die Ordnung der Gnade und Glorie erhoben werden sollten, daß sie aber, infolge der nicht getilgten Erbsünde von der übernatürlichen Ordnung und Seligkeit ausgeschlossen und auf die bloß *natürliche* Ordnung und Seligkeit *beschränkt*, allerdings nicht in der richtigen Lage sich befinden, so erkennen sie doch auch nicht minder klar, daß sie von Natur weder ein Anrecht, noch ein Mittel besaßen und beides in Ewigkeit nicht besitzen werden, um die Kindschaft und das Erbe Gottes zu gewinnen. Trotz der gänzlichen Unfähigkeit aber, den Himmel zu erlangen, dennoch den Himmel verlangen, wäre ebenso töricht wie

sündhaft. Jene Kinder begehren nicht, was ihnen nicht gebührt, und vermissen nicht, was ihnen unerreichbar ist. Sie haben nur das Bedürfnis und das Verlangen nach einer natürlichen Seligkeit, d. i. nach der vollendeten Entwicklung ihrer rein natürlichen Anlagen und Kräfte und nach der vollkommenen Befriedigung ihres rein natürlichen Glückseligkeitstriebes. Dieses Ziel entspricht und genügt ihrem natürlichen Dasein und Wesen, auf dieses haben sie ein Anrecht, das Erbrecht auf den Himmel aber haben sie nicht.

Die Erwachsenen freilich, die ihr übernatürliches Endziel verfehlen, gehen auch zugleich ihres natürlichen Zieles verlustig. Gott hat in seiner unergründlichen Liebe allen Menschen ohne Ausnahme eine Bestimmung gegeben, die über deren Natur hinausgeht und sie über deren Natur erhebt, die deren natürliches Erkennen, Wollen und Können übersteigt. Er hält auch für jeden die zu dieser Bestimmung notwendigen Mittel oder Gnaden bereit. Wer sie verschmäht, verwirkt das Anrecht auf alle Seligkeit. Oder wird ein Monarch, der einen Untertanen von bescheidener Lebensstellung in seinen höchsten Dienst berufen, dafür aber nur Undank und Beleidigung empfangen hat, keine andere Strafe über diesen treulosen Beamten verhängen, als daß er ihn ins Privatleben zurückschickt?

Zwar können die ungetauften Kinder, da sie kein hochzeitliches Kleid besitzen, zum himmlischen Hochzeitsmahle nicht zugelassen werden; darin besteht ihre Strafe. Weil sie aber persönlich nichts verbrochen haben, so haben sie es auch nicht verdient, in die äußere Finsternis hinausgeworfen und so der übernatürlichen samt der natürlichen Seligkeit verlustig zu werden. Letztere in vollem Maße zu genießen, sind sie fähig und würdig. Daß sie ihnen zuteil wird, wenigstens um der Verdienste Christi willen,

der auch für sie gestorben ist, ist die wohlbegründete Meinung der meisten neueren und auch der angesehensten älteren[13] Theologen.

Zunächst führen jene Kinder ein *schmerzloses* Dasein, und daher ist ihre Lage glücklicher als die glücklichsten Verhältnisse des gegenwärtigen Erdenlebens, an und für sich betrachtet. Sodann freuen sie sich über die naturgemäße Vollkommenheit ihrer Menschennatur, über die harmonische Ausbildung ihrer leiblichen und geistigen Kräfte und über die Erfüllung ihres natürlichen Seligkeitsdranges. Sie erkennen Gott als ihren Schöpfer und Herrn, als den Urheber und Urgrund aller Dinge, als den Träger des Weltalls und als den Lenker der Naturgesetze; verglichen mit der allseitigen und durchdringenden Wissenschaft dieser Kinder ist die Gelehrsamkeit der Gelehrtesten auf Erden reines Kinderspiel. Sie lieben Gott mit einer ihrer Erkenntnis entsprechenden natürlichen Liebe aus ganzer Seele, über alles und auf ewig. Sie preisen seine Macht, die sie aus dem Nichts ins Dasein rief, sie ehren seine Vorsehung, die alles mit Weisheit und Liebe ordnet und leitet und sie vielleicht deshalb so frühzeitig sterben ließ, um sie vor dem ewigen Tode zu bewahren.

Auch für sie ist Gott das letzte Ziel und das höchste Gut. Auch ihnen ist er nahe, zwar nicht so wie den Seligen des Himmels, denen er die unergründlichen Tiefen seiner Wesenheit enthüllt, aber auch nicht so wie den Verdammten der Hölle, die er den Arm seiner strafenden Gerechtigkeit fühlen läßt. Er zieht sie vielmehr so innig an sich, daß der von ihm selbst ihnen eingepflanzte Trieb des Geschöpfes zum Schöpfer oder der *natürliche* Glückseligkeitswille befriedigt wird. Auch sie läßt er so viel von seinen Gütern, von seinem Lichte, seiner Liebe und Wonne kosten, daß sie inne werden, wie er auch ihr überaus gütiger und

liebevoller Vater sei. Irgend welchen Zutritt haben also auch die ungetauften Unmündigen zum Vaterherzen Gottes, nicht wie Isaak als Kinder der Verheißung, aber doch wie Israel als Erben des natürlichen Segens. Auch sie wandeln in seiner Gegenwart, schauen seine Eigenschaften und Vollkommenheiten, soweit sie in seinen Werken widerstrahlen, und sind befestigt in der natürlichen Gerechtigkeit und Tugend.

Endlich ist nicht einzusehen, warum ein Verkehr jener Unmündigen mit den Seligen ausgeschlossen sein sollte. Wo immer im weiten Meere ein Fisch sich befindet, er ist überall in seinem Lebenselement; ob daheim oder in der Fremde, der Säugling ist überall zu Hause, wenn er ruht an der Mutterbrust; so ist auch für die glückseligen Auserwählten überall Himmel und Himmelsfreude, wo der allgegenwärtige Gott ist. Mit ihren verklärten Leibern den unermeßlichen Weltraum durcheilend, werden sie bald hier, bald dort, aber überall bei Gott und überall im Himmel sein, stets jenes Maß von Licht und Wonne empfangend, das ihnen gemäß ihren Verdiensten zukommt. Ein Verkehr zwischen ihnen und jenen Unmündigen ist nicht undenkbar und nicht unmöglich; er erscheint vielmehr als angemessen und begründet. Die Kleinen schöpfen ja ihre natürliche Seligkeit nicht so sehr aus Gott selbst, denn aus seinen Werken; warum also sollte ihnen versagt sein, gerade die vollendeten Geschöpfe Gottes zu sehen, an ihnen die Taten seiner Macht, Weisheit und Liebe zu bewundern, von ihnen über die Geheimnisse seiner unerforschlichen Wesenheit unterrichtet zu werden? Ihn selbst schauen sie nicht, aber sie schauen seine im farbenreichsten Lichtglanze strahlenden Ebenbilder und begnadeten Kinder; die ewige Sonne sehen sie nicht, aber sie sehen die Milliarden von kleinen Sonnen, die von jener ihr Licht empfangen; sie wandeln nicht am hellen Tage, aber in der sternenerleuchteten

Nacht; die unerschaffene Schönheit ist ihrem Blicke verborgen, aber an dem millionenfältigen Abglanze derselben darf er sich ergötzen; ihr Auge ist zwar nicht verklärt, aber doch fähig, die verklärten Gestalten der Seligen zu schauen und an ihnen sich zu erfreuen. Sie ruhen nicht an der Brust des Meisters, aber doch an der Brust seiner glückseligen Jünger und Jüngerinnen und freuen sich mit ihnen.

„Ihre Beschützer begleiten sie zu sich und lehren sie reizend
Unter dem Klange beseelender Harfen in Liedern der Wonne:
Wie und woher sie entstanden, wie groß die menschliche Seele
Von dem vollkommensten Geiste gemacht sei." [14]

Daß Millionen von Kindern, sämtlich ohne jegliches eigenes Verdienst, die Taufgnade und durch sie die ewige Seligkeit empfangen haben, betrübt sie ebensowenig, wie sie etwa deshalb unglücklich sein könnten, weil sie nicht als Engel erschaffen worden; Neid oder Mißgunst über die höhere Seligkeit ihrer Mitmenschen kennen sie nicht. Sie betrachten und bewundern, loben und preisen die harmonische Rangordnung unter den Geschöpfen Gottes, beugen sich unter die geheimnisvollen Ratschlüsse seiner freien Gnadenwahl und beten an seine über alles erhabene Größe, Herrlichkeit und Majestät, die mit unumschränkter Machtvollkommenheit alles ordnet und regiert. Ihr Umgang mit der wonnetrunkenen Schar der Seligen ist ihnen in etwa ein Ersatz für die Entbehrung der Himmelsfreuden.

Für die *Auferstehung* auch jener erbsündlichen Kinder ist, wie Suarez behauptet, der auferstandene Erlöser die vorbildliche Ursache. Zwar werden ihre Leiber ebensowenig teil haben an den übernatürlichen Verklärungsgaben, wie ihre Seelen der glorreichen Anschauung teilhaftig werden können, aber rücksichtlich ihrer *natürlichen* Vollkommenheit werden sie den Leibern der Gerechten gleichen. Man

darf vermuten, daß sie an Gestalt und Größe die Entwicklungsstufe einnehmen werden, die sie in der höchsten Blüte des Mannesalters erlangt haben würden. Jegliche Mißbildung, jedes Mißverhältnis und jeder Mangel sind ausgeschlossen. Von Krankheiten und Beschwerden, von Hunger und Durst bleiben diese Kinder verschont; keine Störung, keinen inneren Widerstreit haben sie zu befürchten, beständig erfreuen sie sich eines vollkommenen Wohlbefindens. Ausgestattet mit der Gabe der Unverweslichkeit, bedürfen sie nicht der Speise und des Trankes. Der Stachel der Sinnlichkeit peinigt sie nicht, die unordentliche Begehrlichkeit ist ihnen fremd. Sie besitzen jene geistige, sittliche und leibliche Vollreife, die der reinen, d. h. weder durch Sünde verderbten noch durch die Gnade erhobenen Menschennatur entspricht.

Im Zustande naturgemäßer Vollendung und verhältnismäßiger Glückseligkeit erwarten sie ihre Eltern, denen sie ewig Dank wissen, daß sie durch sie ihr Dasein empfingen. Darum können wir auch diesen hartbetroffenen Eltern zurufen: Seid getrost! Auch jene Kinder sind für Euch nicht verloren, sondern an einem guten Orte aufgehoben. Ihr sollt sie wiederfinden, und sie werden Euch erkennen, und beiderseits sollt Ihr des Wiedersehens froh werden. Ihr braucht sie nicht zu beweinen, und sie werden Euch anstaunen, ohne Euch zu beneiden.

---

2. Zweifel an der Seligkeit Erwachsener. — Plötzliche Todesfälle. — Trost bei Anzeichen eines unseligen Todes.

„Wir waren Sünder bis zur letzten Stunde,
In der ein himmlisch Licht uns hat gewitzigt,
So daß vergebend und bereu'nd getreten
Wir aus dem Leben sind, mit Gott versöhnet."

(Dante, Fegfeuer, V, 53.)

Die Aussicht auf das glückselige Wiedersehen im anderen Leben vermag am besten den Schmerz der Hinterbliebenen zu lindern. Wie aber muß diesen zu Mute werden, wenn ihnen jener Trost entfliehen will? wenn vor ihrem verweinten Auge das schauerliche Grabesdunkel zur „äußersten Finsternis" sich erweitert, in der „ewiges Heulen und Zähneknirschen ist"? Der Schmerz der Trennung tut schon so weh, aber er wird zur unerträglichen Marter, sobald der peinigende Zweifel an der Seligkeit des unvergeßlichen Toten sich hinzugesellt. „Einen Schmerz, wie die Welt ihn um ihre Toten empfindet," schrieb Bischof v. Ketteler,[15] „können wir, aber auch freilich in unendlich erhöhtem Grade, nur dann empfinden, wenn wir einen geliebten Menschen sterben sehen, für den wir nicht die Hoffnung der seligen Auferstehung haben. Vor diesem Gedanken habe ich ein wahres Entsetzen."

Und wer hätte es nicht? Mit Grund fürchten müssen, eine geliebte Person sei in der Ewigkeit unglücklich, und doch vollkommen ruhig und ergeben sein, ist ein Wunder, das zunächst den Seligen des Himmels vorbehalten ist. In den allermeisten Fällen kann und will das betrübte Herz auch dann noch nicht aufhören, die zu lieben, die es im Leben geliebt, wenn es für deren Seligkeit zittern muß.

Welche Angst und Not und Pein muß die vom Trennungsschmerze gebeugte Seele in solcher Lage befallen! Die leibhaftige Erscheinung des Todes, die Zerstörung eines teuren Daseins, die Schauer des Grabes, die Schrecken der Hölle, das Los der Teufel, die Ewigkeit der Verdammnis: wahrlich Erwägungen genug, um ein im Schmerze sich aufreibendes schwaches Gemüt niederzuschmettern. Dem zweifachen Tode anheimgefallen, kein Auferstehen zum seligen Leben, ewig verloren, niemals wiederfinden oder vielmehr noch einmal wiedersehen unter den Verworfenen, nie mehr lieben: welch ein Grausen und Entsetzen! Und wenn dann zuletzt, was wohl geschieht, aus dem dunklen Abgrunde die Geister der Finsternis sich erheben und von allen Seiten dem armen Menschenkinde Zweifel und Ängste inbetreff seines eigenen Heiles einjagen und ihm nichts übrig lassen wollen als die Mark und Bein erschütternde Aussicht auf ein Wiedersehen in der Unseligkeit, dann ist das Maß des Unglückes voll und die Furcht begründet, daß unter seiner Wucht der umnachtete Geist verzweifelnd erliege. Jede gläubige Christenseele schaudert bei dem Gedanken, ein Mensch sei ewig verloren, mag er ihr auch niemals nahegestanden sein. Wie aber, wenn ein heißgeliebter Angehöriger, etwa Vater, Mutter, Kind, Gatte, Gattin, Bruder, Schwester, Freund Gegenstand solch quälender Besorgnis sind!

Einige wollen den Mut haben, den Hinterbliebenen in dieser unbeschreiblich betrübenden Lage zu sagen: Betet an die unerforschlichen Gerichte und Wege des Allerhöchsten, der in seiner Gerechtigkeit nicht minder als in seiner Barmherzigkeit seine Größe offenbart! Solche Tröster bedenken nicht, daß eine derartige stumme Ergebung, die sich in alles fügt, was Gott tut, und weil er es tut, eine seltene, selbst unter den frommen Christen nicht alltägliche Erscheinung ist. Wir wagen es nicht, einem vom bittersten Wehe

erfüllten Herzen die eisige Verzichtleistung auf das frohe Wiedersehen der Verstorbenen als Heilmittel gegen die qualvolle Angst zu empfehlen. Nein, wir dürfen niemals trauern wie die, die keine Hoffnung haben, wir sollen hoffen in allen Fällen, und wenn es sein muß, sogar wider alles Hoffen.

Da niemand weiß, ob er, wie der Apostel sagt, der Liebe oder des Hasses Gottes würdig sei, ob er den Auserwählten oder den Verworfenen beigezählt zu werden verdiene, so hat allerdings auch niemand die vollendete Gewißheit über das jenseitige Los seiner lieben Angehörigen. Rücksichtlich ihrer schleicht sich oft genug in das mit Trauer erfüllte und leicht zum Grübeln geneigte Gemüt eine gewisse Besorgnis ein, die selbst den mächtigsten Hoffnungsgründen nicht weichen will. An sich ist sie durchaus kein Unrecht gegen den teuren Verstorbenen. Sie ist ja der Ausdruck der besten Liebe zu ihm, und diese beschäftigt sich in ihrer Sorge mit der Möglichkeit, daß der Abgeschiedene sein ewiges Ziel verfehlt haben könne. Auch braucht die Furcht über den Ausgang des letzten Streites nicht lange nach Gründen zu suchen: die mannigfachen Gefahren der entscheidenden Stunde, in der die Feinde des Heiles, weil sie nun keine Zeit mehr zu verlieren haben, die verzweifeltsten Anstrengungen machen, um den Sieg zu gewinnen;[16] die Schmerzen der Krankheit und die Schrecken der nahenden Auflösung, die den Sinn betäuben, das Gemüt ängstigen, den Geist verwirren und so den Widerstand gegen die Versuchungen erschweren; die Strenge des allwissenden, heiligen und gerechten Richters, der von jedem unnützen Worte Rechenschaft fordert; die Aussprüche des Herrn, daß nur wenige durch die enge Pforte des Heiles wandeln, nur wenige den schmalen Weg, der zum Leben führt, finden;[17] daß viele berufen, aber wenige auserwählt seien:[18] solche Erwägungen sind in der Tat ernst und besorgniserregend.

Und doch ist es ebenso ungerecht gegen den Abgeschiedenen wie töricht für die Hinterbliebenen, wenn die tröstliche Zuversicht sich von quälender Zweifelsucht überwinden läßt.

Woher haben wir das Recht, in Ansehung unserer Abgestorbenen uns Gefühlen zu überlassen, die wir inbetreff unser selbst nicht gelten lassen? Wir bekämpfen die Todesfurcht durch die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit; hatten die Unsrigen, solange sie lebten, weniger Anrecht darauf? Wir glauben und vertrauen fest, daß Gott getreu ist und es niemals, am allerwenigsten in der letzten Stunde, zuläßt, daß wir über unsere Kräfte versucht werden;[19] waren etwa die Unsrigen beim Antritte ihrer Reise in die Ewigkeit hilflos und schutzlos den Nachstellungen und Angriffen ihrer Widersacher preisgegeben?

Die hl. Mechtildis bat einst um eine glückselige Sterbestunde für eine fromme Freundin, und sie legt dem Herrn die beruhigende Versicherung in den Mund: „Welcher vernünftige Mensch wird wohl seine Waren und Güter, die er nach langen Stürmen schon glücklich bis zum Hafen gebracht hat, noch freiwillig über Bord werfen? Sobald ich daher die mir in deinem Gebete empfohlene Seele, die ich in so manchen Stürmen des Lebens behütete, zum Hafen und Ziele geführt und nach meinem Wohlgefallen über sie verfügt habe, werde ich sie auch in die ewige Herrlichkeit aufnehmen.“ In einem ähnlichen Falle empfing die Heilige fast dieselbe Antwort: „Wer weise ist, wirft das Gold, das er mit Mühe erworben hat, und das ihm sehr teuer ist, nicht weg. Auch ich werde jene, die du mir empfiehlst, und die ich durch meine Menschheit geheiligt und durch meinen Geist in der Taufe lebendig gemacht habe, in Ewigkeit nicht verlassen.“[20]

Der Erlöser der Welt hat keine größere Sorge als die, daß sein kostbares Blut an niemanden verloren gehe;

er wird also an sich es nicht fehlen lassen, daß es den Sterbenden zugute komme; er wollte in seiner langen, martervollen Todesangst von allem Troste verlassen sein, damit die Seinigen in dieser schwersten Stunde nicht verlassen seien; am Kreuze hat er allen eine glückselige Sterbestunde verdient. Der hl. Geist versagt in keiner Not seinen mächtigen Beistand; in der letzten Not wird er am wenigsten ihn verweigern. Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, gewährt in allen Bedrängnissen eine sichere Zuflucht; dem Todeskampfe ihrer armen Kinder, über die sie beim Todeskampfe ihres geliebten Sohnes Mutterrechte und Mutterpflichten übernommen hat, kann sie nicht teilnahmslos zusehen. Der hl. Schutzengel begleitet seinen Schützling auf allen Wegen; auf dem gefahrvollsten Wege wird er ihn gewiß nicht allein lassen. Die hl. Engel insgesamt wachen ohne Unterlaß über die, die Miterben ihrer Seligkeit werden sollen; im entscheidenden Augenblicke werden sie nicht fehlen. Die Seligen des Himmels kennen aus Erfahrung die Schrecken der letzten Stunde; sie werden deshalb ihrer Mitbrüder und Mitschwestern besonders dann gedenken, wenn diese in die gleiche Lage kommen. Die armen Seelen im Reinigungsorte können nichts mehr für sich, aber noch viel für die Hinterbliebenen tun; das werden sie nicht unterlassen, wann es am notwendigsten ist; wie dankbar werden sie sich dann für die Wohltaten erweisen, die sie in ihrem jammerreichen Zustande von den Überlebenden empfingen. Die Kirche erfleht für ihre Kinder den glücklichen Ausgang des letzten Kampfes; ihre Fürbitte ist nicht vergeblich.

Bleibt uns aber auch die freudige Hoffnung auf das selige Wiedersehen derer, die plötzlich, ohne vorher die hl. Sterbesakramente empfangen zu haben, vom Tode hinweggerafft wurden? Hierauf ist zunächst zu bemerken,

daß Gott einen unserer Angehörigen, Freunde oder Bekannten plötzlich abruft, damit wir alle, die es sehen, in uns gehen, wachsam sein lernen und unser Heil in Furcht und Zittern wirken. Keineswegs ist in jedem Falle der jähe Tod für den Betroffenen eine Strafe oder gar ein Unglück, aber jedesmal ist er ein ernster Mahnruf der Gnade an die Überlebenden.

Wenn jemand, der einen christlichen Wandel geführt hat, plötzlich stirbt, so ist mit Zuversicht zu hoffen, daß ihn der Tod zu Hause, d. i. vorbereitet, angetroffen habe. Denn es ist doch nicht wohl anzunehmen, daß er schwer gefehlt habe oder gerade in dem Augenblick hinweggerafft sei, wo er etwa das Unglück gehabt, in eine Todsünde zu fallen. Ferner darf man von Gottes unbegrenzter Güte und Liebe erwarten, daß er den plötzlich Sterbenden besondere Gnaden oder Vergünstigungen gewährt und nachsichtig mit ihnen verfährt. Jemand, der plötzlich abreisen muß, nimmt man es nicht übel, wenn er nicht erst förmlichen Abschied nimmt oder in etwas unvollkommener Ausrüstung aufbricht. Auch vor Gott hat gewiß der einige Entschuldigung gefunden, der wegen der Eile, mit der er erscheinen mußte, nicht alle ungeordneten Neigungen ausdrücklich verabschieden konnte und in einem etwas mangelhaften oder nicht ganz sauberen Anzuge oben ankam. Das ist wenigstens die Meinung des hl. Franz von Sales.[21]

Wohl, entgegnet das bekümmerte Herz, mögen die solcher Trostgedanken sich erfreuen, die einen Toten beweinen, der entweder stets tugendhaft gelebt, oder doch lange Buße für seine Sünden getan, oder wenigstens auf dem Sterbebette Zeit genug gehabt hat, sich mit Gott auszusöhnen und mit den Gnadenmitteln seiner Kirche zu stärken. Allein „das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich“.[22] Sollen nun zu diesen auch solche

gerechnet werden, die ihre kostbare Lebenszeit in Leichtsinn und Lasterhaftigkeit vergeudet, um Gott und sein Gebot sich nicht gekümmert, die vielleicht ihre Bekehrung auf die Todesstunde verschoben haben, aber unerwartet vor den Richterstuhl des Gerechten gerufen sind? Gehören auch sie zu den „wenigen, die auserwählt sind“?

Ist es denn also wahr, fragen wir entgegen, daß die meisten Menschen ewig verloren gehen? Hier können wir uns einer kurzen Besprechung dieser ernsten Frage, die auch manche fromme Seele mit Angst und Not erfüllt, nicht entziehen. Nicht bloß die Absicht, die Trauernden zu trösten und die Zweifelnden zu beruhigen, sondern noch besonders die Rücksicht auf die gegenwärtige Modephilosophie fordert ein näheres Eingehen.

Eine höchst verderbliche Irrlehre unserer Tage ist nämlich der eisige, herzlose Pessimismus, der die Welt zur Wüste, das Leben zum Rätsel und den armen Menschen zu einem Wesen macht, dessen Entstehen ein Unsinn und dessen Bestehen ein Unglück ist. Die wortreichen Verfechter dieser unseligen Welt- und Lebensansicht, die folgerichtig zum Selbstmorde führt, sehen es gern, wenn auf christlichem Boden eine unfruchtbare Schwarzseherei in Hinsicht auf das jenseitige Schicksal vorherrscht. Da sie für das Wertbewußtsein, das jeder in sich trägt, kein Verständnis haben, so lassen sie sich's nicht schwer fallen, zu beweisen, daß hienieden die weit überwiegende Mehrzahl der Menschen ungleich mehr Unglück habe und Leid als Glück und Freude. Und in der Tat, selbst die, die an zeitlichen Gütern alles besitzen, was ihr Herz begehrt, machen aus ihrer Unzufriedenheit kein Hehl, sondern bekennen täglich mit Salomon, daß alles Eitelkeit ist, und daß das irdische Leben an sich für sie wenig Reiz habe. Die Anhänger der christlichen Religion erwarten nun in der anderen Welt eine über-

reichliche Entschädigung für alles diesseitige Elend und Ungemach. Die Widersacher des Christentums aber höhnen über diese Vertröstung auf ein besseres Jenseits. Sehet! rufen sie in die Menge der Glaubenslosen und Schwachgläubigen hinein: nach der eigenen Meinung der rechtgläubigen Christen sollen im anderen Leben die meisten Menschen erst recht unglücklich werden. Auf den Himmel einen Wechsel zu ziehen, ist mithin eine sehr bedenkliche Sache; da ist doch unsere Lebensregel viel vernünftiger, praktischer und packender:

„Schafft hier das Leben gut und schön,
Kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn!"[23]

„Wir hoffen und fürchten vom Jenseits nichts mehr,
Ein besseres Diesseits ist unser Begehr."[24]

Gegenüber einer Zeitrichtung also, die im Sumpfe der Stoffvergötterung und Sinnlichkeit die Sehnsucht nach dem Himmel begräbt und jede bessere Regung des Menschenherzens erstickt, die in der grauenhaften Finsternis des Pessimismus den Lebensüberdruß und die Verzweiflung gebiert, tut es not, das zuversichtliche Vertrauen und das freudige Wirken derer zu stärken, die noch guten Willens sind. Das Christentum ist nicht etwa bloß die Lehre, sondern auch die Tatsache und der Trost der Erlösung. Warum sollen wir immer Gericht, Verdammnis und Furcht predigen? warum nicht vielmehr und vornehmlich Barmherzigkeit und Hoffnung, wie der Bußprediger Italiens im achtzehnten Jahrhunderte, der heilige Leonhard von Portu Maurizio, getan, der die ausgetrockneten und verhärteten Herzen der Sünder in den Schoß der göttlichen Erbarmungen versenkte, damit sie dort erweicht würden durch Reue und Zerknirschung und wieder belebt würden durch Hoffnung und Liebe? Auf solche Weise hat dieser berühmte Missionar viel tausend Seelen bekehrt und gerettet.

Und wenn noch etwas eine verstockte Seele zu rühren vermag, so sind es die Erwägungen der göttlichen Liebe, die den himmlischen Vater bewog, seinen eingeborenen Sohn dahinzugeben, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Er ist gekommen, der Gott des Trostes und der Erbarmung, um die verlorenen Menschen mit Liebe zu suchen und durch Liebe zu gewinnen. Er selbst ist die Liebe und das Licht, der Friede und die Freude. Im Stalle zu Bethlehem ist das ewige Licht der Welt aufgegangen; nur diese kleine Stätte ward vom himmlischen Lichtglanze erhellt, auf der weiten kalten Erde aber lag Nacht, dichte Finsternis, in die kein Hoffnungsstern hineinblickte. Das Licht der heiligen Weihnacht leuchtet nur im Tempel der christlichen Wahrheit, überall draußen ist Nacht, Kälte, Öde, Zweifel und Ungewißheit, Angst und Verzweiflung.

Aber auch im Tempel der Wahrheit ergießt sich der Lichtstrom nicht gleichmäßig nach allen Richtungen hin; einige Punkte bleiben mehr oder weniger dunkel. Dieses geheimnisvolle Dunkel jedoch will niemand abstoßen oder abschrecken, sondern mit seiner geheimen Anziehungskraft den Geist auf die großen Dinge der Zukunft hinlenken, wo vor dem Allerheiligsten der Schleier fällt, und im Schauen von Angesicht zu Angesicht jedes Geheimnis aufgehellt, jedes Rätsel gelöst und die ganze Wahrheit in voller Klarheit offenbar wird. Wer dennoch an jenen nur matt beleuchteten Plätzchen sich unsicher und geängstigt fühlt, der fliehe zurück in die helle Mitte, und wofern er nicht blinde oder trübe Augen hat, wird ihm wohl.

Der bekannte Ausspruch des Herrn: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt", bildet den Schluß und die Nutzanwendung der Parabel von den Arbeitern im Weinberge. Der ungezwungene Sinn dieser Worte ist wohl folgender:

Viele, d. i. alle, sind zur Arbeit im Weinberge und zum Empfange des Lohnes berufen, mögen sie nun in einer früheren oder in einer späteren Stunde berufen und dem Rufe gefolgt sein; nur wenige aber, nämlich nur die in der elften Stunde Berufenen, gelangen unter außerordentlich günstigen Bedingungen in den Besitz des Zehners. Auf diese Vergünstigung jedoch hat niemand ein Recht, sie ist lediglich ein Erweis der Gnade, zu welcher der Herr des Weinberges auserwählt, wen er will. Auch sind es wenige, nicht an sich oder der Zahl nach, die unter so glücklichen Bedingungen berufen, d. i. auserwählt wurden, sondern nur wenige im Vergleiche zu vielen, d. h. zu allen insgesamt, die berufen und belohnt worden sind.

Es sind nämlich nur die Menschen einer einzigen, und zwar der letzten, Stunde zur Gnade des Neuen Bundes berufen oder auserwählt. Die beste Erklärung des Evangeliums ist das Evangelium selbst; an zwanzig Stellen des N. T. bedeutet aber die „Auserwählung" soviel als Berufung zum Glauben an Christus. An sich ist die Zahl der Auserwählten wahrlich nicht gering, aber sie ist doch gering im Vergleiche zu der großen Zahl derer, die in den frühen Stunden, nämlich vor der Ankunft Christi, berufen sind. Und wie überaus günstig sind die Bedingungen für die in der elften Stunde Berufenen! Unterstützt von der Gnade, die nach dem Erlösungstode Christi in reichster Fülle auf die Menschheit herabströmt, können sie durch verhältnismäßig kurze und leichte Arbeit den ganzen Lohn verdienen. Die Altväter Adam, Noe, Abraham, Moses und die übrigen Patriarchen und Propheten, die zur ersten, dritten, sechsten oder neunten Stunde berufen wurden, haben lange Zeit nicht nur gearbeitet im Weinberge des Herrn, um den Lohn zu verdienen, sondern sie haben auch nach ihrem Tode noch viele hundert, einige sogar etliche

tausend Jahre auf die Auszahlung des verdienten Zehners warten müssen. Die dagegen in der elften Stunde berufen sind, die Apostel, die Märtyrer und die Christen überhaupt, arbeiteten einige Jahre und empfingen dann sogleich ihren Lohn. Welch ein Unterschied: Noe und der reumütige Schächer gehen zu gleicher Zeit ins Paradies! So erklären Bellarmin,[25] Salmeron,[26] Dechamps[27] u. a. die vielfach mißverstandene Stelle. Einen scharfen Tadel verdient z. B. die Predigt des berühmten Kanzelredners Massillon „über die geringe Zahl der Auserwählten“. Sie ist zwar in der Form vollendet, in der Beweisführung aber trügerisch. Die augenblickliche Wirkung der Rede, die von Voltaire u. a. als Massillons Meisterwerk gepriesen wird, ist sowohl in Saint Eustache, als auch in der königlichen Kapelle zu Versailles, wo Massillon sie vor Ludwig XIV. wiederholte, eine ungewöhnliche gewesen und wie ein plötzlicher Blitzstrahl unter die Zuhörer gefahren. Allein alle blitzartigen Erfolge betäuben und verwirren, anstatt zu erheben und dauernd zu wirken. In unseren Tagen würde ein Massillon auch in Frankreich nur geringen Erfolg haben. Jüngst hat dort A. Castelein einer milden Lösung unserer Frage mit wahrem Feuereifer das Wort geredet[28] und ist wegen mancher Äußerungen von den belgischen Redemptoristen J. Coppin[29] und F. H. Godts[30] sehr scharf angegriffen, stellenweise verketzert worden. Man kann jeden Verstoß gegen die Heils- und Sittenlehre vermeiden, ohne einer harten Ansicht zu verfallen.

Die elfte Stunde, die „Fülle der Zeiten“, bedeutet für alle Menschen den Anfang des Heiles; dieses aber wird doch zunächst nur wenigen, nämlich den „Kindern des Hauses“, dem „auserwählten Volke Israel“, dargeboten. Und selbst unter diesen waren verhältnismäßig wieder wenige, die sich „erwählen“ ließen und gläubig wurden. Auch im weiteren

Verlaufe der gnadenreichen Stunde ist trotz der großen Ausbreitung der Kirche die Predigt des in Christo erworbenen Heiles erst an verhältnismäßig wenige Menschen erfolgt: ungezählte Millionen von Menschen sitzen noch im Todesschatten und schmachten in der Finsternis des Heidentums. Wie wenige also sind bis jetzt auserwählt, im wahren Glauben geboren und erzogen zu werden und so auf besonders leichte Weise den Himmel erwerben zu können.

Den Versuch, die Frage nach der Zahl der Auserwählten endlich noch auf das konfessionelle Gebiet zu ziehen, halten wir für bedenklich. So kann leicht die Berechnung, nach der Suarez, Franz von Sales, der englische Oratorianer Faber u. a. ohne weiteres die Mehrzahl der Katholiken zu den Auserwählten zählen, in doppelter Richtung arg mißdeutet werden. Dem Katholiken kann diese schmeichelhafte Aussicht eine schwere Versuchung zu pharisäischem Hochmute und zu falschem Sicherheitsgefühle werden, dem Andersgläubigen aber Anlaß, die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche als hart und lieblos zu verurteilen, obwohl auch er bei folgerichtigem Denken von der eigenen Religionsgemeinschaft mit dem protestantischen Kirchenrechtslehrer O. Meyer aussagen muß, „daß sie ihre bestimmte Auffassung der christlichen Offenbarung als die ausschließlich richtige erkennt und bekennt“ und „ebendadurch eine individuelle Kirche ist“.[31]

Der katholische Taufschein ist so wenig eine Freikarte zur Fahrt in den Himmel, als die unverschuldete äußere Trennung von der Kirche ein Zeichen der Verwerfung ist. Allerdings lehrt die katholische Kirche, daß sie allein den Weg zum ewigen Ziele wisse und zeige, und sie muß dies lehren, falls sie nicht aus freien Stücken ihre Daseinsberechtigung preisgeben will; ebendasselbe muß auch jedes andere religiöse Bekenntnis von sich behaupten, gegenteils würde

es sich sein Todesurteil schreiben und seine Anhänger von sich stoßen. Alle nun, die nicht aus stolzer Selbstverblendung oder träger Sorglosigkeit, sondern aus unverschuldetem Irrtume äußerlich von der Kirche getrennt sind, aber redlich die Wahrheit suchen, die dargebotenen Gnaden benutzen, nach ihrem Glauben und ihrer ehrlichen Überzeugung leben und reumütigen Herzens um Vergebung ihrer Sünden bei Gott anhalten, gehören innerlich und unsichtbar der wahren Kirche Christi an und werden durch sie gerettet werden.

Die Parabel von den Talenten läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß ein jeder nach dem Maße der empfangenen Gnaden wird Rechenschaft ablegen müssen: wer viel empfangen hat, von dem wird auch viel gefordert werden. Niemand kann mit seinem bloßen Glaubensbekenntnisse das „Soll“ des jenseitigen Kontobuches decken. Wem durch Christus der Weg leichter gemacht ist, d. i. ein reicheres Maß von Gnaden zur Verfügung steht, der hat ein strengeres Gericht zu fürchten als der, der mit den Brosamen sich begnügen muß, die von der reichbesetzten Mannatafel fallen. Gott, der die Herzen und Nieren erforscht, weiß allein, wo der Wille, die immer und überall dargebotene Möglichkeit der Heilswirkung zu ergreifen, ernsthaft vorhanden und tätig ist.

Will man den Ausspruch des Herrn auf das Leben des einzelnen anwenden, so kann man sagen: Gott sucht und ruft den Menschen am Morgen, am Mittage und am Abende seines Lebens, zu jeder Stunde desselben. Mancher läßt sich erst in der spätesten Abendstunde finden, aber auch das Abendopfer ist Gott noch wohlgefällig. Vielleicht hat der letzte Gnadenblick des Erlösers das Auge des Sünders getroffen, so daß er wie Petrus in sich ging und weinte. Vielleicht hat der letzte Gnadenruf des hl. Geistes, der so lange an der Türe des Herzens angeklopft, Gehör gefunden. Die Rechtfertigungsgnade bedarf nicht langer Zeit zu ihrem

Werke: sobald ihr der Wille aufrichtig und ernstlich zustimmt, ist es vollbracht. Bis zum letzten Atemzuge währt „die kostbare Zeit, der Tag des Heiles“; wer vermag das wunderbare und liebevolle Walten des Allbarmherzigen zu ergründen! Der die Macht hat, aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken, plötzlich aus dem Schächer einen Bekenner, aus dem Saulus einen Paulus zu machen, kann auch zu jeder Zeit den verstocktesten Sünder, dessen freie Mitwirkung natürlich vorausgesetzt, zu einem vollendeten Heiligen umschaffen.

„Ihr aber, Sterbliche, enthaltet streng euch
Vom Richten, da wir selbst, die Gott doch sehen,
Die Auserwählten alle noch nicht kennen!“ [32]

Jedoch werden im Verhältnisse zu den Geretteten überhaupt derer wohl nur wenige sein, die wie jener Räuber am Kreuze so glücklich sind, gerade am Ende der zwölften Stunde die kostbarste Beute davonzutragen. Bekannt ist das Wort des hl. Augustinus: Der eine der beiden Schächer wurde gerettet; daher darf niemand an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln; der andere ging verloren, also darf niemand vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen.

Auf die Frage eines Jüngers, ob nur wenige selig werden, antwortet der Herr mit dem Hinweise auf die enge Pforte, die zum himmlischen Vaterhause führt. [33] Diese wird nach der Erklärung Bellarmins [34] gebildet durch die vier Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Demut. Wenn nun Christus sagt, daß die Mehrzahl der Menschen den Weg des Verderbens wandelt und den Weg des Lebens nicht findet, [35] so spricht er eine Tatsache aus, die bisher für alle Zeiten gegolten hat. Zunächst sind es nur wenige, die die sichtbare Heilsanstalt auf Erden, die hl. Kirche, finden und ihr angehören. Aber auch unter den wenigen, die durch die schmale Tür der Taufe in die Kirche eingetreten sind, bilden die Mehrheit vielleicht nicht die, die

das unnütze Gepäck der Eitelkeiten, Torheiten und Leidenschaften ablegen und durch die enge Pforte der Pflichterfüllung und Tugendübung sich hindurchbequemen. Daraus folgt jedoch nicht, daß nun die meisten auf dem breiten Wege des Verderbens auch bis ans Ende fortwandeln und niemals den schmalen Weg der Tugend einschlagen.

Auserwählt zur Gnade sind die Menschen aller Zeiten und Zonen; sie werden berufen zu jeder Stunde bis zum Ende ihres Lebens und erhalten sämtlich das hinreichende Gnadenmaß, ihr Heil wirken zu können. Auserwählt zur Seligkeit sind alle die, von denen Gott vorausgesehen, daß sie im Stande der Gnade das Zeitliche segnen. Ihm allein ist der letzteren Zahl bekannt; wir wissen jedoch so viel, daß sie keineswegs gering, sondern überaus groß ist. „Viele werden vom Aufgange und Niedergange kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen.“[36] Der hl. Johannes sah „eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Völkern und Geschlechtern und Nationen und Zungen; sie standen vor dem Throne und vor dem Lamme, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen tragend“.[37] Die Trennung der Guten und der Bösen am Ende der Tage wird vom Herrn verglichen mit der Ausscheidung des Weizens und des Unkrauts, der Schafe und der Böcke, der guten und der schlechten Fische. Daß das Unkraut den Weizen überwuchert, daß in einer Herde die Böcke zahlreicher sind als die Schafe, daß der schlechteren Fische mehr sind als der guten, ist doch wohl nicht die Regel. Unter den drei Knechten war nur ein unnützer, der sein Talent vergraben hatte und deshalb verworfen ward; beim Hochzeitsmahle war nur ein Gast, der kein hochzeitliches Kleid trug und daher hinausgestoßen werden mußte. Diese Gleichnisreden Christi gestatten uns also die Annahme, daß die Mehrzahl der Christen selig

werde. Für die größere Zahl der Auserwählten lassen sich auch mehrere Angemessenheitsgründe angeben. Der Hinweis auf die Engel, von denen nur der geringere Teil verloren ging, ist eine Stütze für die mildere Ansicht. Und sollte nicht die Güte, die Liebe, die Barmherzigkeit Gottes geradezu fordern, daß die Mehrzahl der Menschen gerettet werde? Verstärkt wird dieser Grund durch die Erwägung, daß die Würde der Person Christi, der unendliche Wert seiner Menschwerdung, seines Lebens, Leidens und Sterbens, die Größe seiner Verdienste, die Kraft seines Gebetes beeinträchtigt erscheinen, wenn die segensreichen Früchte dieser Erlösungstaten, die für alle ohne Ausnahme vollbracht und aufgeopfert wurden, nur an wenigen wirksam und offenbar werden. Die Herrlichkeit Christi, sein Sieg über Satan und Sünde ist weniger glorreich, wenn die größere Masse dem gänzlich besiegten Todfeinde auf immer wieder als Beute anheimfällt. Endlich wird auch die Seligkeit des Himmels um so vollkommener, je größer die Zahl seiner Bürger wird, weil die Auserwählten das Glück jedes Mitgenossen als ihr eigenes empfinden.

Die günstigere Meinung wird durch Stellen der heil. Schrift, durch Aussprüche angesehener Gottesgelehrten und durch zahlreiche triftige Gründe hinreichend gestützt, um Geltung zu verdienen. Wie die Mehrzahl der Menschen gerettet werden könne, das zu ergründen ist uns nicht möglich und auch nicht nötig. Aber nötig und möglich ist uns die feste Hoffnung auf unsere und der Unsrigen Seligkeit, das unerschütterliche Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, der niemand ohne seine Schuld verloren gehen läßt. Ohne Zweifel gibt er, wie der hl. Thomas[38] lehrt, auch dem Wilden, der der Stimme seines Gewissens folgt, die notwendige Offenbarung, sei es durch einen Glaubensboten, sei es durch innere Erleuchtung.

Was also soll man sagen, wenn der Tod unter so ungünstigen Umständen eintritt, daß die Hoffnung auf die Rettung der Abgeschiedenen sich in manche „Vielleicht“ verwickelt?

Mögen auch die Anzeichen eines guten Todes noch so schwach und zweifelhaft sein; die Unmöglichkeit desselben kann niemals festgestellt und darf niemals angenommen werden. Niemand hat das Recht, über einen Toten zu richten, er steht und fällt seinem Herrn; dieser ist es, der untersucht und urteilt. Darum soll der trauernde Christ auch in den trostlosesten Fällen all seine Angst in den Schoß des barmherzigen Gottes begraben, der selbst den verhärtetsten Sünder bis zum letzten Atemzuge mit seiner mächtigen Gnade sucht, und der gesagt hat: „Warum willst du sterben, Haus Israel?“[39]

Wir glauben jedoch, aus dem unermeßlichen Reichtume der göttlichen Barmherzigkeit die entsprechenden Trostgründe nicht schöpfen zu dürfen, ohne die ernste Warnung vorauszuschicken, daß es eine gotteslästerliche Vermessenheit wäre, wollte man sie zu sorglosem Leichtsinne in den Angelegenheiten des ewigen Heiles, zur Fortsetzung eines unbußfertigen Lebens und zu grenzenlos waghalsigem Vertrauen auf das Glück des letzten Augenblickes mißbrauchen. Wer so handelte, würde früh genug seine verwegene Torheit bereuen müssen.

„Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen.“[40] Dieses Wollen ist kein bloßer, wirkungsloser Wunsch, sondern der ernste, entschiedene und wirksame Wille Gottes, der auf das ewige Wohl seiner Geschöpfe unvergleichlich mehr bedacht ist, als diese selbst es nur sein können, der mithin jedem von ihnen die notwendige Heilsgnade jederzeit anbietet. Man darf also nicht behaupten, daß einmal im Leben des Sünders

ein Augenblick eintrete, wo Gott beschließe, ihn gänzlich zu verlassen und ihm alle übernatürliche Hilfe zur Rettung seiner Seele zu entziehen. Diese harte Ansicht widerspricht dem Begriffe Gottes, wie die christliche Offenbarung ihn gibt. Es gilt mir, sagt Dominikus Soto, als eine vollkommen ausgemachte Wahrheit, ja ich glaube, daß alle heiligen Lehrer, die dieses Namens wert waren, dieselbe Überzeugung mit mir teilen, daß kein Mensch in diesem sterblichen Leben von Gott verlassen worden ist. Das ist in der Tat die Lehre des hl. Augustin,[41] der behauptet, daß selbst die in geistige Verblendung Geratenen nicht gänzlich des göttlichen Gnadenlichtes beraubt seien, daß auch die Gottlosesten auf die Barmherzigkeit des Herrn hoffen sollen,[42] daß man verzweifeln könne an der Bekehrung des Teufels, nicht aber an der Rettung eines Menschen, solange ein Atemzug in ihm sei.[43] Zwar wirkt Gott nicht immer Wunder, um Seelen zu retten, aber wohl selten auch beschränkt er seine Hilfe auf das gerade nur hinreichende Maß von Gnade. Zu allen Zeiten, auch dann schon, als das Gesetz der Liebe noch nicht in Kraft getreten war, verkündet und übt er grenzenlose Barmherzigkeit gegen die Menschen. Hundert Jahre hindurch ließ er dem sündigen Geschlechte durch seinen Diener Noe Buße predigen; wenn zehn Gerechte in Sodoma gewesen wären, so hätte er der lasterhaften Stadt geschont. Er verzieh David, Ezechias, Manasses, Jonas und den Niniviten. Die größte Langmut bewies er gegen sein auserwähltes, treuloses Volk.

„Bei dem Herrn ist Barmherzigkeit und überreiche Erlösung. Und er wird Israel erlösen von allen seinen Sünden.“[44] „Du, o Herr, bist gütig und milde und von großer Erbarmung.“[45] „Barmherzigkeit des Herrn ist es, daß wir nicht zugrunde gingen; seine Erbarmungen haben kein Ende.“[46] Er ist „gut gegen alle, die auf ihn hoffen,

gut gegen jede Seele, die ihn sucht".[47] „Er zerbricht nicht das geknickte Rohr und löscht den glimmenden Docht nicht aus."[48] „So wahr ich lebe," spricht der Herr, „ich will nicht den Tod des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre von seinem Wege und lebe."[49] „Wenn eure Sünden wären wie Scharlach, sie sollen weiß werden wie Schnee, und wenn sie rot wären wie Purpur, sie sollen weiß werden wie Wolle."[50]

Den wunderbarsten Beweis unergründlicher Liebe und Barmherzigkeit gegen die sündigen Menschen gab der ewige Vater dadurch, daß er „selbst seines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern für uns alle ihn dahingegeben hat; wie sollte er uns nicht alles mit ihm geschenkt haben?"[51] „Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, nicht daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde."[52]

Der gekreuzigte Heiland ist das göttliche Buch, das auch dem ruchlosesten Sünder Gnade und Vergebung verkündet. Der Eingeborene des Vaters hat „mit ewiger Liebe uns geliebt",[53] hat uns „geliebt, wie ihn sein Vater liebt",[54] ist unsertwegen „arm geworden, auf daß wir reich würden durch seine Armut",[55] hat unsertwegen sich „erniedrigt und ward gehorsam bis zum Tode am Kreuze",[56] wurde „die Verachtung der Menschen und der Spott des Pöbels";[57] „ist verwundet worden wegen unserer Sünden, zerschlagen für unsere Missetaten, zermalmt im Leiden, geopfert für uns, weil er es selbst gewollt".[58] „Er hat sich selbst für uns dahingegeben"[59] und „uns rein gewaschen von unseren Sünden in seinem Blute";[60] „er hat uns geliebt bis zum Ende".[61] „Größere Liebe aber," sprach er selbst,

„hat niemand als die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“[62]

Sünder heißen diese Freunde. Sie nimmt er auf wie der Vater den verlorenen Sohn, ihnen geht er nach wie der gute Hirt dem verirrten Schafe, sie sucht er wie das Weib den verlorenen Groschen, sie erträgt er wie den unfruchtbaren Feigenbaum, ihnen erläßt er die große Schuld von zehntausend Talenten. Sie sind die Kranken, die des Arztes bedürfen, mit ihnen geht er um, ißt und trinkt mit ihnen. Den Zöllner Matthäus macht er zum Apostel, beim Betrüger Zachäus kehrt er ein, der Samariterin erzeigt er Gnade, die Ehebrecherin will er nicht verurteilen, die Sünderin Magdalena spricht er los, dem Gichtbrüchigen und dem achtunddreißigjährigen Kranken gewährt er die Verzeihung, über Jerusalem weint er.

Der große Büßer Augustinus, der die Erbarmungen des Herrn an sich erfahren hatte, sagt mit Recht, daß niemand so viel verbrechen, wie Gott vergeben könne. In der Tat: die Geheimnisse der Barmherzigkeit, die der liebevolle Erlöser in seinem unaussprechlich qualvollen Leiden geoffenbart hat, müssen selbst den verzagtesten Sünder mit freudiger Hoffnung erfüllen. Der sanftmütige Jesus stößt den Verräter Judas nicht von sich, sondern nennt ihn Freund und gibt ihm den Friedenskuß; dem Verleugner Petrus nimmt er die erhabene Würde seiner obersten Stellvertretung nicht, sondern er sucht ihn mit seinem Gnadenblicke; nicht läßt er Feuer vom Himmel regnen, damit es seine Feinde und Peiniger verzehre, die ihn selbst in der bittersten Todesnot verhöhnen und verwünschen und mit den abscheulichsten Gotteslästerungen martern; nicht läßt er die Erde sich auftun, damit sie diese Ungeheuer der Bosheit verschlinge. Die ganze Schöpfung, Himmel und Erde, stehen bereit, für ihren Schöpfer Rache zu nehmen an seinen Verfolgern; er

aber hegt auf seinem Schmerzensbette in seinem zum Tode geängstigten Herzen „die Ratschläge zum Frieden und nicht zur Trübsal".[63] In das wilde Hohngeschrei seiner Feinde tönt von seinen Lippen der flehentliche Hilferuf: „Vater! verzeihe ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun."[64] Vater! so jammert er, wenn ich dein geliebter Sohn bin, so bitte ich dich durch das Blut dieses deines geliebten Sohnes, verzeihe diesen da, die ebenfalls deine Söhne, wenn auch deine ungeratenen Söhne sind. Du, mein Vater! schone deiner Kinder, schone meiner Brüder. Laß die leben, für die ich sterbe; vergiß, daß ich durch sie, und gedenke, daß ich für sie sterbe. Das ist die „Liebe Christi, die alle Vorstellung übersteigt".[65] Aus seinem Munde kommt nicht der Hauch des Zornes und der Rache, sondern der Hauch der Gnade und der Versöhnung; er sendet nicht das Feuer des Hasses, sondern das Feuer der Liebe aus; er öffnet nicht den Schlund der Verdammnis, sondern den Schoß der Erbarmnis. „Er hat Gebet und Flehen mit starkem Seufzen und mit Tränen Gott, seinem Vater, für uns dargebracht, und wegen seiner Ehrerbietigkeit ist er erhört worden."[66] Dieses Gebet ist für alle Menschen verrichtet, es wird durch alle Zeiten eine gewaltige Wirkung ausüben und auch den sterbenden Sündern zugute kommen.

Daß auch im Augenblicke des Todes eine Bekehrung noch möglich sei, lehrt uns das selige Ende des reumütigen Schächers. Darum soll niemand wie Kain und Judas wegen der Menge und Schwere seiner Sünden verzweifeln, darum hinterläßt jeder Sterbende den Seinigen die Hoffnung auf die Möglichkeit seiner Rettung. Das erste Wort, das der Herr in seiner qualvollen Todesnot am Kreuze sprach, galt nicht seiner geliebten Mutter, nicht dem Lieblingsjünger Johannes, nicht den weinenden Frauen, sondern seinen hartherzigen Feinden; das zweite richtete er an die

mitgekreuzigten Schächer: so sehr brannte sein in der Todesglut schmachtendes Herz von Liebe zu den armen Sündern.

Der blutbefleckte Raubmörder an seiner Seite wagt den vertrauensvollen Seufzer: „Herr! gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst." Der sanftmütige Heiland hat inmitten der furchtbarsten Qualen seinen Mund zur Klage nicht geöffnet und auf all die gräßlichen Beschimpfungen seiner gottlosen Feinde geschwiegen; auf die Bitte des reumütigen Räubers, der im letzten Moment den Himmel sozusagen zu rauben gedachte, konnte er nicht stumm bleiben. Er entgegnete aber nicht: Besinne dich, Schächer, wie kannst du mich jetzt belästigen, da ich viel größere Pein erdulde als du; mit dir, dem Missetäter, der mich jetzt erst kennt, nachdem ich vor der Welt seinesgleichen geworden bin, soll ich sprechen, wo ich zu meinen treuen Freunden und zu meiner armen Mutter noch keine Silbe geredet habe! So spricht der barmherzige Erlöser nicht, sondern er gewährt dem Sünder freudig und sogleich mehr, als dieser begehrt: er verheißt ihm für heute noch das Paradies. Also jener Mensch, der sein ganzes Leben in den ruchlosesten Verbrechen hingebracht, der Mann des Blutes, der bereits über dem ewigen Abgrunde schwebt, soll, noch bevor die Sonne sich neigt, zu den frommen Altvätern eingehen in das Paradies und dann vereint mit ihnen in die ewigen Himmelsfreuden. Siehe die Kraft des Gebetes Christi!

Wenn auch das Ende des Schächers zur Linken gegen eine unsinnige Vermessenheit, die allen Sündern ein gleiches Glück in Aussicht stellen möchte, Widerspruch erhebt, so ist doch mit unbedingter Zuversicht daran festzuhalten, daß der göttliche Erlöser fort und fort mit demselben Eifer die verirrten Schafe sucht, mit dem er während seines irdischen Wandels sie gesucht, daß er jetzt noch mit derselben Heftigkeit nach dem Heile der Seelen dürstet, wie er am Kreuze

danach gedürstet hat. Für alle hat er sein kostbares Blut vergossen, und als der mächtige Fürsprecher, wie der Apostel sagt, hält er an um Gnade und Erbarmen bei seinem himmlischen Vater, ohne Unterlaß vor ihm sein Leiden und Sterben unblutigerweise erneuernd, für alle Sünder es aufopfernd und alle Sterbenden in die Hände seines Vaters empfehlend.

Nicht minder rührend als tröstlich sind die Beteuerungen des Heilandes, von denen uns erleuchtete Seelen, wie die hl. Birgitta, die hl. Katharina von Siena, die hl. Gertrudis, die hl. Mechtildis und andere, erzählen.[67] Durch eine innere Stimme vernahmen diese Heiligen öfters die Worte: „Meine Liebe zu den Menschen ist jetzt noch ebenso groß und unbegreiflich, wie sie es zur Zeit meines Leidens war. Und wenn es geschehen könnte, daß ich ebenso vielmal den Tod erlitte, als es Verdammte in der Hölle gibt, so würde ich mit der größten Bereitwilligkeit und mit der vollkommensten Liebe meinen Leib hinopfern und dasselbe Leiden und Sterben, das ich für alle erduldet habe, für jede einzelne Seele erdulden." Als die hl. Mechtildis über die Verstocktheit eines Sünders, für den sie schon so lange gebetet hatte, unwillig wurde, vernahm sie die bittende Stimme: „Ach! meine Erwählte! habe doch Mitleid und bitte für die armen Sünder, die ich um einen so teuren Preis erkauft habe und so langmütig erwarte, mit heißer Sehnsucht verlangend, daß sie endlich sich zu mir bekehren. Siehe, wie ich mich einst auf dem Altare des Kreuzes zum Opfer dargebracht habe, so stehe ich auch jetzt noch mit derselben Liebesglut für die Sünder vor Gott, meinem Vater, da es mein höchster Wunsch ist, daß der Sünder durch wahre Buße sich zu mir bekehre und lebe." „Niemand ist ein so großer Sünder, daß ich ihm nicht, wenn er wahrhaft Buße tut, alle seine Sünden vollständig vergebe und mein Herz

mit so großer Milde und Süßigkeit zu ihm hinneige, als wenn er niemals gesündigt hätte." Die hl. Birgitta wurde daran erinnert, daß sie solche, deren Heilsgefahren ihr enthüllt worden, nicht als gleichsam Gerichtete oder Verdammte fliehen dürfe: „Denn wenn der, der gegenwärtig der Gottloseste ist, mit Reue und Verlangen nach Besserung mich anruft, so bin ich bereit, ihm sogleich zu verzeihen."

So viele Augenblicke es also gibt in der Zeit, so oft ist Gott bereit, den reumütigen Sünder wieder in Gnaden aufzunehmen. Wer daran zweifeln wollte, würde Gott einer großen Ehre berauben, nämlich seine Barmherzigkeit verdächtigen und verkleinern.

Maria, die Mutter der Barmherzigkeit, heißt nicht umsonst die Zuflucht der Sünder. Wie sie während ihres Lebens in hervorragender Weise bei der Erlösung der Menschheit mitgewirkt hat, so hat sie auch ihren Anteil an der endgültigen Rettung der Erlösten. Ihre höchste und einzige Sorge ist, daß das kostbarste Blut ihres einzigen Sohnes an niemand verloren gehe. Den sterbenden Sündern besonders wird sie die Teilnahme ihres mütterlichen Herzens zuwenden, da sie in der Gefahr schweben, für immer ihrem Sohne entrissen zu werden. Die Liebe springt ja zuerst dem Dürftigen bei; wer aber ist ärmer als der arme Sünder, der, der Gnade beraubt, am Rande des ewigen Abgrundes steht? Jede Mutter nimmt sich ihres kranken Kindes mit besonderer Liebe und Sorgfalt an; wie könnte die himmlische Mutter diejenigen ihrer Kinder ohne Hilfe lassen, die an Leib und Seele todkrank, der Gefahr des zeitlichen und des ewigen Todes ausgesetzt sind? Hier ist die Not groß, hier tut rasche Hilfe not; hier droht das größte Unglück, das ewige Verderben.

Auf dem ganzen Erdkreise wird Maria als Helferin in der Todesstunde angerufen; sie ist mächtig, gütig und

getreu; sie kann, will und wird helfen allen, die sich noch wollen helfen lassen. Sie, „die Zuflucht der Sünder“, erinnert ihren Sohn an alles, was er für die Sünder getan und gelitten hat, und beschwört ihn mit mütterlichem Flehen bei seiner unendlichen Liebe, die er zu ihnen trägt, sie selig zu machen. „Wieviel ein Mensch auch gesündigt haben mag,“ läßt die hl. Birgitta sie sagen, „sobald er von ganzem Herzen mit wahrer Liebe und dem ernsten Vorsatze der Besserung zu mir seine Zuflucht nimmt, bin ich bereit, ihn aufzunehmen. Auch sehe ich nicht darauf, wieviel er gesündigt hat, sondern mit welcher Gesinnung er zu mir zurückkehrt. Denn mag ein Sünder auch noch so verächtlich und befleckt sein, ich scheue mich nicht, seine Wunden zu berühren, zu salben und zu heilen; denn ich heiße und bin in Wahrheit die Mutter der Barmherzigkeit.“ [68] Wie groß mag die Zahl der Seligen sein, die der „Ursache unserer Freude“ ihre Himmelsfreuden zum großen Teile verdanken! Denn „Mariä, der glorreichen Gebärerin meines Sohnes“, diese Worte legt die hl. Katharina Gott dem Vater in den Mund, „ist es von meiner Güte um der dem menschgewordenen Worte gebührenden Ehrfurcht willen gewährt, daß jeder Sünder, der mit aufrichtiger Verehrung zu ihr flieht, nicht vom höllischen Feinde in den Abgrund hinabgerissen werde.“ [69]

„Mariä Name auf den Lippen starb ich.
Mich faßte Gottes Engel, und der Bote
Der Höll' schrie: „Das ist Raub ja, du vom Himmel!
Ob eines Tränleins, das ihn mir hinwegnimmt,
Trägst sein Unsterbliches du mit dir aufwärts“.“ [70]

Wir können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in manchen Werken Geschichten erzählt werden, die der allerseligsten Jungfrau eine geradezu unwürdige Rolle andichten und zu einem vermessenen Vertrauen auf sie auffordern.

Zweifellos wird auch der hl. Schutzengel im letzten Augenblicke noch alles versuchen, um seinen verirrten Schützling auf den rechten Weg zurückzubringen. Mit seinen Bemühungen vereinigen sich die Gebete der Engel insgesamt und aller Heiligen, die ja „über einen Sünder, der Buße tut, sich mehr freuen als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen“.

Die Kirche ist die geistliche Mutter der Christgläubigen. Sie paart Ernst mit Milde, um ihre Kinder für den Himmel zu erziehen: bald bittet und mahnt, bald droht und straft sie; den verstockten Sündern entzieht sie ihre Gnadenmittel und schließt sie aus ihrer Gemeinschaft aus. Sobald sie aber in Todesgefahr geraten, reicht sie ihnen wieder die Hand und öffnet mit größter Freigebigkeit den ganzen Reichtum der ihr anvertrauten Gnaden- und Verdienstschätze. Sehr ausgedehnt sind die Privilegien, die sie den Sterbenden gewährt. Da besitzt im Notfalle jeder Priester, selbst der mit dem Banne belegte, die Vollmacht, von allen Sünden und Kirchenstrafen ohne Ausnahme loszusprechen. Auch solche Sterbende, die ein wenig christliches Leben geführt haben, dürfen, selbst wenn sie besinnungslos sind und ein Zeichen der Reue vorher nicht geben konnten, bedingungsweise losgesprochen werden; nach der wahrscheinlichen Meinung sogar die, die in demselben Augenblicke, da sie sündigten, die Besinnung verloren, z. B. während eines Duells, Diebstahls ꝛc. Es besteht nämlich die Möglichkeit, daß auch solche Unglückliche in einem lichten Augenblicke noch fähig sind, ihre Versöhnung mit Gott zu wünschen und dieses ihr Verlangen durch innerliche Seufzer auszudrücken.

Zudem ist es nicht so sehr die äußere Sündentat, als vielmehr die ihr zugrunde liegende Absicht und Gesinnung, die das Wesen der Sünde und das Maß ihrer Schuld und

Strafe vor Gott ausmacht. Den Menschen bleibt meistens die Menge der mildernden wie der erschwerenden Umstände, die bei einem Verbrechen oder Lasterleben zusammentreffen, verborgen; vor Gottes allwissendem Auge, das die Herzen und Nieren erforscht, liegt die wahrhaft verwickelte Geschichte einer jeden Sünde offengedeckt wie ein aufgeschlagenes Buch; er allein ist imstande, das Gute wie das Böse auf vollkommen richtiger Wage zu wägen, und er wird manchem ein gnädiger Richter sein können, den die Welt mit tausend Stimmen verdammt hat.

Die Kirche versagt zwar den vom Glauben Abgefallenen sowie den Häretikern, Exkommunizierten, Selbstmördern, Sakramentsverächtern und öffentlichen Sündern das kirchliche Begräbnis, wenn sie vor dem Tode kein Zeichen der Bekehrung gegeben haben. Jedoch soll durch diese Verweigerung keineswegs ein Urteil über das jenseitige Schicksal solcher Verirrten gefällt werden. Die Kirche will und kann über die Toten nicht richten, aber aus Selbstachtung und zur Aufrechterhaltung der Zucht, um der Sühne und des abschreckenden Beispiels wegen versagt sie die Ehre des kirchlichen Begräbnisses auch solchen Sündern, die besonders schwer gegen die kirchliche oder die gesellschaftliche Ordnung gefrevelt haben und ohne jegliche *öffentliche* Buße aus dem Leben geschieden sind. Den im Duell Gefallenen wird die kirchliche Beerdigung auch in dem Falle noch verweigert, daß sie vor dem Tode Reue bekundet und sogar die Lossprechung empfangen haben.

Die Erinnerung dürfte am Platze sein, daß auch im heidnischen Altertume den mit Ehrlosigkeit (Atimie) belegten Verbrechern die letzten Ehren verweigert wurden. Das griechische wie das altrömische Recht verhängt diese Strafe z. B. über den Selbstmörder, obwohl zahlreiche Philosophen den freiwilligen Tod als eine sittlich gleichgültige

Handlung bezeichneten und für gewisse Notlagen sogar als eine gebotene und tugendhafte verteidigten. In jedem Falle aber galt die ohne obrigkeitliche Erlaubnis vollzogene Selbsttötung als ein Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft, das durch Verweigerung der Begräbnisfeierlichkeiten gestraft wurde: eine äußerst harte Strafe nach heidnischer Anschauung; denn wer kein ehrenvolles Begräbnis erhielt, war in den Augen der Mit- und Nachwelt für immer mit Schimpf und Schande bedeckt und konnte im Jenseits keine Ruhe finden. Daher erklärt es sich, daß die Selbstmordsucht der milesischen Mädchen sofort aufhörte, als der Senat den Beschluß faßte, daß die Leichen der Selbstmörderinnen mit dem Stricke um den Hals auf den öffentlichen Marktplatz hingeworfen werden sollten.

Was sollen wir den Angehörigen eines Selbstmörders zum Troste sagen? Bei der dem Menschen so tief eingepflanzten Liebe zum Leben und bei der so natürlichen Furcht vor dem Tode gehört der Selbstmord zu den auffallendsten Widersprüchen und zu den rätselhaftesten Verirrungen der menschlichen Natur, ist ein Verbrechen, das der geistig gesunde, der christlich gläubige Mensch kaum begreifen kann. Wie entsetzlich trostlos muß es aussehen in der Seele dessen, der zu solcher Tat entschlossen ist; wie müssen die trügerischen Lehren jener materialistischen und pessimistischen Afterweisheit seinen Sinn verwirrt und seinen Geist verfinstert, heftige Leidenschaften sein Herz verheert oder bittere Not, düsterer Gram und Schwermut sein Gemüt eigeschnürrt haben, daß er den grausigen Entschluß in sich zur Reife kommen läßt, selbst Hand an sich zu legen und einen so furchtbaren Frevel zu begehen gegen den Herrn über Leben und Tod, gegen seine Angehörigen, gegen die menschliche Gesellschaft und gegen sich selbst! Lange Leiden,

plötzliche Mißgeschicke, nagender Kummer, anhaltender Verdruß können auch dem religiösen und rechtschaffenen Manne die Freude am Leben verleiden und ihn den Tod wünschen lassen; aber solange nicht durch Geisteskrankheit das Vernunft- und Glaubenslicht in ihm gänzlich erloschen ist, wird er der Verzweiflung sich erwehren und nicht sein eigener Henker werden. Der von allen denkbaren Leibes- und Seelenleiden gequälte Job empfand in bitteren Stunden solchen Trübsinn und Lebensüberdruß, daß er jammerte: Meine Seele und meine Gebeine wünschen den Tod, und ich begehre nicht mehr zu leben,[71] aber mit männlichem Starkmute überwand der hartgeprüfte Dulder die Versuchungen und trug weiter die schwere Last seiner Leiden. Ebenso beschämt der Job der griechischen Heldenzeit, Odysseus, die weichlichen und weibischen „Helden“ des modernen Heidentums, die in der freiwilligen Selbstvernichtung die Erlösung aus dem Erdenjammer suchen. Und alle, die die Stirn haben, den freigewählten Tod als ein Anzeichen von Seelenstärke und Seelengröße zu feiern, müssen erst recht vor manchen Denkern und Dichtern des heidnischen Altertums erröten.[72] Es zeugt von einer argen Verbildung und Versimpelung des Geistes, die feige und erbärmliche Flucht vor den Leiden des Lebens als eine sittliche Heldentat zu preisen.

„Ich find' es feig und niederträchtig,
Aus Furcht, was kommen mag, des Lebens Zeit
So zu verkürzen.“[73]

Wenn Heiden in diese Torheit fielen, so sind sie auf Grund eines entschuldbaren Mangels an sittlich-religiöser Erkenntnis, insbesondere wegen der Unmöglichkeit, das Problem des Übels zu lösen, milder zu beurteilen. Selbst jener in der Neuzeit wieder gern gehörte Glückseligkeitslehrer, der das höchste Glück und Endziel des Menschen in

den Genüssen des lebensfrohen Weltkindes erblickte, stimmte ein in die Klagetöne des Weltschmerzes, die im Todesröcheln des verzweifelnden Selbstmörders endigten. Die neueren Selbstmordverteidiger bleiben mit ihren Gründen durchschnittlich noch unter der Ebene altheidnischer Sittlichkeit. „Es sind allein die Priester der versklavenden Religion gewesen," behauptete mit kindischer Dreistigkeit Eugen Dühring,[74] „die den Tod durch eigene Hand zu einer Sünde gestempelt haben. Die Moralisten waren meist schwach genug, die durch das Priesteranathem bei dem Volke erzeugten Vorurteile mit ehrsamer Miene zu erörtern, als wenn es sich noch erst um die Feststellung eines Rechtes des Menschen über sein eigenes Leben handeln könnte." Der grimmige Priesterhasser scheint nicht zu wissen, daß die Vernunftwahrheit, der Mensch habe sein Leben als Lehen empfangen, für dessen Verwaltung er dem Herrn über Leben und Tod strenge Rechenschaft schulde, und dürfe daher eigenmächtig den Lebensfaden nicht durchschneiden, schon in der heidnischen Welt warme Vertreter gefunden hat.[75] Nicht minder bemerkenswert ist es, daß bereits heidnische Stimmen den Selbstmord auf eine Geistesverwirrung zurückführen, die von den Göttern zur Strafe für ein lasterhaftes Leben verhängt werde. In diesem Sinne urteilt Homer über die Tat der Sünderin Epikaste, die ihrem Leben mit dem Stricke ein Ende machte infolge jener Verblendung und Verzweiflung, in die sie auf Anstiften der Götter hineingeraten war. Die Erinnerung an das Wort der Schrift: „Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit," drängt sich hierbei von selbst auf. Mit vollem Rechte hat Aristoteles behauptet, daß Menschen, die viele und schwere Verbrechen auf sich geladen haben, den Tod suchen, um so der inneren Unseligkeit wie dem Hasse und der Verachtung der Mitwelt zu entfliehen.

Der Selbstmord, wie er heutzutage als Massenerscheinung die Totenlisten bereichert, steht ohne Zweifel in einem ursächlichen Zusammenhange mit den modernen Bildungs- und Gesittungszuständen, ist eine der erschreckenden Früchte, die eine hohle und aushöhlende Aufklärung, eine sinnliche und jederzeit zur Sinnlichkeit reizende Lebensweisheit gezeitigt hat. Die gegenwärtige Zeitströmung, die das Sinnen und Trachten breiter Volksschichten beherrscht, treibt von der Begierde zum Genusse und vom Genusse zur Begierde, erweckt Hoffnungen und bereitet Enttäuschungen, bringt dem Geiste keine Nahrung und dem Herzen keinen Frieden, erzeugt mitten im Lebensgenusse Lebensüberdruß, hemmt und schwächt die edlen Triebkräfte, hindert das Schauen und Streben nach den übersinnlichen, ewigen Gütern, verdunkelt das sittliche Bewußtsein, verbannt die heilsame Furcht vor der jenseitigen Vergeltung, vernichtet den Glauben, entfesselt die schlimmsten Leidenschaften und begünstigt die hassenswürdigsten Laster mit ihren manchmal schrecklichen Folgen. Wer ihnen anheimgefallen ist und vom Himmel keine Hilfe mehr begehren mag, von der Erde aber keine mehr erwarten darf, begrüßt in seinem betörten Sinne den Dolch oder den Revolver als den Erretter von Schimpf und Schande, von aller Not und Pein. Selbstmordgedanken sind Blüten, die sich häufig auf dem Giftbaume des Lasters finden. „Fast jeder Selbstmord ist nämlich,“ schreibt Masaryk,[76] „wie wir es an der Wirksamkeit seiner Ursachen sehen, lange vorbereitet worden, und deshalb muß man ihn als das Endziel einer langen Entwicklung ansehen und bekennen, daß die Selbstmörder, mit wenigen Ausnahmen, unsittlich sind.“ Die Endgestalt dieser Unsittlichkeit ist die Verzweiflung, die ihrerseits in der Regel die Folgen einer religionslosen Gesinnung und eines ausschweifenden Wandels ist. „Sagen wir es kurz

und offen: die intellektuelle und moralische Halbheit ist die große Ursache des modernen Lebensüberdrusses. Diese intellektuelle Halbheit und sittliche Haltlosigkeit erscheint als Irreligiosität, und so ergibt sich uns schließlich, daß die moderne Selbstmordneigung in der Irreligiosität unserer Zeit ihre eigentliche Ursache hat." [77] Im Gegensatze zur freigeistigen Weltweisheit und Sittenlehre der Neuzeit [78] verurteilt das Volk den Tod durch eigene Hand als den Abschluß eines schuldvollen und verlorenen Lebens.

Niemand aber ist es gestattet, den einzelnen Selbstmörder zu richten oder zu verdammen. „Richte nimmer, o Mensch! ehe der Tag alles ans Licht bringt," mahnt der Chor bei Sophokles. „Wer bist du," fragt der Apostel, [79] „daß du einen fremden Knecht richtest: er steht und fällt seinem Herrn," vor dessen Richterstuhl er ungerufen hingetreten ist. Wir kennen nicht das Maß der Zurechnungsfähigkeit, das der Unglückliche noch besaß, als er die unselige Tat beging, nicht das Maß der Schuld, das er an seinem schaudervollen Verbrechen trägt. Die Irrungen der angesehensten und edelsten unter den heidnischen Weltweisen erteilen uns die Lehre, daß selbst ernste Forscher nicht nur in den Augenblicken heftiger Gemütsbewegung, sondern auch in den Stunden ruhigen Denkens in der sittlichen Beurteilung der Selbsttötung schwer gefehlt haben. Selbst Seneca, der an die göttliche Vorsehung glaubt und in den Hemmnissen und Verwicklungen des Erdenlebens Anlässe und Aufforderungen zu sittlicher Kraftleistung und Kraftsteigerung erblickt, verteidigt, wenn auch hie und da mit Einschränkungen, den Selbstmord. „Das wollen wir gern zugestehen," sagt Aug. Lehmkuhl, [80] „die Unerlaubtheit des Eingriffes in das eigene Leben ist für gewisse, sehr schwierige Lagen nicht so selbstverständlich, daß nicht auch ernst forschende Männer darüber in schuldlosem Irrtume sein

konnten." Wer im Lichte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre den freiwilligen Ausgang aus dem Leben betrachtet, kann allerdings an der sittlichen Verwerflichkeit dieser Handlung keinen Augenblick mehr zweifeln. Es gibt aber Lebenslagen und Schicksalsschläge, die wie eine schwarze Wolke jenes Licht verhüllen oder vielmehr mittels heftiger Aufwallung oder andauernder Niedergeschlagenheit des Gemütes das geistige Auge trüben, das sittliche Bewußtsein verwirren und den führerlosen Willen zu einem Entschlusse drängen, den er nach ruhiger, klarer Erwägung als einen höchst sündhaften mit Abscheu zurückweisen würde. Da wir in ungestörter Gemütsverfassung den selbstgewählten Tod des Mitmenschen betrachten, so wird unser Urteil über dessen wahre Beweggründe durch den Unterschied zwischen der verzweifelnden Stimmung des Selbstmörders und unserer eigenen, vom Lebens- und Pflichtgefühl beherrschten Empfindung leicht getäuscht. Wir wissen nicht, was alles in seiner Seele vorgegangen ist; erscheinen uns auch seine Verwicklungen und Bedrängnisse als keineswegs schlimm genug, uns zu einer milden Auffassung seines tödlichen Entschlusses zu bewegen, so hat er selbst doch offenbar in unverschuldeter oder verschuldeter Verblendung seine Aussichten für so ungünstig angesehen, daß er ihrer Erprobung den Verzicht aufs Leben vorziehen zu müssen wähnte. Die Statistik nennt uns Ursachen des Selbstmordes, die wir als durchaus nichtswürdige und verächtliche zu bezeichnen verpflichtet sind; im Einzelfalle aber können wir nicht darüber entscheiden, ob nicht auch solche Verhältnisse, denen nach unserer Vorstellung schon ein gewöhnlicher Lebenswille siegreichen Widerstand leisten kann, eine Geistes- oder Gemütsstörung herbeigeführt haben, infolge deren das sittliche Urteil über den Selbstmord gefälscht ward. Selbst jener Cato, der gerade deshalb, weil er lieber würdevoll sterben

als würdelos leben wollte, als glorreicher Held und als Muster echt stoischer Tugend gepriesen wurde, ist, wohl mit Unrecht, von einigen zu den geistesgestörten Selbstmördern gezählt worden.[81]

Und selbst wenn jemand mit anscheinend ruhiger Entschlossenheit und nach scheinbar reiflicher Überlegung seinem Leben ein gewaltsames Ende gemacht hat, um z. B. der Schande oder gar dem Zuchthause zu entgehen oder unheilbaren Leiden zu entfliehen, so bleibt es uns doch unbekannt, ob nicht die Stimme Gottes laut in ihm aufgeschrieen, sobald seine Hand den verhängnisvollen Streich geführt, ob er nicht noch im letzten Augenblicke, durch die Bußpredigt jener Gottesstimme erschüttert, Reue erweckt und die Qual der selbstverhängten Todesstrafe als Sühne für sein Verbrechen aufgeopfert hat. Vielleicht hat er in den letzten Stürmen der Seelennot, als er schon das Auge von dem drohenden Zornesblicke, das Ohr von der nahenden Donnerstimme des Richters getroffen glaubte, als er fühlte, wie sein ermattetes Herz für immer in den Wassern der Trübsal versinken sollte, zu dem milden Sterne, der noch nicht aufgehört hatte, in die schwarze Wolkennacht seiner Seele hineinzuleuchten, flehend und vertrauend aufgeblickt, das rettende Brett ergriffen und sich auf das jenseitige Ufer hinübergelandet. Für solche Schiffbrüchige gibt es noch Heil, aber wohl nicht ohne lange und harte Quarantäne.

Die vollkommene Reue besitzt unfehlbar sündentilgende Kraft, und an Beweggründen zu ihr fehlt es wahrlich nicht. Die nächsten und mächtigsten sind offenbar die, die aus den Erwägungen der unermeßlichen Liebe Gottes gegen uns Sünder entspringen. Gott hat uns zuerst, hat mit ewiger Liebe uns geliebt und ohne Unterlaß seine unbegreifliche Liebe uns kundgetan. Wer nun einen aufrichtigen Schmerz und Abscheu empfindet über den schwarzen Undank,

daß er den grundgütigen Vater im Himmel und seinen eingeborenen Sohn nicht wiedergeliebt, sondern gröblich beleidigt hat, und zugleich eine dankbare Gegenliebe erweckt, der hat bereits einen Grad vollkommener Reue. Eine solche zu gewinnen, war auch dem plötzlich Sterbenden vielleicht noch möglich, wenigstens fehlte ihm nicht die dazu notwendige Gnade. Empfehlen wir darum vertrauensvoll und inständig seine arme Seele der Barmherzigkeit Gottes, dessen Geschöpf und Kind er ist. Durch dumpfes Grübeln wird das bekümmerte Herz von den peinigenden Zweifeln nimmer erlöst, sondern immer heftiger beunruhigt; dagegen ist das demütige und ergebene, zuversichtliche und beharrliche Gebet der beste Trost für die Abgeschiedenen wie für die Hinterbliebenen.

Ein ehrwürdiger Priestergreis, der Propst Anton Kerschbaumer[82] von Krems, dessen Vater durch vermeintliche Schulden in den Tod getrieben worden, schreibt über diesen erschütternden Schlag: „Wie ein trüber Schatten lagerte durch mein ganzes Pilgerleben der unvermutet schnelle Tod meines Vaters auf meiner Seele. Während meiner Kindheit dachte ich allerdings darüber nicht nach, desto mehr aber, nachdem ich Priester geworden. Obwohl ich keinerlei Schuld daran trug, so drängte es mich doch, einen Teil der Vaterschuld auf mich zu nehmen und mein Leben als Sühnopfer zu betrachten. Dieser tragische Gedanke, den niemand erriet, und den ich nicht aussprechen konnte, hat mir viele traurige, aber auch tröstliche Stunden bereitet. Hier am Schlusse meines Pilgerlebens kann und will ich nicht davon schweigen; denn mein ganzer Charakter und Lebenslauf wird dadurch begreiflicher. Ach, wie traurig war alljährlich der 9. November, der Todestag des Vaters, und wie froh war ich, wenn der Abend dieses Erinnerungstages hereinbrach! Wie schnitt es mir durch das Herz,

wenn manchmal harte Urteile über einen Selbstmörder gefällt wurden. Ach, dachte ich mir oft, weiß man denn, welch furchtbaren Seelenkampf der durchmachen mußte, der selbst die Hand an sein Leben legt? Verdammt ihn nicht, sondern betet für ihn! Das Urteil steht bei Gott. Das Verdienst meiner allfälligen guten Werke wendete ich dem unglücklichen Verstorbenen zu und dachte mir oft bei den Widerwärtigkeiten des Seelsorgeamtes, im Beichtstuhle, auf Versehgängen, bei erduldeten Kränkungen, ja selbst bei den Strapazen der Pilgerreise: Mögen meine Opfer der Seele des Vaters von Nutzen sein! Nach und nach kehrte mehr Ruhe bei mir ein, aber der Stachel blieb. Mir selbst verlieh Gott die Gnade, auf Selbstmord-Kandidaten wohltuend und erfolgreich einzuwirken; vier Fälle sind mir in Erinnerung, wo es mir gelang, das Ärgste zu verhüten."

Die also, denen eine allzu große Angst um ihre und der Ihrigen Seligkeit die freudige Hoffnung auf das glückselige Wiedersehen im anderen Leben verkümmert, mögen es nie vergessen, daß nicht die knechtische, sondern die kindliche Furcht wohlgefällig ist in den Augen Gottes, und daß dem von seiner Gerechtigkeit bereiteten Wermuttranke niemals die Süßigkeit seiner über alles Maß und Lob erhabenen Barmherzigkeit fehlen darf. „Der," sagt der liebenswürdige hl. Franz von Sales,[83] „der bei dem Mißtrauen und der Furcht stehen bleibt, ohne zur Hoffnung und zum Vertrauen voranzuschreiten, gleicht dem, der von einer Rosenstaude nur die Dornen pflückt, die Rosen aber stehen läßt. Wir müssen es machen wie die Chirurgen, die die Ader nicht öffnen, bevor die Bandagen fest genug sind, das Blut aufzuhalten. Wer auf Gott vertraut, wird wie der Berg Sion sein, der sich durch keinen Sturm erschüttern läßt."

XVIII.

„Es ist gut, daß ich hingehe.“ — Heilsame Wirkungen der Hoffnung aufs Wiedersehen.

„Nur das Herz der Toten bleibet unser;
Denn des Todes letzter Kuß gewährt
Unsrer Liebe heil'ge Weihe,
Die mit ew'gem Glanze sich verklärt.

Sei's denn, daß uns alle Blumen welken,
Daß ein finstres Schicksal uns bedroht;
Unsre Schätze uns zu retten, nimmt sie
Mitleidsvoll hinweg der Engel Tod.“
(A. Procter.)

Wie die abgebrochene Tonfolge einer Melodie uns reizt, nach einem Schlusse zu suchen, bevor wir darüber nachdenken, warum er hinzukommen müsse, da unser Gemüt mit unverstandener und unwiderstehlicher Gewalt aus seiner unvollendeten Bewegung hinausstrebt, so treibt die schmerzhaft empfundene Lücke zwischen unserem irdischen Dasein und des Daseins Zwecke das Sehnen des Geistes über die engen Schranken des Diesseits hinaus. Weil aber dieser geistige Aufschwung durch den Druck der zeitlichen Sorgen leicht niedergehalten wird, so dient es zum Heile, wenn zuweilen durch den Finger von oben das Gemüt in die rechte Spannung versetzt wird.

So oft der Tod eine liebe Seele uns entreißt, gibt es ein Band weniger an die Erde und ein Band mehr an den Himmel. „Anders kann uns doch der Tod eines Freundes nicht erscheinen,“ schreibt Bischof v. Ketteler[1] an seine

Schwester. „Die Erde wird uns dadurch leerer, der Himmel an befreundeten Gestalten bevölkerter; dieser rückt uns näher, jene wird uns entfremdeter. Mir ist wenigstens die Erde nur insofern etwas, als so viele mir teure Menschen auf ihr wandeln." Je älter wir werden, desto ärmer wird uns das Leben; am Ende bleibt uns nichts als unsere lieben Toten und als unser eigener Tod, der, was keine Macht vermochte, jene uns wiederbringt.

Die tröstliche Hoffnung, unsere teuren Abgestorbenen wiederzusehen, soll nicht bloß unseren Schmerz mildern, sondern auch unser Auge und Herz zu jenen lichten Höhen erheben, wo die weilen, die im Glauben uns vorangegangen sind, die im Gebete unser gedenken und in Liebe uns erwarten. Wären es bloß irdische Rücksichten, die uns nach unseren lieben Angehörigen jammern hießen, wir würden ihnen nicht gefallen. Während wir das Leid unseres Herzens stillen, sollen wir zugleich uns in der Fernsicht und Sehnsucht üben nach jenem Lande, das auch uns verheißen ist, sollen unseren Geist mit himmlischen Gedanken und Begierden erfüllen.

Als die Apostel und Jünger aus dem Munde ihres geliebten Meisters die Mitteilung von seinem bevorstehenden Scheiden vernahmen, wurden sie so sehr in Schmerz und Schrecken versetzt, daß sie die an die Trauerbotschaft sich anschließende Trostrede teils nicht hörten, teils nicht verstanden. Sie unterließen es, den Herrn zu fragen nach dem Orte, wohin er gehe, nach der Herrlichkeit, von der er Besitz nehmen werde; ihr Geist und Herz beschäftigten sich einzig mit dem Verluste, der sie treffen sollte. Sie waren so sehr an den Umgang mit Jesus gewöhnt, fühlten sich so ganz auf seine leibliche Gegenwart angewiesen, daß sie die Entbehrung dieses kostbaren Gutes nicht ertragen zu können glaubten. Sorglos waren sie bis dahin an der

Hand ihres väterlichen Lehrers gewandelt, bei ihm fanden sie alles, ohne ihn konnten sie nicht sein; nun sollten sie von ihm getrennt werden. Wie wird es uns ergehen? dachten sie; was soll aus uns werden? Wer wird uns in Zukunft versorgen und beschützen, wer wird uns lehren und leiten, wer wird uns raten und helfen? Was werden wir sein ohne ihn, der unser eins und alles, unsere einzige Hoffnung und Liebe, unser einziger Trost und Schutz war? Kinder ohne Vater, Schüler ohne Lehrer, Schafe ohne Hirten.

Das Gefühl der Verlassenheit war es nicht allein, was die erschütternden Gemüter der Apostel mit Sorge und Schwermut erfüllte; es gesellte sich hinzu der Eindruck bitterster Enttäuschung. Wohl glaubten sie an Christum, als den Sohn Gottes, aber sie waren nicht eingedrungen in das Verständnis seiner erhabenen Lehren; wohl setzten sie ihr ganzes Vertrauen auf ihn, den wahren Messias, aber von seinem Reiche hegten sie eine falsche Vorstellung; wohl liebten sie ihn als ihren väterlichen Wohltäter und Freund, aber von der wahren Gottesliebe waren sie noch weit entfernt. All ihr Denken und Dichten, ihr Trachten und Hoffen bewegte sich in irdischer Richtung; sie träumten von der Größe und dem Glanze eines irdischen Messiasreiches, in dem sie mit ihrem geliebten Meister zu herrschen gedachten. Wiewohl sie oft genug wegen ihrer törichten Ansichten zurechtgewiesen worden, konnten sie doch nicht davon ablassen; sie verteilten schon im voraus die Ehrenstellen und Ämter unter sich und gerieten dabei in Streit. Die ernste Abschiedsrede Jesu zerriß das ganze Gewebe ihrer eitlen Aussichten und machte ihren langgenährten süßen Träumereien für immer ein Ende.

Weniger auf das Wohl ihres Meisters als auf ihr eigenes bedacht, suchten sie keinen Trost in dem Gedanken,

daß er nun im Begriffe stehe, zu seinem himmlischen Vater zurückzukehren. Der Herr hatte Mitleid mit ihrer Schwäche, und selbst vom Schmerze der Trennung tiefbewegt, sprach er das Wort, das die trauernde Liebe am leichtesten versteht: „Es ist gut für Euch, daß ich hingehe.“ Wenn Eure Liebe zu mir wahrhaft und treu ist, so wird sie mich begleiten in das Haus meines Vaters, so wird sie ihre Befriedigung nicht mehr von der Erde, sondern vom Himmel erwarten, nicht mehr suchen, was irdisch, sondern was himmlisch ist. Wollt Ihr, die Ihr über meinen Heimgang weint, mich wiedersehen und an meiner Seite gehen, so müßt Ihr Auge und Herz aufwärts erheben nnd nach dem trachten, was droben ist. Dort ist mein Reich, dort auch Eure Heimat; ich gehe hin, Euch eine Wohnung zu bereiten; dort will ich ewig mit meiner Gegenwart Euch beglücken und mit meiner gottmenschlichen Seligkeit Euch entzücken. Jetzt soll die Leere, in die mein Tod Euer Herz versetzt, der wahren Gottesliebe Raum gewähren; die Trostlosigkeit, in die die Lösung der irdischen Bande Euren Geist versenkt, soll Euch empfänglich machen für die Eingebungen des himmlischen Trösters, den ich Euch senden will.

Wenn die Liebe ihren Gegenstand an langem Siechtume oder in furchtbarer Todesnot leiden sieht, ist sie wohl imstande, zu bitten, daß der Herr mit der Erlösung nicht länger zögern wolle; meistens aber ist sie so sehr von der Rücksicht auf sich selbst eingenommen, daß sie nicht einmal durch die Erwägung der Himmelsfreuden, die ihren Gegenstand erwarten, zur sofortigen Einwilligung in das Opfer der Trennung sich entschließen mag. Und doch darf der gottselig Sterbende den Umstehenden zurufen: Es ist gut, nicht bloß für mich, sondern auch für Euch, daß ich hingehe. Jetzt noch möget Ihr vielleicht ebensowenig wie ich es einsehen, daß alles, was Gott tut, wohlgetan ist und

denen, die ihn lieben, zum Besten gereicht; bald werde ich es erkennen, über kurz oder lang auch Ihr.

„Wie wird uns in jenem Leben klar werden,“ schreibt Fénélon,[2] „was uns hier verborgen bleibt! Da werden wir Freuden- und Danklieder singen über die Begebenheiten, die uns hier so viele Tränen verursacht haben. Wir erkennen im gegenwärtigen Dunkel weder die wahren Güter, noch die wahren Übel. Täte Gott immer, was uns gefällt, so würde er uns verderben. Er rettet alles, indem er unsere zartesten Bande zerreißt und uns laut wehklagen macht. Wenn es wahr ist, daß der Glaube und die Liebe die ganze christliche Vollkommenheit ausmachen, sollen wir dann deshalb weinen, weil Gott uns mehr liebt, als wir selbst uns zu lieben verstehen? Sollen wir uns darüber beklagen, daß er die, die uns lieb sind, der Versuchung und der Sünde entreißt? Tut er uns Übles, wenn er die Tage des Elendes, des Kampfes, der Verführung und des Ärgernisses abkürzt? Was wollen wir denn? Eine längere Gefahr, größere Versuchungen, in denen die Auserwählten selbst, wenn es möglich wäre, unterliegen würden? Wir wünschen, was der Eigenliebe schmeichelt, um uns im Lande der Verbannung zu vergessen. Gott nimmt uns das Gift aus der Hand, und wir weinen wie ein Kind, dem die Mutter das blanke Messer abnimmt, mit dem es sich würde verwundet haben.“ Gott liebt, auch wenn er schlägt und unsere irdische Liebe aufs schmerzlichste verwundet. Die rechte Wertschätzung dieser Wunden ist nicht die geringste unter den Freuden des Wiedersehens im anderen Leben.

Nicht selten schickt Gott den Engel Tod, um seine Getreuen im Glauben und Vertrauen zu prüfen und für neue Erweise seiner Huld vorzubereiten. Wem diese Erkenntnis als Leitstern dient, der darf nicht zögern, auch in dunklen und rätselhaften Stunden Gottes Ratschluß anzubeten und

mit der Vertröstung auf die einstige Aufhellung aller zeitlichen Geschicke sich zufrieden zu geben. Solche unbedingte Unterwerfung unter Gottes Willen hielt den Dulder Job aufrecht in dem erschütternden Schmerze über den Verlust seiner sämtlichen Kinder; sie erzeugte in dem Stammvater des auserwählten Volkes eine Seelengröße, die das natürliche Gefühl schaudern macht.

Am Tage seiner Berufung hatte Abraham aus dem Munde des Herrn die Verheißung erhalten: „Ich will dich zu einem großen Volke machen und dich segnen und deinen Namen groß machen.“ [3] Seitdem waren zehn Jahre verflossen, und noch immer war der fromme Patriarch ohne Nachkommen. „Herr, was willst du mir geben?“ seufzte er einmal; „siehe, ich gehe dahin ohne Kinder.“ Die Antwort war: „Schaue gen Himmel und zähle die Sterne, wenn du kannst; so soll dein Same sein.“ [4] Und Abraham glaubte. Später erneuerte der Herr die Verheißung und kündigte an, daß Sara einen Sohn gebären werde. Da fiel Abraham auf sein Angesicht und lachte vor Freude und Verwunderung und sprach bei sich: „Soll mir hundertjährigem Manne ein Sohn geboren werden, und soll Sara, neunzig Jahre alt, noch gebären?“ [5] Der unerschütterliche Glaube des lange geprüften Patriarchen ward endlich durch die Geburt Isaaks belohnt. Nach diesem freudigen Ereignisse aber folgte eine neue Prüfung, die schwerste von allen. Gott rief seinen treuen Diener und sagte ihm: „Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und ziehe hin in das Land Morijah und opfere ihn daselbst zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir zeigen werde.“ [6]

Was wird der von Schrecken und Schmerz betäubte Vater antworten? Er wird sagen: Ist es möglich, o Herr! daß du im Ernste ein so furchtbares Ansinnen an mich stellen kannst? Hast du mich nach langem sehnsüchtigen

Warten deshalb zum Vater gemacht, damit ich der Mörder meines eigenen Sohnes werde? Ach! hättest du ihn mir doch lieber gar nicht gegeben, anstatt auf solche Weise ihn wiederzunehmen! Und wo bleibt die Erfüllung deiner Verheißung, meinen Namen groß und meinen Samen zahlreich zu machen wie die Sterne am Himmel? Wie soll der Stamm meines Geschlechtes leben und wachsen, wenn du die Wurzel ausrottest? Auf diesen zwei Augen meines einzigen Kindes ruht meine Nachkommenschaft, meine ganze Hoffnung und meine einzige Freude. Wenn aber unter jeder Bedingung das Kind deiner Verheißung und der Erbe deines Segens sterben soll: warum befiehlst du mir die unnatürliche Tat, daß ich mit eigener Hand ihn abschlachte? Du weißt, was Vaterliebe ist; denn du selbst hast sie mir ins Herz gepflanzt, du hast das Band geknüpft, das fester und inniger, als ich es auszusprechen vermag, mit meinem heißgeliebten Isaak mich verbindet. Wie soll ich Kindesmörder werden, solange mein Herz mich Vater heißt? Nimm doch mit eigener Hand dein Opfer, oder wenn nun einmal kein anderer als ich selbst es dir darbringen soll, so laß mich ganz vergessen, daß es mein Sohn ist. Tausendmal lieber will ich mir selbst das Messer in die Brust stoßen als meinem einzigen Sohne. Wie könnte ich noch leben, nachdem ich ihn getötet? O Vater im Himmel! habe Mitleid mit einem Vaterherzen, das schon jetzt vor Schmerz zerspringen möchte!

Solche Worte entgegnete Abraham nicht. Er widersetzte sich nicht, widersprach nicht, weinte nicht, bat nicht, zögerte nicht. Wir lesen nur, daß er des Morgens früh sich aufmachte und alles tat, was ihm befohlen worden.[7] Ein Gehorsam, der ein solches Opfer auf sich nimmt und nicht einmal nach Gründen fragt: welche Zunge könnte dessen Größe schildern! Und welche Marter muß Abraham während

der drei Tage ausgestanden haben, als er mit seinem Sohne nach Morijah wanderte! Nachdem er endlich das Ziel erreicht, brach er nicht in heftiges Weinen und Wehklagen aus, sondern er ließ seine Knechte zurück mit den Worten: „Ich und der Knabe wollen dorthin gehen und anbeten." [8] Diesem lud er dann das Opferholz auf und führte ihn den Berg hinan; dort band er ihn, legte ihn auf das Holz, zückte das Messer und hätte den tödlichen Streich geführt, wenn nicht ein Engel vom Himmel ihm in den Arm gefallen wäre. Zum Lohne für seinen gläubigen Gehorsam bekam er zurück, was er zwar nicht mit dem Messer, aber mit dem Willen geopfert hatte. „Denn Gott hatte ihm den Befehl gegeben," sagt der hl. Chrysostomus,[9] „nicht weil er Blut sehen wollte, sondern um den Namen des starkmütigen Mannes auf der ganzen Welt für alle Zeiten bekannt zu machen und durch dieses Beispiel alle zu belehren, daß seine Anordnungen über alles gehen, über die Kinder und über die Stimme der Natur."

Das schwere Opfer ward für Abraham die Quelle des reichsten Segens; Gott bestätigte in feierlicher Weise seine Verheißungen und setzte deren Erfüllung ins Werk.

Ein Segen des Himmels ist es, wenn die Eltern ein Kind erhalten, ein oft noch viel größerer Segen, wenn sie es wieder verlieren; der eine wird bereitwillig anerkannt, nicht so der andere. Und doch liegt der Gedanke nahe, daß Gott den Eltern ein Kind, manchmal gerade das allererste, nimmt, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Treue gegen ihn und ihr Vertrauen auf ihn zu bewähren und sich dadurch auch eines neuen irdischen Segens würdig zu machen. Der aus Steinen Kinder Abrahams erwecken kann, hat auch die Macht, den betrübten Eltern Ersatz zu geben.

Im ersten Buche der Könige wird erzählt, daß Anna, die Frau Elkanas, sehr betrübt war über die Kinderlosigkeit,

die als eine Strafe und Schande galt. Sie pilgerte nach Silo zum heiligen Zelte und klagte unter Tränen dem Herrn ihr Leid; zugleich machte sie das Gelübde, ihm den Sohn zu weihen, den er ihr schenken würde. Ihre Bitte wurde erhört, sie gebar einen Sohn, dem sie den Namen Samuel gab. Kaum hatte sie ihn der Muttermilch entwöhnt, da erfüllte sie ihr Versprechen: sie brachte ihr einziges Kind zur Stiftshütte und übergab es dem Hohenpriester Heli, damit er es dem Dienste Gottes für immer weihe. Heli sprach zu Elkana: „Der Herr gebe dir Nachkommenschaft von diesem Weibe für das Pfand, das du ihm anvertraut hast." Der Segenswunsch ging in Erfüllung; Gott zahlte der Mutter, die ihm ihr kostbarstes Kleinod geopfert hatte, reichliche Zinsen; er schenkte ihr noch drei Söhne und zwei Töchter.[10] Eltern, die ein Kind hingegeben haben, damit es im himmlischen Heiligtume vor dem Angesichte des Herrn diene, wissen auch ohne Aussicht auf irdischen Ersatz sich über den erlittenen Verlust zu trösten.

Die Trennung durch den Tod besitzt ferner eine große Kraft, die irdische Liebe zu läutern, zu veredeln und zu weihen. Diese Läuterung ist ebenso notwendig wie schwierig und meistens auch sehr schmerzlich.

Ein Elternpaar z. B. ist überglücklich im Besitze prächtig aufblühender Kinder. Plötzlich erscheint der Todesengel und pflückt die schönste Blume ab. Warum tust du dies? klagen die Eltern; wozu ein Leben töten, das eben anfing, zu leben? Schweigend entfernt sich der Bote des Allerhöchsten, den erkorenen Liebling trägt er hinaus und mit ihm die Hoffnung und die Freude des Hauses; gar macht er Miene, bald wiederzukommen, um auch die übrigen zu holen.

Der hl. Gregor von Nyssa[11] ist der Meinung, daß Gott die Eitelkeit und die Habsucht der Eltern oft durch den Tod ihrer Kinder strafe und bessere. Vielleicht waren die Eltern

mit unordentlicher Liebe ihren Kindern zugetan; vielleicht auch vergaßen sie über der Sorge für deren zeitliches Glück deren ewiges Heil und verlegten so sehr den Schwerpunkt der Interessen aus dem Jenseits ins Diesseits, daß sie nur daran dachten und danach trachteten, ihren Kindern zu einer glänzenden Lebensstellung, zu Wohlstand, Ehren und Würden zu verhelfen und dadurch ihrem eigenen Namen neuen und dauernden Glanz zu verleihen. Die erste Elternpflicht bleibt unter allen Umständen die Erziehung der Kinder für den Himmel, und mit ihr ist die Sicherung eines zeitlichen Fortkommens wohl vereinbar.

Wenn also der himmlische Vater sieht, daß die Eltern die wichtigste und schönste Seite ihres heiligen Berufes ganz vernachlässigen: was Wunder, wenn er da von seinem unumschränkten Vaterrechte Gebrauch macht und seine Stellvertreter hienieden des erhabenen Amtes entsetzt, das sie so schlecht verwaltet haben? Dadurch erweist er nicht bloß eine große Wohltat den Kindern, die er für alle Ewigkeit in seinem eigenen Schoße sicher birgt, sondern auch den pflichtvergessenen Eltern.

Ihnen soll der Tod eines zu blind und weichlich geliebten Kindes die Augen öffnen und sie erkennen lassen, daß Gott Barmherzigkeit übt, indem er züchtigt. Befreit von der Last eitler Sorgen, die sie selbst sich auferlegt, und von der Last der Verantwortlichkeit, die sie nicht verstehen wollten, können sie nun frei und ungehindert auf dem Wege wandeln, der sie wieder zu ihren Lieblingen hinführt. Der Tod der Kinder macht den Ausschreitungen der verweltlichten Liebe ein Ende; sein kalter Hauch verjagt die eitlen Träume von irdischer Größe und zeitlichem Glücke, zerstört all die stolzen Hoffnungen und Aussichten, die über die engen Schranken des Erdenlebens sich nicht zu erheben vermochten, zerreißt die Bande, die von Ehrgeiz und Gewinn=

sucht befleckt wurden. Er ruft die Erben der Erde zum Erbe des Himmels; er macht alles Rennen und Jagen nach den Gütern der Erde unnötig und räumt das schwerste Hindernis hinweg, das der Gottes- und Nächstenliebe den Einzug in das Elternhaus verschloß.

Der hl. Augustinus[12] widerlegt in einer Rede über das Evangelium vom reichen Jünglinge die Ausflüchte des Geizes und spricht bei dieser Gelegenheit Wahrheiten aus, die in den Ohren mancher Weltleute wohl als Worte aus einer anderen Welt klingen. Inbezug auf unseren Gegenstand sagt der hl. Bischof: „Durch den Tod ist dir ein Kind genommen oder vielmehr für alle Ewigkeit gewonnen; es ist nicht fort-, sondern vorausgegangen. Nun will ich etwas sagen, dem wohl niemand widersprechen dürfte. Lebt dein Kind? Frage deinen Glauben. Wenn es also lebt, wie kommen seine Geschwister dazu, sein Erbteil an sich zu reißen? Es kann ja selbst nicht wiederkommen, um dies in Besitz zu nehmen, entgegnest du. Gewiß nicht, deshalb muß es ihm nachgeschickt werden. Das Kind selbst bedarf zwar seiner irdischen Erbschaft nicht, aber Gott der Herr, der sein Erbteil geworden ist, bedarf dessen hier auf Erden; hienieden will er empfangen, was er dort oben auszahlt. Entschuldige dich also nicht damit, daß du sagst: ich muß für meine Kinder sorgen, ich darf ihnen ihr Erbe nicht verkürzen. Dem Kinde, das gestorben ist, verkürzest du es, und dazu hast du kein Recht. Ich sage also nicht: gib her, was dein ist, sondern: bezahle, was du schuldig bist.“ In jeder Familie, ermahnt weiter der hl. Kirchenvater, muß Christus als Glied mitgezählt werden. Die der Eingeborene des Vaters als Miterben im Himmel duldet, die müssen auch ihn als Miterben auf Erden dulden. Seinen Kindesteil aber hat er den Armen übermacht, und diesen gebührt, wo die Verhältnisse es gestatten, ein Teil

des Vermögens, der dem verstorbenen Kinde zugefallen wäre. Am großen Tage des Wiedersehens wird dieses Rechenschaft fordern über die Verwaltung seines Anteiles: wie beschämend für die, von denen es enterbt worden! In manchen Klöstern besteht die Sitte, den Platz, den ein verstorbener Ordensbruder eingenommen, eine Zeitlang leer zu lassen; wie jeder andere bekommt auch der Verstorbene seine Portion, die dann den Armen verabreicht wird.

Der letzte Abschied ist sodann ein mächtiger Mahnruf, die verlorene Gottesliebe und den verlorenen Glauben wiederzusuchen.

Verschieden und wunderbar sind die Wege, auf denen Gott die Menschen sucht. Schmerzliche Todesfälle haben ohne Zweifel in der Bekehrungs- und Rettungsgeschichte mancher eine hervorragende und entscheidende Bedeutung; oft scheinen sie das letzte und siegreiche Mittel zu sein, dessen Gott sich bedient, um Verirrte auf die Bahn des Heiles zurückzuführen. Nachdem alle seine Einladungen, Mahnungen und Warnungen beim unbußfertigen Sünder ohne Eindruck geblieben sind, hat er endlich unmittelbar seine unumschränkte Macht ihn fühlen lassen und mit einem heilsamen „Gedenke, o Mensch!“ erschüttert; zugleich aber hat er an den mächtigsten Trieb, den er mit der Natur ihm verliehen, sich wenden wollen, um himmlischen Sinn ihm einzuflößen. Die Liebe ist stärker als der Tod, und je heftiger und treuer sie ist, desto heißer und beharrlicher wird sie sich sehnen nach der Wiedervereinigung mit der geliebten Person, deren kostbare Nähe sie entbehrt. Der Hinterbliebene fühlt sich so einsam und verlassen, daß ihm der Gedanke an ein Nimmerwiedersehen unerträglich ist. Hatte er am Glauben Schiffbruch gelitten, so lernt er jetzt wieder an das Jenseits glauben, wohin sein treuer Vater, seine gute Mutter, seine brave Gattin, sein teures Kind

ihm vorausgegangen. Der Verzicht auf das Wiedersehen dünkt ihm unmöglich. Hatte er in Sünden und Laster sich verirrt, so lenkt er seinen Geist wieder himmelwärts, dorthin, wo die Seinigen wohnen; um jeden Preis will er mit ihnen wiedervereinigt werden, es koste, was es wolle.

Nicolas[13] berichtet von dem Zweifler, dem er seine „Philosophischen Studien“ gewidmet: „Einem Freunde, der durch die teuersten Bande mit mir verbunden ist, wurde sein einziges Kind durch den Tod entrissen. Es scheint mir, daß dieses Unglück ihn zum Nachdenken gebracht, daß er sich wieder zur Religion bekehrt und mehr als je den Wunsch habe, in ihr die Wahrheit zu finden. Er bat mich um Lösung seiner Zweifel.“

Vom heidnischen Friesenkönige Radbot wird erzählt, daß er, schon im Flusse stehend, um getauft zu werden, an den Missionar noch die Frage richtete: „Wo sind meine Vorfahren und Angehörigen, im Himmel oder in der Hölle?“ und daß er auf die lieblose Antwort: „Natürlich in der Hölle!“ sogleich wieder ans Ufer sprang mit den Worten: „So will ich lieber bei diesen tapferen Männern bleiben!“ Im Christen ist das natürliche Verlangen nach der Wiedervereinigung mit den Seinigen nicht weniger stark, aber anstatt der Tugend ein Hindernis zu sein, dient es ihr vielmehr zur Stütze und Stärke, zur Befriedigung und Freude.

Oft müssen zwei Augen sich im Tode schließen, damit andere Augen sich öffnen. Was viele Tränen und Bitten des Lebenden nicht vermochten, das kann das entseelte Antlitz und der stumme Mund des Toten zustande bringen. Der Anblick eines teuren Leichnams ist eine erschütternde, Mark und Bein durchdringende Predigt.

Vielleicht ist der Hinterbliebene ein gewissenloser Vater, ein herzloser Ehemann, ein ungeratener Sohn, ein liebloser

Bruder, ein treuloser Freund. Das Flehen derer, denen seine Bosheit das Herz gebrochen, vermochte sein hartes Herz nicht zu erweichen. Endlich, da seine Opfer im Grabe ruhen, kommt er zur Besinnung. Wie gerne möchte er nun alles wiedergutmachen; es ist zu spät! Aber eins ist noch nicht zu spät: zu den Gräbern eilen und Abbitte leisten und dort bei den Gebeinen des teuren Toten das sühnende Gelöbnis niederlegen, ein anderes Leben zu beginnen. Er will nicht auch im Jenseits mit Schmach und Schande bedeckt vor denen stehen, die er hienieden mit Gram und Schimpf überhäuft hat; sie sollen vielmehr die freudige Genugtuung empfangen, einen reuigen und geretteten Sünder in ihre Arme schließen zu können. Der Schmerz der Trennung foltert die schuldbeladene Seele; sie erträgt ihn zur Strafe und Buße für ihre Vergehungen. So weiht und segnet die Gnade den natürlichen Schmerz, auf daß mit seinen Tränen die ersten Tränen der Buße sich vermischen, mit der Sehnsucht nach dem lieben Toten das Verlangen nach dem gemeinsamen Vaterlande sich verbinde.

Fürchten müssen sich vor dem einstigen Wiedersehen alle Kinder, welche die heiligsten Gelöbnisse, die sie in die Hände ihrer sterbenden Eltern abgelegt haben, leichtsinnig brechen, deren ehrwürdigste Vermächtnisse unerfüllt lassen, die durch widerliche Erbschaftsstreitigkeiten die feierliche Totenstille des Sterbegemaches zu stören und das Andenken der teuren Verstorbenen zu entehren sich nicht schämen. Es ist ein empörender Anblick, zu sehen, wenn der Tod, anstatt die Gemüter noch fester zu einigen, die eisige Scheidewand niedriger Habgier und blassen Neides zwischen Bruder und Schwester aufrichtet; wenn gewaltsam die schöne Wunde sich schließt, die der Schmerz der Trennung ihnen geschlagen, dagegen häßliche und unheilbare Wunden das Familienleben fortan entstellen; wenn aus der Asche des Toten die

Flamme der Zwietracht emporlodert, und durch die friedliche Gruft eine feindliche Kluft zwischen den Blutsverwandten geschaffen wird.

Auch die sollen vor dem einstigen Wiedersehen sich fürchten, die die Pflichten der Gerechtigkeit und der Liebe gegen ihre Verstorbenen unterlassen. Es darf aber nicht genug sein mit der Sorge, dem Leichnam die letzte Ehre zu erweisen, sondern mit noch größerem Eifer soll man der armen Seele gedenken und durch Gebete und gute Werke ihr zu Hilfe kommen.

Der Tod will versöhnen. „Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt,“ sagt Tiedge. Mancher wird erst dann nach seinem wahren Werte, nach seinen Tugenden und Verdiensten geschätzt, wenn er nicht mehr hienieden ist. Im Leben war er vielleicht vielen ein Hindernis, ein Gegenstand der Mißgunst, der Eifersucht oder des Neides; der Friedensbote aus der Ewigkeit hat ihn den scheelen Blicken und den giftigen Zungen entzogen. Die Hinterbliebenen haben keine Ursache mehr, ihm nachzustellen; ohne Gefahr für ihren eigenen Vorteil dürfen sie ihm gerecht werden. Daher sollte es ihnen nicht schwer fallen, das begangene Unrecht zu bereuen und wiedergutzumachen, den zu lieben, den sie bisher gehaßt haben. Wer die entzogene Liebe oder die geraubte Ehre nicht einmal den Toten zurückerstatten will, muß sich gar sehr vor ihrem Wiedersehen fürchten, und noch mehr derjenige, der sogar die Toten nicht ruhen läßt: dieser gleicht, wie der hl. Franz von Sales[14] sagt, dem wilden Tiere, das die Knochen aus der Erde scharrt, um sie zu zernagen.

Alle diejenigen ferner sollen vor dem Wiedersehen zittern, die in kalter Selbstsucht sich zum ausschließlichen Mittelpunkte all ihres Denkens und Trachtens und Tuns machen, die für niemanden sorgen, niemanden helfen, niemanden trösten, niemanden erfreuen, die sogar gegen jene, denen

sie Vater, Gatte, Freund und Ratgeber sein sollten, hartherzige Tyrannen sind. Wie wird man sie fliehen am großen Tage, die Unterdrücker der Armen, der Witwen und der Waisen, die Verächter des Rechtes, die Verfolger des Gewissens, die Verführer der Unschuld, die falschen Freunde, die boshaften Feinde! Haben solche aber noch vor ihrem Ende Gnade gefunden, dann wohl ihnen! Kein Christ darf Abscheu empfinden vor dem einstigen Zusammentreffen mit geretteten Sündern, auch dann nicht, wenn sie im Leben seine persönlichen Feinde gewesen sind und ihm bitteres Leid bereitet haben. Verwünschungen, wie: mit einem so boshaften, verruchten Menschen mag ich nicht einmal im Himmel zusammen sein! sind vermessene Ausbrüche eines von wildester Rachgier kochenden Herzens; die ewige Seligkeit mißgönnen, ist ein wahrhaft teuflischer Neid. Wen der dreimal heilige Gott in seinen Himmel aufgenommen hat, der ist ebenfalls heilig, ganz rein gewaschen im Blute des Lammes; als Freund Gottes ist er auch der Freund aller Seligen und würdiger Gegenstand ihrer Liebe. Hat ein Verstorbener uns früher unrecht und wehe getan, so sollen wir ihm von Herzen vergeben und für ihn bitten, daß ihm auch Gott vergebe, d. h. die für das begangene Unrecht vielleicht noch übrige zeitliche Strafe erlasse. Wir sind dazu um so eher imstande, als uns der Tod des Beleidigers selbst zu Hilfe kommt. Er ist ein mächtiger Vermittler und löscht leicht die Zornesflammen aus. Überdies hat unser Gedächtnis von Natur die wohltätige Einrichtung, daß die unangenehmen Eindrücke sich in ihm verwischen, die angenehmen dagegen haften bleiben. Infolgedessen gelangen wir ohne Mühe bei unserer Erinnerung an einen Toten zu einem weit günstigeren Urteile über ihn, als wir bei seinen Lebzeiten hegten. Wir sehen nicht mehr durch die prüfende Brille, sondern treiben ein edles Verschönerungsspiel,

und kein Rechenfehler hat so wenige schlimme Folgen wie dieser. Wir sehen aber auch nicht mehr durch die Brille bedrohter Selbstsucht, sondern werden gerecht, und keine Sühne ist leichter als diese.

Auf das einstige Wiedersehen sich zu freuen, haben diejenigen keine Ursache, die bei den Verbindungen, die sie schließen, bei den Freundschaften, die sie eingehen, nur von den Rücksichten der Ehr- und Habsucht oder der Sinnlichkeit sich leiten lassen.

Wer auf die ewige Fortdauer rein irdischer und sinnlicher Beziehungen rechnen wollte, den trifft das strafende Wort des Herrn an die Sadduzäer: „Ihr irret und verstehet die Schrift nicht."[15] Alles Irdische, das nicht zugleich das Gepräge des Himmlischen trägt, wird abgetan. Verbindungen, die lediglich für die Welt und ihre Güter oder für den Leib und seine Genüsse gesucht und gefunden werden, die aller höheren Weihe entbehren, werden ihren nächsten Zweck nicht überdauern; sie werden vergehen mit den eitlen Ehren, mit den vergänglichen Reichtümern, mit den flüchtigen Freuden und für immer ihr kurzes Dasein im Strome der Zeit begraben. Bündnisse aber zur gegenseitigen Vervollkommnung des Geistes, zur Veredlung des Herzens, zum Fortschritte in der Tugend tragen die Bürgschaft ewiger Dauer in sich. Das Band, das zu gleichem Denken und Wollen, Hoffen und Verlangen, Arbeiten und Ringen nach dem Höheren und Unvergänglichen die Geister vereint, ist befestigt am Throne der Ewigkeit und kann von des Todes Sense nicht erreicht werden.

Nicht bloß das gemeinsame Haus, der gemeinsame Tisch, der gemeinsame Name verbrüdert die Erdenpilger; alle, die eins sind im Glauben, im Hoffen und Lieben, im Streben und Streiten, im Dulden und Entsagen sind Brüder und Schwestern, durch geistigen Bund geeint für Zeit und

Ewigkeit. Des einen Glück ist des anderen Freude, des einen Schmerz des anderen Leid. Sie werden einander wiederfinden in dem beseligenden Licht- und Liebesfeuer, das die Herzen wie Kerzen zusammenschmilzt.

Darum sollen die auf das einstige Wiedersehen sich freuen, die das Unrecht hassen und die Gerechtigkeit lieben, die es gut und ehrlich meinen mit allen, die ein liebendes, mitleidvolles Herz haben für ihre Mitmenschen, die im stillen die Tränen der Armen trocknen und die Leiden der Kranken lindern; diejenigen endlich, die das Andenken ihrer Verstorbenen ehren, ihren Willen erfüllen, ihre Tugenden fortsetzen, ihre Mängel ersetzen, die den schmerzlichen Verlust der teuren Hingeschiedenen so tragen und benutzen, wie diese es wünschen.

Alle die mögen auf das einstige Wiedersehen sich vertrösten, die von den vergifteten Pfeilen arglistiger Verleumdung oder übler Nachrede schmerzlich verwundet werden. Der Gedanke an das Wiedersehen im anderen Leben soll sie hinwegsetzen über ungünstige Vorurteile und ungerechte Urteile, die um so empfindlicher kränken, je geschätzter und edler die Menschen sind, die sie hegen. Einst wird die Wolke unglücklicher Täuschung zerfließen und das fein gesponnene Gewebe tückischer Nachstellung zerreißen. Dort, wo für immer die heuchlerische Maske fällt und der erborgte Heiligenschein verfliegt, wird auch die verkannte und verfolgte Rechtschaffenheit im reichsten Glanze erstrahlen und hundertfältigen Ersatz empfangen für den Lohn, der hienieden ihr vorenthalten worden.

So oft jemand aus unserer Mitte in die gemeinsame Heimat hinüberpilgert, wird die Zusammengehörigkeit der Menschen, das Einigungsband, das alle umschlingt, uns lebhaft zum Bewußtsein gebracht.

Der Abgeschiedene, ein Glied unserer engeren oder

weiteren Familie, ist uns vorausgeeilt, wir folgen ihm früher oder später auf demselben Wege zu demselben Ziele. Der segensreiche Einfluß, den er auf die Mitwelt ausgeübt, darf mit seinem Tode ebensowenig aufhören wie die Würde, die er bekleidet, und das Amt, das er verwaltet hat. Wie sein Andenken, so muß auch sein Geist fortleben in seinen Werken. Diese also müssen der Nachwelt erhalten bleiben, damit sie zu allen Zeiten reichen Segen stiften.

Ein anderer rückt in die leer gewordene Stelle. Das Bild des Vorgängers, das in reinen, edlen Zügen ihm vorleuchtet, sei ihm ein steter Sporn zu unverdrossenem Eifer und pflichttreuer Arbeit. Der Sohn soll dem Vater, der Schüler dem Lehrer, der Zögling dem Erzieher Ehre und Freude machen. Das meiste Gute, das wir haben, verdanken wir denen, die auf unseren Dank keinen Anspruch mehr machen. Desto mehr aber schulden wir ihnen den Dank, daß wir ihr Leben mit seinen reichen Kenntnissen, seinen geläuterten Erfahrungen und seinen herrlichen Verdiensten in das unsrige aufnehmen; dadurch, daß wir sie fortleben lassen in uns mit ihren schönen Taten und Tugenden, erheben wir sie zu der zeitlichen Unsterblichkeit, deren sie würdig sind. Wie beschämend würde für uns das Wiedersehen sein, wenn wir mit leeren Händen vor ihnen erscheinen müßten; wenn wir leichtfertig zugrunde gehen ließen, was sie mit saurer Mühe gegründet, wenn wir nur die irdischen Früchte ihrer Arbeit genießen, nicht aber ihre viel wertvollere geistige Hinterlassenschaft uns aneignen wollten. Nicht würdiger dagegen können wir unsere lieben Toten ehren, nicht wirksamer über ihren Verlust uns trösten, nicht besser der seligen Wiedervereinigung mit ihnen uns würdig und nicht leichter ihres unsichtbaren Beistandes uns teilhaftig machen, als wenn wir in ihre gesegneten Fußstapfen eintreten und das Hüteramt über ihre Verdienste antreten.

An uns ist es, für die schmerzliche Entbehrung der leiblichen Nähe unserer teuren Abgeschiedenen uns dadurch Trost und Ersatz zu bereiten, daß wir freudig das Erbe ihrer Tugenden übernehmen, mit Mut und Eifer das pflegen, was sie gepflanzt, das fortsetzen, was sie begonnen, das behüten, was sie vollbracht, und das zu Ende zu führen, was sie nicht haben vollenden können; so werden die edlen Toten in uns neu geboren.

Wenn einer der Besten aus seiner segensvollen Wirksamkeit dahingerafft wird, erhebt sich in tausendfältigem wehmütigen Echo der Klageruf: Wehe! er ist unersetzlich. Sein frühzeitiges Hinscheiden erzeugt anfangs überall Kleinmut und Verzagtheit. Bald jedoch wird ein solcher Tod der Vater neuen Lebens, der stärkste Antrieb zu neuer Tatkraft und Tätigkeit. An den Gräbern großer Männer werden große Männer geboren: hier ist die Wiege guter Gedanken, hochherziger Entschlüsse, glorreicher Taten. Hier ertönt in beredter Sprache das Trost- und Mahnwort aus der anderen Welt: dieser hat es gekonnt, auch einer aus euch wird es können! Und je unersetzlicher der Verlust zu sein schien, und je größer die Verzagtheit und die Ratlosigkeit war, desto vollkommener wird manchmal der Ersatz, so daß gerade die Edelsten des Volkes das Glück haben, durch ihren Tod mehr zu wirken, als sie durch Fortsetzung ihres zeitlichen Lebens hätten wirken können. Eben hatten sie ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers zurückgegeben, da meldeten sich Hunderte, die Schützlinge dieses Geistes, Erben seiner Tugenden und Wächter seiner Werke sein wollten; und Tausende kamen, von seinen Gütern zu nehmen; denn hier war Vorrat für alle, und niemand durfte leer ausgehen.

„Mehr als je,“ schrieb Melchior v. Diepenbrock[16] am 19. Dezember 1845, kurz nach seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Breslau, an Karl Passavant, „pflege

ich jetzt geistigen Umgang mit Sailer und frage mich oder ihn, wie er dies oder jenes beurteilt, behandelt haben würde. Das gibt mir oft vollkommenes Licht." An das künftige Wiedersehen sollen wir denken, wenn Versuchungen uns ablocken wollen von dem Pfade, den die uns entrissenen Wächter unseres Heiles uns geführt. „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht"; nie wollen wir sie entweihen, damit wir vor dem Wiedersehen uns nicht zu scheuen haben. Stets wollen wir wandeln unter den Augen derjenigen, deren bloße Gegenwart genügte, um uns vom Bösen fern und zum Guten anzuhalten. „Wandle unter den Augen der Toten!" ermahnte der chinesische Weise seine Schüler. Ungeschmälert wollen wir ihnen die Ehrfurcht und Liebe erzeigen, die wir bei ihren Lebzeiten gegen sie geübt haben. Immer wollen wir stehen auf dem Decke des Schiffes, das uns durch das stürmische Meer dieses Lebens trägt, auf daß wir nie den Leuchtturm aus den Augen verlieren, der uns den Hafen des Friedens zeigt, in den so viele unserer unvergeßlichen Angehörigen, Lehrer, Freunde bereits eingelaufen sind. „Kind, siehe den Himmel an!" rief die makkabäische Mutter ihrem jüngsten Sohne zu. Der Himmel ist unser Vaterland, unsere Heimat; im Hause Gottes sollen wir wohnen bei dem, der gesagt hat: „Selig sind die Trauernden; denn sie werden getröstet werden."[17] Wie könnten wir in der Verbannung das Vaterland, in der Fremde das Vaterhaus vergessen? Stets wollen wir seiner gedenken, in allem trachten nach dem, was droben ist, und nur solche Beziehungen wählen, die der ewigen Fortdauer wert sind, nur solche Verbindungen eingehen, die von unseren verklärten Toten gesegnet zu werden verdienen.

Mit unbeschreiblichem Wohlgefallen und Wonnegefühl schauen die selig Vollendeten von den Sternenhöhen hernieder

auf ihre nachpilgernden Brüder und Schwestern, auf ihre streitenden Nachkommen und Nachfolger.

Wenn wir den Rasen der Grabhügel lüfteten, unter denen sie ihre müden Glieder sanft und ruhig schlafen lassen, und sie einlüden, in dieses Leben zurückzukehren, sie würden ihre Häupter schütteln und ihre Gebeine langsam in die Särge zurückstrecken; nicht mit dem prächtigsten Königsmantel würden sie ihr moderndes Leichenkleid vertauschen wollen.

Wenn aber diese Welt noch Reize für sie haben könnte, so wäre es vielleicht um der Leiden willen, von denen sie der Tod erlöst hat. Was wir glauben, schauen sie bereits in lichtester Klarheit: daß nämlich hienieden des Christen Ziel und Zierde Leiden und Entsagen ist. Sie werten alle unsere Geschicke im Lichte der Ewigkeit, messen sie am Maßstabe des jenseitigen Vergelters. Sie sind, so hoffen wir mit ganzer Zuversicht, erlesene Bausteine zur Vollendung der himmlischen Stadt Jerusalem. Da aber alle Steine, welche bei diesem Prachtbau ohnegleichen Verwendung finden sollen, behauen und gemeißelt werden müssen, auf daß sie die ihrer hohen Bestimmung entsprechende Gestalt und Glätte erhalten, so gönnen zwar unsere triumphierenden Brüder uns jedes Leid, das Gott in seiner Weisheit zu unserem Besten über uns verhängt, aber deshalb sind sie doch nicht gleichgültig und teilnahmlos gegen den bitteren Schmerz, den ihre Trennung von uns unserem Herzen geschlagen hat.

„Durch Druck und Schläge mannigfalt
Wird rein geglättet jeder Stein,
Bevor des weisen Meisters Hand
Dem hohen Bau ihn füget ein.“ [18]

An das künftige Wiedersehen wollen wir denken, so oft der Tod einem lieben Angehörigen oder Freunde droht.

Dieser Gedanke erleichtert uns die ruhige und geduldige

Ergebung in Gottes anbetungswürdigen Willen, jene Gottergebenheit, die, im unerschütterlichen Gottvertrauen wurzelnd, nichts gemein hat mit einer dumpfen und stumpfen Gleichgültigkeit, die alles gehen und geschehen läßt und sich aus nichts mehr etwas macht.

Folgt jemand dem Rufe des Königs, so halten wir ihn nicht zurück; muß einer aus unserer Mitte vor dem König der Könige erscheinen, so haben wir nicht das Recht, zu murren. Der Gläubiger tut uns nicht unrecht, der sein Guthaben von uns zurückverlangt: Gott hat uns der Unsrigen Leben nur geliehen; da er fordert, was sein ist, dürfen wir uns nicht beklagen. Der Maler ist Herr über seine Gemälde und der Töpfer über sein Töpfergeschirr; noch viel unumschränkter ist die Herrschaft Gottes über alles, was lebt. Aber er nimmt, was er uns gab, um es desto schöner uns zurückzugeben.

Gott ist unser Vater, „von dem alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden herkommt“,[19] ist „der Vater der Waisen und der Richter der Witwen“.[20] „Der dem Vieh seine Speise gibt und den jungen Raben, die zu ihm rufen, ihr Futter“,[21] „der die Vögel des Himmels nährt und die Lilien des Feldes kleidet“,[22] „der alle Haare unseres Hauptes gezählt, und ohne dessen Willen keines abfällt oder erbleicht“,[23] er läßt den Träger seines Ebenbildes, den er mit ewiger Liebe geliebt, den er in seine Hand gezeichnet und gehegt hat wie seinen Augapfel, nicht die Beute eines bösen Zufalles werden. Er spendet das Leben und sendet den Tod; über das Ziel, das er gesetzt, kann niemand hinaus;[24] zur festgesetzten Zeit muß jeder vor ihm erscheinen. Wer auf ihn vertraut, weiß nichts von einem blinden Ungefähr oder einem tückischen Geschicke, grübelt nicht ängstlich über die nächsten Ursachen des Todes, jammert nicht: wäre nur dieser Arzt zu Rate gezogen oder jenes Mittel angewendet

worden! sondern er unterwirft sich mit demütiger Ergebung den unergründlichen Ratschlüssen seines allweisen und allgütigen Vaters im Himmel, der seinen Kindern desto größeres Anrecht auf sich selbst gibt, je mehr er der menschlichen Hilfe sie beraubt.

Solchen Erwägungen öffnet sich das geängstigte Gemüt um so bereitwilliger, wenn bereits vor der tröstlichen Aussicht auf das einstige Wiedersehen die Schrecken der Trennung zu weichen beginnen. Durch diese Hoffnung beruhigt, strebt und steigt es zu jener Höhe, von wo der hl. Franz von Sales[25] an Frau von Chantal schrieb: „Man muß nicht allein damit zufrieden sein, daß Gott uns züchtige, sondern auch, daß er uns züchtige, wie es ihm gefällt. Herr Jesus! ohne Vorbehalt, ohne Wenn und Aber, ohne Ausnahme und Einschränkung geschehe dein Wille an Vater, Mutter, Tochter, überall und in allem! Es soll aber damit nicht gesagt sein, man dürfe ihre Erhaltung nicht wünschen oder darum bitten, sondern bloß, daß man nicht zu Gott spreche: Laß uns dies und nimm uns das!“

An das Wiedersehen wollen wir denken, wenn auch uns der Tod sich naht. Jeder Schritt bringt uns näher dem Grabe, aber auch näher dem Ziele, dem Ende unserer irdischen Wanderschaft. Mag nur die Zeit eilen mit ihren vergänglichen Freuden und ihren kurzen Leiden: wir wollen den Tod erwarten als einen willkommenen Freund und ihm einen schönen Empfang bereiten. Er will uns ja aus der Fremde abholen und hinübergeleiten in das Heimatland, zu Christus und zu allen, die in Christo selig entschlafen sind.

* * *

Das Schlußwort unseres Buches gilt dem Gedanken, der es eingegeben hat und dessen Grundton bildet: dem

Gedanken des Wiedersehens. Wie tief er im Geiste und Gemüte des Menschen wurzelt, bezeugt uns ein religiös gesinntes „Weltkind"[26] mit folgenden Worten: „Die Liebe ist stärker als der Tod. Wir hoffen auf ein Wiedersehen unserer Geliebten nach dem Tode, weil wir eher mit unserem Leben fertig werden als mit unserer Liebe. Dieser Gedanke des Wiedersehens birgt für den modernen Menschen häufig den stärksten, mitunter den einzigen Antrieb zum Glauben an die persönliche Fortdauer. Wir können uns wohl trösten, daß andere das Bruchstück unseres geistigen Schaffens fortführen und vollenden; allein kein Mensch hat sich noch damit getröstet, daß andere das Bruchstück seiner Liebe zu einem teuren Wesen fortführen und vollenden werden. Das wollen wir selber tun. Vollbefriedigt fühlen wir uns niemals in unserer Liebe; wer das behauptet, der wäre eben fertig mit seiner Liebe. Die wahre Liebe wird nicht fertig: wir schwören uns darum von vornherein ewige Liebe. Die Liebe hofft immer weitere, höhere Ziele; das scheinbare Genügen bringt immer neues Ungenügen erst recht zum Bewußtsein. Und wenn dies auch nicht wäre, so wird jede tiefe Herzensneigung doch von tausend äußeren Störungen und Hemmungen gekreuzt, und die letzte durchschneidende Störung ist der Tod. Härter als irgendwo bringt er uns bei denen, die wir lieben, zum Bewußtsein, daß wir auf Erden nicht fertig werden. Mit aller Kraft der Phantasie, des Gemütes und des Glaubens suchen wir uns darum über diese qualvollste Schranke hinwegzusetzen. Wer will sagen, daß er in diesem Sinne niemals hoffte und glaubte? — Wer niemals geliebt hätte!"

Großer, entzückender, himmlischer Gedanke des Wiedersehens! Vor dir fliehen die kalten wallenden Nebel, die über dem Grabe sich lagern; von dir strömt liebliches Licht in

die düstere Gruft, reicher Trost in das leidende Herz, erquickende Ruhe in das sehnsuchtsvolle Gemüt.

Die bittere Trennung wird gemildert und zum Teile aufgehoben durch die Erwägung, daß unsere teuren Toten um uns wissen, daß sie Zeugen sind von unseren Arbeiten und Mühen, von unseren Beschwerden und Kümmernissen. Die aber sind für uns nur halb gestorben, unter deren Augen wir fortwährend leben. Und wenngleich wir besorgen müssen, daß der eine oder der andere von ihnen noch im Reinigungsorte zurückgehalten werde, so haben wir doch die Hoffnung, daß ihre oder unsere Engel ihnen offenbaren, was ihr Interesse berührt, namentlich wie unserseits zu ihrer Befreiung gebetet, geopfert, gebüßt wird. Und nun sagen wir auch etwas mehr als eine inhaltlose Redensart, wenn wir den Scheidenden unsere Grüße auftragen an die schon vorausgegangenen Lieben. Im Aufblicke endlich zu den Höhen der Ewigkeit, von wo wir auf das Tagewerk der Unsrigen hinabschauen sollen, wird uns selbst der letzte Abschied erleichtert.

Anderseits wirkt der Glaube, daß das Auge der Toten unsere Wege beobachtet und über unseren Wandel, namentlich über die Erfüllung unserer letzten Versprechungen und Gelöbnisse wacht, mit der Gewalt heiliger Scheu auf jedes nicht gänzlich entartete Gemüt. Unsere abgeschiedenen Eltern, Führer, Freunde haben Wohlgefallen an unseren guten, Mißfallen an unseren bösen Werken; wer von den wahrhaft Trauernden könnte es über sich gewinnen, die Liebe der Heißgeliebten und Heißbeweinten leichtsinnig zu verscherzen, wer möchte nicht lieber des Trostes genießen, durch ein gottesfürchtiges Leben ihres segnenden Anblickes allzeit würdig zu sein! „Liebe braucht der Mensch von den Toten länger als von Lebenden, weil ewig dort wir ruhen.“[27]

In unserem wahren Vaterlande dort über den Sternen

wohnen schon so viele unserer Verwandten, Seelsorger, Lehrer, Freunde, Wohltäter und Bekannten. Fern sei es von uns, Euch, Ihr lieben Seelen, die Ihr beim Mahle der Engel sitzet, zurückzuwünschen aus den lichten, wonnigen Höhen in das öde Tal des Jammers, in die dumpfen, nebelerfüllten Niederungen der Unwissenheit und der Sünde. Unsere Tränen vielmehr und unsere Seufzer sind nur die Zeichen unserer aufrichtigsten Liebe und unserer heißesten Sehnsucht nach Euch. Die Glut des ersten Schmerzes ist durch die Flut der Tränen gelöscht: jetzt erfüllt nur noch sanftes, stilles Heimweh unsere Seele. Welch eine über die Maßen tröstliche Hoffnung, daß Ihr lebet und auch für uns noch lebet, daß Ihr uns liebet, für uns bittet und sorget, uns bewachet und erwartet! Sobald wir uns aufmachen zu Euch, werdet Ihr, umgeben von Engelscharen, uns entgegeneilen: die Eltern den Kindern, die Kinder den Eltern, der Mann dem Weibe, die Schwester dem Bruder, der Freund dem Freunde, der Arme dem Wohltäter, der Schützling dem Beschützten. Möchten wir glücklich Euch antreffen!

Dort in Gottes Garten
Werden hochbeglückt
Mein die Lieben warten,
Die der Tod gepflückt.
Daß ich jetzt schon dringe
In ihr Lichtgefild,
Komm, o Nacht, und bringe
Mir im Traum ihr Bild!

(P. Gall Morel.)

Belege.

I.

[1] Job 14, 2. [2] Ps. 89, 6 ff. [3] Ps. 89, 9. [4] Paralip. 29, 16. [5] Bogumil Goltz, Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen. Frankf. 1850. Bd. I. S. 99 f. [6] 1. Mos. 3, 19. [7] 1. Kön. 15, 32; Ekkli. 41, 1. [8] Marc. Aurel., Medit. IX. 3. [9] Ludw. Feuerbach, WW. Leipzig 1846—66. Bd. III. S. 290 f. [10] Röm. 5, 12. [11] Chrysost., Orat. de consol. mortis. [12] Shakespeare, Hamlet, 3. A. 1. Sz. (Übersetzung von Karl Simrock.) [13] Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen. 4. Aufl. Leipzig 1877—88. Teil I. S. 110. [14] Augustin., De civ. Dei. l. XIV. c. 9. n. 3. 4. 6. [15] Matth. 7, 21. [16] Matth. 5, 20. [17] Joh. 6, 64. [18] Gal. 5, 6; Röm. 2, 13; 13, 10; Jak. 1, 22 ff.; 2, 16; 1. Joh. 2, 4. [19] H. Wilh. Riehl, Die deutsche Arbeit. Stuttg. 1862. S. 36. [20] Matth. 16, 26. [21] 2. Petr. 1, 4. [22] 1. Kor. 12, 4 ff. [23] 1. Tim. 6, 11. [24] Matth. 6, 24. [25] F. X. Linsenmann, Lehrbuch der Moraltheologie. Freiburg 1878. S. 28. [26] Buch der Weish. 9, 15. [27] Röm. 7, 24. [28] Phil. 1, 23. [29] Kard. Wiseman, Fabiola. Deutsche Übersetzung von F. H. Reusch. 11. Aufl. Köln 1877. S. 212. [30] Baruel, Hist. du Clergé pendant la Révolution. Bd. II. S. 97. [31] Friedr. Paulsen, System der Ethik. Berlin 1889. Bd. I. S. 75 f. Vgl. 3. Aufl. Berlin 1894. Bd. I. S. 85. [32] 1. Mos. 1, 28. [33] W. Endemann, Die nationalökonomischen Grundsätze der kanonistischen Lehre. Jena 1863. S. 23 f. 190 ff. — Die Bedeutung der Wucherlehre. Berlin 1866. S. 37. — Studien in der romanisch-kanonistischen Wirtschafts- u. Rechtslehre. Berlin 1874. Bd. I. S 22. [34] Max Neumann, Geschichte des Wuchers in Deutschland. Halle 1865. S. 572. [35] Gerh. Uhlhorn, Das Christentum und das Geld. 1882. S. 135. [36] Gerh. Uhlhorn, Vermischte Vorträge. Stuttg. 1875. S. 383. [37] Job 5, 7. [38] Wilh. Roscher, Geschichte der Nationalökonomie. 1874. S. 1047. [39] Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung ꝛc. in der Geschichte. Deutsch von J. Neuberg. 1853. S. 398 f. [40] Rud. v. Jhering, Geist des röm. Rechtes. 2. Aufl. Bd. I. S. 100. [41] Joh. 9, 4. [42] Seneca, Ep. 62. [43] Huber, Die Idee der Unsterblichkeit. 2. Aufl. München 1865. S. 178. [44] Pred. 2, 16 f. [45] Cic., Aus den Fragmenten des 6. Buches

de republ. [46] Marc. Aurel., Medit. IV. 31. [47] H. Lotze, Mikrokosmus. 3. Aufl. Leipzig 1876—80. Bd. III. S. 50 f. [48] Oerstedt, Der Geist in der Natur. Bd. I. S. 335 f. [49] 1. Kor. 7, 20. [50] Kard. Wiseman a. a. O. S. 216. [51] J. P. Kirsch, Die Acclamationen und Gebete der altchristl. Grabinschriften. Köln 1897. S. 3 f. [52] Vgl. F. X. Kraus, Roma sotteranea. 2. Aufl. Freiburg 1879. S. 467 ff. [53] Karl Maria Kaufmann, Die Jenseitshoffnung der Griechen und Römer nach den Sepulkralinschriften. Freiburg 1897. [54] R. Herkenrath, Studien zu den griechischen Grabinschriften. Feldkirch 1896. [55] E. v. Lassaulx, De mortis dominatu in veteres. [56] Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Aufl. Bd. I. S. 792. [57] Ludw. Friedländer, Sittengeschichte Roms. 1871. Bd. III. S. 651. [58] Herm. Lübke, Neugriechische Volks- und Liebeslieder in deutscher Neudichtung. Berlin 1895. S. 258—262. [59] Theogn., v. 425—428. [60] Herod. I, 31. [61] Seneca, Ep. 70, 13. [62] Epict., Arr. Diss. 3, 13 f. 24, 95 ff. [63] Vgl. Geiger, Der Selbstmord im klassischen Altertum. Regensburg 1888. S. 5 ff. [64] Plato, Phaedon, 61 f. (oder c. 6). [65] Theogn., v. 973—978. [66] 1. Thess. 4, 12. [67] Chrysost., Orat. in illud de dormientibus. [68] Camus, Geist des hl. Franz von Sales. Augsb. 1837. Bd. II. S. 352. [69] Joh. 11, 36. [70] Job. 16, 1 f. [71] Ambros., De excessu Satyri. [72] Nicolas, Philos. Studien über das Christentum. 5. Aufl. Paderb. 1872. Bd. I. S. 134 ff. [73] E. Dühring, Der Wert des Lebens. 2. Aufl. Leipzig 1877. S. 174. [74] Georg v. Gizycki, Moralphilosophie. Berlin o. J. (1888). S. 364. 117. 375. [75] Herm. Gruber, August Comte. Freiburg 1889. S. 94 f. — Der Positivismus vom Tode August Comtes bis auf unsere Tage. Freiburg 1891. S. 95. [76] Herm. Schultz, Die Voraussetzungen der christlichen Lehre von der Unsterblichkeit. Göttingen 1861. S. 49. [77] Barth. Carneri, Darwinismus und Sittlichkeit. Wien 1871. S. 344. [78] Karl du Prel, Die monistische Seelenlehre. Leipzig 1888. S. 309. [79] Friedr. Jodl, Geschichte der Ethik. Bd. II. Stuttg. 1889. S. 222. [80] Gust. Jäger, Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion. Stuttg. o. J. S. 126. [81] G. Jäger a. a. O. S. 146. [82] Moritz Wagner, Gesammelte Aufsätze. Basel 1890. S. 31 f. [83] Fr. Wiesmann, Lebensumriß des Ministers Freiherrn v. Stein. Münster 1857. S. 32. 42. 51.

II.

[1] Horat., Od. III. 30, 6. [2] Pred. 12, 7. [3] Greg. Nyss., De anima et resurr. dialog. [4] J. G. Fichte, Bestimmung des Menschen. Werke. Berlin 1845. Bd. II. S. 319. [5] Moor in Schillers „Räuber". [6] H. Lotze a. a. O. Bd. III. S. 296. [7] E. F. von Gorup-Besanez, Lehrbuch der physiologischen Chemie. 3. Aufl. Braunschweig 1874. S. 6. [8] Eschricht, Handbuch der Physiologie des Menschen. 4. Aufl. S. 511. [9] August., De lib. arbitr. l. III. c. 8. [10] Buch der Weish. 2, 23. [11] E. Méric, Das andere Leben.

Autoris. Übers. Mainz 1882. S. 257. [12] Buch der Weisheit 11, 25. [13] Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II. S. 46. [14] Schopenhauer a. a. O. S. 665. [15] D. F. Strauß, Der alte und der neue Glaube. Leipzig 1872. S. 365. [16] Strauß a. a. O. S. 365 f. [17] Strauß a. a. O. S. 364. [18] Strauß a. a. O. S. 366. [19] Strauß a. a. O. S. 294. [20] Strauß a. a. O. S. 363. [21] F. v. Hellwald, Kulturgeschichte. 3. Aufl. Augsburg 1884. Bd. II. S. 726 f. [22] R. Rocholl, Die Philosophie der Geschichte. Bd. I. Göttingen 1878. S. 303. [23] Wilh. Wundt, Ethik. 2. Aufl. Stuttg. 1892. S. 500. [24] B. Carneri a. a. O. S. 353. [25] G. Claß, Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. Leipzig 1896. S. 222 f. [26] Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. 8. Aufl. Berlin 1878. Bd. II. S. 387. [27] Ed. v. Hartmann a. a. O. S. 390. [28] Ed. v. Hartmann, Gesammelte Abhandlungen. Berlin 1872. S. 88. [29] Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Bd. II. S. 363. [30] Humphry Davy, Die letzen Tage eines Naturforschers. Übersetzt von K. F. P. v. Martius. Bamberg 1843. S. 240. [31] Schleiermacher, Reden über die Religion. 4. Aufl. Stuttg. 1834. S. 121. [32] Burdach, Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. III. S. 740. [33] Augustin., In Jo. ev. tract. 47, 8; vgl. Confess. X. 6, 10. [34] Hom., Il. 17, 4. [35] Max Müller, Essays. Leipzig 1869. Bd. I. S. 44. [36] Barth. Carneri a. a. O. S. 359. [37] Méric a. a. O. S. 107. [38] Joh. 6, 40. [39] Joh. 11, 25 f. [40] 1. Tim. 4, 10. [41] Buch der Weish. 3, 1 ff. [42] Ps. 48, 13. [43] Martinet, Lösung großer Fragen. Aus dem Französischen von A. Weiskopf. Tuttlingen 1858. Bd. I. S. 72. [44] Lessing, Werke. Bd. X. S. 49. [45] Seneca, Quaest. nat. praef. [46] Kaiser, Katholizismus und Wissenschaft. Frankfurt 1897. S. 16. [47] Pred. 1, 18. [48] Brewster, J. Newtons Leben. Übersetzt von B. M. Goldberg. S. 283. [49] 1. Kor. 13, 12. [50] Paul Schanz, Apologie des Christentums. Bd. I. 2. Aufl. Freiburg 1895. S. 66. [51] Wilh. Schneider, Die Naturvölker. Paderborn und Münster. 1885—86. Bd. II. S. 347—413. [52] Wilh. Schneider, Allgemeinheit und Einheit des sittlichen Bewußtseins. Köln 1895. S. 35 ff. [53] Wilh. Schneider, Die Sittlichkeit im Lichte der Darwinschen Entwicklungslehre. Paderborn 1895. S. 34 ff. [54] „Allg. Zeitung.“ 1881. Beil. Nr. 39. [55] Alb. Schäffle, Bau und Leben des sozialen Körpers. Tübingen 1875—78. Bd. IV. S. 479. [56] Masaryk, Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung. Wien 1881. S. 75. [57] Wilh. Neurath, Volkswirtschaftliche und sozialphilosophische Essays. Wien 1880. S. 53. [58] Wilh. Schneider a. a. O. S. 165 ff. [59] E. du Bois-Reymond, Darwin versus Galiani. S. 29. [60] Dav. Friedr. Strauß, Die christliche Glaubenslehre ꝛc. Tübingen 1840—41. Bd. II. S. 706 ff. [61] Spinoza, Ethic. P. V. prop. 19. [62] A. Spir, Schriften zur Moralphilosophie. Leipzig 1885. S. 191. [63] Die Zukunft. Berlin 1896. Nr. 46. S. 308 f. [64] Letzte Gänge von Joh. Scherr. Stuttg. 1887. S. 183. [65] Scherr a. a. O. S. 139. [66] C. du Prel a. a. O. S. 308. [67] G. Jäger a. a. O. S. 182 ff.

III.

[1] Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion. Straßburg 1880. S. 427. [2] Cic., Quaest. Tusc. I, 22. [3] Wolfg. Menzel, Die vorchristl. Unsterblichkeitslehre. Leipzig 1871. Vorwort. [4] E. Rhode, Psyche. S. 621. [5] „Der Katholik." Mainz 1897. H. 1. S. 46. [6] Joh. Ranke, Der Mensch. Bd. II. Leipzig 1887. S. 499. [7] Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte 2c. Riga 1790. Bd. II. S. 328. [8] Vgl. außer Wolfg. Menzel z. B. L. Schneider, Die Unsterblichkeitsidee 2c. Regensb. 1870. E. Spieß, Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode. Jena 1877. Knabenbauer, Das Zeugnis des Menschengeschlechtes für die Unsterblichkeit der Seele. Freiburg 1878. [9] Goethe, Zahme Xenien, 4. [10] W. Schneider, Naturvölker. Bd. II. S. 93—108. [11] W. Schneider a. a. O. Bd. II. S. 129. [12] A. de Quatrefages, Hommes fossiles et hommes sauvages. Paris 1884. S. 347. [13] J. Chalmers und Wyatt Gill, Neuguinea. Autoris. deutsche Ausgabe. Leipzig 1886. S. 126. [14] Wilfred Powell, Unter den Kannibalen von Neubritannien. Deutsch von Schröter, Leipzig 1884. S. 126. [15] C. Hager, Kaiser Wilhelms-Land. Leipzig 1886. S. 125 f. [16] A. Bastian, Inselgruppen in Ozeanien. Berlin 1883. S. 83. [17] Bastian a. a. O. S. 81. 79. [18] Garnier, Océanie. 2me édit. Paris 1875. S. 175 f. [19] „Kathol. Missionen." 1880. S. 73. [20] Chalmers u. Gill a. a. O. S. 260. [21] Vgl. Wilkes, Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten (1838—42). Deutsche Übersetzung. Stuttgart und Tübingen 1848—50. Bd. II. S. 53 f. [22] Wilkes a. a. O. Bd. II. S. 107. 85. [23] Carnier, La Nouvelle-Calédonie. 4me édit. Paris 1876. S. 236. [24] W. Schneider a. a. O. Bd. I. S. 203 ff. [25] Theod. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Bd. I. 2. Aufl. von Gerland. Leipzig 1877. S. 362 f. [26] Chalmers und Gill a. a. O. S. 61. [27] Otto Finsch, Neuguinea. Bremen 1865. S. 104. [28] Wilkes a. a. O. Bd. II. S. 211 ff. [29] G. Gerland, Das Aussterben der Naturvölker. Leipzig 1868. S. 59 f. Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Bd. VI. S. 140 f. [30] Cantova bei Stöcklein, Neuer Welt-Bott. Augsb. und Graz 1726 ff. Buch XV, S. 91. [31] Wilson, Nachrichten von den Pelewinseln. Aus dem Engl. von G. Forster. Hamburg 1789. S. 433. [32] Sir John Lubbock, Die Entstehung der Zivilisation. Aus dem Engl. von Passow. Jena 1875. S. 174. [33] Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Autoris. deutsche Ausg. Jena 1882. S. 240. 252 f. 262. [34] „Das Ausland." 1882. S. 326. [35] F. J. Mouat, The Andaman Islanders. London. 1863. S. 327. [36] Rich. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttg. 1878. S. 137. [37] James Sibree, Madagaskar. Autoris. deutsche Ausg. Leipzig 1881. S. 351. [38] „Kathol. Missionen." 1876. S. 47 ff. [39] Wilh. Schneider. Die Religion der afrikanischen Naturvölker. Münster 1891. S. 101—161; 256—271. [40] Sir John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit. Aus dem Engl. von A. Passow. Jena 1874.

Bd. II. S. 214. [41] David Cranz, Historie von Grönland. 2. Aufl. Barbay 1770. Bd. I. S. 257—260. 301. [42] Fried. Ratzel, Völkerkunde. Leipzig 1885—86. Bd. II. S. 779 f. [43] Whymper, Alaska. Autoris. deutsche Ausgabe. Braunschweig 1869. S. 98. Dall, Alasca and its resurces. Boston 1870. S. 384. Steller, Beschreibung vom Lande Kamtschatka. Frankf. und Leipzig 1774. S. 294. [44] The Literary World. New-York, August 1847. S. 6. K. Andree, Nordamerika. 2. Aufl. Braunschweig 1854. S. 254. [45] Baumgarten, Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Halle 1752. Bd. I. S. 476 f. — Der erste Teil dieser Geschichte ist, wie Baumgarten in der Vorrede bemerkt, eine getreue Übersetzung von Lafitau, Moeurs des sauvages Américains, comparés aux moeurs des premiers temps. Paris 1724. [46] W. Schneider, Der neuere Geisterglaube. 2. Aufl. Paderborn und Münster 1885. S. 243 ff. [47] Aurel Krause, Die Tlinkit-Indianer. Jena 1885. S. 282. [48] Baumgarten (Lafitau) a. a. O. Bd. I. S. 484 ff. [49] K. Andree a. a. O. S. 247. [50] Schoolcraft, Information respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes etc. Philadelphia 1851—60. Bd. II. S. 135. [51] Baumgarten (Lafitau) a. a. O. Bd. I. S. 487. [52] A. Krause a. a. O. S. 281. [53] J. Long, See- und Landreisen. Aus dem Engl. von Zimmermann. Hamburg 1791. S. 109 f. [54] K. Andree a. a. O. S. 171. Charlevoix, Journal d'un voyage dans l'Amérique septentrionale. Paris 1744. S. 181 f. [55] R. J. Dodge, Die Indianer des fernen Westens. Autoris. deutsche Bearbeitung. Wien, Pest, Leipzig 1884. S. 114. [56] R. C. Mayne, Four years in British Columbia and Vancouver Island. London 1862. S. 283. [57] Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder in Nordamerika. Barby 1789. S. 156. [58] A. Krause a. a. O. S. 288. [59] Carver, Reise durch Nordamerika. Hamburg 1780. S. 337 f. [60] Baumgarten (Lafitau) a. a. O. Bd. I. S. 467. [61] Chauteaubriand, Voyage en Amérique. Bruxelles 1844. Bd. II. S. 106 f. [62] Allgem. Historie der Reisen. Bd. XVI. S. 507. [63] Baegert, Nachrichten von Kalifornien. Mannheim 1772. S. 168 f. 274. [64] Stöcklein, Der Neue Welt-Bott. Augsburg und Graz 1726 ff. Bd. I. Teil VII. S. 72. [65] Dodge a. a. O. S. 90. [66] Schoolcraft a. a. O. Bd. IV. S. 240. [67] K. Andree a. a. O. S. 165 f. [66] Ratzel a. a. O. Bd. II. S. 696. [69] K. Andree a. a. O. S. 171. [70] Baumgarten (Lafitau) a. a. O. Bd. I. S. 187. [71] de Nadaillac, Die ersten Menschen. Autoris. deutsche Ausg. von W. Schlösser u. Ed. Seeler. Stuttg. 1884. S. 240 ff. [72] Waitz a. a. O. Bd. IV. S. 227. 334. [73] Baumgarten (Lafitau) a. a. O. Bd. I. S. 484. [74] Waitz a. a. O. Bd. III. S. 387; Bd. IV. S. 351. 366. [75] C. F. Appun, Unter den Tropen. Jena 1871. Bd. II. S. 259 ff. [76] C. F. Appun a. a. O. Bd. II. S. 596. [77] Ratzel a. a. O. Bd. II. S. 695. [78] Damian v. Schütz-Holzhausen, Der Amazonas. Freiburg 1883. S. 174. [79] Joh. v. Léry, Reise in Brasilien. Deutsche Ausg. Münster 1794. S. 266. [80] Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied, Reise nach Brasilien. Frankf. 1820—21. Bd. II. S. 57 f. [81] M. Prinz zu

Wied-Neuwied a. a. O. Bd. II. S. 222 f. [82] W. C. v. Eschwege, Journal von Brasilien. Weimar 1818. Heft I. S. 131. [83] E. Reuel Smith, The Auracanians. New-York 1855. S. 274. [84] F. de Xerez, Geschichte der Entdeckung und Eroberung Perus. Aus dem Spanischen von Külb. Stuttgart und Tübingen 1843. S. 168. [85] Damian v. Schütz-Holzhausen a. a. O. S. 155. 162. [86] W. Schneider, Die Naturvölker. Bd. II. S. 383 ff. [87] M. Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer. Aus dem Lateinischen von A. Kreil. Wien 1783—84. Bd. II. S. 96. 99. 352 ff. [88] F. de Charlevoix, Geschichte von Paraguay. Aus dem Französischen. 3. Aufl. Wien 1835. Bd. I. S. 93. [89] Dobrizhoffer a. a. O. Bd. II. S. 98. G. Chr. Musters, Unter den Patagoniern. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin. 2. Aufl. Jena 1877. S. 194. [90] Oskar Peschel, Völkerkunde. 5. Aufl. von Kirchhoff. Leipzig 1881. S. 147. [91] Wallis bei Hawkesworth, Gesch. der neuesten Reisen um die Welt. Aus dem Engl. von Schiller. Berlin 1775. Bd. I. S. 230. [92] Cook bei Hawkesworth a. a. O. Bd. II. S. 305. [93] Ch. Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt. Aus dem Engl. von J. Viktor Carus. Stuttg. 1875. S. 244. Vgl. hierzu Die Abstammung des Menschen. 3. Aufl. Stuttg. 1875. Bd. II. S. 380. [94] W. Schneider a. a. O. Bd. II. S. 67—73. [95] Ratzel a. a. O. Bd. II. S. 667 f. 703.

IV.

[1] Plin., Hist. nat. l. VII. c. 56. [2] Joh. Frohschammer, Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwicklung. München 1883. S. 273. [3] V. von Strauß und Torney, Essays zur allgemeinen Religionswissenschaft. Heidelberg 1879. S. 198—209. [4] Ed. v. Hartmann, Die Selbstzersetzung des Christentums ꝛc. Berlin 1874. S. 99 ff. [5] Leonh. Atzberger, Die christliche Eschatologie in den Stadien ihrer Offenbarung im A. u. N. T. Freiburg 1890. S. 26. [6] Ps. 49, 16; 15, 9 ff.; 16; 15, 48, 15 f.; 72, 24 ff. [7] Jesai. 25, 8; 26, 19. Dan. 12, 1 ff. [8] Pred. 12, 7. [9] Rabbi Geiger, Das Judentum und seine Geschichte. S. 92. [10] O. Pfleiderer, Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte. Leipzig 1869. Bd. II. S. 306. — Vgl. auch „Katholik". Mainz 1877. S. 352 ff. 449 ff. 561 ff. Vigouroux, Die Bibel und die neueren Entdeckungen ꝛc. Übersetzung von J. Ibach. B. III. Mainz 1886. S. 87 ff. Zeitschrift für katholische Theologie. Innsbruck 1887. H. III. S. 447 ff. — Die Hauptliteratur über die alttestamentliche Jenseitslehre ist verzeichnet bei E. Spieß a. a. O. S. 483 ff. [11] Matth. 22, 32. [12] 1. Kor. 15, 29. [13] Kehrein, Kathol. Kirchenlieder. Paderborn 1860. Bd. II. S. 653 ff. [14] Eisenmenger, Entdecktes Judentum. 1700. Bd. II. S. 295 ff. [15] Bei Hettinger, Apologie. 5. Aufl. Freiburg 1875. Bd. I. Abteilung 1. S. 123. [16] Im Kampfe um die Weltanschauung. 9. Aufl. Freiburg 1889. S. 1. [17] W. Schneider, Die Sittlichkeit im Lichte der Darwinschen Entwicklungslehre. S. 26 ff. 131 ff. 145 ff. [18] Drumond, Das Naturgesetz in der Geisteswelt.

Leipzig 1889. S. 99. [19] Matth. 5, 8. [20] Joh. 10, 26 f. [21] Scherner, Daß die Seele ist. Berlin 1870. S. 66. [22] Strauß a. a. O. S. 366. H. Schultz a. a. O. S. 49. Dühring a. a. O. S. 174. [23] A. F. von Schack, Epische Dichtungen des Firdusi. Bd. II. S. 421. [24] Paulsen, System der Ethik. 5. Aufl. Bd. I. S. 415 ff. [25] W. Bölsche, Aus der Schneegrube. Dresden 1903. [26] H. Ritter, Unsterblichkeit. 2. Aufl. Leipzig 1866. S. 62. [27] K. A. Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft. 2. Aufl. Freiburg 1904. Dennert, Die Religion der Naturforscher. 6. Aufl. Berlin 1901. [28] H. Ritter a. a. O. S. 266. [29] Lucr., De rerum natura, lib. III. v. 410—1001. [30] Göschel, Von den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele. Berlin 1834. S. 263 ff. [31] Schelling, Briefe für Dogmatismus und Kritizismus. Werke. Bd. I. S. 317. [32] „Das Ausland." 1875. S. 103. [33] J. H. Fichte, Der neuere Spiritismus, sein Wert und seine Täuschungen. Leipzig 1879. S. 20 f. [34] Ulrici, Über den Spiritismus als wissenschaftliche Frage. Halle 1879. S. 17. [35] G. Theod. Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig 1879. S. 264. [36] Friedr. Zöllner, Wissenschaftliche Abhandlungen. Leipzig 1878—79. Bd. III. S. 37. [37] W. Schneider, Der neuere Geisterglaube. 2. Aufl. Paderborn und Münster 1885. S. 273 ff. [38] Guizot, Betrachtungen über das Wesen der christlichen Religion. Deutsch von Wendel. Leipzig 1864. S. 55. [39] Fr. Open Morris, Records of animal sagacity and character. London 1861. Vorrede. Egerton Smith, The elysium of animals. London 1836. [40] W. Schneider a. a. O. S. 249 f. [41] Luise Hensel, Briefe. Paderborn 1877. S. 230 f. [42] Wilh. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin. 56. Brief. Leipzig 1848. Bd. II. S. 270. [43] Leopardi, Gedichte. Übersetzung von P. Heyse. Berlin 1878. Bd. I. S. 178: „An mich selbst."

V.

[1] L. E. Fischer, Heidentum und Offenbarung. Mainz 1878. S. 101. [2] Spiegel, Das 31. Kapitel des Bundehesch. „Das Ausland." 1857. S. 433 ff. [3] Laò-tsès Tào-te-king. Aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt, eingeleitet und kommentiert von Viktor v. Strauß und Torney. Leipzig 1870. S. 340. [4] Seneca, Consolat. ad Marciam. [5] S. oben S. 57 f. [6] E. Spieß a. a. O. S. 400. [7] Pierson, Preußische Geschichte. 3. Aufl. Berlin 1875. Bd. I. S. 89. [8] Friedr. v. Majer, Mythologisches Taschenbuch. Weimar 1811. S. 170 f. „Katholische Missionen." 1873. S. 58. [10] Petz, Philosophische Erörterungen über die Unsterblichkeit der menschl. Seele. Mainz 1879. S. 151. [11] Wilh. v. Humboldt, Werke. B. I. S. 391; Bd. II. S. 370; Bd. III. S. 394; Bd. IV. S. 386; Bd. VI. S. 607. [12] Joh. Huber a. a. O. S. 177 f. [13] Wilh. v. Humboldt, Briefe an eine Freundin. Bd. II. S. 200. [14] Schelling, Klara oder Zusammenhang der Natur mit der Geisterwelt. Separatausgabe. Stuttg. 1865. S. 157 f. [15] Ed. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. 8. Aufl. Bd. I. S. 188 f. [16] Michelangelo,

Sonett 53. [17] Carneri, Darwinismus und Sittlichkeit. S. 345 ff. [18] H. Th. Buckle, Essays. Deutsch von Asher. Leipzig und Heidelberg 1867. S. 113. [19] F. Vetter, Symbolik der Schöpfung und ewige Natur. Bielefeld und Leipzig 1898. S. 419. [20] Makkab. 7, 29. [21] Matth. 22, 23 ff.

VI.

[1] Ed. v. Hartmann a. a. O. Bd. II. S. 362. [2] O. Liebmann, Analysis der Wirklichkeit. Straßburg 1876. S. 469. [3] Jos. Hyrtel, Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit. Allg. Bücherei der Leo-Gesellschaft Nr. 4. [4] Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. Deutsch von P. Seliger. Stuttgart 1905. [5] Lépicier, Uno sguardo al di là della Lamba. Roma 1895. S. 77. [6] Fortlage, Acht philos. Vorträge. S. 29. [7] Leibniz, Opp. Ed. Genev. P. VI. p. 331. observ. 181. [8] Buch der Weisheit 4, 20. [9] Luk. 16, 25. [10] Xenoph., Cyropaed. VIII. 7. [11] S. oben S. 6 f. [12] Cicero, De divin. I. 30. 63. [13] Delitzsch, Biblische Psychologie 2. Aufl. Leipzig 1861. S. 403. [14] Goethe, Nachgelassene Werke. Bd. IX. S. 87. [15] Lavergne bei Daumer, Das Reich des Wundersamen und Geheimnisvollen. Regensburg 1872. S. 298. [16] G. Theod. Fechner, Elemente der Psychophysik. Neue Ausgabe. Leipzig 1889. Bd. II. S. 535. [17] Delitzsch, System der christl. Apologetik. Leipzig 1869. S. 390. [18] J. H. Fichte, Anthropologie. 3. Aufl. Leipzig 1876. S. 421 ff. [19] Daumer a. a. O. S. 300. [20] Erdmann, Das Träumen. Vortrag, im wissenschaftl. Verein zu Berlin gehalten. 1861. S. 12 f. [21] Vgl. Scherner, Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele. I. Teil. Das Leben des Traumes. Berlin 1861. Strümpel, Die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig 1874. Volkelt, Die Traumphantasie. Stuttgart 1875. Hildebrandt, Der Traum und seine Verwertung fürs Leben. Leipzig 1876. Radestock, Schlaf und Traum. Leipzig 1879. Splittgerber, Schlaf und Tod. 2. Aufl. Halle 1881. Spitta, Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele. 2. Aufl. Tüb. 1882. [22] Christ. v. Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben. Augsburg 1853—57. Teil I. S. 129. [23] C. du Prel a. a. O. S. 334. [24] J. H. Fichte, Zur Seelenfrage. Leipzig 1859. S. 128. [25] Thom. Aq., S. Theol. P. I. q. 89. a. 2. [26] Delff, Kultur und Religion. Gotha 1873. S. 575. [27] Edw. White, Life in Christ. 1880. P. Clarke, Eternal Punishment and infinite Love in „The Month“ 1882. Atzberger a. a. O. S. 298. [28] Thom. Aq., l. c. art. 3 et 4. [29] Weisheit 9, 15. [30] S. Augustin., De cura gerenda pro mortuis. c. 16. nor. 16 sqq. Opp. Ed. Maur. Tom. VI. col. 383 sqq. Cf. De spiritu et anima. l. c. Tom. IV. col. 526. [31] Thom. Aq. l. c. art. 8. [32] Job 14, 21. [33] Zeitschrift für kath. Theologie. Innsbruck 1898. Heft I. S. 59 f. [34] Franz Wiesmann, Lebensumriß des Ministers Freiherrn vom Stein. Münster 1857. S. 41. [35] Gust. Theod. Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. 3. Aufl. Hamburg und Leipzig 1885. S. 42 f.

VII.

[1] 1. Kor. 13, 10. [2] Joh. 3, 2. [3] Ps. 35, 10. [4] Fechner a. a. O. S. 44 f. [5] Cyrill. Hierosolym., Catech. XVII. 14. [6] 2. Kor. 3, 18. [7] Ps. 125, 5. 6. [8] Ps. 89, 14 f. [9] Dante, Parad. XI. 20. [10] Offenb. 4, 8. [11] Ebenda 7, 10; vgl. 19, 1. [12] Ebenda 7, 12. [13] Ebenda 11, 6. [14] Ps. 35, 9. [15] Carus, Psyche. Pforzheim 1846. S. 526. [16] S. Bern., In Natali S. Victoris. Sermo 2. [17] 1. Kor. 13, 8. [18] Ebenda 10, 12. [19] Thom. Aq. l. c. a. 5 et 6. [20] Buch der Weish. 6, 13. [21] Hieronym., Epist. ad Paulinum. [22] Augustin., Confess. lib. V. c. 4. [23] Plato, De re publ. VI. [24] Dante, Parad. XXX. 85. [25] Greg. Magn., Moral. lib. XII. c. 14. [26] Thom. Aq. l. c. a. 8.

VIII.

[1] Parad. VIII. 31. [2] 1. Mos. 11, 9. [3] Joh. 17, 20 f. [4] Koloss. 3, 10 f. [5] Apostelgesch. 4, 32; 2, 44. [6] Koloss. 3, 11. [7] Joh. 17, 24. [8] Goethe, Westöstl. Divan. [9] Kard. Wiseman, Die vornehmsten Lehren und Gebräuche der kathol. Kirche. Regensburg 1838. Elfter Vortrag. [10] Bischof Martin, Blicke ins Jenseits. Mainz 1878. S. 59. [11] E. Méric a. a. O. S. 340. [12] Theod. Ratisbonne, Strahlen der Wahrheit. Autoris. Übersetzung. Mainz 1880. S. 404. [13] Bern., In Cantica. Sermo 26. [14] Friedr. Paulsen, System der Ethik. Berlin. 1889. Bd. I. S. 66 f. [15] Lecky, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl d. Gr. Deutsch von Jolowicz, Leipzig 1870—71. Bd. II. S. 99 ff. [16] Joh. 11, 23 ff. [17] Matth. 22, 23. [18] Tertull., De monogamia. c. 10. [19] Franz von Sales, Brief 787 vom 17. April 1617. [20] Schelling a. a. O. S. 164 f. [21] Testamentum Theodori Stud. [22] Makkab. 15, 12 ff. [23] J. H. Fichte, Die theistische Weltansicht. Leipzig 1873. S. 280. [24] Hebr. 1, 14. [25] G. Theod. Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig 1879. S. 253. [26] G. Theod. Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. S. 17 f. 21. 23. 27. 30 f. [27] Schelling a. a. O. S. 166. [28] Thom. Aq. l. c. P. I. q. 110 a. 1. c. a. [29] Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. Berlin 1851. Bd. I. S. 281. [30] Kant, Träume eines Geistersehers ꝛc. Riga und Mitau 1766. S. 78.

IX.

[1] Thom. Aq. l. c. P. I. q. 89. a. 2 ad 3. [2] 1. Mos. 15, 1. [3] Offenb. 21, 3. [4] Buch der Weish. 7, 11. 14. [5] Anselm, Prolog. c. 25. [6] Aristot., Rhet. 2, 4. [7] Thom. Aq. l. c. P. I. q. 28. a. 1 ad 2. [8] Hohel. 2, 16. [9] Bonav., Simul. amor. P. III. c. 17 et 20. [10] Thom. Aq., De beatitud. Opusc. 63 c. 2. [11] Thom. Aq., S. Theol. II. II. q. 26. a. 13. ad 3. [12] Cajet., Comment. in II. II. q. 17 a. 5. [13] 1. Kor. 5, 2. [14] S. Bern., De diligendo Deo. c. 10. [15] Leibniz, Sentiment sur le livre de Msgr. l'Archévêque de Cambray et sur l'amour de Dieu désintéressé. [16] Bossuet, Sur les états d'oraison. l. 9. [17] Vgl. Deharbe, Die vollkommene Liebe Gottes ꝛc. Regensb. 1856. S. 179 ff. [18] W. Schneider, Göttl. Weltordnung

u. religionslose Sittlichkeit. S. 523 f. [19] Job. 12, 10. [20] Thom. Aq. l. c. a. 13 ad 1. [21] Alb. Magn. Lib. III. sent. dist. 29 a. 5. [22] Thom. Aq., Lib. III. sent. dist. 31. q. 2. a. 3. [23] Thom. Aq., S. Theol. II. II. q. 26. a. 7. c. a. [24] Thom. Aq. l. c. a. 13. c. a. [25] S. Augustin., De s. virg. c. 29. Opp. Ed. Maur. Tom. VI. 259. [26] Dante, Parad. VI. 128. [27] S. Augustin., De civ. Dei. l. XXII. c. 30. nr. 2. l. c. Tom. VII. 528. [28] Franz von Sales bei Deharbe, Erklärung des kathol. Katechismus. 4. Aufl. Paderborn 1872. Bd. I. S. 934. [29] Dante, Parad. III. 64 ff. [30] Matth. 12, 49 f. [31] Ambros., De offic. l. I. c. 7. [32] Thom. Aq., l. c. a. 13. c. a. [33] Franz von Sales, Predigt auf den zweiten Fastensonntag. [34] B. Carneri a. a. O. S. 347. [35] Luk. 14, 26. [36] Matth. 19, 29. [37] Aus der vom hl. Bischof Simplician verfaßten Grabschrift der hl. Marcellina, der Schwester des hl. Ambrosius, in der Ambrosianischen Basilika zu Mailand. [38] Katharina von Siena, Dialog. Kap. 41. [39] Lacordaire, Konferenzen. Jahrgang 1846. Vortrag I. S. 24. [40] H. Th. Buckle, Essays. Aus dem Engl. von Asher. Leipzig und Heidelberg 1867. S. 112.

X.

[1] Thom. Aq., Contra gent. l. IV. c. 81. [2] Suar., In III. P. disput. 44. [3] Chrysost., In der zweiten Rede de consol. mortis. Opp. Ed. Montf. Tom. VI. p. 304 sq. [4] 1. Kor. 15, 36. [5] Ezechiel 37, 7. 8. 10. [6] Jesai. 26. 19. [7] Tertull., De resurr. n. 12. [8] Oswald, Eschatalogie. 2. Aufl. Paderborn 1869. S. 334. [9] 1. Kor. 15 36 f. [10] Offenb. 21, 5. [11] Daumer, Meine Konversion. Mainz 1859. S. 49. [12] Römer 8, 22. [13] Catech. Rom., P. I. c. 12. q. 3. ad 3. [14] Matth. 22, 32. [15] Tertull., De resurr. c. 5. [16] Cat. Rom., P. I. c. 12 q. 3 ad 3. [17] 1. Kor. 15, 19. [18] 2. Theff. 1, 4—8. [19] 1. Kor. 15, 30 f. [20] Chrysostom., De consol. mortis. [21] Job 19, 25 ff. [22] Jakob Royer, Die Eschatologie des Buches Job unter Berücksichtigung der vorexilischen Propheten. Freiburg 1901. S. 148 f. [23] 2. Makkab. 7, 4 ff. [24] 1. Kor. 15, 13 ff. [25] Ebenda 15, 54. [26] Pascal, Gedanken, Fragmente und Briefe. Aus dem Französischen von C. F. Schwartz. 2. Aufl. Leipzig 1865. Teil I. S. 48 f. [27] Ephes. 1, 23. [28] Thom. Aq., in h. l. lect. 5. [29] Ephes. 1, 19 f. [30] Joh. 6, 49. 50. 55. [31] 1. Kor. 15, 20. [32] Koloff. 1, 18. [33] 1. Kor. 15, 18. 20. 23. [34] Vgl. 1. Kor. 3, 18; Ephes. 2, 21 f. [35] Röm. 6, 5. 10; 8, 17. [36] Joh. 5, 24; 11, 25. [37] Offenb. 21, 4. [38] 1. Kor. 15, 26.

XI.

[1] Ps. 49, 21. [2] 2. Kor. 5, 10. [3] Thom. Aq., S. Theol. Suppl. q. 81. aa. 1. 2. 3. [4] Matth. 12, 25. [5] Ebenda 12, 41 f. [6] 1. Kor. 6, 2 f. [7] Matth. 18, 18. [8] Gams, Kirchengeschichte Spaniens. Regensburg 1865. Bd. I. S. 367. [9] 1. Kor. 4, 5. [10] Sophokles, Elektra. [11] Nahum. 3, 7. [12] Gal. 6, 8. [13] Job 17, 14. [14] Buch der Weish. 3, 18. [15] Dante, Hölle. VII. 84. [16] Matth. 24, 30. [17] Offenb. 1, 7. [18] Matth. 25, 32 f. [19] Luk. 12, 2. [20] 1. Kor.

4, 5. [21] Pſ. 49, 21. [22] Nahum 3, 5. [23] Vgl. Ezech. 7, 8. [24] Vgl. Pſ. 108, 29. [25] Pſ. 51, 9. [26] Buch der Weish. 5, 3 ff. [27] Luk. 23, 30. [28] Vgl. Buch der Weish. 5, 22. [29] Jeſai. 5, 4. [30] Matth. 23, 37. [31] 5. Moſ. 30, 15; Jeſ. Sir. 15, 17. [32] Mark. 9, 43. [33] Offenb. 7, 9. [34] Matth. 25, 34. [35] Offenb. 7, 10. [36] Ebenda 9, 6. [37] Dante, Hölle. III. 1 ff. [38] Dante, Parad. XV. 10. [39] Ephräm, Predigt über die zweite Ankunft Chriſti. Opp. Romae 1743. Tom. II. p. 201. [40] Mac Carthy, Sermons. Paris 1834. Tome I. p. 81. sqq. [41] Dante, Hölle. V. 44. [42] 2. Petr. 3, 13; vgl. Offenb. 21, 1. [43] Bern., Epist. XI. 40. [44] Pſ. 57, 11. [45] Buch der Weish. 11, 25. [46] Thom. Aq., Suppl. q. 99. a. 1. ad 4. [47] Offenb. 19, 6 f. [48] Matth. 8, 12; 12, 32; 22, 13; 25, 41—46; Mark. 3, 29; 9, 43 f.

XII.

[1] Vgl. Augustin., De civ. Dei l. XIV. c. 26. [2] Augustin., Enchirid. 86—90. [3] Augustin., De civ. Dei l. XXII. c. 19. nr. 1 et 2. [4] Luk. 21, 18. [5] Ebenda 12, 7. [6] Cat. Rom. l. c. q. 7 ad 1. [7] Anselm., De simil. 57; cf. Thom. Aq., Suppl. q. 82. a. 4. [8] Buch der Weish. 9, 15. [9] Thom. Aq., Suppl. q. 95. a. 1. [10] 2. Kor. 5, 6. [11] 1. Kor. 15, 42—44. Vgl. Biſchof Simar, Die Theologie des heil. Paulus. 2. Aufl. Freiburg 1883. S. 256 f. [12] Röm. 6, 9. [13] 2. Kor. 5, 4. [14] Offenb. 21, 4; 9, 6. [15] Augustin., De peccat. mer. et rem. l. I. c. 3. Opp. l. c. Tom. X. 3. [16] Augustin., De genes. ad lit. l. VI. c. 25. l. c. Tom. III. 158. [17] Röm. 14, 15. [18] 1. Kor. 6, 13. [19] Matth. 8, 11. [20] Luk. 24, 42. [21] Cat. Rom. l. c. q. 9. ad 1. [22] Ephr., De compunct. 8. [23] Matth. 17, 2. [24] Phil. 3, 21. [25] Thom. Aq., Suppl. q. 85 a. 1. [26] Cat. Rom. l. c. q. 9. ad 2. [27] 2. Moſ. 34, 29. [28] Matth. 13, 46. [29] Dan. 12, 3. [30] Buch der Weisheit 3, 7. [31] A. v. Humboldt, Kosmos. Stuttg. und Tüb. 1845 ff. Bd. I. S. 207. [32] Cyrill. Hierosolym., Catech. 18. [33] Bautz, Die Lehre vom Auferſtehungsleibe. Paderborn 1877. S. 362 ff. [34] Secchi, Die Sterne. Leipzig 1878. Bd. XXXIV. der internationalen Bibliothek. S. 58. [35] Thom. Aq., Suppl. q. 85. a. 2. [36] 1. Kor. 15, 41. [37] Thom. Aq., Suppl. q. 95. a. 10. [38] Apoſtelgeſchichte 9, 1 ff.; 22, 6 ff. [39] Buch der Weish. 3, 7. [40] Jeſai. 40, 31. [41] Thom. Aq., Suppl. q. 84. [42] Augustin., De civ. Dei l. XXII. c. 30. [43] 1. Theſſ. 4, 16. [44] Cat. Rom. l. c. q. 9. a. 4. [45] Luk. 24, 39. [46] Job 19, 26. [47] Deutinger, Das Reich Gottes nach dem Apoſtel Johannes. Bd. II. S. 121 ff. [48] Aug. Secchi, Die Einheit der Naturkräfte. Deutſche Überſetzung von Schulze, Leipzig 1876. Bd. I. S. 13. 145. [49] Gutberlet, Die Metaphyſik. Münſter 1880. S. 153 ff. [50] Vgl. Crookes, Strahlende Materie. Deutſche Überſ. von Gretſchel. Leipzig 1879. Zöllner, Das Skalenphotometer. Leipzig 1879. S. 52 ff. [51] „Natur". 1880. S. 228. [52] J. Loſchmidt im Wiener Akad. Berichte. Heft III. 1865. S. 395 ff. [53] Lothar Meyer, Die modernen Theorien der Chemie. Breslau 1872. S. 290. [54] Schelling a. a. O. S. 159 f. [55] Chrysostom., Orat. in illud de dormientibus etc. [56] Oswald a. a. O. S. 325.

XIII.

[1] Strauß a. a. O. S. 129 f. [2] Apostelgeschichte 17, 27 f. [3] Offenb. 21, 1 ff. [4] Lotze a. a. O. Bd. III. S. 334 f. [5] 1. Mos. 1, 4. 10. 12. 18. 21. 25. 31; Jes. Sir. 39. 21; 1. Tim. 4, 4. [6] Thom. Aq., S. Theol. P. I. q. 96. a. 1. ad 2. [7] Kurtz, Bibel und Astronomie. 4. Aufl. Berlin 1858. S. 160 ff. [8] 1. Mos. 1, 26 ff. [9] Chrysost., In Genes. hom. 8. n. 2. [10] 1. Mos. 2, 5. [11] V. Hehn, Die Kulturpflanzen und Haustiere. 4. Aufl. Berlin 1882. [12] Link, Die Urwelt ꝛc. 2. Aufl. Berlin 1834. Bd. I. S. 243. [13] August., De civ. Dei. l. XIV. c. 15. n. 2. [14] Schelling, Werke. Bd. I. S. 399. [15] Jesai. 51, 6; vgl. Ps. 101, 26—28. [16] Jesai. 51, 17. 22. [17] Matth. 5, 18; 24, 35. [18] Offenb. 20, 11; 21, 1. [19] Ps. 118, 90. [20] Predig. 1, 4. [21] Baruch 3, 32. [22] 1. Kor. 7, 31. [23] Can. 10 et 11. [24] Chrysost. l. c. [25] Jesai. 11, 6—9; vgl. Osee 2, 18. [26] Jesai. 30, 26. [27] Kol. 1, 20. [28] Apostelgeschichte 3, 21; vgl. 2. Petr. 3, 7 ff. [29] Röm. 8, 19 ff. [30] Cyrill. Hieros. Catech. XV. n. 3. [31] Greg. Naz., Opp. Antwerp. 1612. Tom. p. 65. [32] Cf. Thom. Aq., In IV. Sent. dist. 48 q. 2. a. 1. [33] Jesai. 66, 15 f.; vgl. 29, 9; 30, 30. [34] Dan. 7, 9. [35] 2. Thess. 1, 7 f. [36] 1. Kor. 3, 13. [39] Ovid, Metamorph. I. 256 sqq. [40] Bang, Voluspaa og de Sibyllinske Orakler. Christiania 1879. Sophus Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage. Autoris. Übersetzung von O. Brenner. München 1889. [41] E. H. Meyer, Völuspa. Eine Untersuchung. Berlin 1889. [42] Völuspa. Nr. 38—51. [43] Vgl. Histor. Jahrb. Bd. XVI. S. 888 (1895); Bd. XVII. S. 684 f.; 823 ff. (1896). [45] K. Braun a. a. O. S. 312—315. [46] Pfaff, Die Entwicklung der Welt. Heidelberg 1883. S. 202 ff. [47] Til. Pesch, Die großen Welträtsel. Freiburg 1884. Bd. II. S. 355. [48] v. Helmholtz, Vorträge. Braunschweig 1876. 2. Aufl. Heft 2. S. 116 f. Vgl. Clausius, Mechanische Wärmetheorie. Braunschweig 1878. Bd. I. S. 355 f. Secchi a. a. O. Bd. II. S. 342 ff. — Die Sonne. Braunschweig 1872. Bd. II. S. 607 ff. Tyndall, Fragmente aus den Naturwissenschaften. Braunschweig 1874. S. 1 ff., 83 ff. Epping, Der Kreislauf des Kosmos. Freiburg 1882. S. 68—103. [49] Epping a. a. O. S. 103. [50] Tait, Popular Lectures on scientific subjects. London 1881. Bd. II. S. 193. [51] Pfaff, Wissenschaftliche Vorträge. Heidelberg 1880. S. 75. [52] Klein, Astronomische Abende. Leipzig 1897. S. 365 ff. [53] Karl Braun, Über Kosmogonie vom Standpunkte christlicher Wissenschaft. 2. Aufl. Münster 1895. S. 340 ff. [54] 1. Thess. 4, 16. [55] Offenb. 21, 4. [56] Ebenda 2, 4. [57] Bautz, Der Himmel. Mainz 1881. S. 185. [58] Jesai. 30, 26. [59] 2. Petr. 3, 13. [60] Delitzsch, System der biblischen Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1861. S. 482 f. [61] Offenb. 21, 4. [62] Vgl. Ps. 131, 14. [63] F. v. Baader, Tageb. 110. [64] Lotze a. a. O. Bd. III. S. 332. [65] Alfr. R. Wallace, Der malayische Archipel. Deutsche Übersetzung von A. B. Meyer. Braunschweig 1869. Bd. II. S. 426 f. [66] Rudolf Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. Berlin 1896. S. 4.

XIV.

[1] Luk. 24, 26. [2] Joh. 14, 28; 16, 5 f. [3] Ebenda 16, 20 ff. [4] Ebenda 16, 7. 16. [5] Ebenda 20, 9. [6] Matth. 28, 5 ff. [7] Jes. Sir. 18, 8. [8] Luk. 16, 22. [9] Ebenda 23, 43. [10] 2. Kor. 5, 6 ff. Vgl. Bischof Simar, Die Theologie des hl. Paulus. 2. Aufl. S. 252 ff. [11] Philipp. 1, 23. [12] Bischof Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 3. Aufl. Freiburg 1893. S. 856 ff. [13] Cyprian., De mortalitate n. 26. Opp. Ed. Goldhorn. P. II. p. 188 sq. [14] Cypr. l. c. n. 30. [15] Conc. Flor., Sess. ult. Harduin. Tom. XI. col. 421. [16] V. Verlaque, Iean XII. Sa vie et ses oeuvres d'après des documents inédits. Paris 1883. p. 151 sqq. [17] Trid., Sess. XXV. [18] Vgl. Hub. Beckers, Mitteilungen aus V. Ernst Löschers auserlesener Sammlung von Schriften aus dem 17. und 18. Jahrhundert über den Zustand der Seelen nach dem Tode. 2 Hefte. Augsb. 1835—36. [19] S. oben S. 275 ff. [20] S. Aug., Sermo 362, de resurr. 2. c. 26. Opp. Tom. V. 1000. [21] Thom. Aq., Contra Gent. l. IV. c. 86. [22] Hettinger a. a. O. Bd. II. 2. S. 306 f. [23] Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechtes. Berlin 1780. § 93 ff. [24] W. H. Blasche, Philosophische Unsterblichkeitslehre. Erfurt 1831. [25] Wiedemann, Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. Wien 1851. [26] Beilage zur „Allgem. Zeitung" 1899. Nr. 205. S. 1. [27] Nietzsche, Fröhl. Wissenschaftl. Aphorismus 341. [28] J. A. Anderson, Die Seele, ihre Existenz, Entwicklung und wiederholte Verkörperung. Deutsch von Ludwig Deinhard. Leipzig 1895. [29] Herm. Lotze a. a. O. Bd. I. S. 440. [30] Joh. Volkelt, Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. München 1892. S. 117. [31] Iren., Adv. haeres, l. II. c. 28. n. 3. [32] Herm. Schell, Die göttliche Wahrheit des Christentums. Bd. I. Paderborn und Münster 1895. S. 104. [33] Reynaud, Terre et ciel. p. 271. [34] Vgl. Keel, Die jenseitige Welt. Bd. III. Einsiedeln 1896. S. 73. [35] Leonh. Atzberger, Geschichte der christlichen Eschatalogie innerhalb der vornic. Zeit. Freiburg 1896. S. 143. [36] E. Wadstein, Die eschatolog. Ideegruppe: Antichrist, Weltsabbat, Weltende u. Weltgericht in den Hauptmomenten ihrer christlich-mittelalterlichen Gesamtentwicklung. Leipzig 1896. S. 196. [37] J. N. Schneider, Die chiliastische Doktrin und ihr Verhältnis zur Glaubenslehre. Schaffhausen 1859. [38] Ign. Waller, Die Offenbarung des heil. Johannes im Lichte der hl. Geschichtstypik. Rixheim 1882. [39] Riemann, Die Lehre der hl. Schrift vom tausendjährigen Reiche. Schönebeck 1858. [40] Volck, Der Chilialismus seiner neuesten Bekämpfung gegenüber. Dorpat 1896. [41] A. Koch, Das tausendjährige Reich. Basel 1872. [42] Vgl. H. Grattan Guineß, Das nahende Ende unseres Zeitalters. Autorisierte Übersetzung von Gräfin Elisabeth Groeben. Berlin 1889. Bd. II. S. 381 ff. [43] Offenb. 20, 1 ff. [44] Vgl. Job 19, 5; Joh. 6, 39. 44. 55. [45] Joh. 5, 28; 1. Kor. 15, 52; Dan. 12, 2; vgl. auch Matth. 13, 24; 25, 1 ff. [46] 1. Kor. 15, 42 ff.; 1. Thess. 4, 13. 16; Ephes. 2, 5 f.; 2. Kor. 5, 1. [47] Matth. 22, 30; Röm. 14, 17.

[48] 2. Kor. 5, 14 f. [49] Joh. 5, 25 ff. [50] Bischof Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 3. Aufl. S. 912 ff. [51] 2. Theff. 2, 7 ff. [52] Vgl. z. B. Waller a. a. O. S. 462 ff. [53] Bischof Simar a. a. O. S. 908 f. — Die Theologie des hl. Paulus. 2. Aufl. S. 258 ff. [54] Waller a. a. O. S. 416. [55] A. Chauffard, L'Apocalypse et son interprétation historique. Avignon und Paris 1888. 2 Bände. [56] Les grands avertissements de l'Apocalypse et d'autres oracles sacrés. Ebenda 1888. [57] Köln. Volkszeitung 1898. Nr. 158. Literarische Beilage. [58] 2. Theff. 2, 3 f. [59] Luthardt, Die Lehre von den letzten Dingen. 2. Aufl. Leipzig 1870. S. 156. [60] Grattan Guineß a. a. O. Bd. II. S. 476.

XV.

[1] Aug., Serm. 172. n. 3. l. c. Tom. V. 576. [2] Offenb. 2, 27. [3] Sprichw. 20, 9. [4] Jes. Sir. 7, 43. [5] S. oben S. 458 f. [6] Confess. fidei Mich. Paleol. Vgl. v. Hefele, Konziliengeschichte. Bd. VI. S. 122 f. [7] v. Hefele a. a. O. Bd. VII. S. 746 f. [8] Trid., Sess. XXV. Decr. de Purgatorio. Cf. Sess. XXII. cap. 2 et can. 3. [9] Dieringer, Dogmatik. 5. Aufl. Mainz 1865. S. 731. Vgl. auch Bischof Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 3. Aufl. S. 897 ff. Möhler, Neue Untersuchungen 2c. 2. Ausg. Mainz 1835. S. 319 f. Redner, Das Fegfeuer. S. 183. Hettinger a. a. O. Bd. II. 2. S. 361. Oswald a. a. O. S. 103. [10] Ezech. 28, 18. [11] Bossuet, Predigt für den dritten Adventssonntag. [12] Buch der Weisheit 11, 17. [13] Matth. Karyophilus, Refutatio pseudochristianiae Catechesis editae a Zacharia Gergano (Editio graeco-latina). Romae 1631. p. 316 sqq. [14] Winer, Komparative Darstellung des Lehrbegriffes der verschiedenen christlichen Kirchenparteien. Leipzig 1837. S. 12. [15] Luthers Werke. Erl. Ausg. Bd. XI. S. 197. [16] Möhler, Symbolik. 7. Aufl. Mainz 1864. S. 218. [17] Dav. Friedr. Strauß, Christl. Glaubenslehre. Tübingen 1840—41. Bd. II. S. 686. [18] Hase, Handbuch der protest. Polemik. 4. Aufl. Leipzig 1878. S. 400. [19] Vgl. Höninghaus, Die Resultate meiner Wanderung durch das Gebiet der prost. Literatur. Aschaffenburg 1835. S. 206. [20] Oertel, Hades. Leipzig 1863. S. 181. [21] Lüttkemüller, Unser Zustand vom Tode bis zur Auferstehung. Leipzig 1852. S. 127. 175. Maywahlen, Der Tod. Berlin 1854. S. 118 f. [22] Kliefoth, Über das Begräbnis. Schwerin 1854. S. 20. [23] Paul Tschackert, Evangelische Polemik gegen die römische Kirche. Gotha 1885. S. 158. [24] Vgl. Laacke, Darf der Protestant für die Verstorbenen beten? Berlin 1863. S. 24 ff. [25] Leibbrand, Das Gebet für die Toten. Stuttgart 1864. S. 103. „Theol. Studien u. Kritiken." 1866. S. 402 ff. [26] Alzog, Kirchengeschichte. 8. Aufl. Mainz 1867. Bd. II. S. 260. [27] Luthers Werke. XVIII. S. 267 ff.; XXX. S. 371; XIII. S. 13 f.; XV. S. 466. [28] Dieselbe Anweisung enthalten die „Jahrbücher für deutsche Theologie". Jahrgang 1861. Bd. II. S. 295 ff. [29] Melanchth., Apol., art. 24 de missa. § 96. [30] Calv., Inst. lib. III. c. 5. § 10. [31] Döderlein, Über die christliche Fürbitte. Jena 1781. S. 110 ff. [32] Karsten, Die letzten Dinge. S. 133. [33] Martensen, Die

christliche Dogmatik. Deutsche Übersetzung. 4. Aufl. Kiel 1858. S. 394. [34] Hahn, Amtliche Erklärung 2c. Breslau 1862. S. 12. [35] Kliefoth a. a. O. S. 20. [36] Vgl. „Theologische Studien und Kritiken". 1866. 402 ff. [37] Khorda-Avesta, 45, 23; 46, 29. [38] Vendidad. 19, 122. [39] Thiersch, Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus. Erlangen 1846. Bd. II. S. 184. [40] Frantz, Das Gebet für die Toten. Nordhausen 1857. S. 4 ff. [41] Ps. 37, 2; 65, 12. Jesai. 4, 4; 9, 18. Mich. 7, 8 f. Zach. 9, 11. 1. Könige 31, 13. 2. Könige 1, 12. Tob. 4, 18. Jes. Sir. 7, 37. Malach. 3, 2 f. [42] Pseudo-Henoch, 22, 1—4. 9. 11—14. [43] Pseudo-Esra. 6, 61. 66. [44] Ios. Flav., De bello Jud. III. 8. 5. Seder Olam, Kap. 3 f. [45] 2. Makkab. 12, 43 ff. [46] Wiseman, Die vornehmsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. 2. Aufl. S. 419. [47] Matth. 12, 32. Mark. 3, 29. [48] Hahn a. a. O. S. 6. [49] Matth. 5, 25 f. Luk. 12, 58 f. [50] Luk. 16, 9. [51] Tertull., Adv. Marcion. lib. V. c. 10. [52] 1. Kor. 15, 29. [53] 1. Kor. 3, 11 ff. [54] Vgl. Ps. 96. 3. Joel 2, 30. 2. Thess. 1, 8. 2. Petr. 3, 7. 10. [55] Speil, Die Lehren der kathol. Kirche 2c. Breslau 1865. S. 245. [56] Hieronym., Comment. in Joel. c. 2. [57] 1. Petr. 3, 19; vgl. 4, 6. [58] König, Die Lehre von Christi Höllenfahrt. Frankf. 1842. S. 149 ff. E. Güder, Die Lehre von der Erscheinung Christi unter den Toten. Bern 1853. S. 37 ff. [59] Estius, Comment. in omnes Pauli aliorumque apost. Epp. Ed. Duac. 1616. Tom. II. p. 750 sqq. J. Körber, Die katholische Lehre von der Höllenfahrt Christi. Landshut 1860. S. 260—348. L. J. Hundhausen, Das erste Pontifikalschreiben des Apostelfürsten Petrus. Mainz 1873. S. 343 ff. [60] Schroeckh, Kirchengeschichte. Bd. XVII. S. 255. Vgl. Baumgarten-Crusius, Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte. Jena 1837. Bd. II. S. 1256. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Leipzig 1840. Bd. I. S. 437. Anmerkung 5. Haase a. a. O. S. 399. Wattenbach, Geschichte des römischen Papsttums. Berlin 1876. S. 21. [61] Concil. Karthaginiense III. (a. 397) cap. 29; Concil. Karthag. IV. (a. 398). cap. 79. 95; Conc. Bracarense III. (a. 572). cap. 10. [62] August., Conf. lib. IX. c. 13. [63] Frantz a. a. O. S. 78 f. [64] Kraus, Realenzykl. der christl. Altertümer. Art. Totenbestattung. Bd. II. S. 874 ff. [65] Tertullian, De monog. c. 10. Mîgne. Patr. lat. II. p. 942. [66] Wilpert, Fractio panis. Freiburg 1895. S. 57. [67] Fabricius, Cod. apocr. Tom. III. p. 93 sq. 134 sq. [68] Fabricius l. c. p. 284 sp. 319 sq. [69] Fabricius l. c. 330 sq. [70] J. P. Kirsch, Die Acclamationen und Gebete der altchristlichen Grabschriften. Freiburg 1897. S. 65. [71] Kraus a. a. O. S. 467. [72] Liell, Die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau auf den Kunstdenkmälern der Katakomben. Freiburg 1887. S. 158. [73] J. P. Kirsch a. a. O. S. 46 ff. [74] Chemn., Examen Conc. Trid. Ed. Preuss. Berol. 1861. p. 619 sqq. [75] Kliefoth a. a. O. S. 86 f. [76] Leibbrand a. a. O. S. 36 f. [77] Frantz a. a. O. S. 47. [78] August., Enchiridion. c. 110. (al. 30). [79] Ambros., In psalm. 118. [80] Basil., In cap. 9 Isai. [81] Hieronym., Lib. I. contra Pelag. ultra medium. [82] Ambros., l. c. [83] Clem. Alex., Strom. l. VII.

c. 12; cf. l. IV. c. 25; l. VI. c. 14. [84] Origenes, Contra Celsum. l. V. Ed. Spencer. p. 241. August., Enarr. in ps. 37. Opp. Tom. IV. 221. Cf. In ps. 103. serm. 3. Tom. IV. 865; Quaest. Evang. l. I. q. 15. Tom. III. II. 175. De civ. Dei. l. XX. c. 25; l. XXI. c. 13. Tom. VII. 460. 479. [85] Lactant., Instit. l. VII. c. 21. Ed. Lugd. 1587. p. 592. [86] Cyprian., Epistol. 55. c. 17. Ed. Goldhorn 1838. Vol. I. pp. 114. Lactant. l. c. Ambros. l. c. August. l. c. Basil. l. c. Greg. Nyss., Oratio de bapt. [87] Vgl. Lecky, Geschichte des Ursprunges und Einflusses der Aufklärung. Deutsch von H. Jolowicz. 2. Aufl. Leipzig und Heidelberg 1873. Bd. I. S. 246 f. [88] Trid., Sess. XV. Decr. de Purgat. [89] Dupanloup, Die in den letzten Zeiten veröffentlichten Prophezeiungen und Wundererscheinungen. Autorisierte Übersetzung. Mainz 1874. S. 46. [90] Rosignoli, Wunderbare Ereignisse aus dem Jenseits. Paderborn 1878. S. 159. [91] Bautz, Das Fegfeuer. Mainz 1883. S. 164. [92] Dionys. Carthus., De noviss. l. III. c. l. 3 sq. [93] Bischof Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 3. Aufl. S. 898 f. [94] Bannbulle Exurge Domine, Satz 38. v. Hefele-Hergenröther, Konziliengeschichte. Bd. IX. Freiburg 1890. S. 137. [95] Tit. X. 7. v. Hefele-Hergenröther a. a. O. Bd. IX. S. 169. [96] Thalhofer, Erklärung der Psalmen. 5. Aufl. Regensburg 1889. S. 82. [97] Dante, Pg. XXVI, 53. [98] Franz von Sales, Von der Liebe Gottes. Buch IV. Kap. 4. [99] Thom. Aq., De beatitud. [100] Camus, Geist des hl. Franz von Sales. Augsburg 1837. Bd. II. S. 253 ff. [101] Camus a. a. O. Bd. II. S. 255. [102] Leibniz, System der Theol. Lat.-deutsche Ausgabe von Räß und Weis. Mainz 1820. [103] Jos. v. Görres, Einleitung zu Heinrich Susos Leben und Schriften. [104] Thom. Aq., Suppl. App. q. 2. a. 1. [105] Katharina von Genua, Büchlein vom Fegfeuer. 3. Aufl. Augburg 1856. [106] Die hl. Theresia, Seelenburg. Kap. 11. M. Jocham, Die sämtlichen Schriften der hl. Theresia von Jesu. 3. Aufl. Regensburg 1869—70. Bd. IV. S. 324 ff. [107] Ps. 119, 5. [108] Ps. 54, 7. [109] Ps. 142, 6. [110] Ps. 16, 15. [111] Vgl. Ps. 41, 2—6. [112] Matth. 11, 29. [113] Hebr. 12, 6. 10. [114] Jesai. 25, 8; Offenb. 21, 4. [115] Dante, Fegfeuer. XVI. 16. [116] Suarez, De poenit. Disp. 53. Lect. 3, n. 15. [117] Kirsch a. a. O. S. 5. [118] Der Kath. Seelsorger. 1898. Heft 6. S. 255. [119] Thom. Aq., II. II. q. 83. a. 11. ad 3. [120] Bautz a. a. O. S. 243. Scheeben, Kölner Pastoralblatt. 1883. S. 14. [121] Thom. Aq. II. II. q. 83. a. 11. ad 3. [122] Theol.-prakt. Monatsschrift. Passau. S. 202. [123] Suar., De poenit. d. 47, 5. 2. n. 9. De orat l. I. c. 11. n. 7. [124] Bell. a. a. O. II. 15. [115] Znit. 4. c. 6. [126] Siehe oben S. 300. [127] J. de Maistre, Abendstunden zu St. Petersburg. Deutsche Übersetzung von M. Lieber. Frankfurt 1825. Bd. II. S. 255 f.

XVI.

[1] Matth. 19, 5. [2] G. Th. Fechner, Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Leipzig 1879. S. 9. [3] Chrysost., Ad viduam juniorem. Tract. I. [4] Hieronym., Epist. 75 ad Theodoram.

[5] Theod. Studit., Epist. 144. c. 2. [6] August., Epist. 92. Opp. l. c. Tom. II. 172. [7] Matth. 22, 29 f. [8] Tert., De monogamia c. 10. [9] S. oben S. 267 ff. [10] Tim. 4, 15. [11] S. oben S. 334 f. [12] Sintenius, Elpizon. 3. Aufl. Köln 1811. Bd. V. S. 146. [13] Plut., Cons. ad Apol. 35. [14] Makkab. 7, 4 ff. [15] Angelini, Die Tränen der Christen ꝛc. Deutsche Übersetzung von Schumacher. Regensburg 1871. S. 178 f. [16] Basil., Epistol. ad Nectarium. [17] Greg. Nyss, In funere Pulcheriae. [18] Hieron., Epistol. 39 ad Paulam. Ed. Vallarsi. [19] Speil, P. Karl Antoniewicz. Breslau. 1874. S. 232. 229. [20] S. A. v. Reumont, Briefe heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freiburg 1878. S. 276 f. [21] H. v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890. S. 244. [22] Aug., Confess. l. IX. c. 12. [23] Vita per Fr. Gaufredum. [24] Joh. 14, 19. [25] Ebenda 11, 25. [26] Matth. 13, 43. [27] Daniel 12, 3. [28] Greg. Naz., Oratio 19 in patrem. Opp. Antwerp. 1612 p. 108. [29] S. „Rhein. Volksblatt". 1879. Nr. 11. [30] Bischof Sailer, Über Erziehung für Erzieher. Sulzbach 1831. Bd. I. S. 109. [31] Ambros., De excessu Satyri. l. I. [32] Greg. Naz., Oratio 20. l. c. p. 140. [33] Aug., Epist. 263. l. c. Tom. II. 677. [34] Bern., In cantica sermo 26. [35] S. oben S. 328 ff. [36] Merlo Horst., Notae in serm. 26. [37] Ambros., De obitu Valent. [38] August., Confess. l. IX. c. 3. [39] Angelini a. a. O. S. 23.

XVII.

[1] Job. 3, 5; vgl. V. 3. [2] Joh. 14, 2. [3] Trid., Sess. VII. De bapt. can. 5. [5] S. oben S. 281 ff. [5] Bischof Simar, Lehrbuch der Dogmatik. 3. Aufl. S. 706. Oswald, Sakramentenlehre. 3. Aufl. Münster 1870. Bd. I. S. 220. [6] Bellarm., De amiss. gratiae et statu peccati. l. VI. c. 2. [7] Vgl. Job 3, 3 f. [8] und [9] Dom. de Soto, De nat. et grat. lib. I. c. 14. [10] Tom. Aq., S. Theol. P. III. Suppl. App. q. 1. [11] Jul. Didiot, Ungetauft verstorbene Kinder. Deutsche Übersetzung von H. Wampach. Kempten 1898. S. 25. [12] l. c. q. 2. [13] Lessius, De perf. mor. div. l. XIII. c. 22. [14] Klopstock, Messias, 1. Gesang gegen Ende. [15] Bischof v. Ketteler, Briefe. Mainz 1878. S. 112. [16] Offenb. 12, 12. [17] Matth. 7, 13 ff.; Luk. 13, 23 ff. [18] Matth. 20, 16; 22, 14. [19] 1. Kor. 10, 13. [20] L. Blosius, Geistl. Perlenkranz. Kap. 12. [21] Franz v. Sales, Briefe an den Präsidenten Frimiot vom 7. Oktober 1604. [22] Matth. 11, 12. [23] Inschrift über dem Eingangstore zum Totenhofe der freireligiösen Gemeinde in Berlin. [24] Most in einer im Januar 1876 zu Berlin gehaltenen Rede. [25] Bellarm., De aeterna felic. sanctorum. l. V. c. 3. [26] Salmeron, Sermones in parabolas evang. tract. XXXIII. [27] Dechamps, Christus und die Antichristen. Deutsche Übersetzung von Heinrich. Mainz 1859. S. 539 ff. [28] A. Castelein, Le Rigorisme. Le nombre des Élus et de la doctrine du Salut. 2e éd. Paris 1899. [29] J. Coppin, La question de l'Evangile: „Seigneur, q'en aura-t-il peu de Sauvés?" Bruxelles. 1899. [30] F. H. Godts, De paucitate Salvandorum quid docuerint sancti? ed. altera. Rolarii Flandorum. 1899.

[31] Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche. Bd. XVIII. 1888. S. 380. [32] Dante, Paradies. XX. 133. [33] Luk. 13, 23. [34] Bellarm. l. c. l. III. c. 6 sq. [35] Matth. 7, 14. [36] Matth. 8, 11; Luk. 13, 29. [37] Offenb. 7, 9. [38] Thom. Aq., In III. Sent. d. 28. q. 3. a. 1. 2. Cf. De Vero q. 14. a. 11. ad 1. [39] Ezech. 33, 11. [40] Tim. 2, 4. [41] August., In psalm 6 nr. 8. [42] August., In psalm 50. nr. 18. [43] August., In psalm 36. sermo 2. nr. 11; in psalm 54. nr. 4. [44] Ps. 129, 7 f. [45] Ps. 85, 5. [46] Klagel. 3, 22. [47] Ebenda 3, 25. [48] Jesai. 42, 3. [49] Ezech. 33, 11. [50] Jesai. 1, 18. [51] Röm. 8, 32. [52] Joh. 3, 16, 17. [53] Jerem. 31, 3. [54] Joh. 15, 9. [55] 2. Kor. 8, 9. [56] Phil. 2, 8. [57] Ps. 21, 7. [58] Jesai. 53, 7 ff. [59] Ephes. 5, 2. [60] Offenb. 1, 5. [61] Joh. 13, 1. [62] Joh. 14, 13. [63] Jerem. 29, 11. [64] Luk. 23, 34. [65] Ephes. 3, 19. [66] Hebr. 5, 7. [67] L. Blosius a. a. O. Kap. 1. [68] L. Blosius a. a. O. [69] L. Blosius a. a. O. [70] Dante, Pg. V. 101. [71] Job 7, 15 f. [72] S. oben S. 67 f. [73] Shakespeare, Julius Cäsar. [74] E. Dühring a. a. O. S. 179. [75] S. oben S. 67. [76] Masaryk a. a. O. S. 75. [77] Masaryk a. a. O. S. 75. [78] Paulsen, System der Ethik. Bd. I. Berlin 1889. S. 461 ff. [79] Röm. 14, 4. [80] Stimmen aus Maria-Laach. Bd. XXIII. S. 273. [81] Lisle, Du suicide. Paris 1856. S. 140 ff. [82] Anton Kerschbaumer, Ein Pilgerleben. Memoiren. Wien 1896. S. 165. [83] Camus a. a. O. Bd. II. S. 308.

XVIII.

[1] Bischof v. Ketteler a. a. O. S. 108. [2] Fénélon, Werke. Übersetzt von Claudius. Hamburg 1823. Bd. II. S. 22. [3] 1. Mos. 12, 2. [4] Ebenda 15, 2 f. [5] Ebenda 17, 16 f. [6] Ebenda 22, 2. [7] Ebenda 22, 3. [8] Ebenda 22, 5. [9] Chrysost., In illud de dormientibus. l. c. p. 762. [10] 1. Sam. 1, 6 ff., 2, 20 ff. [11] Greg. Nyss., Epist. ad Hierium de infantibus etc. [12] August., Sermo 86 nr. 11 sq. l. c. Tom. V. 321. [13] Nicolas a. a. O. Vorrede. [14] Camus a. a. O. Bd. I. S. 133. [15] Matth. 22, 30. [16] Kardinal v. Diepenbrock, Gedenkblätter an Passavant. Frankfurt 1860. S. 39. [17] Matth. 5, 5. [18] Vesper-Hymnus „Coelestis urbs Jerusalem“ am Kirchweihfeste. Nach der Übersetzung von Schlosser. Vgl. auch den Hymnus „Urbs beata“ für dieses Fest. [19] Ephes. 3, 15. [20] Ps. 67, 7. [21] Ps. 146, 9. [22] Luk. 12, 24. 27. [23] Matth. 19, 29. [24] Job 14, 5. [25] Franz von Sales, Brief vom 2. Nov. 1607. [26] W. H. Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes. 3. Aufl. Stuttgart 1895. S. 56 f. [27] Sophokles, Antigone.

Alphabetisches Sachregister.

A.

B.

C.

G.

H.

K.

L.

M.

N.

P.

R.

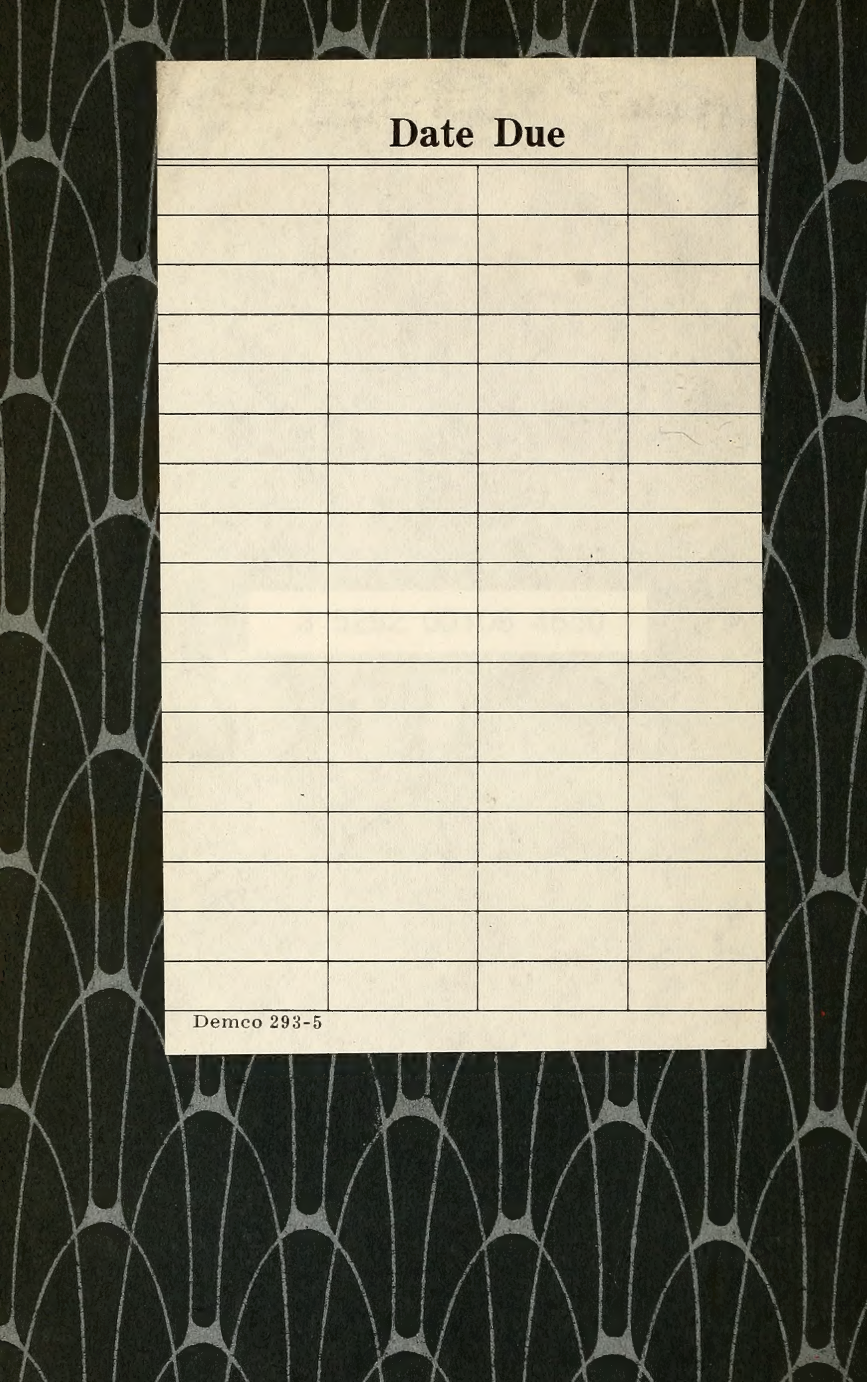
S.

T.

U.

V.

W.



Date Due
Demco 293-5


BT901
S365x
11144


STACKS BT901.S365x
Schneider, Wilhelm,
Das andere Leben
3 5282 00108 4550